
Gotthelf

Gotthelfs ausgewählte Werke.

Inhalt der Bände:







Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben
von
Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Neunter Band.

Ausgewählte Erzählungen III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ausgewählte Erzählungen

von

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius).

In vier Bänden.

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Dritter Band.

Inhalt: Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler. — Michels Brautschau. — Die drei Brüder. — Segen und Unsegen. — Das Erdbeeri-Mareili. — Der Sonntag des Großvaters. — Der Besenbinder von Rychiswyl. — Niggi Ju.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler.

(Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1849.)

Es ändert sich die Welt, wie man zu sagen pflegt; es wechseln die Sitten der Menschen, und doch geschieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo sagt, denn das Alte wird seinerzeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunst klingt gar hoch und schwer; man stellt sich wunder was darunter vor, aber es steckt nicht halb soviel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunst, ans Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunst, am Ruder zu bleiben, aber sie würden sich sehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen gibt, gibt es viel Eichhörnchen; geraten die Trauben wohl, schneit und regnet es Regenten, und was kann der Mensch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunst oder die Kunst, ans Ruder zu kommen, besteht in zwei ganz verschiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrschende ist: entweder muß man dazu geboren oder dazu gewählt werden. Diese beiden Methoden schließen einander ziemlich aus. Denn zumeist wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, ist wiederum nicht dazu geboren, und je weniger einer dazu geboren ist, desto hitziger betreibt er das Gewähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unstreitig ist die des Geborenwerdens für die,

welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangsalen, welche bei Wahlen stattfinden, ist der Faden radikal abgeschnitten. Das Glück kömmt so gleichsam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich fast nichts mehr gedacht, geredet, geschrieben, geschafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui, geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunst so recht im Schwunge ist, so ist es nicht bloß ein Zeichen, daß ein schön Stück Brot darin liegt, sondern es bildet sich darin eine Virtuosität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird, daher die Zeit, in welcher sie herrscht, die Kunstperiode oder die Blütenzeit der Nation genannt wird.

Nun scheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer solchen Periode, in der Wahlblüte leben, in unserm Lande wenigstens; denn noch nie wurde das Wahlgeschäft so schwunghaft, so ausdauernd und mit solcher Kunstfertigkeit betrieben, als in den jüngsten Zeiten, und allem Anschein nach wird es einstweilen wenigstens nicht abnehmen. Es wird daher niemanden als wie vom Zaune gerissen erscheinen, wenn wir den geneigten Leser mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöten und Wahlängsten des Herrn Böhneler zu unterhalten suchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blütenzeit seines Lebens mit der Periode der Wahlblüte zusammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das glücklichste ausgestattet, für diese Periode nämlich. Bekanntlich gibt es Tiere, welche das Wetter wittern, Tage, Wochen vorher und sich einrichten nach den Winden, die da kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Aussicht stehen; so hatte es Herr Böhneler akkurat. Da also das Bleiben am

Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer schickt sich da besser ans Ruder als der, der instinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner sind bekannt, wie sie ihre Kapuze übers Haupt ziehen und wieder sie lüften und barhaupt dastehen und alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Instinkt; gerade so eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Instinkt. Und dieser Instinkt dehnte sich auf seinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menschen barhaupt, den Hut in der Hand stehen, und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf seinem Zimmer waren, sagen, er bitte sie, sich gleich zu entfernen, er könnte sonst verdächtig werden, wenn man sie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte schwarze Pudel, seinem bekannten Meister. Nur eins hatte ihm die Natur versagt; das machte ihn zuzeiten fast troslos; es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz (Schnurrbart). Bekanntlich haben wir in unserm Vaterland von Zeit zu Zeit martialische Anfälle, ganz schreckliche, mörderliche, wo wir uns gebärden, als wollten wir die halbe Welt fressen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund ist, muß diese Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, sondern auch gleichsam sie repräsentieren. Dies geschieht am wirksamsten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzosen und Österreicher zu Pulver zermalmt wie Tabakblätter in einer Schnupftabakstampfe, sondern alle Büffel und Elefanten samt Kamelen und Rhinozerossen totschlägt, als wären es Fliegen oder höchstens Käfer, in welcher Methode Luvini*), der Tessiner Held im Ratssaale, ein unübertreffliches Vorbild ist. Indessen reden

*) Oberst Luvini ist durch seinen unrühmlichen Rückzug im Sonderbundskriege 1847 vor schwachen Sonderbundstruppen bekannt.

kann man nicht immer, man muß den Heldenmut und die Vaterlandsliebe auch vorweisen, sie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das ist der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Mist Schwämme wachsen über Nacht, wenn es schlecht Wetter geben will, so wachsen, wo die Herzen gut seien, die Gesinnung recht, die Volkstümlichkeit groß, gleichsam über Nacht Schnäuze unter der Nase, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein solches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachsen; es brachte Herrn Böhneler fast zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, schwache Augen, schwache Beine, aber sein Blut sei heiß fürs Vaterland wie zwanzigjähriges, sagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit sterben, sagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," schrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinst, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'stürm (Gerede)," antwortete Anne Bäbi; „wenn es jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten sich ja schämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächst dein Lebtag keiner, du hast ja schon so viele Schnäuze (so oft angeschnauzt) bekommen dein Lebtag, daß du, wenn sie hätten wachsen wollen, einen hättest, der ginge von hier bis Basel, pfi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit schon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erstlingsperiode der Wahlen. In solchen Zeiten werden immer die besten Geschäfte gemacht. Der Konkurrenten sind wenige, die Nachfrage ist hitzig. Seine erste Wahl fand zu einer Zeit statt, wo das Mues umgerührt ward mit der gröberen Kelle (Rührlöffel) von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mues, Bohnen- oder Erbsenmues, tapfer

rührt, so bleiben Bohnen und Erbsen oder wenigstens deren Hülsen an den Rändern des Hafens hängen. Akkurat so geht es in aufgeregten Zeiten. Die Rats- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mues. Unser Böhneler (eigentlich sollte man immer sagen Herr Böhneler, wegem Respekt, aber der Kürze wegen und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber sehr genau bekannt sind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslassen) hatte die bestimmteste Aussicht, daß man ihn in der Höhe hängen lasse und zwar ohne Schnauz. Er hatte sich mit dem Stutzer (Stutzen) auf einigen Schießeten (Schützenfesten) sehr befaßt und absonderliche Reden losgelassen, daß die Schießhütte fast ohnmächtig ward. Aber es stach ihn der Haber, er wollte nicht mehr so bloß ein simpler Gewählter sein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz sind halt Brüder, und beide haben kein Genügen, und je mehr einer hat, desto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr so ein bloßer Gewählter sein, sondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schicksalsperson des Vaterlandes. Er wollte erscheinen als einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Respekt: „Herr Böhneler, wie steht es mit den Wahlen?", der dann sagen konnte mit Bestimmtheit: „Ich garantiere dafür, es ist alles besorgt, es geht wie Schnupf (Schnupftabak). Die Gegner geben sich zwar unsägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf schlagen will wie ein Schulmeister seinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, sie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man sage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie sind der Mann, Sie haben Kredit bei dem Volke, Sie haben sich ihm bewährt!" Aber um diese Stellung so recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigstens in zwei Wahlkreisen gewählt sein; er mußte so gleichsam ein persönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie sie jetzt üblich sind. Von wegen, je mehr,

man mit einer Sache betrogen wird, desto mehr hascht man nach Zeichen der Echtheit, sucht Sicherheit für sich selbst zu haben und andern zu geben.

Böhneler hatte nicht schlechte Aussichten. In einem Wahlkreise war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreise hatte er Besitztum und Verwandtschaft, er selbst aber wohnte in der Hauptstadt. Im ersten Wahlkreise scheint der Boden für Kirchenlichter äußerst ungünstig zu sein, denn er war das erste und einzige, welches in diesem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demselben entsprossen war. Auf seine Mitbürger konnte er sich fest verlassen, denn wie süß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er sagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptstadt), der und der ist unser, er ist hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtsein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne alles, hätte am meisten zu bedeuten, und was der sage, das sei gesagt! Im andern Wahlkreise schien die Sache weniger sicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht sowohl ein Bewußtsein als ein Gefühl erwachte, eigentlich seien sie nichts, würden sie aber gewählt, dann wären sie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn sie immer frisch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in diesen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen lassen, d. h. dem gesunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, sagte er oft, wenn nicht verständige, vaterlandsliebende Männer der Sache sich annehmen würden, so könnte man zusehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nötig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geschäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung tun; es mußte betrieben werden durch sogenannte Panduren; es mußte unterstützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden selbst. Die Zeitung hat vielleicht ein halb Jahr oder noch länger vorher die Steine all-

fälligen (etwaigen) Anstoßes aus dem Wege zu räumen, d. h. mutmaßliche Mitbewerber moralisch und vaterländisch totzuschlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünstigten dagegen an die Sonne zu stellen, ja ihn selbst leuchten zu lassen, wenigstens wie ein Ampeli (Öl-Lämpchen) in einer Laterne. Sie tut dieses ohne Zusammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wischt gegen den Totzuschlagenden alles von Vater und Großmutter her zusammen, was je beim Brunnen oder an einer Wasche (Wäsche) verhandelt worden, sie ruft alle Jugendsünden vom ersten Tage des Lebens an aus dem Grabe, stellt sie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vors Publikum hin, als wären sie gestern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie stempelt alle Mutmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je absichtlich über den Menschen ausgestreut worden, zu ausgemachten Tatsachen und gibt sehr fein zu verstehen, das sei aber nichts gegen das, was sie noch wüßte, womit sie aber einstweilen hinter dem Berge halte; sei es dann noch nötig, so werde sie unumwunden damit ausrücken (herausrücken), gibt nachdrücklich zu verstehen, es handle sich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüste, welche sich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünstigten sagt sie aber soviel tunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht, er beliebte (gefiel) aber nicht; er trägt sich mit volkstümlichen Projekten, dringt aber nicht durch, seine besten Bestrebungen werden von gewisser Seite her gelähmt. Man kennt die Täter, aber Geduld, in wenig Monaten wird es besser. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, seinem Willen und seinen Talenten angemessen. Der bescheidene Mann wünscht sich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde seine Freunde kennen und sich dieselben zu sichern wissen. Man schreibt uns von Z., sie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu besitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen. Alle, welche das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen, waren erstaunt über die Tiefe und den Umfang

seiner Kenntnisse und in gleichem Maße entzückt über seine Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmut keine Spur. Glücklich ist ein Volk zu preisen, welches solche Repräsentanten hat! Umsonst hofft man seit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. soll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und seine Arbeitsweise; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, so können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr X. wäre ganz der Mann, vollständig und zweckmäßig ein Projekt zu entwerfen; wer kennt nicht seine trefflichen Arbeiten in diesem Fache! Aber kleinliche erbärmliche Eifersucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, setzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde sich mündig zeigen und die Eifersüchtigen zu beseitigen wissen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht sich folgen. Mit einer solchen Zeitung setzte Herr Böhneler sich in genauere Verbindung. Der Redakteur derselben war ein grauer, dicker Schuft, der seinem besten Freunde für zwei Flaschen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohltäter gehabt, der ihn aus babylonischer Sklaverei erlöst, der in afrikanischer Wüste ihm den schrecklichsten Durst gelöscht, ihn gespeiset, gekleidet, ihm auf die Beine und in besseres Land geholfen, er wäre imstande gewesen, um ein Linsengericht oder sonst um ein Pöstlein diesen Mann zu verleumden und zu verlästern. Ja er wäre imstande gewesen, alle diese persönlich empfangenen Wohltaten, sowie was der Mann andern Gutes oder sonst Gemeinnütziges getan, als den schändlichsten Verrat am Vaterlande, als wahre Greueltaten darzustellen. Würde er etwa noch gesagt haben: Seht mich an, mich Sauhund und Schweinskerl, mich hat er aus der babylonischen Gefangenschaft errettet; seither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes getan, gelogen, gelästert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem Abgrund zugeführt, an dessen Rande es schwankt; hätte er mich im Gefängnis vermodern lassen, so wäre das alles nicht

geschehen, so wäre unsägliches Unheil nicht. An diesem allem also ist er schuld durch seine dumme Gutmütigkeit — so wäre noch was Wahres an dieser Rede und sie ließe sich betrachten — aber so würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, sondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der gewesen, der ihn seiner Freiheit beraubt. Mit diesem setzte sich Böhneler in Verbindung, weihte ihm seine Dienste. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus seinem Sacke versprochen — bewahre, das ist eben auch die Kunst, so was auf Staatskosten zu machen. — Böhneler versprach ihm erstlich Mitteilung von allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden sollte. Solche Mitteilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er versprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatssäckel und womöglich eine feste Anstellung mit schönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht sich solches. —

Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am passendsten werden diese Panduren unter dem Militär, den Staatsangestellten und aus dem Lehrstande gewählt. Diese Klassen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt sichert ihnen einen bestimmten Einfluß, sie können sagen: „Tust's, wohl und gut, sonst wart', ich will dir!" So was ist zwar verboten, aber man weiß wohl, wie das gemeint ist. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrschende Partei geschieht, zugunsten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geschweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus sagte: wählt doch um Gottes willen den und den, ich kriege dann was, so kömmt es keinem Menschen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zugunsten des Rechten geschah. Je höher im Rang ein Militär steht und je nötiger (bedürftiger) er an Geld ist, desto besser taugt er zum Panduren und am allerbesten, wenn er noch

dazu Kaufmann ist, ein Geschäft hat, welches auf allen vier Beinen wackelt. So einem kann man unterlegen (unterstützen) mit Krediten, wie man unter wackelnde Tischbeine Papierklümpen stößt, welche eben nichts zu bedeuten haben, kann auch dies oder jenes in ihre oder eines Bruders Tasche weisen, Lieferungen z. B. und namenloses anderes.

Gerade so einen, der noch dazu ein hübscher Kerl war, mit breitem Rücken und Kruselhaar, der den Weibern wohl gefiel und doch zu dumm war, um gefährlich zu werden und den Platz in Böhnelers Schuhen zu usurpieren, fand Böhneler. Der Mann war ungeheuer glücklich. Erstlich glaubte er, einen Schönern gebe es nicht zu Berg und Tal, wenn er seine Uniform mit den dicken Epauletten am Leibe hatte und gar, wenn er wie ein Schneider zu Gaule saß. Zweitens kam er sich so wichtig vor, so bedeutsam und berühmt, weil er Schreiben erhielt von oben und Eröffnungen ihm gemacht wurden, daß er an heitern Tagen morgens und abends auf die Hochwacht (hoher Punkt, wo man ehemals Signalfeuer anzündete) ging, um zu sehen, ob niemand käme aus Deutschland oder Italien in großem Aufzug, mit Schalmeien und Posaunen. Man hatte ihm gesagt (lesen konnte er übel, es war nicht sein Fach), an dem einen Orte hätten sie einen Kaiser nötig, am andern einen Papst, und weil er mit beiden Ländern so bekannt war, träumte es ihm alle Nächte, er könnte berufen werden entweder nach Italien als Papst oder nach Deutschland als Kaiser. Für Papst schicke er sich absonderlich, weil er besser auf einem Esel reiten könne als auf einem Pferde und die Religion ihn nicht geniere, zu einem Kaiser aber nicht weniger, weil er sogar von der Bataillonsschule etwas kenne, in drei Sprachen sprechen gehört und eine ansehnliche Postur habe, einen germanischen Kopf, falb (blond) und dick und viel Anlagen zur Gnädigkeit.

Wenn er so geträumt hatte, so kam es ihm dann am Tage vor in seiner Einfalt, es wäre weder der eine noch der andere

Posten so dumm; einstweilen hätte er weder Weibel (Polizeidiener) noch Wechsel mehr zu fürchten.

Der Lehrer, zu dem Herr Böhneler ferner seine Zuflucht nahm, war ähnlichen Schlages, hatte Nachsicht in Beziehung auf die Schule nötig, war Gemeindeschreiber, Factotum der Gemeinde und hatte es vielleicht nötig, daß man ihm blinzelte (die Augen zumachte), von wegen etwelcher Unsauberkeit über das Nierenstück. Er konnte Reden mit Pausbacken, die drei Erzengel lösten ihm nicht die Schuhriemen auf, einen gstabeligen (steifen) Rücken machen und wieder sich krümmen je nach Notdurft, wie ein Hofmann, freilich von der noch ungehobelten Art, und war zu gebrauchen zu allem, von dem er glaubte, es führe zur Erfüllung seiner Träume; denn auch er war mit Träumen behaftet und zwar mit gar nicht übeln wie Joseph. Wegen Rücken, Stimme, Stellung und weil er sagte, er brauche nur den Finger aufzuheben, so zöge man ihn mit Gewalt ans Ruder; es sei mancher daran gekommen, er reiche ihm nicht bis an die Knöchel; hatte er großen Einfluß in der Gemeinde, in verschiedenen Pinten (Kneipen) und Speisewirtschaften, absonderlich bei der Lehrerschaft, die, je mehr er log, desto fester an ihn glaubte, von wegen ihrer gemeinsamen Richtung.

Als dritten Hauptpanduren — denn jeder der Hauptpanduren hatte noch eine Menge Unterpanduren bei Handen, welche alle mit Staatshoffnungen befriedigt oder wenigstens darauf hingewiesen worden (Polizeidiener hätten den Lohn sicher lieber bar gehabt, erhielten ihn vielleicht auch so) — erhielt er einen Angestellten, der dazu noch gemeiner Großrat war.

Da war Herr Böhneler erst recht glücklich. Dieser Großrat war nicht bloß Regent seiner Gemeinde und zwar so vollständig, daß kein Weib in der Gemeinde ein Kaffee kochen konnte ohne seine Erlaubnis, sondern er hatte seine Untertanen im ganzen Wahlkreis. Alle Lehrer tanzten nach seiner

Geige; alle, welche vor Gericht mußten, stimmten nach seinem Pfiff; von wegen seiner gründlichen Beschränktheit begriff er nichts vom Recht, sondern bloß etwas von den Farben: wer von seiner Farbe war, hatte recht, und unrecht alle Mißfärbigen (andersfarbige).

Man begreift, ein Mann von dieser Sorte muß großen Wahleinfluß haben, und wenn er noch dazu gemeiner Großrat ist, der hin und her muß, so bildet er die lebendige Verbindungslinie, empfängt die allerfeinsten Instruktionen, welche man nicht gerne dem Papiere anvertraut, auch wenn man die alleruntertänigste Kreatur zum Postmeister hat, trägt sie unsichtbar im Kopf herum und verdolmetscht sie nach Bedürfnis. Eine solche Person ist dem innern Gehalt nach von der allergrößten Wichtigkeit; sie braucht nicht groß zu sein, kann ganz füglich ein Knirps sein, auch Schönheit ist nicht notwendig, ja, je unverschämter die Fratze ist, desto wirksamer ist die Frechheit der Person. Einen solchen Panduren zahlt man begreiflich auch nicht aus eigenem Sack, aber er hat die sicherste Anwartschaft auf Staatsstellen und die bestimmte Gewißheit, daß ihm niemand was anhaben mag, und wenn er es schon möchte, doch nicht könnte.

Diese Panduren sind akkurat was die Weckenweiber. Die Weckenweiber backen nicht selbst, sie nehmen Brot und Wecken bei den Bäckern, vertragen (austragen) sie mit den zudienlichen Redensarten im Publikum. Die Panduren haben ihre Instruktionen, aber den Hauptstoff nehmen sie aus der zudienlichen (geeigneten) Zeitung, vertragen und verdolmetschen ihn dann im Publikum eindringlich und nachdrücklich, daß Kinder in Krämpfe fallen, Weiber in Ohnmachten und ältere Leute das Zittern kriegen lebenslang. Den Panduren liegt hauptsächlich das scharfe Aufpassen ob, ob irgend wer ins Wahlgehege komme, und sobald sie von ferne etwas Verdächtiges bemerken, alsbald einen Höllenlärm zu beginnen, wie die Hottentotten ihn machen, wenn sie eine Wolke Heuschrecken am Niederlassen

hindern und sie weiter treiben wollen. Da müssen sie laufen, springen, rühmen, lügen, reden, daß die Zunge ganz klein und abgenutzt wird; da haben sie manchmal harte Arbeit und ihre Stellung ist nicht angenehm, man muß eigentliche Pandurenhaut und Magen haben, um sie zu verrichten.

Die „Unterstützung" endlich lag Herrn Böhneler selbsten ob. Herr Böhneler mußte den Volksmann machen, mußte bei jedem Bekannten aus jenen Wahlbezirken stehen bleiben, die Hand geben, zum Essen einladen, nach Großvater und Großmutter fragen und der Nachkommenschaft und schalkhaft beifügen, wenn sie etwa noch einmal einen Götti (Paten) nötig hätten, so wüßte er ihnen einen, der schlüge es nicht ab, im Gegenteil täte es gerne.

Sehr förderlich ist es, wenn gerade Leute aus der Gegend in Garnison sind, mit freundlichen Grüßen und einigen Einladungen kann man viel machen. Freilich geht dabei etwas drauf, denn die Leute in Garnison sind gewöhnlich mörderlich hungrig und durstig. Ferner muß er einige Briefe ergehen lassen, nicht wegen den Wahlen eigentlich, mehr Ergießungen seines Herzenleides, daß den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes nicht besser entsprochen werde. Es dünke ihn manchmal, es wolle ihn versprengen (auseinandersprengen), aber mit dem Kopf komme man durch keine Mauer. Übrigens sei das Volk selbst daran schuld, solange es nicht volkstümlichere Wahlen treffe, komme es nicht besser usw. Endlich muß man sich zeigen in den Wahlkreisen, nicht um sich direkt zu empfehlen, sondern eben um sich zu zeigen. Da sind Musterungen, Märkte, Schießen, Gerichtssitzungen vortreffliche Gelegenheiten. Das läßt sich auf Staatskosten perfekt machen.

Es gibt alleweil eine Kasse zu visitieren, eine streitige Mark (Grenze) anzusehen, eine neue Brücke zu besichtigen, ein Kantonnement (Einquartierung) zu betreiben, kurz irgend ein Staatsgeschäft, welches berechtigt, auf Staatskosten von Staats wegen im Lande herumzufahren. Bei solchen Anlässen

und einigen Flaschen Zapfenwein (Flaschenwein) ist schon Unglaubliches getan, sind Existenzen gegründet und Existenzen zerstört worden.

Böhneler tat alles gewissenhaft mit großem Geschick, trug die schönsten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erschien, ohne daß den Wahlsieg irgend etwas zu gefährden schien. Indessen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne sich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten ist auf das entscheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrscheinlichste sich als wirklich eingetreten vor Augen stellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überschlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebnis vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expressen schicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verstand, und zählte darauf. Wenn alles günstig ging, wie er es erwarten konnte, er im ersten Wahlgang zuerst erwählt wurde und einer alsbald ablief, konnte er um zwei bis vier Uhr bereits Nachricht haben, wenigstens aus dem nähern Wahlkreise. Herr Böhneler wußte, daß man solche Expressen einigermaßen traktiere, und je besser es geschah, desto förderlicher war es bei der nächsten Wahl. Mangel an Berücksichtigung eines Expressen konnte einem Gewählten für sein ganzes Leben den Hals brechen. Nun ist man selbst in einer Stadt übel z'weg (schlimm daran), wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen lassen; man findet bloß miserable Reste und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen sehr guten, sowohl in betreff der Sache als des Geldsäckels. Aber wie kühn er tun konnte, wenn auch ohne Schnauz, fürs Vaterland, vor seinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli (Bübchen); darum sprach er ihn nur schüchtern aus und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Franeli," sagte er, „mys Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür sorgete, wenn etwa

ein Expresser käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Geläuf's ersparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu essen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Pastetchen holen ließest, das ist den Leuten seltsam und kostet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenschnittchen und ein weißes Brötchen; wenn es schon ein vorgestriges ist, es macht nichts, er hat nur desto länger daran zu mahlen. Wein ist noch genug im Keller, es sind noch einige Flaschen unten, und das Fäßchen, wo der Vierbatzige ist, ist noch fast voll; man kann von dem aufstellen, aber in einer Maßflasche, daß er sehen kann, man gönne es ihm. Staueli, Schatzeli, was meinst, sind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war dagestanden mit eingestemmten Händen, hatte mit großen Augen und spöttischem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf fragte sie: „Böhneler, schmöck (riech)!", drehte sich um und ging ab. Da seufzte Böhneler tief auf.

„Ach", sagte er, „es ist nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, solange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man alles würde, dann könnte man seinem Stande gemäß heiraten und käme nicht in solche Verlegenheit mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längst zurück, wenn jemand kömmt." Er bewegte sich mit vielem Anstande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur als vor seinem Anne Bäbi. Böhneler hatte sich das Ansehen bereits zu geben gewußt, als sei er eine Potenz auf dem Lande; im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man sich auf der Börse um die Geldmächte drängt, um Rothschild, Hoppe*) usw., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, so drängte man sich um die Wahlmächte, um den Stand

*) Schweizerischer Geldmann?

der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie steht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?" tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte sich mit Behagen rund um und gab mit einer Bestimmtheit und Sicherheit Bescheid, als wenn er diesen Augenblick mit der Eisenbahn von dorther gekommen wäre. Ein solches au fait sein vermehrte beträchtlich seine Bedeutsamkeit. Die Sitzung war begreiflich sehr kurz, es wurde meist nur von dem Wahlgeschäfte geredet, welchem die Herren selbst noch obliegen wollten in der Hauptstadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen sei, und wie sie sich zu verteilen hätten, daß sie noch einwirken könnten in der Kirche selbst.

Die Wahlen gehen nämlich zumeist in der Kirche vor, und das ist eine herrliche Sache! Das ist eine Prüfung vor Gott von sämtlichen Wählern; das ist ein wahres Selbstgericht, ein vorläufiges. Da tun Buben und Männer im nämlichen Hause, in welchem sie getauft und das christliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugnis dieses Sinnes wird an dem Tische abgelesen, an welchem sie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht." Die Zeugnisse dieses Sinnes steigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in seiner Hand, der selig macht und verdammt; sie bleiben droben angeschrieben. Ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den ihr schreibt, ist ein Zeugnis für oder gegen euch; Herrgott, wie viele ruchlose Namen werden einst ewig brennen auf den Seelen verstockter Wähler! Sie sollen das Salz der Erde sein, ach und wie dumm sind sie geworden. Pharao war verstockt und ersoff im Roten Meere. Wähler, die Christen sein wollen und doch für das unzüchtigste Gezüchte in einer christlichen Kirche stimmen, sind zehnmal verstockter als Pharao, worin werden die wohl ersaufen? Je schlechter das Geschlecht wird, desto öfter muß es wählen in den Kir-

chen; je näher das Gericht Gottes, desto strenger kommen seine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung ans Wählen ging, hatte er so wenig einen Begriff davon, wohin er ging und was das Vorzunehmende nach obigem zu bedeuten habe, als die andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der seine Ware appetitlich ausgestellt hatte, und dessen junge Frau ebenfalls sehr appetitlich daneben stund. Da schoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf diesen Gedanken, denn sie kamen ihm selten, und was rar ist, hält man gewöhnlich für viel wert. Böhneler fragte nach Schinkenschnitten, nach Bratwürsten, ob solche nachmittags zwei oder drei Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preisen, und nebenbei schäkerte er mit der appetitlichen Frau sehr angenehm, sagte ihr Schönes, kurz war sehr holdselig, so holdselig, daß, als er fort war, das Frauchen seufzte: Ach, wenn sie doch alle so wären, wie der Böhneler! und alsbald Anstalten traf, auch dessen kühnsten Ansprüchen zu entsprechen. Herr Böhneler nahm nun seinen Platz in der Kirche ein, aber gottselige Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müssen. Er war nicht einmal recht bei dem obschwebenden Wahlgeschäfte; er war im Geiste ganz in den Wahlkreisen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperson zu sein erwartete. Er hatte seine Uhr, welche im Gilet saß, vielleicht noch nie so häufig in den Händen gehabt als diesen Morgen, und doch hatte er sie gewöhnlich soviel in den Händen, als ein junger Schulmeister, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Besonders um Mittagszeit war Böhneler stark auf der Uhr, nicht allein wegem Hunger, sondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er sie zu lange mit dem Essen warten ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie sie hundertmal ärgere Klapperweiber (Klatschbasen) seien, als die allerärgsten Wäscherinnen; die, wenn es angerichtet sei, kämen doch zum Essen ungesäumt, könnten

das Schwatzen lassen, sie aber, wenn sie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern (Schwatzen und Schnattern), wie kleine Kinder, wenn sie einmal ins Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'schweiggen (zum Schweigen zu bringen) seien. Böhneler sah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die Uhren gleich gehen, so fangen sie jetzt an, jetzt machen sie dies, jetzt das usw., von wegen der Bezirksamtmann ist sehr prompt und exakt. Da täuschte sich Böhneler sehr, aber so kannte Böhneler seine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt sprechen hörte von seinen Taten, so schlug man die Hände über dem Kopf zusammen ob der Tätigkeit dieses Mannes. Damit begnügten sich natürlich die Herren in der Stadt. Wären sie ihm nachgegangen in seinem Amt, sie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie sie selbst in Ratssälen selten sind. So kann man sich täuschen in den Leuten, besonders wenn man Ratsherr ist.

Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor und das Wählen so langweilig als möglich, ja sogar das Interesse am Interesse seiner Partei entschlief. Das Sonderinteresse verschluckte total das Parteiinteresse oder wie man zu sagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als stecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Insassen; es war die bloße Ungeduld. Er schimpfte sehr unvorsichtig über die schlechte Gesellschaft, in welche man bei solchen Wahlen käme. Aber so gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verschaffe. Der bringe Tierchen mit, daß man glaube, man sei in einem Hundestall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verschiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?" Er wußte wohl, daß Botschaft unmöglich da sein konnte, aber Ungeduld geht über Verstand. Er suchte den Sigrist und sagte ihm: „Wenn mir jemand nachfrägt, so ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der sich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort sitze

ich!" Dort setzte sich Böhneler fest, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigrist.

Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen sein, man denke! Er wollte nachsehen, ob noch niemand dagewesen, und als er mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu sein, wenn jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, selb wär brav, wenn du anfangen würdest mit der Bekehrung," sagte seine Frau ganz holdselig. Böhneler setzte sich zum Essen, welches just nicht splendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er saß da auf dem Sprunge und mit gespitzten Ohren, ungefähr wie ein Hase im Lager, wenn um ihn die Hunde vorlauten (anschlagen) und er alle Augenblicke eine vorwitzige Nase in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es ist ja so gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm," sagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geschwind, geschwind, gib Bescheid und sage ihm, er solle gleich heraufkommen, führe ihn ins Salon." So hieß Böhnelers größtes Zimmer, in welchem ein runder Tisch stund und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunstwerken, welche ein wandernder Künstler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni schreit aus dem obersten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume nehe (Kommt nur näher)!" Und langsam und schwer bewegte es sich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man oben die Tritte zählen konnte. „Der ist gelaufen," sagte Böhneler, und bürstete mit der Hand rasch die Zeichen ab, welche auf seinen abgetragenen Hosen die verwaschene Serviette zurückgelassen hatte. Als schwer die Schritte in der Nähe tönten, machte sich Böhneler durch die Zwischentür ins Salon, stellte sich in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräsentation zu empfangen. Anni öffnete mit spöttischem Lächeln die Türe und sagte: „Nur herauf und da herein!" Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Wald-

graben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt sie mir gleich beide ab.". Ehe Böhneler diese Worte recht reimen konnte, kam herein ein Besenmann mit zwei Dutzend Besen auf der Achsel, stellte sie munter im Salon ab und setzte seine Rede also fort: „Nehmt die zwei Dutzend zusammen, gebe sie wohlfeil, für dreizehn Batzen, weil es die letzten sind, sonst müßte es ein Gulden sein. Es sind brave Besen, so bekommt ihr sie nirgends. Seht, es ist nicht das meiste Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es ist vom schönsten Besenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich stehle es nicht, wie die andern. Seht, was das für Besen sind. Es gäbe Ruten für Ratsherren, nicht bloß für Kinder." Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslassen solle und was für ein Gesicht machen. So klug war er, den Besenbinder seine Gemütsbewegung nicht merken zu lassen und ihm die Besen ohne Markten abzukaufen. Während Böhneler die dreizehn Batzen zählte, trappete der Besenbinder im Salon herum und sagte, das sei doch eine schöne Kammer, er hätte noch keine so schöne gesehen und noch nie solche schöne Hergötzli (Heiligenbilder), wie zwei da aufgemalt seien, oder ob es etwa Adam und Eva seien? Leute wie er lasse man sonst wie die Hunde draußen oder höchstens bis zur Treppe kommen. Er sehe wohl, er sei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was sei, ihm sei alles gut. „Wir haben schon lange gegessen," sagte Böhneler, „es ist nichts mehr warm, und expreß feuern bei dem teuren Holz tut man nicht." „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal unten ist, so macht es soviel nicht, antwortete der Mann. „Seht," sagte Böhneler, „da ist ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Losung (Erlös) bringt Weib und Kindern heim." „Danke zum allerhöchsten," sagte der Besenmann, „einen brävern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich sagen wollte, ob Ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe

hättet? Seht, wie bös meine sind, und ich Alter werde gliedersüchtig (rheumatisch), mag gar nichts mehr ertragen." „Ich trage" — da läutete es mit Macht — „keine Schuh', nur Stiefel," sagte Böhneler rasch und wandte sich gegen die Türe. „He nun," sagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und sie sollen noch so b'sunderbar kommod sein im Winter im Schnee und auch im Sommer ins Wasser."

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel," sagte Böhneler barsch und wandte sich der Türe zu. „He," sagte der Besenbinder, „so große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich sollte wohl in Eure Stiefel mögen (können). Es wär' ums Luegen (zusehen, versuchen) z'tun." „Habt Ihr es gehört," sagte Böhneler, „ich habe nichts," öffnet die Türe und geht seinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich," denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es steht einer unten," sagt Anni, „fast einer wie ein Herr." „Bring' ihn herauf," sagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten stehn." Unterdessen war der Besenbinder stehengeblieben, und sobald Böhneler sich wieder drehte, sagte er: „Oder vielleicht hättet Ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, sie kämen mir grausam kommod, ich habe keine mehr, und deren zu kaufen vermag ich nicht." Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deswegen durfte er doch nicht den Bösen machen, er fuhr mit der Hand in die Tasche, gab etwas und sagte: „Aber jetzt machet, daß Ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden." „Ei aber nein," sagte der Besenbinder. „Dank heiget (habt) z'hunderttausendmalen, und der liebe Gott wolle es Euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Besen bringen? Ihr müßt sie noch viel bräver haben, als die sind, weil Ihr ein so braver Herr seid." „Wir haben für lange genug," sagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß Ihr fortkömmt," und be-

trachtete gespannt das große Schreiben, welches keinen Poststempel hatte. Also ein Expresser, schloß er. Der kam auch bereits gegen die Türe, wurde von Böhneler sehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derselbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, sondern war schwarz, modisch, doch fadenscheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn sich setzen, öffnete das Schreiben, da öffnete sich die Türe wieder, herein reckte der Besenmann sein Gesicht wieder und sagte:

„Denk', vor Fasnacht noch könne ich wiederkommen, und wann ihr bis dahin mir was Warmes wolltet beiseite tun, ein Paar Strümpfe oder wenn es auch nur Hosen wären oder eine Kutte (Rock), so wäre es mir grausam anständig (passend)." Da fuhr Böhneler zornig auf und sagte: „Ihr seid ein unverschämter Mann, und wenn Ihr nicht macht, daß Ihr fortkommt, lasse ich auf der Stelle einen Landjäger holen." „Nichts für ungut," sagte der Besenbinder unerschrocken, „gestohlen habe ich Euch noch nichts, und das Fragen wird erlaubt sein," und trappete (trabte) endlich langsam ab. „Excusez," sagte Böhneler, „aber man ist von Pack überlaufen, Ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung ist wie ich, ist fast seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn Ihr erlaubt, so will ich das Schreiben lesen."

Während Böhneler das Schreiben mit Respekt öffnete, dachte er: der junge Mensch gefällt mir, ist bescheiden, ein anderer hätte schon draußen Zetermordio geschrien, wer er sei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine seltsame Form; er sah nach der Unterschrift, sie war ihm fremd. Er begann zu lesen, begriff nichts, fing von vornen an, schüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit," „Unglück," „Spital," „Meister," „Arbeit," „untertänigsten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubsack, reisender Schneidergehilfe," die Rede. Da sprang unser Böhneler im höchsten Zorn auf und schrie: „Wer schickt Euch mit diesem Wisch, oder seid Ihr der reisende Schneidergehilfe selbst?" „Jawohl,

zu dienen," sagte der Ferdinand Laubsack und zog ein schiefes Gesicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man sich denken, was da für ein schrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand Laubsack, reisenden Schneidergehilfen, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was ist das für eine Mode, Schreiben schicken, wie eine Behörde der andern? Was ist das für ein Tier, ein Schneidergehilfe, ihr Ferdinand Laussack Ihr, was Ihr seid? Ja wolle schreiben und Schneidergehilfe! Bettler seid Ihr Schneidergeselle, und jetzt marsch! fort! ungesäumt, sonst lasse ich die Polizei holen, Euch abfassen, einsperren wegen unbefugtem Hausieren, Ihr Schneidergeselle, Ihr Lauspack, was Ihr seid!"

Der arme Ferdinand hatte diese neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinettskopf (Schlaukopf) getan. Er hatte bloß gehört, das zieme sich viel besser bei den neuen Errungenschaften und ihrer Stellung zur menschlichen Gesellschaft; auch seien sie keine Gesellen mehr, sondern Gehilfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter sich zu verteilen hätten, auch trage es auf diese Weise viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, sondern Silber. Nun ging es ihm so, dem armen Ferdinand! Er mußte sein schönes Schreiben, welches ihn so vielen Schweiß gekostet, in hundert Stücke zerrissen sehen, mußte froh sein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hilfe der Polizei aus dem Hause zu kommen. Er hatte an solche Fälle gedacht und dafür einige schlagende Redensarten in Bereitschaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen" niederdonnern wollte. Aber sie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er seine schlotternden Glieder beisammenbehalten konnte. Böhnelers schreckliches Schlachtgeschrei erfüllte das Haus, sprengte die gesamte Mannschaft auf die Beine, alle Türen flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben, und mit Erstaunen und mit Grauen taten alle auf den Böhneler schauen. Längst hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte

nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und sagte: „Es wäre Zeit zu schweigen, sonst glauben die Leute, du seiest ein Narr geworden, und warum machst du mir ein solch Ghüder (Auskehricht, die Fetzen des zerrissenen Schreibens), wer soll das jetzt auflesen, und warum brüllst du wie ein angestochenes Kalb, das dem Metzger entronnen ist?" Böhneler erzählte die neue Mode.

„Das wundert mich nicht," sagte die Frau, „ich habe schon lange gesagt, es komme so. Wie wollte es anders kommen, wenn man solche Waschlumpen und Föseler (Strohköpfe) zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannst du ein vernünftiges Wort reden. Da ist nichts als: lieb's Anneli hier, lieb's Anneli dort, und willst so gut sein und dankheigist (hab' Dank)! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei sein, wenn du zu befehlen hättest. Dir kömmt's wohl, daß du eine Frau hast, du Fösel, und dann ein solcher regieren!" Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht hast, das Salon sieht aus wie ein Schweinestll, du kannst niemanden empfangen," sagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Fraueli, wohl," sagte Böhneler, bückte sich und wischte mit Macht und Eile zusammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Diese hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt sehen könnte und alle deine Kumpane und Ratsherren, wie du auf den Knien rutschen kannst. Weißt, mußt Stadtwischer (städtischer Straßenkehrer) werden, besser steht dir nichts an. Aber das wird schöne Hosen geben, gerade wie sie die Schulbuben haben."

Da ging die Türe auf, erschrocken wollte sich Böhneler auf die Füße stellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen (Handkörbchen) in der Hand und sagte: „Frau Säufuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie schicke hier, was Herr Böhneler bestellt habe. Die Magd sei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte sie gedacht, sie könnte uns

einen Gang ersparen, wir würden viel zu tun haben, wie Herr Böhneler gesagt, daher würde es uns anständig sein (passen). Potz, jetzt gab's Wetter, und zwar noch ein ganz anderes als vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierstücken nach. „Was bestellt, was ist das?" „Es sind Bratwürste," sagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenschnitten." „Was, Bratwürste?" schrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an sich, und als sie sich von dem Tatbestand überzeugt, befahl sie Anni: „Du gehst auf der Stelle zu der Saufüßin, bringst dies zurück und sagst ihr, daß sie sich nicht mehr unterstehe, mir etwas ins Haus zu schicken, wenn ich es nicht bestellt, ich habe hier zu befehlen und niemand anders. Wenn sie nicht ein anlässig, schlecht Mensch wäre, so würde sie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürste bestellen lassen. Sie könne sie selbst fressen. Sie solle sich in acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, so müsse sie mir aus der Stadt."

Herr Böhneler wollte vermitteln, sagte, er wolle es selbst bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem sein, aber alles umsonst. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er sie noch nicht erlebt. Böhneler wußte sich nicht zu helfen, er fürchtete alles; er griff zum letzten, zum Hute, stürzte fort, kaum weniger schnell, als vorhin Ferdinand Laubsack, der Schneidergehilfe. Verblüfft stund Frau Böhneler oben, sie wußte, der Böhneler hatte schnellere Beine als sie, nach konnte sie ihm nicht, und soviel Verstand hatte sie, zu begreifen, den Marsch könne sie ihm besser unter vier Augen oder wenigstens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie sagte drohend mit der Faust: „Warte du nur, das nächstemal will ich dir ein Liedli singen, wo du mir nicht mehr davon läufst." Das ist die natürlichste Erklärung der Gardinenpredigten, da müssen die Männer parieren, da können sie nicht mehr zum letzten Troste, zum Hute greifen;

sie müssen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen ist, und das ist eine strenge (starke) Sache manchmal.

Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächsten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder heraufholen oder grimmigen Spektakel machen. Als aber nichts runter kam, schöpfte er frischen Atem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er seinesgleichen am zahlreichsten versammelt wußte. Aber er ärgerte sich gräßlich auf seinem Wege. Ach, er war so bewegt in seinem Herzen, das Vaterland lag ihm so schwer auf der Seele; ihn ängstigte so sehr dessen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, sie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der sichern Erkenntnis der wahren Vaterlandsfreunde ab, und diese Erkenntnis mußte bis in die hintersten Täler, in jedes Gräblein (Schlucht) gedrungen sein; eine einzige Wahl konnte alles verderben, so wie ein Tropfen Essig einen ganzen Eimer Milch sauern macht. Das ganze Volk sollte in Bewegung sein auf den Straßen, unter den Toren, vor den Kaffeehäusern. Menschenwellen sollten wogen von einem Tore zum andern. Und siehe, da herrschte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugnis, wie das Volk noch nicht zum politischen Leben durchgedrungen, politisch noch mausetot war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Butiken, die Weiber nähten, ja sogar die dicken, blauroten Kellermägde saßen vor ihren Kellern und strickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es sich bequem; man konnte Straßen weit sehen, man sah niemanden rennen, niemanden laufen, ja man sah nicht einmal ein neugierig Gesicht. Ja, da ward es Böhneler noch schwerer übers Herz, er verlor die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. „Ach," dachte er, „sind wir noch nicht weiter, ist das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?"

Als er weiter hinauf kam, wohlete (ward es ihm besser) es ihm in etwas; er sah Leben, sah Gestalten flüchtig hin und

her eilen, wie die Schnepfen zur Brunstzeit im Frühling den Waldsäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel; es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büralisten, man könnte ihnen auch Bureaukratisten sagen. Das sind lauter Leute, welche selten für was anderes taugen, als ihre Karriere zu machen; dafür bieten sie allem auf, setzen das hinterste Glied in Bewegung. Solche Tage sind wahre Herrenfressen für sie; da haben sie gleichsam das Recht, Bureau Bureau sein zu lassen und in Karriere zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haschen für ihre Chefs und dadurch zu wachsen in Gnade und Gunst derselben, in entschiedenen Fortschritt zu kommen. Sie sind so gleichsam die politischen postillons d'amour, ach, und oft wie charmants!

Diese begrüßten ihn mit Ehrfurcht, besonders der siebente Sekretär im diplomatischen Fache und das siebente Subjekt (Subalternbeamter) im Bauwesen. Im Kaffeehaus oder im Leiste (geselliger Verein mit politischer Färbung, auch Quartierverein), wie man es nennen will, war große Versammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geschrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gäht füre (tretet vor)! Ihr wißt sicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt Ihr schon Expresse oder Briefe, eine Post kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen seiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Fassung imponiert immer. Er nahm eine Prise, bot die Dose höflich im Kreise herum und sagte: „Es ist allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein besonders wichtiger Tag. Die Bösgesinnten haben sich gerührt, ich kann es euch sagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz schlecht fallen, aber deswegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man sich nicht wundern und das Schlimmste vermuten, das geht auf dem Lande gar pomadig zu." „Ja, ja, so ist's, Herr Böhneler kennt seine Leute," hieß es von allen Seiten. „Seht," fuhr Böhneler mit frischem Mute fort, „um

neun Uhr ist die Versammlung angesagt, um zehn Uhr niemand auf dem Platze. Man wartet, schiebt sich ins Wirtshaus, und sitzt man einmal da, so klebt man an und muß dreimal die Leute aufrufen und ermahnen, zu kommen; es müsse angefangen sein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt ist, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen." „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man sieht, er ist mit dem Lande bekannt," hieß es wieder von allen Seiten. Das tat Herrn Böhneler sehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt sein, gilt für einen sehr großen Lobspruch bei einem Regenten, er kömmt gleich nach dem von der entschiedenen Gesinnung. Von wegen es sind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt sind, rare Vögel, seltene Exemplare. „Und wenn endlich," fuhr er fort, „die Wahlen vollendet sind, so geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, sondern ans Essen und Trinken, denn wer wollte solange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, so sagt man: am richtigsten gibt man sie auf die Post, einen Tag früher oder später wird niemand das Leben kosten, und von Expressen ist keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger, als bei uns."

Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Türe aufgerissen, und herein schoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr Spyri. Er wußte alles, hatte auf alle Fragen die bestimmtesten Antworten und eine so feine Kombinationsnase, daß er auf Jahre voraus haarklein alles wußte, was der Kaiser von Rußland nicht bloß tun, sondern auch denken würde. Er kam nun dahergefahren wie eine Kanonenkugel, und als er durch eine Türe gefahren, schmetterte er sie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man sagt sich, die Frauen, welche in seiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigstens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erschrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, sich zu sichern. „Wißt ihr, wißt ihr

es schon?" schrie er unter der Türe und wischte sich ein Tröpflein ab, das ihm an seinem Spitz (Nasenspitze) im Gesichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tischen hervor, und manche Tasse Kaffee ging den Weg alles Fleisches, und rasch war Spyri in dichtem Kreise. „Ja, schöne Sachen, saubere Geschichten, ja lustig geht's!" Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, desto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyris Worten Luft machte.

„Denkt euch, stellet euch vor," schrie er, „soeben kommt die Post an, der Kondukteur ist mir sehr ergeben, seine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der sagt, um halb ein Uhr sei er durchs Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt sei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich interessieren. Schon von weitem habe er gesehen, daß die Sache nicht richtig sei. Die Leute seien um die Kirche herum gestanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es sei ein großes Wesen gewesen, statt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es sei noch niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präsidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm sprechen könne. Da habe ihm einer gesagt, er zweifle, der Präsident habe genug sonst zu tun; d'Sach sei nicht richtig. Er habe die Post nicht länger können warten lassen, mit diesem Bescheid habe er weiter müssen. Da habe ich ihn gefragt: Aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was anderes; ist Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achsel geklopft und gesagt: Herr, ich denke was, aber einstweilen sage ich's nicht. Kondukteur, habe ich gesagt, es ist Eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich Euch auf, frei zu sagen, was Ihr denkt. Da hat der Kondukteur gesagt: Der Postillion hat schon dreimal geklopft, ich muß —, lebt wohl unterdessen! und fort war er, ich mochte rufen, wie ich wollte. Ja, meine Herren,

wenn's da richtig ist, so bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeschritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe sie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man sehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerstören, das ist Staatsgrundsatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörser zerstoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!"

„Der macht doch immer aus einer Laus einen Elefanten," sagte einer, der weit hinten stund. „Wahrscheinlich wird man gleich gehen, Pulver fassen und mit Kanonen fahren sollen. Wer ein schlecht Gewissen hat, der fürchtet sich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte (murmelte) er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das ist auch so einer, ein Reaktionär, vor dem muß man sich in acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Sphri hatte Bestürzung verbreitet; einige waren ganz blaß geworden, die meisten wenigstens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man seit einiger Zeit gemacht, zusammen, sie waren sehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten seit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße gesehen und vernommen, sie hätten sogar einmal miteinander zu Mittag gegessen und zwar jenseits der Grenze. Die Herren von Buchenholz und von Würstlingen waren öfters zusammen aufs Land gefahren. Ja, es hatten jüngst zwei alte Statthalter vor den Toren, zwischen Tag und Nacht, miteinander gesprochen und die Hände stark verworfen (stark mit den Armen gefuchtelt). Und was das Schrecklichste war, die Kapitalisten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern, und das täten sie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar.

Als sie so alles Verdächtige zusammengestellt hatten und nun zusammenrechneten, Schlüsse zogen, da wurde ihnen angst und immer ängster, schrecklich angst, als sie endlich zu dem Schlusse kamen: es besteht eine Verabredung durchs ganze

Land, sonst wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt ist's ja stille hier, wie in einer Sennhütte im Winter; heute nacht geht es los, zählt darauf! — ja, da war guter Rat teuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden, aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaus waren geschlossen, die Weibel (Polizeidiener) begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das beste sei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zusammen.

Sphri riß die Türe auf bis hinten an und war am Fortschießen, den Rat zu vollziehen, als Böhneler mit Fassung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und sagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter (übereifriger Mensch).“ „Ach, Herr Böhneler, votre valet, votre valet, gehorsamster Diener, — nicht wahr, stürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man ist?“

Da nahm Böhneler eine Prise mit Bedacht und sagte langsam: „D'Sach ist bedenklich, wir stehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man sehr vorsichtig sein, nicht den ersten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer bestimmt voraus wüßte, wem es die Beine kostet, wenn das Pulver losgeht, so wäre es was anderes. Euer Eifer, Herr Sphri, ist ungemein zu schätzen, ich werde Euren Sturmeifer nie vergessen, wollte Gott, es teilten ihn alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Mutmaßungen hin, die freilich mit der Gewißheit ganz zusammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus sich der Reaktionsversuch gehörig konstatieren ließe, stürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es sei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Wert beizulegen oder nur im geringsten sie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Ursache, eure Mutmaßungen zu teilen. Es kennt vielleicht niemand besser als ich die Umtriebe, welche

durch das ganze Land stattfinden, und die Leute, welche die Finger im Spiel haben. Ich könnte euch Geschichten erzählen und Leute nennen, es würden euch die Haare zu Berge stehen. Am rechten Orte habe ich davon gesprochen, aber ich bin ausgelacht worden, auf eine schändliche Art und von Leuten, ich darf sie euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor zu schweigen, aber den Augenblick abzupassen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache sei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nötig, meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nötig?" „Aber, aber" — jammerten viele Stimmen, „vielleicht ist der rechte Augenblick verpaßt, und dann, was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundsatz, daß das praevenire-Spielen das Sicherste sei; ist einer einmal totgeschlagen, schlägt er mich nicht tot, selb ist sicher."

Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel hereingestürzt und schrien: „Kommt, kommt, jetzt endlich ist's los!" Nun, was konnten die Anwesenden anders glauben, als die Reaktion sei los; der Jammer um Weib und Kind begann, und selbst Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botschaft zur Stadt hinein von großen Wahlsiegen, viele Trompeten brächten sie, wahrscheinlich hätten mehrere Wahlkreise sich vereinigt zu einer glänzenden Demonstration, zu einem schönen Witz, wie sie den Leuten erst nach dem entschiedenen Fortschritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, dessen Türen sich auf einem ansehnlichen Platz öffneten, herausstürmte, die Stühlchen herumfuhren und die verblüfften garçons unter die Türen stunden, die davonlaufende Herde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch vielen sehr

verdächtig vor; sie dachten sehr beträchtlich an Weib und Kinder und wie unglücklich diese wären, wenn sie den Vater verlören, und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, sondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler schritt mit Bedacht und Fassung der bockspründigen Herde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulierte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürste und Schnittchen wieder hätte. Nun könne seine Anne Bäbi sich selbst helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Ärmel käme, wenn das Anne Bäbi Öl verschütte. Böhneler erwartete großes, aber er zeigte es nicht. Da, wo er Wahlpanduren hatte, befand sich auch ein großer Künstler, ein Blasinstrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkasten, welche trompeteten, als wie die Trompeter von einem Dutzend Husarenregimentern zusammengenommen.

Böhneler erwartete steif und fest, mit dieser vaterländischen Musik würden ihm sinnige Männer eine Überraschung machen wollen. Er wußte nicht recht, sollte er heimlaufen oder standhalten. Es war ihm wegem Traktieren. Um nicht Aufsehen zu erregen, entschloß er sich, zu bleiben und sich hinter einen Dicken zu halten, was nicht schwer war, da die Dicken nicht halb so rar sind, als die Regenten, welche das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche tun, laufen oder bleiben nach den Umständen. Die Verschiedenheit der Temperamente zeigte sich noch immer entschieden. Während die einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze (leichtflüssig), um auszudenken, was für Festlichkeiten anzustellen seien und in welcher Kneipe noch der beste Kredit sei, sintemalen mehrere Wirte sich bereits um den Atem gepumpt, klemmte es die andern noch im Halse, sie dachten, vielleicht sei der Landsturm los, laufen wäre das beste, aber es sei ausgelaufen, wenn man drei Kinder

hätte, welche eben noch nicht laufen könnten. Man hörte wirklich ein Getöne von ferne, das bedenklichen Menschen sehr bedenklich klingen konnte. Da lachte einer laut auf und schrie: „Das sind mir saubere Räte, hört doch: jung' Hechte, alt' Aalböcke (Blaufelchen), schreit es." Da ward es einen Augenblick stille, und wirklich kam ein Fischmann durch eine hintere Gasse, schrie so laut er konnte: „Jung' Hechte, alt' Aalböcke, Schnecke, Rebschnecke (Weinbergschnecken)!" Da lachte man einen Augenblick über diese neuen proklamierten Kreaturen, von denen man geglaubt, es seien die neuen Ratsherrn, meinte, der Spaß sei vorüber, wollte wieder zurück ins Kaffeehaus. Aber alsbald standen alle wieder still, denn es war doch Musik in den Lüften, schöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zusammenhängend. „Das ist ja aus dem Freischütz," rief einer, und lächelnd drehte Böhneler die Dose zwischen den Fingern, er glaubte seiner Sache gewiß zu sein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

> Wir winden dir den Jungfernkranz
> Von veilchenblauer Seide,
> Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
> Zu Glück und Herzensfreude.
> Schöner grüner Jungfernkranz
> Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erstaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das ist sinnig, das paßt so schön, solchen Witz und Verstand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht," sagte Böhneler schmunzelnd, „wenn ihr es kenntet wie ich; ach Gott, das ist ein Volk, und was ließe sich noch alles daraus machen!"

Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren schönen weißen Rossen. Als man an die Ecke kam, sah man keine Trompeten, keine weißen Rosse, sondern

eine vierspännige rote Kutsche kam daher langsam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er sagte aber nichts, sondern hielt sich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Überraschung sehen. Zu großem Erstaunen sah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um so wahrscheinlicher war, da einige derselben dunkle Streifchen unter der Nase hatten, welche gestutzten Schnäuzchen (Schnurrbärten) auffallend ähnlich waren.

Böhneler war selbst verblüfft, er wußte nicht, was er denken sollte. An eine Ironie, eine Persiflage, ihm seine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von seinem Heldenherz gesprochen und darauf geschlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wieviel es ertragen möge.

Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit Billardqueues in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus und die Zungen schnäderten (schnatterten) nach allen Seiten, aber weltsch (französisch) und wunderlich; es konnte sich keiner darauf verstehen, wenn er auch weltsch konnte, es klang nur wie: où est le Puntsiss? Niemand konnte was daraus machen. Endlich mischte sich der Kutscher ein, der ein Lausanner Kutscher war und etwas deutsch konnte. „Pardon, meine Herren," sagte er; „ich fahre Pariser Modistes von Genf; sie suchen den Bundessitz, wollen sich da etablieren, könnt ihr mir nicht sagen, wo er ist?" Da entstand ein sehr groß Gelächter bei den einen, andere schlichen beiseite, einer zeigte dem Kutscher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren solle; es war der Gasthof zur goldenen Gans. „Merci bien, Monsieur," sagte der Kutscher, peitschte die Rosse, drückte die Falle (öffnete die Bremsvorrichtung), und prächtig ging es wieder los die Stadt ab: „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide usw." Unser Böhneler war auch einer von denen, welche sich beiseite drückten, er hörte den Streit nicht mehr,

welcher sich jetzt im Kaffeehaus erhob: ob das mit der Kutsche eine natürliche Geschichte sei, oder ob was Gefährliches dahinter stecke, ein verkappter Reaktionsversuch. Die einen sagten, das sei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariser Modistinnen von Genf den Bundessitz suchten; die andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache so einfach und natürlich scheine, müsse etwas dahinter stecken, das Einfachste sei daher immer das Gefährlichste, weil gewöhnliche dumme Menschen nichts drin suchten. Dieser Streit ist bis dato noch nicht entschieden.

Böhneler suchte den Rest des Nachmittags bestmöglich zu verbrauchen, denn so gerne er auch gewußt hätte, ob niemand ihm nachgefragt, so fürchtete er einstweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch, wie Färber und Seifensieder die Zeit des Gärens und Vergärens, so ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemütsgärung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger seine bestimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwischen kam.

Er brauchte die Zwischenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verschmähte keine Hand, sie mochte noch so schmutzig sein, sobald sie einem Manne gehörte, welcher seine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkstätten ein, sprach die Meister freundlich an, fragte nach verschiedenen Preisen, stellte Arbeit in Aussicht, sagte den Einheimischen, sie könnten versichert sein, daß, wo er was zu sagen habe, den Landeskindern das Brot nicht entzogen werde, um es dem fremden Gesindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht sehe, sondern auf die tüchtigsten Leute und die beste Arbeit. Nun sei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimischen Arbeiter nicht wert seien, den fremden die Schuhriemen aufzulösen. Sie seien zu faul und stolz, verstünden nichts und täten nichts. Fremde Gesellen müßten

das meiste machen, und doch müßte man bei den Einheimischen noch einmal so teuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkstatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das sei ein rechter Herr, wenn sie alle so wären, so wäre es nicht, wie es sei. Ist ein solch Lob nicht schön, sind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieses Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden.

Böhneler glaubte, die Zeit sei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand seine Familie bei der Abendmahlzeit zwischen Tag und Nacht, Licht sparend. Das Mahl war nicht üppig, Schinken und Bratwürste waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelscheibchen machten die Hauptbestandteile aus. Brot war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weise Mutter vermied sie soviel möglich, Gelüste zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; sie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ sie auch sonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen sie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieser und Frau Säufuß samt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war sehr hungrig. Am Mittagessen war er gestört worden, seither hatte er nichts gehabt, als einige Prisen und etwas Zuckerwasser, welche beide nicht besonders nahrhaft sind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er sehr. Junge Soldaten schlottern sehr im ersten Feuer, und lange gehen sie lieber aus dem Feuer als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um sie, soll es ihnen am wohlsten sein. Das Weiberfeuer muß aber viel schärfer sein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten ergrauten Ehemann getroffen, der demselben nicht gerne entronnen wäre und zwar je eher je lieber. So tat auch Herr Böhneler. Bratwürste hatte er keine, aber seine Kartoffeln wurstete er den Hals hinab, daß

sie unten akkurat wie Bratwürste angekommen sein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Absetzen, wagte sich nicht ans Brot hinter seiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erst geholt werden mußten, und suchte dann sein Arbeitsstübchen, Kabinett sagte man ihm. Aber Lust zur Arbeit hatte er keine, er sank auf seinen Lehnstuhl, Kanapee hatte er keins, und seufzte schwer. „Böhneler," sagte er endlich und seufzte wieder schwer, „und wenn du nicht wieder gewählt wirst, was dann? Du bist kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Jurist, du bist dann gar nichts als der alte Böhneler! Was tun, was machen? Bist gerade wie ein alter Postgaul. Geschäft anfangen kannst du nicht, verstehst ja keins, und beteiligest du dich in einem, z. B. im Käshandel, mit einem Panduren, so würdest du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verstehst ja nichts. Den Agenten zu machen schickt sich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verstunden es nicht. Dein bißchen Land kannst du bauen, aber was hast du für Land und was verstehst du davon? Im Sommer verbrennt alles, es überzieht (zieht vornüber) die Hühner, so steil ist's, den Knechten kannst du nachtrappen (nachlaufen) und fragen, was zu machen sei, und was man früher pflanze, den Reps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn säe, ob das nicht Roggen gäbe. Sieh Böhneler, so bist du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, ist das sein Dank!"

Und Böhneler schlug die Hand vor die Augen und seufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräusch entstanden wäre. Es polterte draußen, er hörte schweres, unsicheres Trappen schon im Gange in der Nähe seiner Türe. Ein Holzträger war es nicht, so spät jedenfalls kein Arbeitsmann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Türe, da schoß es an ihn heran wie ein großer Frachtwagen, dem

an einem Berge die Unterlage (der Radschuh) entglitten. Erschrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löschte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finsternis. Doch finster blieb es nicht lange. Türen flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Besen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hilfe, aus dem Eßstübchen Frau Böhneler selbst aufbegehrend über solche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die prasselnde Donnerbüchse erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Türen in den Herrenhäusern, Beinbrechen sei kein Spaß, aber ein wenig Kot mehr oder weniger, selb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erst grüßte er und sagte: „Guten Abend gebe Euch Gott, Base Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler." Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler seine Errungenschaften, d. h. seine Liegenschaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch sehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes Seite her gewesen wäre, sie hätte ihre Nase ganz anders weggezogen. „Ja," sagte der Mann, „so geht's. Tut man jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, so bricht man den Hals darob, es muß einem verleiden auf diese Weise. Ich habe Euch sagen wollen, daß Ihr heute bei uns gewählt worden seid wiederum." Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte sie wieder mit dem Manne zanken, daß er hierbleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, sie liebte die Quartalzapfen (Quartalsbesoldung) wenigstens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der gleiche vom ersten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler sagte freilich: „Das hättet Ihr können bleiben lassen, dafür danke ich Euch nicht; es wäre uns viel wohler gewesen draußen bei Euch, bei der Verwandtschaft, als hier bei dem vornehmen Lumpen-

pack, welches nichts kann als die Nase rümpfen und unser Gattig (Art) Leute ansehen, als wären wir nur Hintersäßen (Nichtbürger) und nicht die, welche zu befehlen hätten, gottlob!" Indessen ging sie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfnisse, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu sorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Mannes Seite gewesen, Böhneler hätte es ihr ungeachtet der Botschaft doch siebenmal bittend befehlen müssen.

„Kommt und sitzt," sagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es interessiert mich nie was mehr, als Nachrichten von euch, wo es mir so wohl war, bis die Finger der Vorsehung mich höher führten." Als der Vetter auf dem Kanapee saß, sagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret Ihr, aber wenn ich nicht gewesen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch so geharzet (Mühe gekostet), daß es keine Art hatte." Das ging Herrn Böhneler ins Fleisch, er wurde ganz rot und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet (getan)? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer spricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich sagte immer, das Volk kennt seine Leute. Was haben sie gegen mich?" „Vetter," sagte der Schweinhändler, und unterdes ging Frau Böhneler ab und zu, stellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen, und wirkliche Bratwürste dazu. „Vetter, aparti haben sie nichts gegen Euch, sie sagen, Ihr seiet ein herzguter Mann, aber nicht schuld daran, daß die Frösche keine Schwänze hätten, und nütztet Ihr auch nicht viel, so schadetet Ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den andern dies auch sagen; das ist's eben, wo es harzet, d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie sagen, man habe ihnen goldene Berge versprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann, was man hört b'richten, sollen viele ein so schlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem schlechtesten Volke in den schlechte-

sten Pinten (Kneipen) Kameradschaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange so! Und wenn dann einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unser Böhneler, was sagt er zur Sache?" so heißt es: „Er ist immer ein guter Mann, er redet allem z'best."

Es sei ihm leid, sagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das meiste erlogen sei von den Aristokraten und Jesuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wahlen gesehen, daß ganz andere das Lügen noch viel besser verstehen," antwortete der Schweinhändler. „Ja, was ich sagen wollte, Vetter, das hat Euch sehr geschadet, daß Ihr da so weibeln (für Euch wirken) ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menschen angesehen werden. Die sind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler (Bettler aus dem Entlibuch), logen die dümmsten Sachen, verleumdeten die rechtschaffensten Männer auf die gottlosese Weise, daß man einen rechten Abscheu ab (vor) ihnen bekam, besonders ab dem hochmütigen Schulmeister, der die Kinder auf die Wahrheit b'richten (einlernen) sollte und gegen das Lügen eifern und statt dessen den Lugihund (Lügenhund) gemacht hat, der Teufel könnte es nicht ärger. Selb hat den rechten Leuten nicht gefallen wollen, und viele sind daheim geblieben und haben gesagt, sie möchten mit der rechten Sache nichts mehr zu tun haben, sie würde ihnen zu wüst, und andere haben dem andern gestimmt und gesagt, es müsse mit dem Böhneler auch nicht mehr sauber stehen, daß er durch solche Schlingel weibeln lasse. Es war ein Erbarmen, was für Leute man bei der Wahl gesehen hat. Fast keine rechten Männer mehr, zusammengetriebenes Zeug, das nicht wußte, was es machte, nichts weiß, als daß ein Glas Branntwein einen Batzen kostet, das heute so stimmt, morgen anders, je nachdem geweibelt wird. Solche Leute haben Euch meist gestimmt,

aber auch nicht alle, Ihr seid vielen schon zu alt. Darum wollte ich mich nicht auf die verlassen, das ist ein wetterwendisch Volk; wer sich nicht auf die rechten Leute stützt, macht nicht alte Beine in der Regierung." — So sprach der Schweinhändler. Schweinhändler nehmen bekanntlich kein Blatt vor den Mund.

Am Essen und Trinken irrte es ihn durchaus nicht; er sprach beidem tapfer zu, von seiner Base inbrünstig dazu genötigt. Frau Böhneler hatte nämlich eine göttliche Freude an den Reden ihres Vetters. Sie hatte immer Freude, wenn ihrem Manne was angehängt ward, und vergaß Monate lang nicht, es ihm vorzuhalten, nicht bloß in trauten Stunden hinter den Gardinen, sondern über Tag und über Tisch, wo es sich traf. Aber so recht vaterländisch und in ihren Kram hinein hatte ihrem Böhneler noch niemand den Kopf gewaschen und die Läuse herunter gemacht, als jetzt der Vetter.

Sie haßte die Wahlpanduren sehr, denn sie kamen oft und liebten das Schmarotzen. Frau Böhneler mußte dann an ein Tischtuch glauben, mußte dies oder jenes ihrer Hausmannskost beifügen, sah denn doch sich nicht gehörig ästimiert und wußte nicht, wie diese Ausgaben für das Vaterland dem Staate in Rechnung zu bringen seien.

Als nun der Vetter so loszog, sagte sie in einem fort: „Gäll, Böhneler, gäll, der sagt dir die Sache! Habe ich dir das gleiche nicht schon hundertmal gesagt, dem wirst du doch jetzt glauben, oder was sagst? Gäll, die kennen dich draußen auch, du Böhneler!" Sie hätte nicht eine rote Kuh genommen für des Vetters Herzensergießungen. Sie erschrak ordentlich, als er aufstund und sagte, er müsse gehn; das begegnete ihr sonst bei Gästen selten. Sie fand die allermeisten schöner an der Ferse als an der Nase. „Ihr werdet doch nicht fortwollen so spät? Ihr bleibt bei uns, wir haben ein Bett für Euch."

„Nein," sagte der Vetter, „ich habe ein Wägelchen voll junger Schweine bei mir, ließ bei der lahmen Ente dem Roß Haber geben, den Schweinen ein wenig Roggen, will auf den

Markt nach Buchtigen, da muß ich pressieren und die Nacht durch fahren. Ich hätte früher weg sollen daheim, aber ich wollte das Botenbrot holen beim Vetter, dachte, es werde ihn blangen (verlangen) zu vernehmen, wie es gegangen, mußte warten, bis der Tschuep (Handel) vorbei war."

Böhneler, etwas unangenehm aufgeregt durch den Vetter von der Frauen Seite, konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wie es wohl im Spatzennest, seinem zweiten Wahlkreis, gegangen.

„Ho allweg gut," sagte der Vetter, „dort kann es Euch gar nicht fehlen, dort ist ja alles deren Zeug, welches Euch bei uns gestimmt; dort sind keine Manne; dort hat Euer Pandur seine Soldaten, und gewiß hat man ihnen versprochen, mit den Gemeinde-, Waisen- und Vogtsrechnungen durch die Finger zu sehen und fünf gerade sein zu lassen. Das kann nicht fehlen! Aber Vetter zählt darauf, das kommt mein Seel' nicht gut. Witwen und Waisen schreien zu Gott, und der hat bessere Ohren als ihr allesamt. Es ist kurios, wenn einer einmal in der Stadt ist und was vorstellt, so böset (wird schlechter) ihm das Gehör, ehe ein Jahr um ist. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, so sagt es mir, ich will Euch versorgen, zählt darauf. Behüt euch Gott und lebet wohl," und dahin ging er, was er dachte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob sein Wesen Natur gewesen, bei Schweinhändlern und noch andern Leuten ist dies oft sehr schwer zu entscheiden. Also, Böhneler, bist wieder gewählt, sagte er halblaut zu sich — und wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen sich befaßte. Nun entstand ein Zweigespräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wissen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahrscheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erschien sehr angegriffen in der Sitzung, aber in stolzer Haltung. Am Tage nach solch wichtigen Ereignissen ist man ziemlich früh in der Sitzung; selbst die, welche ihren ordinären Rausch zu ver-

schlafen haben und daher immer eine halbe Stunde später sind, als ehrliche Leute, tun sich an solchen Tagen Zwang an. Es ist fast wie der erste Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wissen, wer vom Regiment noch lebt und wer totgemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrat hat; aber wer sich auf die Beine versteht, der unterscheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen (Auftreten), drei Klassen: die, welche wissen, daß sie nicht gewählt sind, die, welche das Resultat noch nicht wissen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt ist. Man kann sich bloß irren zwischen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt sind, diese trappen am kühnsten ab.

So sammelten sie sich früh und stunden zusammen, gratulierten denen, deren Wahl bekannt war, auf das herzlichste, schüttelten die Hände, daß es in den Achseln weh tat, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren schon mehrere da, aber sie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er selbst tat ebenfalls spröde und kurz, so daß zwei, welche seitwärts stunden, zueinander sagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Gesicht, wie ein Kind, welches die Rute gekriegt hat oder noch kriegen soll.“ „Weiß nicht,“ sagte der andere, „Böhneler trotzt nicht auf seine Verdienste, er weiß, daß die Hauptsache ist, gewählt zu werden, und sieh, er macht nicht sein süßes Gesicht, oder ein verlegenes; es lauert etwas in seinen Mauleсken, als ob er was wüßte und einstweilen noch nicht sagen wollte. Gib acht, der ist gewählt und vielleicht gar zweimal.“ „Warum nicht gar, ein solcher Esel! Wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter.“ „Das wird dir ein Schulmeister gesagt haben,“ antwortete der andere, „dem glaub' doch nicht, sondern immer gerade das Gegenteil.“

Da ging die Tür wieder auf, und herein trat gravitätisch

einer, man sah ihm an, daß er mehr als die andern zu sein glaube, und die andern beugten sich auch vor ihm, wie vor Josephs Garbe seiner Brüder Garben, und gratulierten ihm sehr, und als der Böhneler auch kam gravitätisch, um ihm zu gratulieren, sagte derselbe zu ihm: „Gratuliere auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt, gratuliere sehr, das macht dem Vaterland Ehre."

Potz, was die Worte für Wirkung taten, und wie um Böhneler herum sich alsbald eine Freundlichkeit und Freundschaft gestaltete, die, wenn sie nicht sehr rührend gewesen, als Zudringlichkeit erschienen wäre. Die, welche vorher gesprochen, gratulierten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Tränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettich wäre. Dann fanden sie sich, begreiflich ganz zufällig, zusammen in einer Fensterecke, und der zweite sagte zum ersten:

„Und jetzt, was sagst du zur Bildung des Volkes, das einen solchen Möff (Dummkopf) zweimal wählte? Aber hatte ich nicht recht, er ist schalkhaft wie ein Esel, ich sah es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte."

„Das hätte ich nicht geglaubt," sagte der erstere, „aber das Volk ist vernachlässigt, man muß es besser unterrichten, aufklären, so kommt es mir noch fast vor wie eine Kuh, welche jedes Trank schluckt, das man ihr einschüttet. Also den Tropf muß man wieder haben und zwar weil er zweimal gewählt ist, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den ersten besten Lumpensammler oder ein Schwefelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geschäfte soviel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein solcher Esel, ein Waschlumpen sondergleichen, ein Achselträger und Speichellecker, der heute türkisch würde und morgen dem Papst die Füße leckte, wenn es der Präsident befehlen würde, oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!"

„Schrei nicht so," sagte der andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End' auf die Geschäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das System durchgeht, das ist die Haupt-

sache, und sich befestigt. Geschäfte das sind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen streut und womit wir uns wichtig machen, aber das System ist unsere Fahne, mit dieser fahren wir durch die Welt!" „Nun, Böhneler fährt mit, wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er ist eben blinder Passagier, und was hat man für Nutzen von solchen?" frug der erstere.

Da entstund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Post sei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande, frug einer. Ein anderer sagte: „Warum nicht gar! Es ist halt die schlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs saufen und spielen, so kömmt es so." Man schimpfte schrecklich über die eingerissene Unordnung und beschloß scharfe Untersuchung, strenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erst Notiz von einer Sache, wenn man von derselben beschlagen (betroffen) wird. Da die Regenten sozusagen auch Menschen sind, so haben sie es oft auch so, was zuweilen etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdessen war Böhneler an sein Tischchen getreten und hatte ein Billett geschrieben, gesiegelt und ersuchte den Weibel, welcher wieder auf die Post mußte, so gleichsam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächstens folgen sollte, dasselbe in seiner Wohnung abzugeben; es war an seine Frau adressiert. Es entrann ihm ein schwerer Seufzer, als er desselben sich entledigt hatte. Der Leser glaube nicht etwa, Böhneler künde seiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an so was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung seinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in seinem Wahlkreise gewählt worden sei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittagessen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er sagte. Böhneler hatte diese Nach-

richt so erquickt, daß sie ihn rasch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erscheinen. Sobald aber diese Freude vorüber war, fiel ihm schwer aufs Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaste sagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweise kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirtshaus einzuladen, weil seine Frau krank wäre oder den Kaminfeger oder die Wäsche hätte. Zudem hätte das auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminister und Kassierer in gleicher Person. Selbst gehn und ankünden, was er getan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgestanden; er war ja noch ganz schachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er sich schon was erlauben, und kam er dann mit dem Gast zum Essen, sei der erste Zorn vorbei und der Gast, ein schönes Stück Mensch, sein Schild, dachte er. So tat er also, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den vorkommenden Geschäften nahm unser armer Böhneler wenig teil: sein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und zwar immer schwerer. Er dachte, er sei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an sich wäre, immer werde er ihm versalzen. Wenn er nur nicht Schande erleben müsse, sein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet (verleumdet) werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, sie geht wie sie will, nicht schneller, nicht langsamer nach Laune und Bitten der Menschen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präsident hob pünktlich die Sitzung auf; er sah, daß die Geister anderswo beschäftigt waren. Ach Gott, und schon vor dem Sitzungssaale traf Böhneler seinen treuen Panduren an. Der muß eine starke Freßglocke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu sagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm fast wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in diesem Augenblicke gerne nur einmal

oder gar nicht gewählt gewesen, aber was half das jetzt: „selber tha, selber ha (selbst getan, selber haben),“ sagt das Sprichwort.

„Spaziert nur gefälligst hier herein,“ sagte Böhneler, als sie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salon. Da öffnete sich eine Seitentüre und eine Stimme rief: „Das Essen ist auf dem Tisch!“ „Ei nun, in diesem Fall,“ sagte Böhneler, „wollen wir gleich dahinein,“ und bekomplimentierte höflichst seinen schönen Panduren in den Speisesaal, d. h. ins Eßstübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des schönen Stück Menschen hervorkam und ins Eßstübchen trat! Da war's wie immer, als ob seine Bitte gar nicht vernommen worden, und doch war sie es, das sah er an der gespaltenen weißen Tasse, welche oben auf dem Tische stund und der Visite galt. Die Kaffeekanne stund da, Erdäpfel waren auf dem Tisch ohne Tischtuch ausgeleert, und in einem Napfe stund etwas, Böhneler sah in seinem Schreck nicht, was. Frau Böhneler begehrte nicht auf; sie frug sogar den Panduren, ob sie auch schön Wetter hätten daheim. Als sie ihm himmelblauen Kaffee eingeschenkt hatte, sagte sie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, Ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt sein und essen müssen, was die Mutter gekocht hat.“

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchieren oder ihm widerreden wollen, sonst kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel,“ sagte sie, „wenn Ihr nicht zu schmäderfräßig (wählerisch) seid, sie sind gut, der Sack kostet uns zwei und einen halben Gulden. Ja, es ist ein teures Haushalten, besonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß.“ „Habt Ihr auch viel Einquartierung gehabt?“ fragte Böhneler rasch. „Über die wolle sie nicht soviel klagen,“ sagte Frau Böhneler eben so rasch. „Wenn schon nicht hinreichend, so sei man doch in etwas entschädigt worden, und wer nicht gemeint,

er müsse sie füttern, daß sie noch in der Ewigkeit genug hätten, hätte dabei soviel Schaden nicht gehabt."

So lief das Gespräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß schnell abgegessen war. Böhneler führte darauf den Gast ins Salon, wollte Wein befehlen und dann leise vorbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber sagte sehr höflich, er bitte sehr, Herr Böhneler solle sich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und sei sehr pressiert. Er möchte Herrn Böhneler für etwas ansprechen, er müsse Geld haben, zweitausend Franken; das und das Bankierhaus wolle es ihm geben gegen einen soliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler schlage ihm diese Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, gedenke er, sei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?" frug Böhneler schüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit sei schlimm, er habe die Tasche voll Wechsel, aber versilbern könne er sie nicht. Ja, was wollte Böhneler jetzt anders machen? Er mußte in den Apfel beißen und um das Mittagessen gutzumachen, mußte er gehen, für zweitausend Franken Bürge sein und noch dazu Gott danken, daß es sein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht wie hunderten von seinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen sitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift und Herr Böhneler zahlen muß und sein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi sagen? Und was hat es wohl gesagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was gibt's am Ende aus allem? Das mag der gütige Leser sich einstweilen denken.

Michels Brautschau.

Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieselbe strich von Osten her ein frischer Wind. Der Ostertag war da, der schöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugnis bringt,

daß aufersteht, was begraben worden, daß an die Sonne soll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung, als des immer wiederkehrenden Boten, der das Dasein einer andern Welt verkündet. Die Amseln schlagen im Busche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kuckuck ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie sie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verschlossenes Grab, in welches ein Leben geschlossen sei. Darum haben die Eier am Ostertage ihre wahre hohe Bedeutung, sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und ist die Sache doch so einfach. Das Ei ist eine geheimnisvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zutage tritt. Darum freut sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft, das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum lieben Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr, lieben das Eierspiel, welches wir Düpfen (Tipfen, Tippen) heißen, in welchem Schalen zerbrochen, Eier gewonnen und verloren werden, so sehr, laufen stundenweit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, lassen unverdrossen die Eier sich von Buben zerschlagen, rauben und verschenken holdselig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerschlagen wird.

Für dieses Düpfen am Ostertag ist weit und breit kein Platz berühmter, als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg strömt weitumher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze diesseits und jen-

seits der Emme, füllt die Wirtshäuser, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdrossen, bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöse und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derselbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpallisadieren muß, um bei Gehör und Verstand zu bleiben. Viel tausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in diese harmlose Freude mischt sich der Betrug. Lose Buben fabrizieren hölzerne, ja steinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen stärker werden, als die Spitzen der natürlichen Eier, diese einschlagen und somit gewinnen, denn wer mit der Spitze seines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat dasselbe gewonnen. Starke Eier werden gesucht und gefürchtet, vor den künstlichen sucht man sich zu hüten, besichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen. Ein Hauptwitz besteht darin, daß ein Bursche, der von einem Mädchen ein Ei zum Besichtigen in die Hand bekommt, damit davonläuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies schreit, sich zerrt und sich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem solchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu seiner Verfügung haben. An den Ostertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz besonders laut und lustig zu. Ein Eieraufleset sollte stattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, besonders da, wo man den Haber nicht sparte. Der schöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit teilzunehmen. So zottelte es von allen Seiten her Kirchberg zu, noch ganz anders, als die eidgenössischen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwischen beiden Ufern war äußerst mühsam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld versehen sein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk

auf die Brücke, welcher Art es sein mochte, so war es akkurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden soll. Kein Mensch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Nase stieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend so weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite stieß oder die Räder seine Beine streiften und ihm alle möglichen Verwünschungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht schuld, denn da ist's eine Kunst, auszuweichen, wo man gepreßt ineinander steht, und zwar auf einer Brücke, welche seit Menschengedenken morsch gewesen ist und wahrscheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morsch sein wird, und wo alle Augenblicke die Geländer krachen. Es ist kurios mit dieser Brücke. Die Emme erbarmte sich schon mehrmals dieser altersschwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub sie. Und siehe, handkehrum stand die alte morsche Brücke wieder da, streckte sich lang und matt über die Emme hin als wie ein matter Mensch, der sich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre sich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg sich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja fast mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Ähnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London.

Fast wie einem schweren Schiffe mit den Wellen ging es einem großen und mächtig breiten Burschen, der mit gespreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke segeln wollte. In selbstbewußter Ruhe schob er sich vorwärts, schob beiseite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, sondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübsches Mädchen. Was leicht wich, schob er leicht, was sich schwer machte, schob er halt, bis es ging. Ein großer, schwer

mit Silber beschlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen schweren silbernen Ring, einen sogenannten Schlagring. Solche Ringe waren ehedem sehr in der Mode und wirklich ganz besonders dienlich, Löcher in die Köpfe oder Zähne in den Hals zu schlagen, es waren so gleichsam die Siegel großer Bauernsöhne, welche sie auf die Köpfe ihrer Nebenmenschen drückten. Ums Düpfen kümmerte er sich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen stellte er sich. Und doch war sein Gesicht so, wie es die Mädchen gerne sehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebsten sieht. Sein Ziel, nach welchem er segelte, schien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferse war ein gewaltiger Hund, und drei muntere aber grobe Burschen steuerten hinter ihm in gleichem Fahrwasser. „Was ist das für ein Gusti (junges Rind)?" schrie plötzlich ein Mädchen auf. Es war eben mitten in einem interessanten Märten (Markten) ums Düpfen mit einem sehr interessanten Burschen und meinte, das Recht, zu stehen, wo es wolle, so gut zu haben, als irgend jemand, und meinte nicht, es müsse seine Geschäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um seiner freien Meinung willen gar hart und unsanft auf die Seite mehr geschleudert als geschoben. „Nit so laut," sagte ein anderes großes schönes Mädchen, aber mit kühnen, wilden Augen. „Es ist Michel auf dem Knubel (rauher Hügel), ein ungeleckt Kalb, aber es lohnt sich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern sind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich stellen." Und rasch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem seiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder hast keine Eier, mußtest die Hühner verkaufen, weil du den Haber selbst gebrauchtest für Habermus und Haberbrei?" Das war starker Tusch. Habermuß und Haberbrei sind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntisch, was Kutteln (Kaldaunen) und Krös (Gekröse) auf einem Herrentisch, und mit Unrecht: Haberspeisen waren unserer Väter

Speisen, sind sicher nahrhafter, als dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tusch, doch langsam ging er ihm ins Fleisch. Langsam drehte er sich um und sagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, so sag' ihm, er solle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht, daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei." „Mein Vater hat noch nie auf sieben Höfen herumspringen müssen um Geld, wenn er den Mauser (Mäusefänger) hat zahlen sollen, wie es andern begegnet sein soll," antwortete das Mädchen. „Wie lange ist es denn, " antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechseln ließ, um Schnaps zu kaufen?" „He," sagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggeli (Wecklein) tauschtest, aus welchem dir deine Kindermutter (Kinderfrau) den letzten Milchbrocken machte, der so grausam gut gewesen und dem du jetzt noch nachpläreſt." Dieser Schuß traf einigermaßen, Michel stellte daher den Witz ein, er sagte bloß: „Selb lügst," wollte ababbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch schämen," sagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel sein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Ostern." Zornig sagte Michel: „Wer sagt, ich habe keine Eier?" „He," antwortete das Mädchen, „hast welche, so zeig' sie, komm und düpf'!" „Meinst'?" sagte Michel. „Ich hätte viel zu tun, wenn ich mit allen Haagstüdene (Zaunchristinen, Landläuferinnen) und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrat und von Schattenhalb*) düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, so frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir mag, vielleicht auch nicht." Nach diesen Worten segelte Michel unaufhaltsam weiter vor seinem Gefolge her. Stolzer ist nie ein Sohn von Frankreich vor seinem Gefolge hergeritten, als Michel vor seinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten, einherschritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen. Das

*) Erdichtete Namen für abgelegene und arme Dörfer.

Mädchen würdigte dieselben keiner Antwort, sah dem Michel nach mit stillschweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Wart' du nur, dir will ich!“

Wie oben gesagt worden, war an diesem Tage noch ein Eierauflesеt angestellt. Wir wissen nicht, ist diese Sitte bloß bernerisch oder weiter herum verbreitet. Dieses Spiel hat gewöhnlich an Ostern oder Ostermontag statt. Die Burschen eines Dorfes oder eines Bezirks teilen sich in zwei Parteien: der einen liegt ob, Eier aufzulesen, der andern zu laufen an einen bestimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgelesen sind. Begreiflich springt nicht die ganze Partei, sondern jede derselben wählt sich den bestgebauten, langatmigsten Burschen als Läufer aus. Nun wird der Ort bestimmt, wohin der Läufer einer Partei vom Platze weg, wo die Eier aufgelesen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieser Ort ist zumeist eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Verhältnis zu der bestimmten Entfernung werden nun zwei- bis dreihundert Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeist in zwei Reihen nebeneinander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partei hat die Aufgabe, diese Eier eins nach dem andern aufzulesen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Spreue gefüllte Wanne hinzutragen. Doch ist es ihm vergönnt, sie in die Wanne zu werfen von so weit her er will und einer aus seiner Partei kann auch die Wanne halten, drehen und vorstrecken, doch nicht näher gehen. Indessen ist dieses Werfen nicht immer fördernd und um so weniger, je mehr der Läufer erhitzt und gespannt und somit im Werfen unsicherer wird, denn für jedes im Werfen oder sonstwie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wiederum aufgelesen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide miteinander ab, von der einen Partei wird der Aufleser beaufsichtigt, von der andern Partei sind einige im bestimmten Wirtshause, sehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegengetragen und von ihm ordentlich aus-

getrunken werde. Darauf kommt es also an, wer mit seiner Aufgabe zuerst fertig und wieder bei der Wanne ist: fast immer gewinnt der, welcher die Eier auflieſt. Es ist eine lustige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unstern darüber, denn gewöhnlich endet dieses Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierlesen deren sogar zwei. Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Ürti (Zeche). Die verlierende Partei muß eine Zeche bezahlen, das bringt Ärger und Unmut, und je mehr Wein dazu gegossen wird, desto mächtiger gären beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeist jeder Bursche ein Mädchen einladet, das Fest mit einem Ball eröffnet und beschlossen wird. Man ist auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht so selbstsüchtig wie in der Stadt, so blasiert, huldigt so ganz dem Grundsatze: selber essen macht fett. Bei solchen Gelegenheiten haben die Burschen gerne ihre Mädchen bei sich, machen ihnen gern auch eine Freude und zwar gratis. Geiger und Mädchen sind aber wiederum zwei Elemente, welche nicht besonders zum Frieden dienen, wenn ohnehin das Blut kocht.

Dieses sogenannte Eiermahl, wobei die Wirtin je nach ihrer Kunst Eier verbraucht, wird jedoch einstweilen noch nicht am heiligen Tage selbst, an Ostern, gehalten, wenigstens in jener Zeit nicht, in welche unsere Erzählung fällt. Man war damals noch nicht so gebildet, wie jetzt, stand noch nicht auf der heutigen Kulturstufe, ließ den Geiger nicht die heiligen Töne verquiken und verquaken, hielt für nötig, ruhige Punkte zu haben im Weltgetümmel, damit der Mensch zur Besinnung komme und sich zurechtfinden könne, wo er sei und ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Nun gibt es aber auch Zeiten und Regierungen, wo alles darauf ankommt, daß männiglich sturm (betäubt, angetrunken) bleibe, nicht wisse, stehe er auf dem Kopfe oder auf den Füßen; da ist's dann freilich nötig, daß man alle Töne losläßt Tag und Nacht, daß blasen und brüllen,

klarinetten und kanonieren, geigen und gruchsen (stöhnen), posaunen und prasten (prahlen), singen und springen muß und zwar so scharf er es vermag, wenn er nicht verdächtig werden will, wer nur immer blasen und brüllen, klarinetten und kanonieren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen kann, vom Säuglinge weg bis zum Greis. Das ist einer der wichtigsten Punkte in der demagogischen Staatskunst. Begreiflich gehen die rechten Staatskünstler mit dem Beispiel voran und zwar unnachahmlich. Es ist wohl möglich, daß man einmal in den Kirchen gegenüber der Kanzel eine Bühne errichtet für solche Künstler, welche der Teufel angestellt hat und als Hanswürste figurieren läßt, alles Heilige dem dummen Volke wegzubugsieren.

Mit Eiermahl, Tanz und obligater Prügelei mußte man warten, wenigstens bis Ostermontag, des Publikums wegen und nicht wegen der eigenen Religion. Auch damals also ließ man in Kirchberg Ostern Ostern sein und tat, wozu man Lust hatte bis ans Geigen, und die Polizei hatte keinen Sinn für Ostern, war ihr auch nicht zuzumuten, ja man gibt ihr schuld, sie hätte Zwecke verfolgt, welche eben durchaus nicht österlich waren. Die Wirtshäuser waren überfüllt, es wurden es allgemach auch die Köpfe, und wenn es voll in den Köpfen wird, fängt es bekanntlich an in den Fingern zu spuken, und dann Ostern hin, Ostern her!

Michel auf dem Knubel gehörte zu keiner der Parteien, er wohnte nicht in der Nähe, aber er sah solchen Dingen gern zu, und wenn er sich auch nicht ungern zeigte, wo viele Menschen zusammenkamen, so kann man es ihm nicht verübeln. Seine Vasallen hatten ihm einen großen Begriff von seiner Majestät beigebracht, ihm eingeredet, er sei mehr als Goliath, mehr als die sieben Haimonskinder alle miteinander. An solchen Orten sah er dann, wie die Leute ihn betrachteten, als wäre er eine fremdländische Kreatur, mit Erstaunen und mit Grauen, sah, wie einer dem andern die Ellbogen freundschaftlichst in

die Nieren stieß, und hörte mit der größten Wonne: „Sieh', dort der Große, wo breit ist wie ein Tennstor, das ist der junge Bauer auf dem Knubel, das ist ein Grüsel (grausiger Mensch, Unhold), mit Geld und Kraft mag den keiner, der schwingt oben aus im Schweizerland." Michel war ein junger Laffe, tat dümmer, als er war, meinte, unter den Leuten müsse er sich so recht spienzeln (prahlend sehenlassen), seinen Kübel im Maul, seinen Ring am Finger, und dazu ein Gesicht machen, als ob er nicht bloß allen Pfeffer auf dem ganzen Erdboden gefressen hätte, sondern auch das Land, wo er wächst, mit allen Pfeffersträuchen dazu.

Darum eigentlich kam er mit Gefolge nach Kirchberg und weder des Düpfens noch des Eierauflesens wegen. Er hatte zwar des allgemeinen Gebrauchs wegen auch Eier im Sack und düpfte sogar und zwar selbst mit Mädchen. Aber sie mußten ihm bekannt sein und ihn ansprechen dafür, unbekannte Bauerntöchter vom Gitzigrat fertigte er über die Achsel ab. Ward er angesprochen, tat er es wie eine Gnade, als ob er Sultan wäre, schritt dann fürbaß ebenso. Aus dem Weibervolke machte er sich durchaus nichts, tanzte er einmal und hielt das Mädchen zu Gast, so war es nur, um zu zeigen, der Bauer auf dem Knubel vermöge den Geiger zu bezahlen und eine Ürti (Zeche) obendrein. Wollte ihm ein anderer das Mädchen abjagen, so konnte er eine vaterländische Prügelten (Prügelei) anstellen, aber nicht des Mädchens wegen, sondern um zu zeigen, wie stark er sei. Wollte ihm aber niemand das Mädchen abjagen, so ließ er es sonst laufen. Michel war so eine rechte wahrhaftige Lümmelmajestät, aber eine gutmütige. Als das Eierauflesen aus war, der Aufleser, welcher sehr geschickt im Werfen der Eier nach der Wanne gewesen war, gewonnen hatte, wälzte sich die Masse den Wirtshäusern zu, um abzusitzen und zu erwarmen. Michel tat auch also, wälzte sich mächtig durch die Menge und pflanzte sich hinter einem Tische auf, als ob er hier den jüngsten Tag erwarten wolle. Zu seinen Füßen

lag Bäri, der Hund, auf dem Vorstuhl saßen die Knechte, ließen sich wohl sein, denn Michel kargte nicht beim Traktieren. Das Wirtshaus, in welchem Michel war, füllte sich zum Ersticken, und zwar mit allerlei Volk von verschiedenen Dörfern. Aus allen Ecken schrie man nach Wein, mit den Mädchen ward um die letzten Eier gerungen, was mit einer radikalen Plünderung endigte. Lärm und Spektakel waren groß. Man verstand sein eigen Wort kaum, und schwer war's, sich durchs Getümmel zu drängen, schwerer als auf der Brücke. Dort nahm man's kaltblütig, hier war's, als sei alles mit Büchsenpulver angefüllt, als schwirrten böse Geister in der Luft und bliesen die Menschen mit Zanksucht an. Warf man Streitende zur Türe hinaus, kamen sie durch die Fenster wieder herein, und zehnmal wilder als vorher. Löschte man Streit in der Stube, flammte er in den Gängen um so gewaltiger auf. Die Frühlingsluft spukte in den starken Gliedern, und zumeist tut dann der Mensch am wüstesten, wenn es sich am wenigsten ziemt. Michel saß vom Streite unberührt hinterm Tisch in guter Ruhe und rauchte einen Kübel Tabak dazu. Nur zuweilen knurrte Bäri, der Hund, oder einer der Knechte stand auf und trieb einen Knäuel Streitender, der sie belästigte, mit einem tüchtigen Stoß ins Fahrwasser des Streites hinaus. Hinter Knechten, Hund und Tisch saß Michel in der vollständigsten Sicherheit, hätte in allem Behagen genießen können, was ihn gelüstete.

Wahrscheinlich stach ihn der Böse, es gramselte (krabbelte) ihm in allen Gliedern: plötzlich mitten im wildesten Lärm schrie er nach seiner Ürti (Zeche) und wollte fort samt Gefolge, welches vielleicht lieber länger gesessen wäre, indessen keine Einwendungen versuchte. Langsam, g'satzlich (gemessen) rückte Michel aus, drückte sich ins Gedränge, wollte durch Stube und Haus, wie er diesen Nachmittag über die Brücke gekommen. Aber jetzt war anderes Wetter. Damals war die Luft rein gewesen, jetzt flogen Gläser und Flaschen drin herum, als ob es Schneeflocken wären. „Will der schon heim?" hörte Michel eine Stimme

fragen. „Für den ist's hohe Zeit, um diese Zeit müssen die Kinder ins Bett, längst wird ihm die Kindermutter sein Breili z'weg (zurecht) haben," antwortete eine andere Stimme. Zornig sah Michel sich nach dieser Stimme, welche er heute schon einmal gehört zu haben glaubte, um, da splitterte ihm ein Glas am Backen. Nun ging das Pauken los, Michel hielt sich berechtigt, auf den Wurf hin dreinzuschlagen, ganz gleichgültig, wen er traf, und hinter ihm her hielten die Knechte sich für ebenso berechtigt als der Meister. Michels Ring schien ein wahrhafter Zauberring zu sein, von ihm berührt beugten sich die kühnsten Häupter, und manches fiel in tiefen Schlaf. Alles schlug nun auf Michel ein, und je mehr Schläge Michel kriegte, desto munterer schien er zu werden, es schien, als erwache er eigentlich erst jetzt so recht. Es wäre eine ordentliche Freude gewesen, ihm zuzusehen, wenn dabei nicht Augen, Nasen, Zähne usw. gefährdet gewesen wären. Michel brach sich Bahn mitten durch das wildeste Getümmel, schlug sich auf gesunden Beinen ins Freie. Draußen hielt er still, rüstete sich auf den Heimweg, zog seinen sorgfältig geborgenen Kübel aus der Tasche, brachte ihn ins Gleis, stopfte frisch, achtete sich der Steine und Scheite wenig, welche um ihn herumflogen. Eben hatte er Stein und Schwamm zur Hand genommen, den Kübel ins Maul gesteckt und wollte Feuer schlagen, da traf ein Scheit hauptsächlich die Pfeife, daß sie ihm aus dem Maule flog und die Zähne wackelten. „Bäri, faß!" rief er, und wie ein Pfeil schoß Bäri in die Nacht hinein, als ob er nur auf diesen Ruf gewartet hätte. Bäri war ein ganz vortrefflicher Hund mit Löwenkraft und Menschenverstand, daher auch wie ein Zwillingsbruder von Michel geliebt. Im größten Streit half Bäri seinem Meister nie ungeheißen, außer wenn derselbe fiel, dann hätten wir niemanden, dem sein Leben lieb gewesen, raten mögen, Michel anzurühren. Wurde er irgendwie getroffen oder geschlagen, dann hatte er nicht das Recht, ungeheißen zuzubeißen. Sagte aber Michel: „Bäri, faß," oder: „Bäri, nimm!" so faßte

Bäri und nicht für Spaß und ließ nicht los, bis Michel sagte: „Bäri, gang dänne (weg)“ oder: „Bäri, hintere.“ Bäri hörte auf der Welt kein Wort lieber als das: „Bäri faß!“ Wie es aus Michels Munde war, schoß er fort wie ein Pfeil vom Bogen, und ungesäumt lag am Boden, was Bäri fassen sollte. So geschah es auch jetzt. Laut fluchte es in der Nähe, dann hörte man einen dumpfen Fall, einen lauten Schrei, Bäris zornig Knurren. „Geht und luegit (schaut),“ sagte Michel zu den Knechten, suchte kaltblütig seine Pfeife zusammen, richtete sie ein und ging langsam nach. Sie fanden Bäri schrittlings stehend über einer dunkeln Gestalt, die blanken Zähne knurrend dicht an deren Gesicht, und zorniger ward das Knurren, und das Maul tat sich über dem Gesichte zum Fassen auf, sobald die Gestalt einen Laut von sich geben wollte. Die Knechte fanden sich nicht berufen, den Menschen zu erlösen, auch sprangen sie denen nicht nach, welche sie in der Ferne laufen hörten. Zu g'wundrig (neugierig) zu sein in dunkler Nacht kann unheimlich werden. Sie hatten ihr Gespött mit dem armen Teufel, und wenn der reden wollte, sperrte Bäri das Maul auf, drückte ihm die Zähne ins Gesicht, doch ohne zu beißen. Eben eine bequeme Stellung ist dies nicht für einen Menschen, sie ist ungefähr die eines konservativen Freiburgers, mit dem Unterschiede, daß der Bäri, der auf dem Freiburger steht, mit dem Maule am Gesicht, eine Regierung ist, und nicht ein Hund. Michel hielt von je Pressieren für ungesund, fand sich auch nicht bewogen, diesmal eine Ausnahme zu machen. Er kam langsam nach, und erst als seine Pfeife ordentlich brannte, sagte er: „Hintere, Bäri, hintere.“

Bäri meinte ebenfalls nicht, daß besondere Eile am Platze sei, langsam zog er das Bein zurück, ließ ab von den zärtlichen Berührungen und entfernte sich mißmutig von dem Menschen. Sobald dieser frei war, fluchte er schrecklich und begehrte mörderlich auf. Als er sich endlich erhoben hatte, sah man, daß es ein Landjäger war. „Du Knubel-Kalb, du

verflucht's, habe ich dich endlich, jetzt will ich dir's zeigen, du mußt mir dahin, wo du längst hingehört; morgen mache ich die Anzeige im Schloß, dein Hund muß zum Schinder, du unter die Roten (französische Soldaten). Der Bonaparte ist die rechte Kindermutter für solche Kälber, der putzt ihnen die Nase. Der Bigelpeterli wird Freud' haben, wenn er dich in die Lieferung bekommt."

Die Schweiz mußte Napoleon laut Vertrag vier Regimenter oder sechzehntausend Mann stellen und vollzählig erhalten. Napoleon verbrauchte rasch seine Soldaten, plagte daher seine sogenannten Verbündeten beständig mit Befehlen zur Ergänzung. Nun war die Freiwilligkeit nicht mehr sehr groß, seitdem man vernahm, wie heiß es in Spanien zugehe und wie kalt es in Rußland sei. Die Werbung ging daher sehr schläfrig, und die Regierungen mußten zu allerlei künstlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Die schlausten Werber wurden angestellt, alle Listen ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger gesehen, und wen sie einmal hatten, den hatten sie, wenn sie wollten. Unter diesen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen seinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geschah aber auch, daß man Bursche, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel ins Zuchthaus oder in die Verbannung sollten, nach Frankreich spedierte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieser modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu schweren Brandschatzungen mißbraucht, wenn sie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch sollen die Manieren der reichen Bauernsöhne nie so fein gewesen sein als dazumal.

Es war, als Michel das begegnete, noch nicht die böseste Zeit, und doch erschrak er sehr. Er war tapfer auf den Straßen, aber vor dem Krieg hatte er einen heiligen Schrecken, er tauschte seinen Knubel (Hügel) nicht an (um) ganz Rußland. Er wollte daher begütigende Worte versuchen, der Hund habe ihn nicht

gekannt und nicht gedacht, daß, wo mit Scheiten geworfen werde, ein Landjäger zugegen sei. Aber solchen Menschen manierlich zu kommen, ist gefährlich, sie werden gern um so gröber und unverschämter. Der Landjäger war vorher bloß grob gewesen, jetzt ward er fürchterlich, tat als ob er Michel Handschellen anlegen und ihn noch in dieser Nacht nach Frankreich spedieren wolle. Da trat Sami, Michels Lieblingsknecht und gleichsam sein Milchbruder, vor und sagte: „Nur sachte, und jetzt hast Zeit zu schweigen und dich zu streichen, du Unglücksmacher, sonst geht es mit dir dem Teufel zu; du hast den ganzen Streit angezettelt und immer wieder angeblasen, um Bußen zu ziehen oder zu brandschatzen: anderer Unglück ist eure Ernte. Es sind Leute da, welche sagen werden, wo man will, wie du und dein Kamerad das ganze Spiel abgekartet haben. Hast du das Scheit nicht selbst geworfen, so warst du doch dabei, als es geworfen ward, und weißt, wer es getan. Ist das nicht genug, so soll dir bewiesen werden, wie du dich kaufen lässest, kurz der schlechtest Lumpenhund bist, welcher in unserer Herren Kutte herumläuft. Morgen gehe ich ins Schloß, zähl' darauf, und zeige dem Oberamtmann an, welche Lausbuben und Unglücksmacher er zu Landjägern habe. Er ist ein stolzer Herr, aber kein ungerechter, der wird mit solchem Pack sauber ausfahren, zähl' darauf."

Diese Sprache machte Eindruck auf den Landjäger, von wegen derselbe kannte den Oberamtmann, wußte wohl, was er ihnen oft gesagt und daß er nicht Spaß verstehe, am allerwenigsten von den Landjägern. Der Landjäger ließ die Milch hinunter (ward nachgiebig), und endlich kam ein Vergleich zustande, welcher ungefähr in den Worten enthalten ist: Schweigst du mir, so schweig ich dir. So geht es gewöhnlich. Eine Floh, welche uns gebissen, jagt man, bis man sie hat, dann zerdrückt man sie; menschliches Ungeziefer aber schüttelt man bloß von sich ab, läßt es laufen, ja hat noch Freude daran, wenn es von

uns weg nach andern springt und beißt. Können jetzt auch luegen (zusehen), wie sie es abschütteln, denkt man. Mit dieser Selbstsucht richtet man unsäglichen Schaden an, erhält die Macht der Schlechten, mehrt deren Trotz und Übermut, denn sie haben ja nichts zu fürchten, als am einen oder andern Orte vergeblich anzuspringen und abgeschüttelt zu werden. Müßten sie das Zertreten fürchten, es wäre anders. Wie mancher wohl wurde durch diesen Spitzbuben von Landjäger später noch unglücklich, der sein Wesen sicherlich forttrieb, nur vorsichtiger und schlauer. Nun unserm Michel war es nicht zuzumuten, des allgemeinen Bestens wegen freiwillig einen Gang ins Schloß zu tun, dem Oberamtmann unter die Augen zu stehen und eine Anzeige zu riskieren. Versetzen doch solche, welche was ganz anderes vorstellen wollen als unser Michel, keinen Fuß, wenn es gilt, Schaden zu wenden vom ganzen Vaterlande, geschweige denn, daß sie das Maul auftäten und die verzeigten (anzeigten) und offenbar machten, welche es ins Verderben führen.

Im schönen Bewußtsein, viel verrichtet zu haben, zog Michel mit seinem Gefolge unangefochten heim. An vier solche Bursche und einen Hund traut man sich auf offener Straße und freiem Felde nicht so leicht. Die angetrunkenen Knechte im Siegesübermut hätten gern noch ein zur Seite liegendes Dorf besucht, wo Kampf und Blut nicht gefehlt hätten. Aber Michel wollte nicht, nicht weil er sich fürchtete, aber er meinte nicht, daß alles an einem Tage getan werden müsse, er war mit dem dieses Mal Vollbrachten vollständig befriedigt. Es sei morgen auch noch ein Tag, sagte er. Michel hatte einige Löcher im Kopf, Beulen am Leibe, aber er achtete sie so wenig, als Bremsenstiche, hatte sie vergessen, als er heim kam, legte sich zu Bette, ohne nach ihnen gesehen zu haben.

Am andern Tage schlief Michel, bis hoch am Himmel die Sonne stand. Endlich begann es zu tagen vor seinen Augen, aber Michel pflegte nicht eines Satzes aus dem Bette zu springen; selbst wenn unter ihm das Bett gebrannt, so hätte er sich noch

gedreht, gestreckt, einige Mal gegähnt, dann erst hätte er das Bett verlassen, in einem Satze vielleicht oder vielleicht auch langsamer. Als nun Michel mit etwelchem Geräusch seine Vorübungen zum Aufstehen mit Gähnen und Strecken machte, öffnete sich die Türe und eine ältliche Frau trat ins Stübchen. Aber so wie sie einen Blick auf das Bett getan, schrie sie laut auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach du meine Güte, Micheli, mein Micheli (ein beiläufig über zwei Zentner schwerer Micheli), wie siehst du aus, wie haben sie dich aber zugerichtet!" „Was ist, Anni?" fragte Michel und hob das Haupt aus dem Kissen. Da erst schrie Anni recht: „Mein Gott, mein Gott, lebst oder bist tot? Bist du denn nicht sicher, wenn du von Hause gehst? O wärst daheim geblieben, ich hielt dir so dringlich an, wollte die Küchli (Krapfen) zweimal backen und Nidle (Rahm) stoßen, aber es mußte nicht sein, es mußte erzwängt sein, und jetzt kommst du so mir heim! Und wo waren die Knechte, was taten Sami und Bäri? Was nützen die alle, wenn du so z'weg (daher) kommst?" „Was ist aparts, daß du so machst?" fragte Michel verwundert.

„Bist denn so sturm (schwindlig) im Kopf, daß du nichts weißt? Es ist sich aber nicht zu wundern, man muß sich nur wundern, daß du noch lebst. Sieh selbst," sagte die Frau, nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es ihm vor. Da wäre doch Michel beinahe vor sich selbst erschrocken. Er sah aus wie ein alter Märtyrer, gepeitscht, halbgeschunden und halb von den Hunden gefressen, voll Blut und Striemen. Das blutgetränkte Haar hing ihm über das dicke Gesicht hinunter, das blutige Hemd klebte ihm am Leibe, daß man es für den blutigen geschundenen Leib selbst hätte halten können. Noch andere Leute als Anni wären über ihn erschrocken, denn man hätte wirklich meinen sollen, es sei nur *eine* Wunde. „Das ist wüster als bös," sagte Michel zu Anni, welche sich gebärdete wie eine gedungene hebräische Klagefrau. „Hol' Wasser, mach' das Blut ab und gib ein frisches Hemd, so ist d'Sach richtig." Anni, welche von

vielen Berichten her einige Sachkenntnis in solchen Fällen hatte, fragte, ob es nicht besser sei, ehe es wasche, zu Männern zu schicken, um Zeugen zu haben, wie er ausgesehen, und zu einem Arzt, um ihn zu verbinden, damit man den Mördern und Schindhunden, welche ihn so zugerichtet, den Meister zeigen könne? Aber Michel meinte, es wäre gut, es wäre heute niemand übler z'weg als er, und wollte nicht; Anni mußte sich bequemen, laues Wasser zu holen, um seinem Micheli sein Köpfli zu waschen. Je eifriger es wusch, desto eifriger redete und jammerte es dazu. Als das Werk vollbracht war, sah Michel wieder ganz ordentlich aus, daß Anni es fast ungern hatte und tat, als ob es Michel lieber halb tot gesehen, um dann nach Herzenslust über ihn weinen und klagen, über die Täter schimpfen und lästern zu können.

Um desto brünstiger wandte es nun sein Mitleid Michels Kleidern zu, er hatte nämlich am Ostertag all' sein Bestes angezogen; da war nichts mehr sauber, das eine zerrissen, das andere mit Blut getränkt und dieses eingetrocknet. Er komme noch um all' seine Sachen, jammerte Anni, wenn er sich seiner Sache so wenig achte. So kostbare Kleider und alle dahin! Hätte er ihns (es) gestern geweckt, daß es das Blut noch feucht hätte auswaschen können, so wollte es nichts sagen, jetzt möge er zusehen, wie es werde. Wenn es ihm nicht eingefallen, so hätte es Sami in Sinn kommen sollen, dem stünde es wohl an, der witzigere (gescheitere) zu sein, sei er doch sieben Wochen und drei Tage älter als Michel. Aber wenn er nicht besser tue, müsse der ihm aus dem Hause. Bei allen Lumpengeschichten sei er der erste und der letzte und vielleicht der Urheber. Zu gut dazu sei er nicht.

Sami war Annis leiblicher Sohn, und Anni war Michels Kindermagd gewesen, jetzt die ihm um die Nase geriebene Kindermutter. Michels Mutter war nämlich gestorben, als derselbe noch in den Windeln war, darauf vertrat Anni Mutterstelle an ihm und zwar so, daß ihr fast gleich alter Sohn Sami gegen Michel immer den kürzern ziehen mußte, Michel ihr immer

der liebere schien. Im Grunde des Herzens war es aber nicht, aber für Michel kam zu der Liebe die Treue der Pflicht. Michels Mutter hatte auf dem Sterbebett zu Anni gesagt: „Häll, du luegst immer zu ihm und luegst, daß er nit unterdrückt wird, wenn es hier eine Änderig (Änderung, natürlich eine Stiefmutter) geben sollte?" Das hatte Anni versprochen und hielt es. Aber Michels Vater dachte nicht mehr ans Heiraten. Er war ein Mann von wenig Worten und einförmigem Tun; eine neue Frau zu suchen und sie zu dressieren oder sich in neu eingezügelte Gewohnheiten zu fügen, wäre ihm in Tod zuwider gewesen. Er war brav, soweit er es verstand, hatte den üblichen Glauben, daß ein Gott sei und man durch Christum selig werde, während er eigentlich zwei Mächten diente, dem Gelde und der Kraft, das waren ihm die höchsten Worte auf Erden.

Die größte Freude hatte er an seinem Micheli, in dessen Person sollten ihm die beiden Worte verehlicht werden. Der Micheli brachte bereits Tatzen auf die Welt, wie ein junger Bär. Anni mästete ihn, als wäre er ein junges Kalb, bei welchem die Mastung die Hauptsache ist. Es hatte seine größte Freude am Erfolg seiner Erziehung, als dem Micheli die Glieder aufschwollen wie einem jungen Ochsen, und dachte nicht daran, daß es das größte Wunder sei, daß Micheli nicht an dieser Erziehung starb, sondern sie aushielt und sogar gesund. Vom achten Jahre an mußte er alle Frühjahre eine Kur machen, aber nicht mit so dünnem Wasser, welches nach Eisen oder Schwefel riecht, und nichts kann als durchziehen, sondern mit Roßmilch. „Stark wie ein Roß," sagt man, wenn man den höchsten Grad von menschlicher Stärke bezeichnen will, und stark wie ein Roß werde, wer brav Roßmilch trinke. Und wie man Rosse, welche man stark und ausdauernd haben will, frei laufen läßt, spät einspannt, erst wenn die Knochen hart geworden, so wurde Michel zu keiner Arbeit streng gehalten, er konnte etwas machen oder nichts, dazu und davon, wie er wollte. Er wurde auch stark, das freute den Vater sehr, fürs Geld wolle er schon sorgen, dachte derselbe.

Als Michel zum ersten Male einen Mütt (12 Metzen) Korn aufnahm aus freier Hand, ein Mäß (Metze) Roggen über den Daumen ausleerte, den schwersten Knecht am Rockkragen in den Zähnen durch die Tenne trug, ward es als häusliches Fest gefeiert, und das ganze Hofgesinde pries Michelis Kraft und Herrlichkeit acht Tage lang. Michel war wirklich sehr stark und von einer Beschaffenheit, daß man fast hätte glauben sollen, er könne sich eisern machen. Man konnte mit Zaunstecken auf ihn schagen, er bog sich darunter so wenig, als er sich viel daraus machte. Es war ein großes Glück, daß er bei solcher Erziehung sehr gutmütig und sehr behaglich war. Er beleidigte niemand mutwillig, hatte nicht Freude daran, irgend einen armen Teufel zu peinigen, nur mußte ihm niemand den Streit auf den Leib bringen, er wußte ihn nicht zu vermeiden, er war zu jung dazu. Es muß einer erst so recht gefeckt (geprüft) und gewogen sein, wenn er mitten unter neidischen oder zanksüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen soll. Michel war es wohl daheim, eine Pfeife Tabak, ein ruhiger Sitz, ein gutes Stück Brot oder Fleisch und ein Schluck Milch dazu waren ihm die liebsten Sachen. Er hatte nicht die unstete Natur einer Wespe, welche von einer Pinte (Kneipe) zur andern fahren muß wie eine Wespe von einer Fensterscheibe zur andern, er war am liebsten daheim und es bedurfte ein ordentliches Aufrütteln, wenn er ausziehen sollte. Und wo ist eigentlich ein rechter Bauer am schönsten als eben daheim, sei es hinter dem Pflug oder auf der Bank vor dem Hause? Nun gab es aber viele Bauernsöhne, welche ebenfalls stark sein wollten und reich genug waren, ihre Kraft zu erproben. Die wuchsen an Michel und hetzten andere an ihn, und bis man an Michels Kraft glaubte, kostete es viel Blut und Geld. Aber das war gerade das Geld, welches Michels Vater am allerwenigsten reute. Als er das erstemal zweihundert Taler Schmerzengeld zahlen mußte, hatte er größere Freude daran, als wenn er zweitausend Taler geerbt hätte. Wenn Michel von Natur nicht so friedfertig gewesen, so hätte

des Vaters Art, wie er Prügeleien aufnahm, ihn dazu bringen können, den ganzen Knubelhof zu verklopfen. Gar manches Knechtlein und manch' armer Bauernsohn ließ von Michel sich gerne prügeln, um ein tüchtig Schmerzengeld zu erpressen, welches Michels Vater ohne viel Federlesens und ohne zu prozedieren zahlte.

Derselbe genoß indessen diese Freude nicht lange, sondern starb, als Michel das Alter erreicht hatte, wo er sein Gut selbst verwalten konnte. Michel war nun ein reicher Mann, eine der besten Partien des Landes, um sich gehörig auszudrücken. Der Knubelhof gehörte unter die schönen Höfe: reich an Weide und Wald, Wasser und Wiesen, Baumgarten und Ackerland, kurz einer von den Höfen, auf welchen ein rechter Bauer ein Edelmann und eine rechte Bäurin eine kleine Königin ist. Zu dem Hofe erbte Michel viel Geld, bares und angelegtes, und Hülle und Fülle in Spycher und Kasten, in Ställen und Keller und Kammern. Zu einem guten Bauer, der die Sachen nicht erst erwerben muß, sondern sie bloß zu erhalten braucht, hatte er gute Anlagen. Begreiflich muß man einen sehr großen Unterschied machen zwischen erwerben und erhalten. Mancher ist trefflich zum Erwerben, aber behalten kann er's nicht, mancher könnte behalten, wenn er was hätte, aber zum Erwerb taugt er nicht. Michel konnte alle Arbeiten, und leicht ging's ihm von der Hand, aber er meinte nicht, daß er alles allein machen müsse, er arbeitete bloß der Ehre, nicht der Lust wegen. Michel verstand sich auf Kühe und Pferde ziemlich, aber Handelsgeist hatte er nicht, er kaufte und verkaufte, was der allgemeine Gebrauch mit sich brachte. Der Vater hatte ihn von früher Jugend an auf alle Märkte mitgenommen, angeblich, damit er den Handel kennen lerne, eigentlich aber, um wohl zu leben an der Bewunderung, welche man allenthalben dem reichen Knubelbauer um seines schönen Bubens willen spendete. Neben diesen Eigenschaften war Michel gar nicht vertunlich, und den größten Teil der Zeit brachte er daheim zu, da liebte er aller-

dings gute Nidle (Rahm), guten Anken (Butter), guten Käs, ein schön Stücklein Fleisch, Speck und Schinken, Küchli (Krapfen), einen guten Schluck Kirschwasser und Tabak. Von dem letztern hatte er aber keinen Verstand, wenn ihn das Pfund vier Batzen kosten sollte, so kratzte er sich in den Haaren. Schöne beschlagene Pfeifen liebte er und schwere große Uhren, mit diesen händelte er einigermaßen, und das mochte ihn im Jahr vielleicht einige Taler kosten. Nun freilich kostete ihn das Wirtshaus etwas, weil er meist mit Gefolge darin erschien, indessen geschah es bei weitem nicht alle Sonntage. Was ihn am meisten kostete, waren Schlägereien und die damit verbundenen Brandschatzungen. Indessen ein Bauer, der seine zweitausend Taler Einkünfte hat, mag schon etwas ertragen, selbst wenn er aus einer Art Übermut niemand Geld abfordert, zwölf bis fünfzehn Zinse von den Kapitalien ausstehen läßt, obgleich nach dem zehnten Zins das Gesetz die Verjährung erklärt, wenn der Schuldner davon Gebrauch machen will.

Anni, seine Kindermutter, war auf dem Knubel nicht die Majestät, aber das Faktotum, führte die Haushaltung treu, als ob es die eigene wäre, und mit Einsicht und Verstand dazu. Es ließ nichts zu Schanden gehen, übte Guttaten, wie es dem Hofe wohl anstand, aber nicht zur Erhebung der eigenen Person, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium und pflegte seinen Micheli noch immer, als ob er ein Wickelkind wäre. Es war überhaupt eine eigentümliche Haushaltung, wie schwerlich mehr eine im ganzen Lande zu finden ist. Michel war der Angel, um welchen sich alles drehte, der große Bauer, der Gewaltige und doch eigentlich das Kind, welches alle als Kind behandelten, verhätschelten, jedoch mit Respekt. Der Knubelhof war so eine Art Schlaraffenland, von allen gesucht, von niemand freiwillig verlassen. Michel gönnte es seinen Leuten, Speise und Trank waren gut und im Überfluß, die Löhne nicht besser als an andern Orten, aber auf einige Taler extra kam es Michel nicht an, wenn man es ihm zu treffen wußte. Mit

der Arbeit brauchte sich niemand zu übertun, in Wind und Wetter sprengte Michel seine Leute wenig herum, jedenfalls nie aus Bosheit, wie es hie und da zu geschehen pflegt, sondern nur, wenn Not vorhanden war. Er hatte Leute genug und nicht halb zu wenig, keiner war gezwungen, für zwei zu schaffen, wenn er nicht pfuschen und im Rückstand bleiben wollte, jeder konnte gut und bequem machen, was ihm oblag. Darum sah der Knubelhof auch schöner aus als so viele andere, wo mit den Händen gekargt wird und die Zeit immer zu kurz ist für die wenigen Leute und die viele Arbeit, denn Michel plagte der Geiz nicht, sein Lebenszweck war nicht, noch reicher zu werden, des Jahres so und so viel tausend Gulden vorzuschlagen, sondern er wollte auf dem schönsten Hofe der berühmteste und stärkste Bauer sein. Wenn nun ein sogenanntes großes Werch (Arbeit) anging, Heuet, Ernte usw., wo die Leute sich gegenseitig aufpassen, wann angefangen und was täglich geschafft wird, und jeder der Beste sein will, dann wollte Michel sich auch zeigen, dann trat er an seines Volkes Spitze, und dreingeschlagen mußte werden, daß Funken stoben, damit allenthalben es heiße: „Seht, wie es bei Michel geht; der ist aber los (drauf aus), wenn er will, mag (vermag) ihn keiner, er ist fertig, wenn die andern kaum angefangen haben.“ Sein Volk gönnte ihm auch diese Freude, schaffte sich fast die Seele aus dem Leibe, und nicht zu seinem Schaden, denn je größere Freude Michel hatte, desto offener war seine Hand und desto freigebiger war er mit Speise und Trank, und war der Sturm vorbei, so hatten es die Arbeiter um so besser, er ließ sie ordentlich verschnaufen.

So hatte Michel auch sehr selten über Untreue zu klagen. Der Wächter fehlte nicht, Anni hatte die Augen offen, man hätte meinen sollen wie ein Hase Tag und Nacht. Anni war nicht mit den aufrührerischen Augen betrachtet als eine Dienstmagd, welche eine unrechtmäßige Gewalt sich angemaßt, sondern als Hausmutter, wie Anni es auch wirklich war. Und wenn Anni auch immer sagte, meine Schweine, mein Flachs, unsere

Kühe usw., so hatte es doch reine Hände, ein sauber Gewissen, sah treuer zu Michels Sache, als manche Mutter zum Vermögen ihres Sohnes, Anni hatte also nicht Ursache, jemanden durch die Finger zu sehen, es konnte niemand zu ihm sagen: Schweigst du mir, so schweig ich dir. Da also niemand droben gerne fortwollte, so nahm jedes sich sehr in acht, daß es nicht fort mußte. Es gab ein ordentlich Aufsehen, wenn ein Knecht oder eine Magd vom Knubel ging. Es kam daher wie der Landsturm, daß man zehn Höfe mit den Aspiranten um eine einzige Stelle hätte versehen können, es ging wie in einem hungerigen Lande um eine Staatsstelle oder wie wenn die Tauben ziehen auf einem vereinzelten Erbsacker.

So lebte Michel in vollem Behagen und Genügen, in weiter Runde war er sicher der einzige Mensch, der keine Wünsche hatte, deren Erfüllung nicht in seiner Macht stand. Und wenn er schon wie jetzt Löcher am Kopf und Beulen am Leibe hatte, störte dies sein Behagen nicht im mindesten, im Gegenteil, er genoß das frohe Selbstgefühl, andere hätten noch viel größere Löcher und noch viel mächtigere Beulen.

Als er frisch gewaschen aufgestanden war, setzte er sich mit gutem Appetit ans Frühstück und ließ sich's wohl sein trotz einem Engländer. Sein Frühstück glich aber auch einem englischen, bestand nicht bloß aus dünnem Kaffee und hartem Brot, Käs und Butter waren auch da samt Eiertätsch (Eierkuchen) und Erdäpfelrösti (Bratkartoffeln). „Und wenn du durch den Morgen hungrig wirst, so ist Schinken und sonst noch Fleisch im Kuchischaft (Küchenschrank)," sagte Anni. „Ich hätte es auch aufstellen können, aber ich wußte nicht, ob es dir recht sei, du wirst mir so wunderlich, es ist dir gar nichts mehr zu treffen, es erleidet mir (wird mir zuwider), so dabei zu sein." „Wird öppe (etwa, doch wohl) nit sein, oder was mache ich wunderliches?" sagte Michel, der an solche Vorwürfe gewöhnt schien, kaltblütig. „Da mag ich dir auftragen was ich will und anwenden wie ich will, du sagst nie mehr, daß es dich gut dünke

und daß es dir recht sei. Das muß einen gmühye (bemühen, quälen), selb glaub." Anni gehörte zu der großen Klasse der Köchinnen, welche nicht zufrieden ist, wenn man zeigt, daß die Speisen gut sind, indem man tapfer davon ißt, sondern die auch will, daß man rühmt, wie gut sie seien.

Michel pressierte nicht mit dem Essen, mußte auch zwischendurch Anni Rechenschaft ablegen, wie er gestern den Tag verbraucht. Anni war mit dem Bericht durchaus nicht zufrieden. „Aber Micheli, Micheli," sagte es, „denkst du denn nie daran, daß du auch ein Mensch bist und totgeschlagen werden könntest, und wer erbt dann den Hof? Und noch dazu an einem so wichtigen Tage, an der heiligen Oster, denk', wenn du da in der schweren Sünd' ungesinnet (plötzlich) hättest sterben müssen! Denkt doch das junge Volk nie, was es für ein Tag ist. An dir dünkt es mich nichts anderes, du hast den Verstand noch nicht, bist noch zu jung dazu. Aber Sami sollte ihn haben, der Lümmel wäre alt genug dazu. Wenn er nicht anders tut, muß er mir weg. Ich will nicht, wenn es ein Unglück gibt, daß alle Leute es mir vorhalten, mein Bub sei schuld daran." Michel redete dem Sami z'best, erzählte, wie er es dem Landjäger gemacht und wie man den noch jetzt verklagen könnte, wenn man wollte. Aber darin fand Anni keinen Trost, sondern Stoff zu neuem Jammer. „Was, jetzt noch den Landjäger trappen (treten), das ist ärger, als wenn ihr dem Landvogt Schelm gesagt. Der vergißt euch das nicht, der ruht nicht, bis er dich unglücklich gemacht hat, bis er dich fort hat nach Frankreich in den Krieg. Denkst du denn auch gar nicht, wie es dir wäre, wenn du den Hof mit dem Rücken ansehen und in den Krieg müßtest, wo sie mit Kanonen schießen und expreß auf die Leute, und keinem Menschen borgen, sei er wer er wolle? Micheli, gingest gerne? Und gehen mußt, wenn es so fort geht!"

Das machte Michel wirklich bedenklich, denn einstweilen begehrte er nicht, ein Kriegsheld zu werden. Er dachte wohl daran, im Notfall vermöchte er einen zu kaufen (zum Stell-

vertreter). Aber er wußte auch Fälle, wo Haß dahinter war oder man einen Menschen forthaben oder damit strafen wollte, daß man keinen Stellvertreter annahm. Wie oben gesagt, schickte man besonders gern Schläger und Händelsüchtige hin. Dort, kalkulierte man, könnten sie ihre Lust am besten büßen, dreinschlagen nach Herzenslust und sogar pflichtgemäß. Michel sagte, den Krieg fürchte er nicht, es würde ihm gar nichts machen zu gehen, wenn er wäre wie andere Leute. Aber er habe oft gehört, im Kriege käme ungefähr die Hälfte mit dem Leben davon, und jetzt unterm Napoleon nicht einmal. Nun sei er so dick als zwei deren Hungerleider, welche sich gewöhnlich anwerben ließen, da wüßte er ja im voraus, daß er das Leben nicht davon brächte, denn täte es nicht den einen halben Teil treffen, so nähme es doch den andern. Und wenn man das voraus wüßte, wäre es ja dumm, wenn man ginge. Allweg lachte, wer diesen Kalkul hörte.

Anni verschwatzte sich selten und nie, solange noch was abzuwaschen war. Sobald Michel fertig war mit Essen, trug es ab und machte sich ans Waschen. Michel aber griff nach seiner Pfeife und machte seine übliche Runde ums Haus und in den Ställen. Dies ist eine Übung, welche kein Bauer, auch wenn er nicht mehr selbst arbeitet, je versäumen sollte. Es ist denn doch des Herrn Auge, welches die Ordnung erhalten soll. Michel hatte sonst sehr große Freude an diesen Ställen und mit Recht, denn schönere Pferde, stattlichere Kühe sah man selten, aber diesmal sah er wenig von diesen Schönheiten, es lag ihm zu dick vor den Augen. Es kam ihm immer in Sinn, wenn der Landjäger ihn doch verklagen würde, wenn er dies alles verlassen müßte. Dann kam ihn großer Ärger an über sein Wüsttun und starke Entschlüsse, alle Ausflüge zu unterlassen und auf seinem Knubel zu bleiben, da könne er machen, was er wolle, und fechte ihn hier jemand an, so habe er das Recht, ihn totzuschlagen. So studierte Michel tief, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, so tief, daß er das Horn, mit welchem man

die Leute auf dem weiten Hof herum zusammen- und zum Essen rief, fast überhört hätte. Der Hunger plagte ihn zwar nicht, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen nahm er doch seinen Platz oben am Tische ein, hinter dem Tisch pflanzte sich das Mannevolk auf, auf dem Vorstuhl saßen die leichten Truppen, das Weibervolk nämlich, welches frei ab und zu gehen mußte.

Drei große Milchkacheln (Näpfe) voll ganzer Milch, d. h. die Nidle (Rahm) nicht abgestreift, standen auf dem Tische. Ein besonderer Napf stand neben Michel, gefüllt mit purer Nidle, so gut und dick, als Anni sie z'weg bringen konnte. So hätte es Michel von Kindesbeinen an gehabt, sagte Anni, und es wüßte nicht, warum er es als Bauer schlechter haben solle, als er es als Kind gehabt. Solche Nidle ist bekanntlich eben nicht gegen den Durst, daher Michel sehr oft seinen Löffel über den Napf weg in die große Milchkachel steckte. Das nahm ihm aber Anni allemal übel. Es sehe wohl, sagte es, er schätze je länger je weniger, was es an ihm tue. Es selbst versuchte nie etwas von der Nidle, was Michel über ließ, wanderte in den Ankenkübel. Es hätte schrecklich schlecht gelebt, wenn es seine Milch an die Nidle (mit der Nidle) hätte tauschen sollen, aber Micheli sollte Nidle brauchen. Das sei nur Bosheit und ihm z'Trotz. Sie sei ihm als Kind gut gewesen und hätte so wohl angeschlagen, so wüßte es gar nicht, warum er sie jetzt nicht mehr brauchen wolle. Sobald man gebetet hatte, brachten die Knechte das Gespräch auf die gestrigen Heldentaten, sie taten zwei Würfe mit einem Stein, einen nach dem Wohlgefallen des Meisters und einen nach der Huld der Jungfrauen, welche auf dem Vorstuhl (die lange freistehende Bank vor einem Bauerntisch) saßen. Homer machte es wohl etwas fließender, wenn er von Achill oder Ajax sprach, als diese Knechte, da sie die Taten ihres Meisters priesen, aber größer stellte er seine Helden nicht dar, als diese Knechte den ihren. Zu Hunderten seien die Dörfler da unten an ihn geschossen wie Bremsen an ein Roß, aber Michel habe sich nicht umgesehen, habe seine Streiche geführt

wie vom Himmel herab, und wen er nur angerührt, habe sich gestreckt, so lang er gewesen. Er hätte nicht gebraucht nachzubessern, und was beim erstenmal sich nicht gegeben, zum zweiten- und drittenmal zu versuchen. Wunder täte es sie nicht nehmen, wenn sie jetzt noch dort lägen, wo sie hingefallen. Was der Meister nicht niedergeschlagen, das hätten sie gebürstet (geprügelt), daß die Haut samt den Haaren davon gefahren. Jeder wollte Streiche aufgefangen haben, welche dem Meister gegolten, niedergeschlagen haben, wer ihn im Rücken angegriffen. Jeder hatte Heldentaten begangen, darüber zankten sie, aber darin waren sie einig, daß sie alle gegen den Meister nichts gewesen, der sei durch alles durchgefahren wie ein Ochse durch einen Bohnenpläz (Bohnenbeet). Auch Samis und Bäris wurde mit Ehren gedacht, der Landjäger ausgescholten, beraten, wie man es ihm das nächstemal machen wolle. Es wurde erzählt, was das vor dem Meister einen Respekt gegeben, wie sie mitten im Streit und Schlagen gehört: wie der Knubelbauer sei doch keiner, selb sei wahr, und das sei doch dumm, daß man den nicht ruhig lasse, er täte ja niemanden was zu leid, aber wer sich an ihn wage, komme entweder weg wie ein Hund oder liege am Boden wie ein Kalb.

Kurz, sie redeten schön, vertrieben dem Meister die Grillen, füllten ihn wieder mit Selbstbewußtsein, wie man mit Gas einen Luftballon füllt, daß nicht bloß keine Wolke mehr auf seiner Seele lag, sondern daß ihn dünkte, er sei zunächst an der Sonne und glänze selbst wie die Sonne. Anni redete beständig drein, vernütigte (machte herunter) alles, wollte abbrechen, aber man hatte heute keine Ohren für ihns, man sah zu deutlich, wie es dem Meister wohl tat und wie gern es die Jungfrauen hörten. Man spann den Faden fort, da hob Anni, als es den letzten Löffel niedergelegt sah, rasch die Tafel auf, raffte einiges Geräte zusammen und befahl den Mägden, das übrige nachzubringen. Diese mußten gehorchen, so gut als englische Damen, wenn die Hausfrau sich erhebt und in das

Teezimmer schreitet. Ob gern oder ungern, was sein muß, muß sein, sowohl auf dem Knubel als in England. Aber wie in England die Herren, blieben hier die Knechte sitzen, denn der Meister blieb ebenfalls sitzen, und die Knechte spannen fort an ihren homerischen Gesängen, und dem Meister schwoll das Herz mehr und mehr, kühn leuchteten seine Augen, und auf die Zunge wälzten sich, ungefähr wie man ein Zuckerfaß aus dem Keller schrotet (hebt), die Worte: „Z'arbeiten trägt heute nichts ab, z'arbeiten ist nicht viel, wie wär's, wenn wir heute wieder nach Kirchberg gingen, luegten, ob die noch da lägen, wo sie gestern gelegen, und dann luegten (schauten), wie es am Eiermahl geht, es soll heute sein? Es wäre zu probieren, ob man auch tanzen dürfte, oder ob nur die Kirchberger Prinzen das Recht dazu hätten?"

Doch ehe noch diese Worte hinauf bis auf die Lippen geschrotet waren, was bei Michel immer etwas Zeit brauchte, streckte eine Magd die Nase zur Türe herein und rief: „Michel, söllest use cho (herauskommen), sind zwei da, wollen mit dir reden!" „Kennst sie?" fragte Michel. „Habe sie nie gesehen," sagte die Magd, „aber allem an (nach) sind sie unten aus den Dörfern." Die Knechte sahen einander an, als ob sie sich gegenseitig fragen wollten, ob sie wüßten, was die wohl wollten. Natürlich ward die Tafel nun auch vom männlichen Geschlechte aufgehoben. Im Herausgehen sagte Sami zu Michel: „Sie mögen an dich bringen, was sie wollen, so laß dich nicht erschrecken, mach' nit öppe (etwa) d'r Narr!" Draußen standen zwei, auch Michel kannte sie nicht. Sie fragten Michel, ob er der Knubelbauer sei, sie hätten ein Wort mit ihm zu sprechen. Michel hieß sie in die Stube kommen. Ho, sagten sie, sie hülfen (schlügen vor) da ein wenig nebenaus gehen, sie hätten mit ihm etwas im Vertrauen zu reden. Wer nämlich recht vorsichtig sein will, redet vertrauliche Worte am liebsten im Freien, wo keine Wand ist, an welche ein Ohr sich legen und hinter welcher man das daran gelegte Ohr nicht sehen kann.

Wahrscheinlich hatten sie sich bereits den passendsten Platz auserlesen, wie, wenn man angreifen will, man sich erst das Terrain besichtigt. Sie gingen neben dem Hause einem kleinen Hügelchen zu, wo höchstens nur eine Maus im Loche unbemerkt horchen konnte. Dort sagte der eine: „Es wird dir z'Sinn cho, warum wir da sind. Du weißt, wie du gestern in Kirchberg getan, jetzt liegen in Kirchberg zwei in der Leistung (ärztlicher Behandlung). Sie sind bös z'weg, so Gott will, stehen sie wieder auf, aber gewiß ist es nicht. Jedenfalls werden sie zeitlebens ein Näggis (Schaden) davon tragen. Übrigens brauchst du uns nicht zu glauben, da ist das Doktorzeugnis, da lies, wenn du kannst. Der Doktor hatte es gleich anzeigen wollen, wenn solches permittiert sei und nicht handlich (tüchtig) gestraft werde, sei ja niemand seines Lebens sicher, hat er gesagt. Wenn es der Oberamtmann vernehme, werde der wohl dem Knubelbauer das Handwerk legen ein für allemal. Aber wir haben dir nicht z'Bösem wollen, unglücklich zu machen begehren wir dich nicht, du wirst wissen, wie man jetzt mit Schlägern und Händelmachern abfährt. Es sind zwei arme Bursche, welche ihr Brot verdienen müssen, so schien uns, wenn du ein Namhaftes tun würdest, so könnte man schweigen und stille sein bei der Sache. Wie meinst?"

Da machte Michel ein dumm Gesicht und hatte beide Hände in den Westentaschen, wie es damals Mode war, später fuhr man damit in die Hosensäcke, gegenwärtig in die Rocktaschen, denn etwas muß der Mensch haben, wohin er mit den Händen fahren kann. Hat er nichts, so hat er auch keine Haltung, und das ist fatal. Und wenn er auch etwas hat, darein er fahren kann, so schützt es ihn doch nicht immer vor Verlegenheit, das erfuhr Michel jetzt. „Was düecht dich, was willst? Red'," sagte der, welcher bis dahin geschwiegen, „wir haben weit heim, es pressiert uns." Da sagte Michel endlich: etwas sei gegangen (vor sich gegangen), selb (das) sei wahr; aber es hätten noch viele andere geschlagen als er, die Bursche könnten von andern

geschlagen sein so gut als von ihm, selb sei doch vorerst zu untersuchen, ehe er eintrete. „Die Sache ist ausgemacht, untersuchen mangelt sich da nicht," sagte der eine der Anschicksmänner (Sendboten), „wie man den Roßeisen gleich ansieht, welcher Schmied sie gemacht hat, so kennt man alsbald die Köpfe, welche der Knubelbauer beschlagen hat. Daneben wie du willst. Es war uns um dich, und willst nicht, so hast gehabt, anhalten wollen wir dir nicht. Wir können auf dem Heimwege gleich beim Schloß vorbei die Anzeige machen und das Doktorzeugnis abgeben." „He, einen Tag oder zwei Bedenkzeit, daß man sich öppe besinne cha, wird doch wohl zu haben sein," sagte Michel. Dazu hätten sie keinen Auftrag, sagten sie. Unterdessen könnte die Sache von einer andern Seite angezeigt werden, dann sei sie aus ihren Händen. Mach' aus, so ist es ausgemacht. Daneben zwingen wollten sie ihn nicht. Er solle ihnen nur, wenn er schreiben könne, ein Zeugnis machen, daß sie dagewesen seien. Das hätte Michel zu einer andern Zeit vielleicht getan, denn er konnte sich gar nicht erinnern, jemand so gedroschen zu haben, daß er in der Leistung liegen mußte, und seine Knechte konnten es auch kaum getan haben. Sie hatten sich bei niemand besonders aufgehalten, nur so gleichsam im ununterbrochenen Vorrücken aus dem Wege geschlagen, was darauf gewesen, und Schweizerköpfe mögen (vermögen) mehr als einen Schlag ertragen, und werden sie auch sturm (wirblich) geschlagen, hat es nicht viel zu sagen, und fällt auch einer hin, steht er zumeist alsbald wieder auf. Aber die Umstände, die Geschichte mit dem Landjäger, Bigelpeterli und Napoleon und der Teufel, den Anni ihm im Gütterli (Arzneifläschchen) gezeigt, hatten Michel Angst gemacht, er fürchtete sich vor einer Untersuchung. Michel suchte diese Angst freilich zu verbergen, so gut er konnte, aber er hatte noch zu wenig Brot gegessen, um die zwei Anschicksmänner zu täuschen. Ein Bauer merkt es dem andern auf der Stelle an, ob er fest ist im Gemüt oder erschrocken. Man hört hundertmal: „Diese Kuh habe ich wohlfeil, aber

sie war feil. Ich merkte es dem Mannli gleich an, daß ihm angst (eilig) war, sie zu verkaufen, weil er Geld haben mußte. Da hielt ich nieder und schüttelte dazu die Taler im Hosensack, bis er mir sie gab. Was nützen d'Vörtel (Vorteile), wenn man sie nicht braucht."

Die Männer wandten sich zum Gehen, taten so gleichgültig und sicher, daß es Michel immer katzängster wurde, er sie in die Stube kommen hieß, ihnen dort Kirschenwasser aufstellte, es endlich mit ihnen z'Tod und Amen ausmachte. Aber es kostete Michel ein schweres Geld, und mit schweren Seufzern gab er es. Michel liebte wie gesagt das Geld nicht vorzugsweise, dachte eigentlich wenig daran, aber ein solcher Lümmel war er doch nicht, daß er es unbeschwert so mir nichts dir nichts zum Fenster auswarf oder verschlengete (verschleuderte), wie man zu sagen pflegt. Aber z'Krieg, z'Krieg wollte er nicht, den Knubelhof konnte er nicht mitnehmen, und was halfen ihm Bäri und Schlagring im Krieg gegen Dragoner und Kanonen?

Als die Männer das Geld hatten, pressierten sie fort und strichen sich mit so langen Schritten, daß Michel dachte: Die fürchten, ich könnte reuig werden, denen hätte ich es anders machen können! Aber es war eben jetzt eine ausgemachte Sache. Er seufzte über das schwere Sündengeld und dachte, das sei am Ende doch keine Sache, welche sein müßte, in Zukunft könne man sich davor hüten. Die Lust, ans Eiermahl zu gehen, wo es sicherlich wieder Schläge gab, war ihm durchaus vergangen, sein Selbstbewußtsein hatte gar keinen Flug mehr.

Schwermütig trappete er ums Haus herum und siehe da, plötzlich standen wieder zwei Männer vor ihm, und wieder waren es zwei sogenannte Anschicksmänner. In Wynigen liege einer krank in der Leistung, den Michel in Kirchberg geschlagen. Derselbe habe es zwingen wollen, heimzugehen, aber in Wynigen müssen liegen bleiben. Er sei so z'weg, daß

sie nicht wüßten, ob sie ihn noch lebendig antreffen würden, wenn sie heimkämen. Wenn er ausmachen wolle, wohl und gut, sonst könne man es auch anders machen.

Diese zweite Hiobspost fuhr Michel ins Gebein, trieb ihm das Blut ins Haupt. „Glaubt ihr denn, der Knubelbauer sei nur da, um sich brandschatzen zu lassen? Da könnte mir jeder Schelm im Lande kommen und sagen: ‚Michel, hast mich geschlagen, gib Geld!‘ Das ist mir ganz das gleiche, wie wenn mir einer auf der Straße sagt: ‚Blut oder Geld‘. Jetzt macht, dieweil eure Beine noch ganz sind, daß ihr mir vom Hause wegkommt.“ Aber diese Männer waren weder erschrockenen Herzens noch auf den Kopf gefallen. Sie liefen nicht alsbald davon, sondern sie ließen scharfe Worte fallen, welche Michel ins Herz schnitten. Sie redeten vom Krieg, sagten, Michel schicke sich wohl dahin, aber ungewohnt werde es ihm denn doch sein, wenn er von allem fort müsse, und die Kindermutter mitzunehmen, schicke sich doch nicht wohl. Nun, wie man's mache, hätte man's! An einem andern Orte könne man auch sein, warum nicht, wenn man das Leben hätte, und sei man tot, da mangle man nichts mehr, dann sei es an einem Orte wie am andern. „He nun sodann, so adieu wohl, und es wäre dir zu wünschen, daß du nie reuig würdest.“ Kurz, sie redeten, stachen, hieben, mürbten (machten mürbe) Michel, daß sie endlich statt mit einem Abschlag mit einem schönen Schübel (Haufen) Geld ablaufen konnten.

Das tat Michel mehr als weh, er dachte, das werde gehen wie bei Hiob, bis er fertig sei, und hinterher komme doch der — Landjäger und nähme ihn. Er ging ins Bett, da ließe man ihn doch ruhig schlafen, dachte er, aber seine Gedanken irrten ihn am Schlaf. Michel war nicht dumm, aber unerfahren fast wie ein Kind und erschrockenen Herzens in gewissen Dingen, so furchtlos er in andern war. Der Mut und die Furcht wohnen in den meisten Herzen friedlich beisammen, der gleiche Mensch kann Löwe oder Hase sein, je

nachdem die Gefahr ist, die an ihn kommt, und je nachdem das Element ist, aus welchem sie kommt. Es kann einer ein Utüfel (Unteufel) gegen das Feuer sein, vor dem Wasser aber springt er so weit er kann. Michel sah wohl, er war gemolken worden, nicht bloß wie eine Kuh von einem Melker, sondern wie ein Staat, an dessen Euter jedes Kalb im Lande sein durstiges Maul hängt. Neben diesem Ärger tauchte ein zweiter auf. Gestern zweimal, einmal auf der Brücke und einmal im Wirtshause und heute wieder hatte man ihm die Kindermutter, Bröckeli (Brosamen), Breili um die Nase gerieben. Für ein Kind schien man ihn nicht bloß zu halten, sondern im Publikum zu verschreien, zu verlachen und weit umher, sonst hätte man es ihm nicht in Kirchberg vorgehalten. Das ist für einen, welcher meint, er sei hochberühmt, so weit sein Name genannt werde, eine fatale Entdeckung, und das Fatalste war, daß er, als er anfing darüber nachzudenken, selbst finden mußte, etwas sei an der Sache. Anni war seine Kindermutter auf den Dupf (genau so) wie vor zwanzig Jahren. Anni band ihm noch immer die Schuhe, band ihm das Halstuch, zog ihm den Hemdekragen z'weg (zurecht), ja kämmte ihm das Haar hinten schön über den Kragen und vorne über die Stirn herab, kochte ihm Eiertätschli (Eierkuchen), stellte ihm Nidle (Rahm) z'weg, buk seine Küchelschnitten doppelt, trug Kümmernisse um ihn im Herzen und zu Tage wie um ein fünfjährig Bübchen. Das wurmte ihn sehr, aber guter Rat, wie helfen, fiel ihm über Nacht nicht ein.

Darum war er am folgenden Tage sehr übler Laune, wie man es immer ist, wenn man entweder sich bewußt ist, dumm getan zu haben in der Vergangenheit, oder witzig tun möchte in der Zukunft und nicht weiß wie. Er war wunderlich, Anni konnte es ihm nicht treffen, ja er schnauzte es sogar. Darüber weinte und grollte Anni. Das sei sein Lohn, sagte es, daß es sein Schuhwisch sein solle und alles entgelten, was er dumm anstelle. Es vermöge sich dessen ja

doch nichts, daß er vorgestern den Lümmel gemacht und alle geprügelt, gestern den Löhl (Pinsel) und von allen sich hinwiederum habe brandschatzen lassen. So wolle es nicht dabei sein, sondern aufpacken und gehen, für ein Plätzlein, ruhig zu sterben, werde der liebe Gott wohl sorgen. Er wisse, wie es es gemeint habe und wie man es ihm jetzt mache. Dieses Grollen tat Michel wieder weh, denn er hatte ein weich Herz und Anni lieb, aber er hatte eben wieder die Manieren nicht, mit welchen man grollendes Weibervolk versöhnt. Sie sind ziemlich bekannt und nicht schwer zu lernen, wenn man nicht durchaus ein Stock ist, aber es muß halt doch alles gelernt sein auf der Welt, bis an die gehörigen Ausnahmen, unter welche begreiflich das Regieren gehört, von dem man neuerdings wieder die Entdeckung gemacht, daß es keine Kunst, sondern eine Naturanlage sei, deren Organ aber nicht oben im Schädel, sondern im Maule sitzt.

Als im trüben Grollen der Morgen verflossen war und über Mittag das Wetter nicht heiterer wurde, ging Michel ins Stübli und wollte ein Rühyigs (Mittagsschläfchen) nehmen.

Kaum hatte er sich gelegt, klopfte es draußen hart. Hoch auf fuhr Michel und sagte: „Ist aber so ein — da." Da fragte eine grobe Stimme: „Habt ihr nicht Feißes (Fettes)?" Solche Stimmen sind, wenn auch nicht die letzten Posaunen, welche aus dem Grabe wecken, so doch Instrumente, welche jeden Bauer aus dem Schlafe sprengen, besonders wenn er was Feißes hat oder die Stimme bekannt tönt. „Du sollest hinauskommen," rief eine Stimme zur Türe herein, „es ist ein Bernmetzger da." Michel ging, kannte aber den Metzger nicht, war störrisch ohnehin und gab ablehnenden Bescheid. Er hätte doch vernommen da unten, er hätte ein besonders fettes Milchkalb, wie man lange keins gesehen das Land auf das Land ab, es wiege über zwei Zentner. Er möchte es wenigstens sehen, sie würden doch vielleicht des Handels einig, wenn es nicht schon verheißen sei, sagte der Metzger. „Nun," sagte

Michel, „das Kalb kann ich dir zeigen," ging mit Schritten, wie er sie lange nicht gemacht, in die Stube, holte hinter dem Zeithäusli (Uhrgehäuse), wo die Stöcke gewöhnlich verwahrt stehen, einen Dornenstock und fuhr mit flammendem Gesichte auf den Metzger los und schrie: „Siehst jetzt das Milchkalb, gschaus recht!" Der Metzger sagte erschrocken: „Nit, nit, ich habe nichts Böses gemeint, man hat mir es so angegeben, mich heraufgeschickt!" Aber Michel hörte keine Einsprache des Metzgers, sondern schlug unbarmherzig auf ihn los. Da versuchte des Metzgers Hund was zur Sache zu sagen, aber da war Bäri bei der Hand, gab bündig Bescheid, daß Metzger und Hund nichts Besseres wußten, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie stoben übers Feld, durch Korn und Bohnen aus Leibeskräften. Michel konnte nicht viel daran machen, des Metzgers Beine waren um etwas leichter, aber Bäri wohl, der überschoß den armen Metzgerhund, daß er das Rad schlug wie ein Hase, den man in den Kopf geschossen.

Der Lärm hatte die ganze Mannschaft auf die Beine gebracht, welche sich über die Exekution fast totlachen wollte, nur Anni schlug unter der Küchentüre die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte über die heutige Welt, die seit Adams Zeiten nie so schlecht gewesen, solche Frechheit hätte es doch nicht gedacht zu erleben. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott so lange Geduld hätte, daß er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht bloß Wasser sondern Pulver regnen lasse und am einundvierzigsten den Blitz dreinschlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten, den wüsten Leuten müßte man es gönnen, sie wüßten dann einmal, wer Meister sei, und die Brävern hätten es besser und wieder Platz auf der Welt. Als Metzger und Hund verstoben waren und jedes wieder an seine Arbeit gegangen, polterte Michel in die Stube hinein, wo Anni im Saamzeug (Samenzeug) kramte, da es die Zeit war, wo rechte Weiber das Gartenfieber haben. Er polterte in der Stube herum, sein Zorn wuchs, statt sich zu verflüchtigen.

Anni wollte ihn bedauern, ihm zusprechen: „Micheli, sei nit böse," sagte es, „das sind wüste Leute, mußt dich denen nicht achten." Aber dieser Zuspruch war Öl ins Feuer. So wolle er nicht mehr dabei sein, sagte er, aller Leute Narr im Spiel wolle er nicht sein, so erleide ihm das Leben. Am besten sei's, er gehe in Krieg, da bleibe er an einem Orte dahinten (sterbe er), wo er niemand zum Gespött mehr sei. Hier könnten ihn die Leute doch nicht in Ruhe lassen, wenn er auch keinem sterblichen Menschen was zu Leide tue. Begreiflich rechnete Michel die Löcher, welche er den Leuten in die Köpfe schlug, für nichts, denn sie taten ihm nicht weh. So rechnen bekanntlich die Leute, was ihnen nicht weh tut, ist kein Weh, und was ihnen nicht Leid verursacht, keine Beleidigung.

Nun kehrte sich das Wetter, und daß Michel sterben wollte, drehte Anni das Herz um. „So red' mir nicht," sagte es. „Könntest dich versündigen, ich stehe es nicht aus und du hast nicht Ursache. Wenn schon Brandschatzer dagewesen sind und so ein Metzgerkalb, so macht das die Sache nicht aus. Wenn du daheim bleibst, so kommen die Brandschatzer nicht mehr, und den andern wird es wohl erleiden, wenn du mit ihnen ausfährst, wie du es dem gemacht hast. Von einem solchen Hof weg und so jung, denk', Micheli, so einen gibt es auf Erden und im Himmel nicht. Die Hühner legen vierzehn Tage früher als an allen andern Orten, und wenn ich in die Stadt gehe, so fragen mir die vornehmsten Herrenfrauen nach und geben mir gern einen halben Kreuzer mehr für das Pfund Anken (Butter): es sei keiner so süß wie der Knubelanken, sagen sie immer. Und redest dann von Krieg und Sterben, nein, Micheli, selb ist dir nicht Ernst. Red' nur nicht mehr so, könntest dich doch verfehlen (erschrecken), wenn es unser Herrgott für Ernst nehmen würde, er ist manchmal viel exakter, als man meint."

„Nun," sagte Micheli und schlug mit der Faust auf den Tisch wie ein trotzig Kind, „wenn ich nicht sterben soll, so will ich heiraten, selb will ich dann, das muß mir sein."

Da stand nun Anni, alle Löcher im Gesicht angelweit aufgesperrt, nicht bloß wie Frau Loth, als sie hinter sich sah in Sodoms und Gomorrhas Flammenmeer, sondern als ob es sehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits sehe, wie die Menschen als gebratene Gänse gen Himmel führen. Es hatte ihm den Atem gestellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu schnopsen (schnaufen, mühsam atmen), als ob es eine halbe Stunde unter Wasser gelegen, und schnopsete immer: „Heiraten, heiraten ach, ach heiraten, ach, ach, ach Gott und alle Güte!"

Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektrischer Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, daß Micheli je heiraten könne, war es so weit entfernt, als vom Morgen der Abend ist. Mütter denken schon an das Heiraten der Söhne, wenn sie ihnen zum erstenmal die Brust reichen, halten Musterung unter den Töchtern des Landes, ob wohl eine würdig des Glückes sei, bei ihr Söhniswyb (Schwiegertochter) zu werden. Hat eine eine Sohnsfrau, so kann sie möglicherweise Großmutter werden, und dies betrachten Weiber in einem gewissen Alter als ein Avancement, welches mit gewissen Berechtigungen verbunden ist. Kindermütter aber haben es ganz anders, natürlich. Sie denken zwar nicht daran, Sonne, Mond und Sterne zu stellen, wie Josua es getan, indessen, was sie als Kind empfangen, möchten sie doch als das gleiche Kind behalten in alle Ewigkeit, denn ist es mit dem Kinde aus, ist es auch aus mit der Mutterschaft. Es ist also nicht bloß Eigennutz dabei, sondern wirkliche mütterliche Liebe, welche nicht um das Kind kommen will. „Du mein Gott," ächzte Anni endlich im Zusammenhang, „jetzt gar noch heiraten, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen! Du, Micheli, mein Micheli, heiraten, was habe ich dir zu leid getan, daß du mir das antun willst? Tust du mir das zu leid, dann ist es aus mit mir, dann bin ich

fertig! Nun, mir ist es gleich, aber wer sieht dann zu dir, kocht dir, was du liebst, bettet dir, wie du gerne liegst, sorgt für weiße Hemden, plättet dir die Strümpfe und nimmt es an mit Geduld, wenn du wüst tust? Du kannst mich erbarmen, Micheli, aber du wirst dich wohl noch anders besinnen."

„He," sagte Micheli, „wenn ich schon heirate, kannst du die Sache gleich machen, es sagt ja niemand, daß du fort sollest. Was du nicht machen magst, nimmt dir die Junge ab." „Ja, abnehmen, dableiben, d'Sach' machen, jawohl das käme schön, da sieht man, was du für ein Kind bist. Du guter Micheli, du weißt nicht, was das Weibervolk ist heutzutage und wie die heutigen Meitscheni (Mädchen) sind," jammerte Anni. „Die können nichts und mögen nichts als den Narren machen, Roten saufen, vor dem Haus hocken (sitzen), z'Märit (Markt) laufen und fressen, was Geld kostet, mögen niemand leiden, wissen nichts, machen nichts und hassen und verfolgen alle, wo ihnen d'Sach' machen müssen, und gönnen niemand das lautere Wasser. Aufgestrüßt (aufgeputzt) sind sie von Kindesbeinen an wie die Pfauen, und weiß dir doch keine mehr, wo man den Hühnern die Eier greift. Stumphosen (Strümpfe ohne Socken) trägt dir keine mehr, da müssen dir ganze Strümpfe mit Fürfüßen (Socken) sein jahraus jahrein, denk', Micheli, dann ist es auseiertätschlet (ausgepfannkucht) und Milch kannst aus Tannzapfen drücken. Eier und Milch werden dir gebraucht, daß du gar nichts davon weißt, du armes Tröpfli. Dem soll ich zusehen, nichts dazu sagen, selb stünde ich nicht aus. Und wenn ich mich auch noch leiden wollte bei einem Brösmeli (Brocken) Brot und einem Tröpfli blauer Milch und es abverdienen mit Kuder (Lein geringster Qualität) spinnen und Wolle rupfen, sehen, wie du ermagerst und dir die Kleidleni am Lybli (Leibe) ume (herum) schlottern wie des Großvaters Kutte (Oberkleid des Bauern) an einem Bohnenstecken, nein, Micheli, nein, das will ich nicht, das drückte mir das Herz ab."

„Tu nicht so," sagte Michel, „ich habe einstweilen ja noch keine, und sövli (so viel) bös wird d'Sach' nit sy. Es läuft ja doch mancher junge Mann herum mit einem Kopf wie ein Käskeßi (Käsekessel) und einem Bauch wie ein Landsaß (Weinfaß). Es wird doch wohl ein Weibervölchli (Frauenzimmer) zu finden sein, ein freines (freundliches) und arbeitsames, welches weiß, warum es da ist, und luegt, daß ich nicht ermagere, und dich ästimiert." „Was Tüfels frage ich dem G'ästimier nach, und was mangelst du jemanden, der zu dir luegt? Habe ich bis dahin nicht zu dir gluegt, eine Mutter hätte es nicht besser können. Oder sag', wo habe ich gefehlt? Habe ich gestohlen, verschleipst (verschleppt), die Faule gemacht?" begehrte Anni auf. „Nit, nit, Anni," sagte Michel, „aber es ist ja so der allgemeine Brauch, daß man heiratet, und aparti tödt hets niemere (niemand), und so hets mih düecht, ih chäm damit mängem ab und chäm us dr junge Burschet (Burschenschaft)."

„O Micheli, du gutes Tröpfli, du bist dazu noch viel z'dumm, es ist sich aber nicht viel zu verwundern, so jung wie du noch bist," entgegnete Anni. „O du weißt nicht, wie das heutige Weibervolk ist, und weißt nicht, wie bös die Welt ist, und wie nirgends mehr Glauben ist und niemand mehr tut, wie es der Brauch ist. In zehn Jahren hast du vielleicht den rechten Verstand und vielleicht auch nicht, aber bis dahin bessert unser Herrgott die Welt, dressiert und rangschiert sie anders. Dann kannst du es in Gottes Namen probieren, wenn's zwängen willst, aber zähle darauf, du wirst mir einmal reuig." „Jetzt schweig' mir mit dem G'stürm (Gerede)," sagte Michel, „wenn du mich nicht töten willst. Los (höre), Anni, selb ging doch wohl lang, ich ständ es auch nicht aus, es täte ein Unglück geben, wenn ich mir die Kindermutter sollte vorhalten lassen, wenn ich mein Lebtag ein Kalb sein sollte."

Nun gab es erst recht Feuer und Jammer bei Anni, als es hörte, wie man seinem Micheli die Kindermutter vorhielt.

Das sei doch unerhört, daß man eine alte Frau so verbrülle (verlästere) in der Welt, und tue es doch keinem Kindlein was zu leide, und betet und g'arbeitet hätte es sein Lebtag, es wäre gut, es täte es niemand minder. Es wolle wetten, das käme von Dirnen her, welche ihm es nicht gönnen möchten, daß Michel ihn's lieb habe, die gern selbst Kindermutter wären auf dem Knubel. Es wisse wohl, das Weibervolk sei immer gewesen, wie es gewesen von Eva her. Es nehme ihn's nur wunder, daß der liebe Gott nicht gleich die Eva abgeschafft, als er gesehen, wie sie geraten, und eine andere gemacht. Aber nicht aus Mannefleisch, da sei es kein Wunder, wenn sie bubig (mannssüchtig) würden. Aber so schlecht wie jetzt sei doch das Weibervolk nie gewesen, zu seiner Zeit hätte man sich doch geschämt, einem so unter die Nase zu stehen und so nötlich (dringend) zu tun. Es möchte die Täschen (schlechten Frauenzimmer) nur kennen, welche das getan, denen wollte es sagen, was sie wären. „Wärst du aber was wert gewesen, so hättest es ihnen gemacht wie dem Metzger oder Sami oder Bäri an sie hingereiset (auf sie losgelassen), sie hätten dir dein Lebtag die Kindermutter nicht mehr vorgehalten. O hättest mich lieb, du hättest das gemacht, aber ich sehe wohl, du verschämst dich meiner, ich bin dir auch im Weg, und das ist jetzt mein Lohn und mein Dank, daß ich meine besten Jahre hier verbraucht, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und für alles gesorgt, als ob es meine Sache wäre. Ach, wenn ich nur schon weg wäre und sechs Schuh unter der Erde. Wer weiß, was für Elend ich noch erleben muß." Und in völlige Trostlosigkeit versank Anni, daß Michel schweigen mußte und trösten, es sei ja noch keine gemachte Sache und nicht daß es sein müßte, wenn es ihm so zuwider sei, könne man es ja unterwegs lassen.

Michel sprach im Ernste so, aber der Gedanke ans Heiraten war einmal da, und er ward seiner nicht mehr los. Es gibt Gedanken, welche stärker sind als alle Michel, Platz nehmen, wo sie wollen, und da bleiben, man mag sie wollen

oder nicht. Solche Gedanken vertreibt man nur mit andern Gedanken, aber eben hatte Michel keine andern, oder was er dachte so nebenbei, stärkte nur diese Gedanken. Er versagte sich aus Furcht vor bösen Folgen seine Hauptfreude, die Schlägereien. Kinder tauschen aber ein Spielzeug nur gegen ein ander Spielzeug; wenn sie vom Ballspiel ablassen, ergreifen sie mit um so größerer Hitze das Stöckeln*), von dem bringt sie weder Schulmeister noch Haselstecken ab. Michel mußte immer an die Stimme in Kirchberg und an den Metzger denken, und das Ende von allem war immer: heiraten wäre doch gut, und e Frau sött zueche (sollte herbei), was will ich sonst und was habe ich für Freude auf der Welt?

Sami kam in eine schwere Stellung, denn Michel und Anni machten ihm Mitteilungen, indessen war er der Stellung gewachsen. Anni sagte zu ihm: „Du warst ein Lumpenbub und Nichtsnutz von je und wirst einer bleiben in alle Ewigkeit, du machst mir nichts als Verdruß und hast in Gottes Namen keine Freude, als irgend ein Lumpenwerk anzustellen oder sonst was Dummes. Du hast ihm das Weiben in Kopf getan und niemand anders und denkst nicht, was du für ein Unglück angerichtet hast, und wie es dem armen Micheli ergehen wird, nein, daran denkst du nicht. Hoffentlich geht es dir zuerst an die Beine, und das erste, was eine junge Frau macht, wenn sie auf den Knubel kommt, ist, daß sie dich fortjagt, und kommt es ihr nicht in Sinn, so gebe ich es ihr an. Dann kannst einen andern Platz suchen, wie du hier einen hast. Tue Micheli die Flausen wieder aus dem Kopfe, welche du ihm hineingemacht, sonst sieh zu, wie es dir ergeht. Es wird dir eingetrieben (eingetränkt) werden, zähl darauf!" Dann kam Michel zu Sami und sagte: „Was düecht dich, Sami, wäre wybe (weiben, heiraten) nit gut? Du weißt,

*) Ein Kinderspiel, wobei man mit einem Steine nach einem kleinen Stocke als Ziel, worauf der Preis liegt, wirft.

wie es mir in Kirchberg ging, wie man mir da die Kindermutter vorhielt und wie man mich sonst ausspielt an allen Orten, und weißt, wie man mir aufpaßt und mich unglücklich machen möchte. Da dachte ich, eine Frau wäre gut, da könnte ich daheim bleiben und doch Freude haben. Anni ist alt, wenn es dahinten bleiben (sterben) sollte, wären wir bös dran, wer wollte die Sache machen? Jetzt hingegen könnte es eine Frau b'richten (anlernen), daß die dann wüßte, wie es gehen sollte, wie man es gerne hat und wie es der Brauch ist, könnte es ihr zeigen, wie man den Hühnern die Eier greist, wie man die Milchkacheln brüht (abwäscht) und was sonst noch wichtiges vorkommt in einem Bauernwesen. Sage ich Anni, ich möchte wybe, so tut es wüst und sagt, es wolle ihn's töte. Selb will ich auch nicht, aber es düecht mih, es sött (sollt) ihm nit söbli (soviel) mache und es sött Verstand brauche, so kann's doch nicht immer bleiben. Red mit der Mutter u säg, sie söll Verstand brauche, es werd se nit töte, wenn ih scho wybi, und sie könne dann ja die Junge b'richten, wie sie es haben wolle."

Sami war so zwischen zwei Feuer, es ward ihm nicht angst dabei, Sami war nicht dumm, er kalkulierte: Michel muß heiraten, selb ist natürlich, tät er's nicht, wär's ja dumm! Die Mutter ist übernächtig (altersschwach), stirbt sie, kommt eine Magd ans Brett und macht d'Sach', und der Tüfel weiß, wie dann die tut und was ihr in Kopf schießt, wenn sie das Heft in die Hand kriegt. Jetzt eine nehmen, ist d's Best, die dressiert dann die Mutter, was der Brauch ist und wie es Michel liebt und daß alle wohl dabei sind und es akkurat geht wie jetzt, wo niemand zu klagen hat. Aber wohl auslesen muß man, die Katze nicht im Sack kaufen, darum ist das beste, man nehme die Sache zur Hand und helfe Michel eine suchen, wehren hülfe doch nichts, und dann könnte man nicht ihm zu einer helfen, welche allen beliebt. Es muß kein Geizhund sein, welche einer Floh den Schmutz (Fett) ausdrückt, wenn sie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli (unnützes Frauenzimmer) wollen wir auch nicht,

welches am Morgen sterben will, wenn es auf muß, den ganzen Tag nichts tut, als ums Haus herum gränne (greinen), welches die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht, wo man ein apart Druckli (Schachtel) muß machen lassen, um es im Lande herumzuführen. Auch so einen Ausbund und Meisterkäs wollen wir nicht, welcher alles besser weiß und alles neu will, dem man keine Hacke recht in der Hand hat und kein Rübli schabt, wie es ihm anständig ist. Da möcht der Tüfel d'rby sy, wenn man Mist zetten (zerlegen) soll und die Bäurin kommt, nimmt einem die Gabel aus der Hand und zeigt, wie man Mist zetten müsse, und konnte noch über kein Spänchen springen, als man es schon hundertmal gemacht. Auch eine Werchader (Arbeitstier) mag ich nicht. So eine, wo meint, es solle nie Feierabend sein, und nach Mitternacht aufruft, den ganzen Tag brüllet, bald vor dem Hause, bald hinter dem Hause und gar noch vormähen will, oder den Pflug halten, wo meint, man solle für drei werchen (arbeiten) und für e halbe fressen. Nei nadisch (wahrhaftig), so eine wollen wir auch nicht, und Michel kriegte bald genug. Aber eben darum muß man nicht wüst tun, sondern anerbieten, man wolle helfen suchen, so eine eben rechte, welche es allen gönnt und etwas anrührt, weiß, was Werchen ist, aber Verstand braucht und nicht vergißt, daß morgen auch noch ein Tag ist, daß, wie man nicht alles in einem Tage essen, man auch nicht alles in einem Tage werchen mag.

Nachdem also Sami seinen Plan entworfen hatte trotz dem Radetzky, führte er seine Truppen ins Feld. Er sagte zu Michel: „Du hast recht, g'wybet muß sy. Es wär lätz (schlimm), wenn der Hof in fremde Hände käme, die Verwandten würden doch lachen und aufpassen wie die Ährenleser, bis der Bauer mit dem Wagen von dem Acker ist. Und wenn die Mutter stirbt, wer soll d'Sach' machen und zu allem sehen? Aber du weißt, wie das Weibervolk ist, nüt nutz heutzutag. Der Kühhandel ist e b'schissner Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehnmal ärger angeschmiert, und dann ist's

bös, man kann nicht ändern. Darum muß man Vorsicht brauchen und wohl luegen, daß man die rechte kriegt, eine, welche zu allem luegt (schaut) und es allen gönnt und b'sungerbar (besonders) dir, von wegen du bist dich dessen gewöhnt von Kindesbeinen an. Es gibt deren, welche den ganzen Tag die Kaffeekanne auf dem Feuer haben, aber dem Mann kein Tröpfli geben, und vernehmen sie, daß er einen Schoppen getrunken oder gar guten Kameraden eine Halbe gezahlt, tröhlen (wälzen) sie sich am Boden herum, bis sie nicht mehr wissen, was oben und was unten ist. Lueg, du weißt gar nit, wie es geit (geht). Aber wenn man Vorsicht braucht und sich Mühe gibt, wird doch wohl eine zu finden sein, welche kein Hund ist und doch auch kein Uslat (Unflat). Aufs Geld brauchst aparti nicht zu sehen, und mit der Hübschi ist es so, sie ist wohl gut, aber man muß sich gar manchmal anders gewöhnen, bis sie alte Weiber s nd und aussehen wie zweijährige Äpfel."

Das dünkte Michel sehr verständig, und er fand großen Trost in diesen Worten. Mit der Mutter mußte Sami andere Worte brauchen, da hatte er einen harten Stand. „Mutter," sagte er, „denk', Michel ist über fünfundzwanzig, und du bist alt, kannst über Nacht dahinten bleiben (sterben), wer soll dann die Sache machen und zu Michel luegen? Drum sieh (sorge) ihm für eine, welche es gut meint und dem Hofe wohl ansteht, für eine kurzweilige und doch manierliche, wo dann da ist, wenn du stirbst, und d'Sach' gleich in die Finger nimmt, wie du sie b'richtet (angelernt) hast." Jä, jetzt ging das Wetter schön los. „So," sagte Anni, „meinst, ich sollte über Nacht sterben, bei einer Jungen sei es kurzweiliger. Du bist doch dr wüstest Kerli unter der Sonne, der Mutter das Sterben zu gönnen, du bist gerade wie dein Vater, darum brach er auch beide Beine unter einer Buche und mußte so früh davon. Ich mußte auch plären (weinen), als ich mit ihm zur Kirche ging, aber seither mußte ich oft denken, wie wohl es mir gegangen, daß unser Herrgott ihm so früh davon half. Mach' nicht, daß es dir auch so geht.

Ja wolle, der Mutter z'sage, sie sollte über Nacht sterben, ist das schon erhört worden!" „Mutter, verkehre mir die Worte nicht," sagte Sami, „du weißt wohl, was ich gesagt und wie ich es gemeint. Aber was ist das gemacht (für eine Sache) von einer Mutter, wenn sie es ihrem Mann gönnt, daß er beide Beine gebrochen und ihrem einzigen Sohne anwünscht, daß es ihm auch so gehen möge!" „Lue (schau), wie du lügst," zankte Anni, „von dem habe ich kein Wort gesagt, schämst dich nicht, der Mutter die Worte zu verdrehen? Und verdient es denn eigentlich einer, der an der heiligen Oster dem Narrenwerk nachläuft und sogar Menschenblut vergießt, besser? Und wär's schade um solche Beine, welche noch dazu andern vorlaufen auf den Wegen des Teufels?" „Mutter," sagte Sami zornig, „du bist eine wüste Frau und weißt nicht, was du redest." Annis Antwort kann man sich denken. Kurz, Sami, der nicht absetzen wollte, hatte fünf Tage zu tun, ehe er seine Mutter bloß dahin brachte, daß sie ihm seine Worte nicht verkehrte und zornig wieder an den Kopf warf, sondern sie in stillem Grollen auffing, kaute, verschluckte und darüber nachdachte.

Sami hätte vielleicht fünf Wochen oder fünf Monate Zeit dazu gebraucht, aber in dem Maße, als Michel den Gedanken ans Heiraten sich einbürgerte in seinem Kopfe, in dem Maße drängte er Sami an Anni hin. Es sei ihm lieb und wert als wie eine Mutter, aber die Kindermutter wolle er sich nicht mehr vorhalten lassen, und das höre nicht auf, bis eine Frau auf dem Knubel sei, wolle Anni das nicht, so gehe er z'Krieg. Die Anhänglichkeit war nicht verwischt, aber der Stolz erregt, der die Liebe nicht verzehrt hatte, aber doch die alte Stellung altershalb unhaltbar fand. Sami begriff dieses und redete der Mutter fernere fünf Tage zu, bis sie endlich nicht bloß nachdachte, sondern sagte: „Nu, wenn du's zwängen willst, so zwäng's, aber wenn es nicht gut kommt, so gebe mich niemand schuld, es ist dann zu hoffen, daß es an dir vergolten werde." Nun, mit dieser Antwort ließ

sich schon was machen, sie war bereits einlässig (ließ sich mit der Sache ein), sie beruhigte Michel und brachte Anni dahin, daß es den Gegenstand selbst in Anregung brachte, als einige Tage niemand etwas darüber zu ihm sagte. Das ist immer das beste Mittel, über einen einmal angeregten Gegenstand zum Reden und Eintreten zu bringen, wenn man wieder davon schweigt. Der G'wunder (Neugierde), was jetzt (vor-)gehe, vielleicht gar etwas hinterm Rücken, tut sicher die Zunge in Gang bringen.

„Und was hast dann für eine im Gring (Kopf)?“ schnellte einmal Anni Michel an, als es bei ihm vorüberfuhr, und eröffnete so die ferneren Unterhandlungen. „Keine aparti,“ sagte Michel. „Begreif, ich möchte nicht so die erste beste nur des allgemeinen Gebrauchs wegen; eine gute, die sich b'richten (anlernen) läßt und es mir und dir und allen gönnt.“ Diese Worte waren wie Balsam auf Annis Gemüt. „Du armes Tröpfli du, davon verstehst du nichts und kennst die Welt nicht, weißt nicht, was heutzutage die Meitscheni (Mädchen) für Schlangen sind. Wenn man meint, man habe einen Engel an der Hand, hat man die wüsteste Kröte am Hals.“ „He,“ sagte Michel, „man muß recht luege, gut nachfragen, sich wohl b'sinne, dann wird es doch kaum fehlen können.“ „O Micheli, dr g'scheitst Händler wird mit Kühen betrogen, wieviel hundert Mal leichter nicht ein junger Löffel (Laffe) mit einem Meitschi. Die, wo am meisten dyri däri machen (schön tun), am schönsten untern gucken (die Augen niederschlagen) können, grad die sind Utüfle (Unteufel) und tun, als ob des Teufels Großmutter ihre nächste Base sei.“ „He, das ist nit so schlimm,“ sagte Michel, „nicht halb so bös. Jetzt grad von des Bauern im Guggeli*) Töchtern eine, es sind ihrer manche, haben bös, es wäre eine froh zu kommen und für dih d'Sach zu machen, es sind brave Menscher, und auf das Geld brauche ich nicht zu sehen.“ Potz Türk und Blau, wie es da losging und so während der ganzen Inspektion bei jedem Mädchen,

*) Ortsname, Versteck bedeutend.

welche Sami oder Michel vorführten, in der ganzen Runde fand keines Gnade. Wenn am Mädchen selbst nicht so viel auszusetzen war, daß ihm seine Verwerfung unzweifelhaft schien, oder Sami oder Michel einwendende Gesichter — zu Worten kam es selten — machten, so machte Anni es wie ein Metzger, wenn das Fleisch auf der Wage zu wenig zieht: derselbe legt Knochen, sogenanntes Ausgewicht (Beigewicht) bei, etwas, welches den Ausschlag gibt. Solchen Mädchen legte Anni auch Ausgewicht bei, einen Urgroßvater, welcher im Zuchthaus, eine Großmutter, welche im Schwingstuhl oder in der Trülle (leichte Tortur) gewesen, eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen, einen Vater, der einen Eid getan, von welchem man glaubte, er sei falsch gewesen, Vatersbrüder, welche gröbelige (ungeschlachte) Grüsle (Unmenschen) seien, eine Schwester, welche ein unehelich Kind gehabt, einen Bruder, der geschieden sei usw. usw. Wo aber gar nichts Anzubringendes offen auf der Hand lag, was freilich nicht oft vorkam, da sagte Anni, gerade das scheue es am allermeisten. An allen Orten sei etwas, und wo man nichts wisse, da seien die Leute nur schlauer als die andern und hätten um so größere Ursache es zu verbergen, es sei gewöhnlich zehnmal schlimmer als das, was alle Leute wüßten.

Michel wurde ganz traurig, schlug auf den Tisch und fragte: „So soll ich denn keine haben?" „Warum nicht," sagte Anni, „ja freilich, aber nicht die erste beste, gut luege und sich wohl b'sinne, hast ja selbst gesagt. Ihr habt sie da ums Haus herum zusammengelesen, und das gefällt mir nicht; nur keine aus der Nähe, sonst bist plaget alle Tage bis ins Grab. Du hast niemand nötig, welcher dir z'weg (auf) hilft mit Zug(=vieh) und Geld, Holz und Leuten, da ist ein Schwäher in der Nähe, der helfen kann, kommod. Nimmst du aber eine aus der Nähe, hast du das ganze Pack beständig vor der Türe. Hat der Schwäher was nötig, schickt er zum Tochtermann oder kommt und nimmt es ungefragt, und niemand sagt dir danke Gott dafür. Hat die Mutter was nötig,

Geld, Anken (Butter), Schnitz (Gedörrtes), Fleisch, kurzum, was es ist, muß es die Tochter geben und d'Sach wird dir verschleipst (verschleppt), du weißt nicht wie. Küchelt man (backt man Krapfen) einmal und kriegt es das Pack in die Nase, so kommt die ganze Haushaltung mit Hund und Katze, frißt, daß sie sich binden müssen, und denken, es tut's ihm wohl. Röstet man Kaffee, so ist ein Kind da mit einem Teller und sagt, Mutter habe keinen gerösteten, man solle ihr doch leihen, sobald sie röste, wolle sie ihn wiedergeben. Aber der muß gute Augen haben, der eine Bohne wiedersieht. Macht der Mann mal der Frau ein sauer Gesicht, läuft sie zur Mutter, weiß sie etwas nicht, läuft sie zur Mutter, soll sie was tun, das ihr zuwider ist, läuft sie zur Mutter, die kommt daher, ist gesotten und gebraten hier, und der Hof ist der ihre, d'Sach ist ihre und du hast so wenig mehr zu befehlen, als der Türlistock (Pfosten) vor dem Hause. Selb wirst nicht wollen." „Selb nit," sagte Micheli, „aber was machen?" „Mi (man) muß luege," sagte Anni, „gut nachfragen, wenn du es doch willst g'habt ha, man hat Gelegenheit genug dazu, es gibt immer Leute, welche man fragen kann." Es war Anni selbst nach und nach Ernst mit der Sache geworden, seine Gedanken hatten eine Wendung gemacht. Es gibt Köpfe, deren Gedankengang einer verrosteten Türe gleicht. Wo diese steht, da steht sie, bringt man sie mit aller Gewalt einen Ruck weiter, so steht sie da wieder, bis eine neue Gewalttat sie noch weiter bringt. Zuweilen jedoch, durch die eigene Schwere gedrückt, fällt sie ins alte Rostloch zurück, aus dem man sie erst mit so großer Mühe gehoben. Nun hatte Anni bis dahin immer nur an seinen Micheli gedacht, gedacht, es gehe ihm so gut, besser nütze nichts, jede Veränderung brächte ihm nur Böseres, besonders eine Frau, so eine junge, wüste, tüfelsüchtige, wie man sie heutzutag habe und die obendrein nichts verstände als zu brauchen, was ihr unter die Finger komme, das hielte Micheli nicht aus, es müßte ihn töten.

Nun aber hatte Sami ihm gesagt, es könnte ihn's töten

und zwar über Nacht; so wenig es an Michels Alter dachte und sah, wie er zum Mann geworden, eben so wenig dachte es daran, wie ihm die Jahre zuwuchsen und es eine alte Frau geworden. Und wenn es nun über Nacht starb, wer sah dann zu Micheli, wer half ihm eine Frau suchen, wer dressierte und rangschierte sie, wenn sie einmal da war, bis sie ein manierlich Mönschli (Menschlein) ward? Es kriegte ordentlich Hitz zur Sach und streckte seine zahlreichen Fühlfäden aus in alle Lande. Anni stand weit umher, bei vielen sogenannten untergebenen Leuten in größerm Verkehr und Ansehen als gar manche Bäurin. Es war zwar nur Kindermutter, aber zugleich auch Verwalterin eines der schönsten Höfe, mit uneingeschränkten Vollmachten und hatte Geld in den Händen, gerade soviel, als ihm beliebte. Den kleinen Handel mit Eiern, Anken (Butter), Hühnern, Milch usw. betrieb es allein, nahm das Geld ein, schaffte an, was nötig war, was es übrig hatte, gab es Michel, und Michel nahm, was Anni gab, in unbedingtem Vertrauen. So gut in diesem Punkt hat's selten eine Bäurin, geschweige denn eine Herrenfrau. Hühner- und Kachelträger (Geschirrverkäufer), Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scherenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhefter, Schweinborsten- und Federnsammler, Metzger, Müller, Hausierer mit Halstüchern, Schmöck- (Riech-) und Karmeliterwasser, Aarwangenbalsam und Tannzapfenöl und andern guten Dingen mehr gingen beständig ab und zu. So ein rechter Bauernhof ist eine unerschöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten und wahrscheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgruben von Kalifornien. Zu diesen allen kamen noch Bettler und Übernächtler. Viel der obengenannten Herrschaften samt den Bettlern übernachten, so oft sie können, in Bauernhäusern und auf Höfen. Aber es wandern noch viele Leute durchs Land, welche gern Geld sparen, auf den Höfen um ein Nachtlager bitten. Sind sie einmal so an einem Orte über Nacht gewesen, so betrachten sie sich als

Bekannte, als eingeführt, gleichsam als berechtigt, Gastfreundschaft zu fordern; kehren sie ein andermal wieder, sagt so einer ganz getrost: „Gott wilche (Gott willkommen), bin auch wieder da, könnte ich wieder über Nacht sein?“ Die Übernächtler hat man bald im warmen Stall, zuweilen auch in einem Bette, denn selbst hier ist Rangunterschied. Mit dem Nachtlager ist zumeist aber auch Abendessen und Frühstück verbunden.

Diese große Gastfreiheit kostet, hat indessen auch ihre Vorteile. Wenn ein Übernächtler, sei er von welcher Sorte er wolle, nicht ganz dumm ist, so sucht er die erhaltene Wohltat zu vergelten, indem er seinen Gastgebern kurze Zeit macht. Auf einsamen Höfen schleicht oft die Zeit gar langsam und einförmig dahin, besonders in langen Abenden dem Mannevolk, welches nicht spinnt, keine Stubenarbeit hat, (wenn das morndrige [für den nächsten Morgen bestimmte] Frühstück gerüstet ist) und dazu nicht lesen mag. Da ist so ein Mensch, der aus der Fremde oder nur aus einer andern Landesgegend kommt und was zu erzählen weiß, gar sehr willkommen. Die Dorfgeschichten vom Pfarrer, Schulmeister, Doktor, Gemeinderat usw. werden ausgetauscht, und wenn der Mensch aus der Fremde was zu erzählen weiß, ob wahr oder gelogen, so lebt die ganze Haushaltung wohl daran. Am Morgen heißt es dann, wir haben hinecht (diese Nacht) einen Übernächtler gehabt, e tusigs (äußerst) kurzwylige, der konnte b'richten, man konnte nicht genug hören, er war aber auch weit umher, einmal auch in Frankreich und ein andermal im Aargau. Das ist eine Seite. Die andere Seite ist die, daß man durch diese Leute allerlei Botschaften kann verrichten, Bescheid, Bestellungen machen lassen. Solche Leute stellen gar zu oft die Liebesboten vor. Man würde es ihnen gar nicht ansehen. Am kommodsten kann die Hausfrau ein vertrautes Wort mit solch einem Menschen reden, wenn sie ihn zum Frühstück ruft, nachdem die andern abgegessen haben, da ist die Stube leer und die Mitteilungen unbehorcht. Anni hatte also reiche

Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen über alle Bauerntöchter im Unterland und Oberland, im ganzen Vaterland. Aber da stieß es wieder auf Schwierigkeiten, an welche es gar nicht gedacht. Aus triftigen Gründen, wie wir gesehen, wollte es keine Frau aus der Nähe, aber wiederum war ihm kein anderer Landesteil anständig, um darin eine Frau zu suchen, gegen jeden hatte es Vorurteile. Im Unterlande waren sie ihm zu grob und unreinlich, im Mittellande zu langsam und hochmütig, um Bern herum Dienstagsschleipfe (den Dienstagsmarkt ohne Not besuchende Frauenzimmer) und Märitbiggern (Marktläuferinnen), im Oberland zu faul und hoffärtig, da war guter Rat teuer. Eine Unzahl von Mädchen, womit man ganz Neuseeland samt Kalifornien hätte versehen können, fielen auf diese Weise aus und wurden gar nicht berücksichtigt. Eine andere Menge Mädchen, welche so gleichsam weder im Oberland noch Unterland, sondern auf zulässigem neutralem Gebiete wohnten, wurden von den Berichterstattern, welche Annis Anforderungen nicht kannten, mit Rühmen ganz verpfuscht, sie wurden dargestellt, daß es Anni die Haare zu Berge stellte.

Von einer sagte man, das sei eine, das gebe eine rechte Bäurin, die koche ganz allein, und es dünke einen mit nichts, sie brauche gar nichts. Eier und Anken (Butter) und deren (derlei) Zeug könne die verkaufen wie nirgends, nur aus dieser Sache löse sie ein Sündengeld. Michel sei glücklich, wenn er die kriege, da könne er darauf zählen, daß ihm kein Brösmeli (Brosamen) neben aus gehe und er ein schrecklich reicher Mann werde. Dann hieß es wieder, dort wäre eine rechte, das gröbste Mannevolk tue ihr nicht die Schuhriemen auf, die scheue alles nicht, ins Wüsteste gehe sie voran, sei am Morgen zuerst und wecke die Knechte, am Abend zuletzt, wenn alles nieder sei, sehe sie noch zu Feuer und Licht, mache die Haushaltung allein, jage früh am Morgen auf das Feld hinaus, gehe dann auch noch nach, ja führe den Pflug dem besten Bauern z'Trotz. Das sei eine, die könnte ausschwingen (am Schwinget teil-

nehmen) am Ostermontag zu Bern oder an der Lüdern*) Kilbi (Kirchweih). Oder aber, man redete von einer: das sei doch das styfst (wohl gewachsenste)und freinst (freundlichste) Meitschi, das man weit und breit antreffe, das würde hier dem Hofe doch tusigs (äußerst) wohl anstehen. Es komme immer daher wie aus einem Druckli (Schächtelchen) und sei doch ganz gemein, möge sich mit den ärmsten Leuten g'mühen (abgeben), könne mit einer alten Frau b'richten (Lehren annehmen) ganze Stunden lang, es habe immer das schönste Meyenzeug (Blumen) weit und breit. Man sage sogar, es könne neuis (etwas) auf dem Klavier machen und tanzen dazu b'sungerbar (besonders) schön. Daneben rühre es nicht viel an, meine nicht, es müsse die Finger in allem haben und die Nase noch dazu. Es darf den Leuten etwas anvertrauen, und wie sie es machen, ist es ihm recht. Ja, die Leute haben es b'sunderbar gut dort, wenn die Sache schon ihre wäre, sie könnten es nicht besser haben, rühmen sie.

Begreiflich kam man mit solchem Ruhm bei Anni übel an. Anni war eine Justemilieuanerin, es wollte weder eine, die alles machte, noch eine, die nichts machte, weder eine, die alles verkaufte, noch eine, die nichts verkaufte. Auf diese Weise zog sich die Sache in die Länge, es wollte sich Anni bei seiner Wunderlichkeit gar nichts anziehen, was ihm anständig gewesen wäre.

Endlich verlor Sami die Geduld und sagte: „Mutter, so geht dies bis z'Niemerlistag (Nimmermehrstag), du mußt anders dran, vom bloßen B'richten gibt es keinen Käs, du findst keine, wo alles ist, wie es dich düecht, daß es sein sollte. Vernimmst ein anständig Mensch von braven Leuten her, so muß man zusammen. Michel muß es selbst sehen, man muß ihm Bescheid machen, daß es an ein g'namtes (bestimmtes) Ort

---

*) Die Lüdern-Alp bei Sumiswald im Kanton Bern, wo alljährlich am ersten Sonntag im August ein Schwingfest gehalten wird.

komme. Lue (sieh), Mutter, du bist nicht der liebe Gott und kannst es z'weg karten (zurecht bringen), wie du es in deinem alten Kopf hast, du mußt dem lieben Gott auch etwas überlassen, er hat es sonst ungern. Düecht es Michel, das Meitschi gefalle ihm, so kann man anhängen (anknüpfen) und luegen, düecht es ihn, er möge es nicht, so läßt man's fahren." „Geradeso," sagte Anni, „wird man angeschmiert, zähl drauf, Bub. Daß du doch immer witziger sein willst als d'Mutter. Hinter Wein und Bratis (Braten) kann jede Gränne (Sauertopf) ein süßes Maul machen. Wenn man einem den Hals brav salbt, so ist es keine Kunst, holdselig und glatt zu reden, daß man meinen sollte, es pfeife ein Engel vom Himmel herab. Du mußt ein Meitschi sehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden (Schlafkammer) kommt, am Sautrog, wenn es ihn ausputzt und das Fressen drein schüttet, am Tisch, wie es die Erdäpfel schindet (schält) und ißt und was es für ein Maul dazu macht, ob es zum Schein ißt und auf das Hinterstübli hoffet oder aus Hunger, am Sonntag, wenn es z'Predigt geht, und meinethalb auch im Wirtshaus, wenn die Buben, einer am Fürtuch (Schürze), einer am Kittel (Rock) hanget und einer es bei der Hand schreißt (zieht). Lue, Sami, dann weißt, was es Meitschi ist, und was es cha (kann)!"

„Ja, Mutter wenn's so ist, so machet Euch auf die Beine und gucket den Meitscheni nach am Sautrog und im Wirtshaus und hocket nicht da bei Euern alten Weibern hinter dem Ofen, b'richten ist noch lange nicht g'schauen." „Du bist ein Löhl (Pinsel)," sagte Anni, „treibst das Gespött mit der Mutter, und das ist schlecht von dir, daß du es nur weißt." „Mutter, nit böse sein, aber d'Sach ist doch so. Wer will das Meitschi auf die Art, wie du sagst, g'schaue, wo man keine Bekanntschaft hat, und aus der Nähe willst ja keine. Mit der Bekanntschaft muß doch angefangen sein, und so mir nichts dir nichts nachts einem Meitschi die Fenster einschlagen und brüllen, wott yche (wollte hinein), bi (bin) dr Knubelbur, selb wär doch

wohl grob. Aber zähl druf, Mutter, das recht Gesicht, wo es daheim macht, kann man einem Meitschi auch hinter Wein und Bratis (Braten) füre mache (hervorlocken), wenn man es recht anfängt. Die Hauptsach ist die, daß man merke, ob ein Meitschi aufrichtig sei und gutmeinend, einem d'Sach gönnt und Verstand hat und z'brauche weiß. B'richte, wie man d'Sach will, kann man jeden Menschen, wo Verstand hat, das Gutmeinen aber kann man niemand einschütten wie einer Kuh ein Trank; wenn das fehlt, so fehlt's und d'Sach hat g'fehlt!" „Wie meinst denn," fragte Anni, „daß man so einer das Gesicht secken (prüfen) und das rechte füre mache söll, wenn du doch witziger sein willst als die andern Leute?"

„He," sagte Sami, „da ist nichts leichter als dies. Michel muß recht wüst tun, fluchen und sonst donnern, das Fleisch an den Wänden herumtreiben (werfen) und saufen wie eine Kuh bei verbranntem Emd (Grummet). Da kann man gleich sehen, was die erleiden mag, ob sie es ihm gönnt oder ob es eine Taubsüchtige ist, die meint, es solle alles gehen nach ihrem Gring (Kopf)." Dagegen erhob sich Michel und zwar mit mehr Anstand als mancher Ratsherr, d. h. mit Verstand. Selb sei ihm doch nicht anständig, so den Unflat zu machen; wenn das Meitschi in einen Grausen käme, so wäre er ja schuld daran, wenn es aber seine Freude hätte am Wüsttun, so wüßte man erst noch nicht, wie man das auszulegen hätte. Es dünke ihn, es zeigte sich am besten, ob es geduldig sei und ihm Freude gönne, wenn er und Sami sagten, es düeche sie, sie möchten ein wenig kegeln, wenn es nichts dawider habe, und wenn es sage, meinetwegen, ein bis zwei Stunden miteinander machten, und das Meitschi sitzen ließen allein. Wäre es dann noch freundlich und manierlich, so könnte man ja sehen, daß es gutmeinend sei. Michel wäre diese Probe natürlich sehr anständig gewesen, er liebte das Kegeln sehr, dabei konnte er seine große Kraft zeigen, und zwei Stunden kegeln gingen ihm leichter als zwei Minuten mit einem Meitschi reden. „Ja wolle, ja, so muß

man es machen, wenn man wissen will, was ein Meitschi für ein Herz hat. Ich bin eine Alte, aber wenn ich noch jung wäre und ließe mich bescheiden hie hin oder dort hin, und der, welcher mich kommen heißen, ließe mich sitzen und kegelte, ich wartete nicht eine halbe Stunde, ich täte den Weg unter die Füße nehmen und liefe heim. Warum nicht gar da zwei Stunden in der Einsamkeit sitzen, die Zähne tröcknen und sich auslachen lassen, das wäre ja mehr als am Halseisen stehen. Ihn's düechte es, wenn es Michel wäre, so täte es anständig, aber vergeuden mit Aufwarten täte es nicht, sondern die Sache so wohlfeil als möglich machen, dawider kann kein Meitschi was haben, sondern es könne denken, es kriege keinen vertunlichen Mann und komme nicht um seine Sache. Ich ließe es bei einer Halben Sechsbatzigen (Wein), für sechs Kreuzer Brot und einem Schniefeli (Scheibchen) Käs bewenden. Das ist für die Notdurft, wenn sie Michel kriegte, wäre das auch für d'Freud' viel genug. Wenn sie darein stimmte, und bei der Sache vergnügt und z'frieden wäre, so hülf (riet) ich da anfangen Bekanntschaft machen und d'Sach besser untersuchen." „Aber Mutter, das wäre ja getan (gehandelt), ein Besenbinder und Schwefelhölzler macht es stolzer; was müßt so eine denken, was Michel wär' und was Michel hätte? Anständig ist anständig! Warum nicht Kaffee und Erdäpfelröste oder langes Kraut und blaue Milch," sagte Sami, „das wäre eine lustige Aufwart, möchte nicht dabei sein, da kannst dann selbst mit, Mutter, auf deinen alten Beinen."

Sami war der Unvermeidliche, den Michel immer mitnahm, wenn er drei Schritte aus der Dorfmark ging. Er war eine Art Dolmetsch bei allen Angelegenheiten, bei Lustbarkeiten und beim Kuhhandel; daß er ihn auch auf dem Weibersuchet begleiten mußte, verstand sich ganz von selbst, so daß es durchaus nicht als Anmaßung auszulegen ist, wenn Sami annahm, er werde dabei sein müssen. Er unterlag nicht Selbsttäuschungen, wie sie so manchem Vaterlandsfreund übers Haupt gewachsen

sind. Michel hatte weder Ähnlichkeit mit Demosthenes noch mit Cicero, vielmehr mit einem morgenländischen Sultan, der bloß Gebärden macht und neben sich seinen Dolmetsch hat. Michel war stolz wie einer und wieder schüchtern oder unbeholfen, es wohnen manchmal gar seltsame Dinge nebeneinander.

Es ist kein Narrenwerk, eine ordentliche Weiberprobe zu ersinnen, das erfuhren die drei; sie ist noch viel schwerer als eine Milchprobe für die Käsbauern, welche Stich hält. Wer so eine erfinden täte, könnte in Zeiten, wo nicht Geldmangel ist und die Leute zu heiraten vermögen, in aller Kürze ein steinreicher Mann werden. Nun, den drei muß man es nachreden, sie ließen sich durch den ersten mißratenen Versuch nicht abschrecken, sie sannen und sannen, wie schwer ihnen auch das Sinnen ging, bis sie die rechte gefunden zu haben glaubten und alle drei in dem Glauben einig waren, wenn die nicht gut sei, so nütze alles Sinnen nichts, es gebe keine mehr. Nun pressierte es Anni selbst, die Probe zu probieren, von wegen, sagte es, Suchen sei nicht Finden, man könne vielleicht ein dutzendmal probieren, ehe man zur rechten komme. Sobald Anni auf diesem Punkte angelangt war, war das Anstellen derartiger Konferenzen sehr leicht, sie sind eine Landessitte und eine sehr naturgemäße. Man bescheidet ein Mädchen, von welchem man gehört, mit welchem man Bekanntschaft machen möchte, weil sich da eine Heirat zu schicken scheint, an einen dritten Ort, redet miteinander, g'schaut sich gegenseitig, und gefällt man sich nicht oder wird sonst des Handels nicht einig, so geht man kaltblütig und ohne alle Konsequenz auseinander. Diese Konferenzen werden zuweilen durch Verwandte, viel öfter aber durch eigene Liebesboten vermittelt, Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, ehe die Zündhölzchen das solide Feuerzeug verdrängten, alte Mägde und sehr oft durch eigentliche Weiberhändler, von welchen merkwürdigen Gewerbsleuten an einem andern Orte weitläufiger die Rede sein wird. Es findet es also kein Mensch unanständig, wenn Bauerntöchter,

und selbst reiche und vornehme, einer solchen Einladung Folge leisten. Nur muß der Ruf von einem rechten Bauernburschen kommen, käme er von einem Musterreuter z. B. und ginge sie und es käme aus, ja dann wäre es schon ganz was anderes. In Städten sagt man, wenn davon die Rede ist, eine Tochter hätte Lust zu heiraten: pfi tusig! wie mag die doch, die muß nicht alles sein (da muß etwas nicht in Ordnung sein), wenn man Ursache hat, ihr so was nachzureden, d. h. sie hätte Lust zu heiraten, pfi tusig! Es ist ungefähr so wie in England, wo in anständiger Gesellschaft kein Mensch das Wort Hosen aussprechen darf, und wo man doch seltsame Augen machen würde, wenn nicht alle Mannsbilder sich gehörig mit Hosen versehen hätten. Nun, auch auf dem Lande sagen sechzehn- bis siebzehnjährige Mädchen, wenn man ihnen vom Heiraten spricht: Pfi Tüfel, wer möcht'! Es sei einer der ärger Uflat (Unflat) als der ander, es gruse ihnen, wenn sie einen nur von weitem sehen müßten. Aber denen kommt es schon anders und zwar ohne Wallisbad, ganz naturgemäß. Steht die Zahl Zwanzig im Rücken, da ändern sich die Redensarten, und nach und nach heißt es wohl: Warum nicht, wenn ich es gut machen könnte, wäre ich ja ein Narr, wenn ich es nicht täte, aber er müßte mir gefallen, e Freine (Freundlicher) und e Hübsche sy; so einen von der Gasse, e Fötzel (Lump) oder e alte Gritti (Mummelgreis), selb nit, lieber ledig sterben. Indessen nach und nach werden die Ausnahmen geringer und die Anforderungen milder, denn sein Lebtag nur Gotte (Patin) oder Base sein, wird mit der Zeit doch ungemein langweilig. Es ist daher keiner Bauerntochter zu verargen, wenn sie in eben rechtem Alter gern Bäurin werden möchte. Erstlich kann eine Bauerntochter nichts naturgemäßer werden als eine Bäurin, aber zweitens auch nichts Schöneres. So eine rechte Bäurin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verstand, festem Willen und Übung in allen Dingen, ist eine wahre Majestät, eine Enkelin der Königin Berta, welche vom Volk betrachtet wird mit Furcht

und Liebe und gläubigem Vertrauen, daß sie helfen werde in jeder Not, Werdenden und Sterbenden eine wahrhaftige Helferin. So eine Bäurin ist ganz was anderes als eine Königin, welche nichts anderes kann, als den König angrännen (angreinen) und die Hofdamen schnauzen. Ja sie ist ganz was anderes als nur so eine Base oder Gotte, deren Schicksal viel Ähnlichkeit hat mit dem einer Gans, mit dem Unterschied jedoch, daß man eine Gans nur zweimal rupft im Jahre, die Base oder Gotte aber das ganze Jahr durch gerupft wird. So eine Bäurin tritt in einen Kreis, in welchem die Mittel ihres wahren Lebenszweckes liegen. Wenn nun Hochgebildete und sogenannte Fortschrittler sich die Beine unten ablaufen, um schlechte Ratsherren zu werden und man dies republikanisch, schön und edel findet, so ist es sicher noch republikanischer, schöner und edler und vaterlandsliebender, wenn Mädchen ebenfalls ihre Beine in Bewegung setzen und zwar nicht um schlechte Ratsherren, sondern um gute Bäurinnen zu werden.

Anni hatte ein Schwammfraueli, welches es mit besonderer Vorliebe herbergete. Dasselbe hatte den allerbesten Schwamm, wie Anni sagte, den es auf der Welt gebe, aber das Fraueli kannte Anni und konnte es ihm treffen und b'richten wie keine. Das war gar lange nicht dagewesen, kam einmal an einem heißen Sommernachmittage, als alles auf dem Felde war und Anni ganz allein gaumete (das Haus hütete), schachmatt auf den Knubel. Der Engel Gabriel hätte Anni in seiner Einsamkeit nicht willkommener erscheinen können, als das alte Schwammfraueli. Es erzählte ihm alles, was es auf dem Herzen hatte, wie Micheli das Wybe (weiben, heiraten) in Kopf geschossen, es wisse nicht warum, und wie es sich gegen ihn verfehlt, es glaube immer, Sami, der Lumpenbub, habe es ihm eingegeben. Es habe in Gottes Namen nachgegeben, von wegen es sei nicht mehr ganz jung, sondern übernächtig (altersschwach), wie Sami, der Unflat, ihm vorgehalten, da möchte es sich doch nicht ein Gewissen machen, wenn es gestorben sei und Micheli niemand

hätte, der zu ihm luege und ihm d'Sach' mach', jetzt sollte es ihm eine suchen, das sei ihm ein Tüfelwerk, es könne nirgends eine finden, welche nur halbweg gut sei. Ehedem sei es doch nicht so gewesen, aber jetzt sei in Gottes Namen nichts mehr, es schicke sich alles besser für das Zuchthaus als für ein Bauernhaus. „Ich glaube, ich wüßte dir was, das sich nicht übel schickte, begreiflich ist nie alles an einem Orte beisammen, selb mußt nie meinen," sagte das Weib. „D's Bure auf dem Hühnersädel*), das sind rechte Leute auf die alte Mode, die beten und arbeiten, haben Gott und den Nächsten lieb, haben Sorg' zum Geld, halten nichts auf Hoffart und gönnen doch sich und andern, was recht und billig. Sie haben Arbeit und Sachen genug, gerade wie es am besten ist, sind nicht überkindet, es sind ihrer viere, zwei Buben und zwei Meitli. Die wissen, was folgen und arbeiten ist, da widerredet keins Vater oder Mutter und sind nicht verbybbäpelet (verpäppelt), daß sie beim ersten sauren Luft auf den Rücken liegen, die mögen Regen und Sonnenschein ertragen und sind doch gut gegen die armen Leute. Sie sind aber auch vom rechten Schlag, Bube und Meitli, haben Posturen wie Flüh (Felswände) und Gringe (Köpfe) wie Sonneblumen, nit so spitzi bleichi Nähyerngringli (Näherinnenschädel), wo einen an nichts besser mahnen, als an ermagerte Gufeknöpf' (Stecknadelköpfe), die stünden jedem Bauernhof wohl an."

Man sieht es dieser Rede an, daß das Fraueli Anni besser kannte als die andern. Gerade solche möchte es, sagte Anni, die seien wie gemacht für hieher, wenn alles so sei und nit Schyn (Schein) dahinter sei, selb müsse man probieren.

Sobald Michel heim kam, wurde er neben aus genommen, der Fund ihm mitgeteilt und so süß ausgestrichen wie Honig aufs Brot, daß Michel die Füße unter dem Tische nicht mehr stille halten konnte. Des andern Morgens früh mußte das

---

*) Häufiger vorkommender Bergname, vielleicht Hünensattel, aber von Gotthelf wohl als Hühnersitz gefaßt.

Fraueli ablaufen, dem Hühnersädel zu, welcher glücklicherweise weder im Oberland, noch im Mittelland, noch um Bern herum lag, sondern auf neutralem Gebiete, etwa drei Stunden vom Knubel.

Als das Fraueli wiederkam, hatte es viel zu b'richten. Anfangs hätten sie wunderlich getan und nicht gewußt, wollten sie oder wollten sie nicht. Aber es hätte ihnen b'richtet, wie es hier sei und wie Michel sei, und dazu sei noch ein Schafhändler gekommen, der habe seine Sache bestätigt und gesagt, wie das ein Wesen sei und wie eine glücklich sei, wenn sie da zueche chönn (herzukönne). Da seien die Mädchen ganz anders geworden, hätten ihr aufgewartet, wenn sie eine vornehme Base gewesen wäre, sie hätten nicht mehr an die Sache tun können, und Vater und Mutter hätten auch angestrengt, und so hätten sie abgeredet, daß man am nächsten Sonntag über acht Tage, wenn es schön Wetter sei, sonst am nächsten Sonntag, wo es schön Wetter sei, beim Baßgeigentürli zusammenkommen wolle, es sei dort eine gute Wirtschaft und doch nicht z'mitts in (mitten unter) den Leuten. Es hätte sie wunder genommen, welches von ihnen er lieber wolle, Bäbi oder Eisi. Es hätte das aber nicht gewußt und gedacht, Michel könne selber luegen, und jetzt kämen beide. „Welche meinst, daß sich besser schickte," fragte Anni. „Weiß meiner Treu nicht," sagte das Fraueli, „Eisi (Elise) ist um öppis töller am Gring (etwas größer), Babi um öppis bräver am Lyb (etwas beleibter). Es ist gerade, wie wenn man zwischen zwei zweipfündigen Broten auslesen soll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide so wohl, daß man beide möchte. Es wird Michel sein wie dem Esel zwischen zwei Heuhaufen."

So lautete der Bericht, der große Bewegung brachte in das sonst so gleichförmige Knubelleben. Schneider und Schuhmacher mußten plötzlich herbei. Michels beste Kleidung war seit Ostern nicht mehr standesgemäß, und Sami hatte keine reputierlichen Schuhe. Michel ging es kurios, es wäre ihm

jetzt lieber gewesen, er wüßte von allem nichts. Es hatte etwas äußerst Unheimliches für ihn, so an etwas Unbekanntes hinzugehen, so an eine Gschaui (Brautschau). Er hätte sich für sein Leben gern hinter sich draus gemacht und schwer Geld gegeben, es hätte siebenzehn Sonntage hintereinander wie mit Melchtern (Milcheimern) vom Himmel herabgegossen. Aber Anni trieb, Sami machte Mut und sagte, es werde ihn keine fressen, wenigstens an einem Tage nicht, so daß er immer Zeit zur Flucht hätte.

Am ersten bestimmten Sonntage war der Himmel blank, das Wetter prächtig. Bauer und Bäurin wissen, was man für Arbeit mit einem Tiere hat, welches man zu Markte bringen oder gar auf eine Gschaui (Tierschau), eine sogenannte Zeichnung (Ausstellung), welche mit Preisausteilungen verbunden ist, stellen will. Wie man da riebeln (reiben), striegeln, bürsten, waschen, reiben, kämmen, ja flechten (Roßschweife) muß, bis alles blank wie ein Spiegel ist und glatt wie ein Aal. Bauer und Bäurin werden daher begreifen, was es bei einem Menschen, der kein Tier ist, sondern viel mehr, für Aufwand von Zeit, Kraft, Geschick, Wasser, Seife samt Striegel und Bürste braucht, um ihn so recht schön und glänzend zu einer Gschaui herzurichten.

Wie es auf dem Hühnersädel zuging, wissen wir nicht, aber wir glauben uns berechtigt vorauszusetzen, daß sie alles aufgeboten und nichts gespart, was in ihrem Verstand und ihren Mitteln lag, alles nach dem Grundsatze: Helf, was helfen mag! Auf dem Knubelhof hatte Anni gewaltig mit seinem Micheli zu tun, um Sami kümmerte es sich nicht. „Kannst selber sehen, deiner wird sich niemand öppe (etwa) viel achte," hatte es ihm gesagt. An Micheli wendete Anni in Schweiß und Angst all seine Mühe und Kunst mit Waschen, Bürsten und Kämmen. Es weiß kein Mensch, wie oft es ihm das Haar schön glatt vorne über die Stirne und hinten über den Rockkragen hinabzog, den Hemdekragen schön herauf über die Ohren zupfte.

Das Halstuch band es um mit all seiner Macht, daß Michel plötzlich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem gewesenen Lällenkönig von Basel*) bekam, knorzete (knotete) ihm dann mit großer Anstrengung einen Lätsch (Schleife) z'weg, von dem es meinte, es sei der schönste, der je gewesen, steckte ihm das schönste Nastuch in die Tasche und ließ wohlweislich einen Zipfel hervorgucken, damit alle Welt sehe, daß Michel wirklich eins hätte, verwandte zwei Stunden auf Instruktionen und lief ihm noch zweimal nach, dieselben zu ergänzen.

So zogen sie in der schönsten Mittagshitze stattlich von dannen, von Bäri in weiten Sprüngen umgaukelt, bis er ausgetobt, wo er dann sittig wie ein Kammerdiener seinem Herrn nachschritt. Es war ein grimmig heißer Tag, Michel schwitzte jämmerlich, daran war Anni schuld. Ob dem Rieblen (Reiben) und Rüsten war Michel hungrig geworden, hatte tapfer Bohnen und Speck gegessen. Damit er auf dem Wege nicht durstig werde, brachte ihm Anni eine große Kachel mit guter Milch, die hatte er ausgetrunken. Darauf brachte es ihm die neue Kutte (Rock), und die mußte er anziehen. Jeder Fötzel (Lump) könne ohne Kutte laufen, aber in einer neuen Kutte, mitten im Sommer, dafür müßte es schon jemand sein, sagte es. Michel rauchte wie ein Schmelzofen; wär' es Winter gewesen, man hätte ihn von ferne am Rauche erkannt, wie man auf dem Thunersee an der schwarzen Rauchsäule immer weiß, wo das Dampfschiff ist.

Das Baßgeigentürli war ungefähr zwei Stunden vom Knubel weg, und wie man zu sagen pflegt, sehr romantisch gelegen, d. h. in einem schwarzen Tannenwald, nicht in einem eigentlichen Loche (Schlucht), aber wenn es in einem wirklichen Loch gewesen, wäre der Unterschied nicht groß gewesen. Es war eine alte Wirtschaft und an einem Sonntag zuweilen

---

*) Hölzerne Bildsäule eines Königs auf der Rheinbrücke von Basel, der bei jedem Stundenschlag die Zunge herausstreckte.

viel Gäste dort, doch nicht wegen Romantischem, sondern weil man ein trinkbares Glas Wein fand, ein reinlich Essen und billig beides. Das Kegelries (Kegelbahn) lag der Seite zu, woher Michel kam. Wie ein alt Husarenroß, wenn es die Trompete hört, zuckte Michel z'weg (zusammen) und kam fast in Sprung, als er Kugelrollen und Kegelgepolter in die Ohren kriegte. Das waren Töne, welche ihn aus dem Grabe gerufen hätten, und schon manche Woche hatte er sie nicht gehört. Man denke! Man hätte gar nicht denken sollen, wenn man Michel im Zustand der Ruhe sah, daß er einer solchen Bewegung fähig, so rasch auf seinen dicken Beinen sei. Er glich darin einem Elefanten, welche bekanntlich, obschon sie schwer und scheinbar plump sind, denn doch rascher laufen können, als es oft den Jägern lieb ist. Er dachte nicht etwa: Mädchen hin, Mädchen her! sondern er dachte gar nicht an sie, steuerte dem Kegeln zu, als wenn er extra deswegen gekommen wäre. Er war mitten im Spiel, ehe er an die Mädchen dachte, und wenn er hinter sich sagen hörte: „Potz, lueget doch, wie der Knubelbauer Schmalz im Arme hat," so waren ihm dies Töne, über welchen er die ganze Welt vergaß.

Sami war besonnener, hatte den Zweck, um dessenwillen sie da waren, nicht ganz aus den Augen verloren, bemerkte Mädchenköpfe, welche zuweilen an einem Fenster des Wirtshauses erschienen und verschwanden, zog daraus den Schluß, die Bestellten seien bereits da. Er dachte, sie vorläufig und inkognito in Augenschein zu nehmen, könne nicht schaden, tat es und setzte sich zu einem halben Schoppen in ihre Nähe. Sie saßen hinter einem Schoppen und gefielen Sami b'sunderbar wohl, töllere (tüchtigere) Meitli hätte er nicht bald gesehen und die bräver daher kämen, dachte er, er glaube fast, man könnte eine nehmen ohne Bedenken. Es waren stattliche Mädchen, währschaft (dauerhaft) gebaut, mit großen breiten Köpfen, starken Armen, sauber, aber nicht zu hoffärtig und nicht nach der neuesten Mode, kurz so vom rechten Bauernschlag. Wahrschein-

lich hatten sie Michel der Beschreibung nach erkannt, oder, ehe Sami kam, Erkundigungen eingezogen. Sami sah, daß sie Michel beobachteten. Bald eine, bald die andere streckte den Kopf ans Fenster. „Macht er noch?" fragte die eine. „Glaub's," sagte die andere, „er steht am gleichen Orte wie ein Ölgötz." „Mir erleidet's (wird's leid)," sagte die eine. „Mir auch," antwortete die andere. „Wär' doch nicht gerne dr Narr im Spiel!" bemerkte eine. „Ich auch nicht," sagte die andere. „Weißt was, geh' unter die Türe, wenn er dich sieht, vielleicht kommt er dann." „Geh' du," sagte die andere, „ich mag nicht; was frag' ich doch so einem Löhl (Pinsel) nach! Wenn er nicht bald kommt, so hulf ich weiters." „Ho, öppe (eben) lang möchte ich auch nicht warten, aber z'hert (hart, arg) pressiere auch nicht," sagte die andere. Sami wollte sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so gleichsam ihnen die Langeweile vertreiben, aber sie fertigten ihn kurz ab, sie mußten sich hüten, mit jemanden sich einzulassen, ehe der Rechte kam, damit der seinen Platz nicht schon eingenommen finde, fuhren mit ihren Glossen fort, als ob Sami nicht da sei, welche sehr zart wurden, als eine unter die Türe sich gestellt, die andere zum Fenster aus die Wirkung beobachtet und Michel der gleiche Ölgötz geblieben war.

Die Stimmung wurde so gefährlich, daß Sami es geraten fand, den Versuch zu machen, Michel vom Kegeln weg in die Stube zu bringen. „Komm doch," sagte Sami, „sie wollen fort, sie warten schon mehr als zwei Stunden." „Ja," sagte Michel, „gleich, sobald ich fertig bin. Sollen nicht längi Zyti (Langeweile) haben." Sami, der wohl wußte, daß Michel, solange jemand mit ihm kegelte, nicht fertig wurde, solange noch ein Stern am Himmel scheine, ließ sich nicht abfertigen. Michel mußte vom Kegeln lassen, wodurch seine Stimmung ebensowenig holdselig ward, als die eines Kindes, welchem man ein liebes Spielzeug aus den Händen reißt.

Anni hatte ihm eingeschärft, daß er eine apartige Stube

verlange, damit nicht alle Leute sehen könnten, wie er ihnen aufwarten lasse und was sie zusammen zu b'richten hätten. Aber an das dachte Michel jetzt nicht, er dachte bloß daran, was das für ein verfluchter Zwang sei, daß er jetzt in die Stube müsse, er wollte, er hätte von allem nichts gehört, könnte kegeln nach Belieben, zudem war er noch verlegen. Was sollte er sagen und wie tun? Es ist nichts, was so dumm macht, als Verlegenheit, und darauf gründete sich hauptsächlich die Berühmtheit des berühmten Talleyrand, daß er nie verlegen ward, daher allezeit die passende Miene und das rechte Wort bei der Hand hatte. Michel stolperte zum Tische, wo die Mädchen erwartungsvoll wieder saßen, setzte sich ohne alle Umstände und einleitende Redensarten zum Tische, als sei er eben erst da weggegangen. Er sagte nicht einmal: Mit Verlaub, es macht heiß heute, ihr werdet auch brav geschwitzt haben? Er rief nach einer Maß Wein und sagte zu den Mädchen: „Es wird euch düechen (dünken), ihr möchtet auch was essen?" O sie hätten da nichts zu befehlen, sagte Bäbi, sie düech's, sie möchten ein wenig an Schatten. „Ihr werdet doch vom Hühnersädel sein?" fragte Michel halb erschrocken. „Wo wollten wir sonst her sein?" fragte Eisi. Das Gespräch stockte oft, Michel war in Gedanken beim Kegeln, und die Meitschi dachten, wie sie es ihm hinreichend z'schmöcken (riechen) geben könnten, daß sie auch an einem Orte daheim seien und seine Grobheit nicht für Höflichkeit hielten. Sie taten zimpfer (zimperlich), wußten lange nicht, sollten sie sich von Michel einschenken lassen, und als eingeschenkt war, taten sie, als ob sie den Wein nicht trinken könnten. Sami bot allem auf und wollte den Artigen spielen. Aber weil die Mädchen nicht recht wußten, wer er sei, ob ebenbürtig oder nicht, Ansprüche zu machen hätte auf die, welche der Knubelbauer nicht wollte, so benahmen sie sich vorsichtig, nahmen so wenig als möglich Notiz von ihm.

Michel war zu keinen Zeiten ein Redner, war ein Faden

abgebrochen, fand er einen neuen nicht. Die Mädchen waren sprützig (spitzig, kurzangebunden), kurz, spannen an keinem fort; man kann sich denken, wie belebt das Gespräch war. Michel redete mit Sami, wie er es denen draußen im Kegeln gemacht, trank fleißig und beim dritten Glas sagte er: „Seh, G'sundheit, treychit (trinkt) doch, sust suse ne (sause ich ihn) allein!" Endlich kam Essen, etwas Kraut, Rind- und was von Schweinefleisch. Die Wirtin sagte, sie hätten noch schönen Braten und Schinken, wenn er begehre, und mit Dessert könne sie auch aufwarten, sie hätte b'sunderbar schöne Datere (Torten) im Ofen. Michel sagte, sie solle nur bringen, was sie hätte. Ihretwegen solle er nicht Kosten haben, sagte Bäbi, sie begehrten nichts, pressierten heim, hätten weit und kuhlet (sich abgekühlt) werde es haben. „Wirtin, bring'," sagte Michel, „wenn d'Meitschi nit mögen, nimmt's ein anderer, und wegen den Kosten plagt euch nicht, der, welcher die zahlt, hat immer noch etwas, wenn er die schon gezahlt hat. Jetzt, wenn es angehen muß, werde ich wohl hören (aufhören) müssen mit tubaken." Sprach's, steckte die Pfeife in Sack, zog das Rindfleisch an sich, hieb eine schöne fette Ecke runter, warf sie Bäri dar, nahm ein ähnliches Stück für sich, schnellte den Rest Sami auf's Teller: „Nimm, was d'magst, und gib's weiter!" Sami tat's, und was Eisi, welche Sami zunächst saß, auf's Teller kam und mit Bäbi zu teilen war, hätte niemanden mehr großes Bauchweh gemacht. Mit dem Schweinefleisch beachtete Michel die gleiche Rangordnung, erst er, dann Bäri, auf Bäri kam Sami, auf Sami Eisi, auf Eisi Bäbi, das konnte haben, was überblieb.

Nur mit dem Kraut ging's anders. „Mag nicht," sagte Michel, „hab' deren auch daheim im Garten. Bäri nimmt auch nicht, Sami, wotsch (willst) du?" „Bi nit Liebhaber," sagte Sami. „So näht dir, was dr meut, es wot sust niemere (So nehmt euch, was ihr mögt, es will sonst niemand)," sagte Michel und schob den Mädchen das Kraut vor ihre Teller, sich zu bedienen nach Belieben. Potz, was die für Augen machten

und Köpfe kriegten wie gesottene Krebse. „Essit, d'Sach' ist recht, und man muß sie brauchen, wenn man sie hat. Macht euch nicht eigelig (macht keine Umstände)," sagte Michel, als er sah, daß die Mädchen Glotzaugen machten und das Essen darob vergaßen. Seine Sache war wohl recht, aber was für die Mädchen abgefallen war, war eben nicht zu rühmen. Die ganze Rede klang ihnen wie Hohn, was sie doch eigentlich nicht war. Michel hatte nur eine Redensart gebraucht, welche ihm geläufig war, da er sie daheim an seinem Tische oft anwendete. „Häb nit Kummer," sagte Eisi, „mr hei o nit Ursach." Darauf nahm es eine Gabel voll Kraut, schob das Teller Bäbi hin. Bäbi nahm auch und sagte: „He ja, man kann so unverschämt sein und nehmen, weiß man doch, daß man es niemanden vor dem Maul wegißt." „Deretwegen habe nicht Kummer," sagte Michel, „nimm so viel du magst. Habe das Kraut nie geliebet und Bäri auch nicht; ich und er haben es gleich." „Mit Schyn (anscheinend) ist's nicht bös bei dir Hund sein, wenn du und er es gleich haben," sagte Eisi. „He," sagte Michel, „es kommt noch darauf an, was es für ein Hund ist. Selb ist wahr, ich und Bäri können's miteinander, er hat aber auch mehr Verstand als mancher Mensch." Und nun ward Michel beredt, denn wenn er auf das Kapitel von Bäri kam, so fehlten ihm weder Stoff noch Worte. Unterdessen war man mit der ersten Auflage fertig geworden bis ans Kraut, zu welchem niemand große Lust zeigte.

Michel schenkte tapfer ein, besonders sich und Sami, die Mädchen redeten immer strenger (öfter) vom Heimgehen, die Wirtsleute drehten auf übliche Weise mit dem Auftragen. Lange Pausen zwischen den verschiedenen Gerichten sind ein Zeichen, daß der Wirt seinen Gästen das Essen gönnt, von wegen je langsamer man ißt und je längere Zeit man am Essen sitzt, desto mehr kann man vertragen. Es ist ganz das Gegenteil von den modernen Wirtschaften, wo die Hotelbuben den Gästen die Teller erst zuwerfen, wie man Hunden Beine (Knochen)

darwirft, und, ehe dieselben ausgezittert, wieder unter den Händen wegreißen, wie die wilde Jagd um den Tisch fahren und abzuräumen anfangen, ehe man den Sessel warm gesessen, ehe man sich besinnen kann, hat man eigentlich gegessen oder eigentlich nicht gegessen. Die Pausen werden bei jener patriarchalischen gutmeinenden Weise mit Trinken ausgefüllt, was natürlich des Wirtes Schaden nicht ist.

Endlich rückten Wirt und Wirtin an mit einem schönen Stück Nierbraten, der ganz prächtig dampfte und roch, so daß ein ganz verklärter Schein sich auf den verstimmten Gesichtern der Mädchen zeigte, ferner mit Salat, Schinken und Datere (Torten). Sie entschuldigten sich, daß es ein wenig lange gegangen, aber sie hätten gedacht, junge Leute hätten nicht bald Langeweile beieinander, es werde ihnen jetzt nur um so besser schmecken. „Mr wei luege (wir wollen sehen)," sagte Michel, steckte seine Pfeife, die natürlich den Zwischenraum verkürzen mußte, in die Tasche, zog die Schüssel an sich, hieb ein wackeres Stück mit der halben Niere herunter und sagte: „Lueg, Bäri, wie düecht dich das?" und Bäri tat sein großes Maul auf und lebte sichtbarlich wohl daran. Das zweitbeste Stück hieb Michel runter für sich und wandte sich mit dem Reste Sami zu. Mit zornfunkelnden Augen hatten die Mädchen dem Spiel zugesehen, und als Sami Bäbi den Rest, den er um ein beträchtliches beschrotet hatte, auf den Teller legte, stand dasselbe auf und sagte, es begehre nichts davon, sie sollten das für den Hund sparen, oder wenn der es nicht möge, selbsten fressen, und ging der Türe zu, Eisi auf und nach.

Michel war ganz verblüfft und fand das Wort nicht. Sami rief: „Numme (Nur immer) hübschli, nit so prüßisch (aufbegehrerisch), es ist alles i guter Meinig." „Wenn du dr Löhl (Narr) machen willst, so mach' ihn, aber d'Narre im Spiel sy (sind) mer lang gnue gsy, könnt jetzt den Hund dafür haben, wenn ihr wollt," sagte Eisi, und verschwunden waren die beiden zornigen Schönen. „Das sind Feurige," sagte Sami, „die

brennen ohne Schwefelholz, daneben wären sie brav genug gewesen, hätten tolle (tüchtige) Bäurinnen gegeben. Aber gäb wie (wie auch) eine brav ist, wenn sie ein Faß Büchsenpulver im Leib hat, so ist's ein uchumlig Drbysy (unbekömmlich Dabeisein). Es ist gut, hat sich das noch zu rechter Zeit erzeigt, hintendrein ist es zu spät, wie man sagt." „Ja," sagte Michel, „es wird so sein. Daneben gefielen sie mir nicht übel, und z'wider ist mir, wenn man wieder von vornen anfangen muß." „Was Tüfels habt ihr mit euren Meitschene?" rief die Wirtin. „Die fahren die Straß aus, als hätte man sie aus einer Kanone geschossen, und täubbeleten (schossen zornig) durch den Gang wie Hurnussen (Hornissen), wenn man ins Nest gegușelt (gestochert)!" „Nichts," sagte Sami, „kein ungut Wort hat man ihnen gegeben. Sie tun wie ertaubet (erzürnte) Katzen, weil man dem Hund auch Fleisch gegeben, sie haben es ihm nicht gönnen mögen." „Mit Schyn vor den Meitschene (mit Erlaubnis, was die Mädchen anlangt)," sagte die Wirtin. „Es wär' noch manches andere nicht gerne dem Hund nachgekommen. Es gibt in der Welt gar viele Gebräuche; wer sich nicht darauf versteht, kann übel fehlen. Hier ist der Brauch, daß die Leute vor den Hunden kommen, bei euch wird es der ander Weg sein; darum sollte man einander b'richten, so könnte man einander verstehen. Es gibt kurios Sachen in der Welt."

Das kam Michel ins Haupt, er sagte, sie seien Menschen wie andere und hätten nichts Apartiges an sich. Aber wer zahle, der befehle und könne machen, was ihm anständig sei, so werde der Brauch sein, soweit er gehört. „He ja," sagte die Wirtin, „so wird es sein. Jeder kann tun, was er will, dann kann ihn auch jeder halten, für was er will." Der Michel machte große Augen zu dieser Rede und sagte: „He nun so dann, wenn man niemanden schuldig ist, so kann einem das doch gragglych (gleichgültig) sein, heige (haben) d'Lüt uf eim, was si wei (wollen). Was sind wir schuldig, Wirtin?" „Hab' ich euch bös gemacht?" sagte die Wirtin; „es wär mir leid.

Aber es ist mir doch noch so, wie ich gesagt. Öppe (Eben) höflich ist das nicht; wär' ich Meitschi gewesen, ich wäre auch gegangen oder hätte vielleicht noch was anderes gemacht. Nehmt's nicht für ungut, aber so junge Bursche muß man b'richten, und wenn sie den Verstand nicht haben, ihnen denselben machen." „Häb nit Müh," sagte Sami, „aus dieser Auswart (Aufwartung) lösest nicht viel, was man nicht befohlen hat, das zahlt man nicht." „Dir habe ich noch nichts gefordert," sagte die Wirtin, deren geübtes Auge gleich Samis Stand erkannt. „Gäb wie leicht ich (Wenn ich vielleicht) was forderte, könnte es dir zuviel sein. Und dann ist's nicht, daß ich nichts umsonst zu geben vermag. Ich habe schon manchem aufgewartet; erst sagte er mir wüst und nach einem halb Dutzend Jahren dankte er mir dafür. Es könnte dir auch so gehen, und geht es dir nicht so, so ist's mir leid für dich, und unterdessen nehme ich kein Blatt vors Maul und rede meinem Verstand nach. Daneben ist eure Sache siebenundvierzig Batzen."

So lief Michels erste G'schaui (Brautschau) ab. Anni erschrak darüber sehr; indessen tröstete es sich damit, daß alles in der Welt gelernt werden müsse und Meitleni genug seien, welche man ansehen könne. Wenn nur das Verbrüllen (Verleumden) nicht wäre, sagte es. Solche Sachen kämen, es wisse kein Mensch, wie weit, besonders da die Wirtin das Maul darein gehängt und andere Gäste mehr in der Stube werden gewesen sein. Richtig, noch in derselben Woche kam das Schwammfraueli daher, tat spröde und sagte: „Nein doch, was du mir für eine Sache angerichtet und für einen Verdruß gemacht hast, ich kann's gar nicht sagen. Ich wußte nicht, ob ich wieder zum Hause kommen wolle oder nicht; so ist es mir doch mein Lebtag nie gegangen, nein wäger (wahrlich) nicht. Aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat und den Leuten begehrt z'weg z'helfe." Nun erzählte es, wie es voll Freude auf den Hühnersädel gegangen, in Hoffnung auf eine gute Aufwart und schönes Trinkgeld, denn eher hätte es an den Tod

gedacht als daran, daß dies fehlen könnte. Aber wohl, da sei sie anders b'richtet worden, daß sie dem lieben Gott danken konnte, als sie mit dem Leben davonkam. Die Mädchen seien auf sie eingestürzt, als ob sie sie zerreißen wollten, und längs Stückes (eine geraume Weile) hätte sie aus dem Geschrei nichts machen können. Endlich habe sie vernommen, wie ihretwegen die Mädchen eine Schande hätten ausstehen müssen, wie sie noch nie erhört worden. Den Hund hätte man gehalten, als sei er ein Meitschi, und sie, als wären sie Hunde. Aber sie hätten das gleich gemerkt, daß etwas gehen sollte: der dicke große Löhl (Pinsel) hätte sie zwei Stunden warten lassen, ehe er in die Stube gekommen, um ihnen seine Verachtung zu zeigen, daß sie schmöcken (riechen) möchten, was er auf ihnen hielte. Aber sie hätten feinere Nasen, als das Kalb glaube, er hätte nicht halb so anzuwenden gebraucht, sie hätten die Nase voll genug gehabt, aber sie wüßten wohl, woher das käme; er hätte ein altes Kindermeitli (Kindermädchen) bei sich, der sei es grusam z'wider, wenn er heirate. Es werde denken, das Stehle höre dann auf, es könne die Gans nicht mehr rupfen und den Kindern Vermögen sammeln, wenn eine Frau zur Sache sehe. Wenn sie noch einmal zu Michel kämen, dem wollten sie die Glare (Glotzaugen) auftun, daß er sich verwundere.

Nun war's an Anni, aufzubegehren, zu schreien und wirklich zu heulen; denn Untreue hatte ihm noch niemand vorgeworfen, und den Vorwurf verdiente auch wirklich niemand weniger als es. Wenig fehlte, es hätte sich alsbald nach dem Hühnersädel aufgemacht, um den Verleumderinnen in die Haare zu fahren, wobei es aber übel weggekommen wäre. Das Schwammfraueli begütigte Anni, sagte, wie es das Gegenteil gesagt, aber wie Michel und Sami es auch danach getrieben, daß doch kein ehrbar Meitschi, von rechten Leuten her, das hätte annehmen können. Unser Lebtag sei es doch der Brauch, daß, wenn man Meitschi bestelle, man zu ihnen gehe, sie nicht einen ganzen halben Tag warten und im Trocknen

sitzen lasse. Jedes rechte Meitschi müsse daraus ersehen, daß man das Gespött mit ihm treibe, und selb hätte keines gerne, man könne es ihm auch nicht zumuten. Nach und nach begriff Anni, daß der Fehler auch auf Seite der Bursche sei, aber mit solchen, welche gesagt, es stehle, wollte es auf keine Weise mehr zu tun haben; das sei allweg schlechtes Zeug, sagte Anni, sie dächten sonst nicht einmal solche Sachen, geschweige daß sie davon redeten. Auch meinte das Fraueli, sie hätten den Kopf gemacht (getrotzt), es möchte es nicht wagen, ihnen eine Bestellung zu bringen, es hülfe (riete), an einem andern Orte probieren.

Das war eben auch Annis Meinung, und es pressierte umsomehr mit ihrer Ausführung, seit es gehört, was die Mädchen gesagt. Die Lausmeitscheni müßten doch noch erfahren, zu ihrer eigenen Schande, was sie für Verleumderinnen und Ehrabschneiderinnen seien. Salomo sage, ein Dieb sei ein schändlich Ding, aber ein Verleumder sei noch viel schändlicher. Das Fraueli entschuldigte seine Hühnersädlerinnen bestmöglichst, war aber vollkommen bereit, Hand zu bieten zu was neuem. Annis Zutrauen zu ihr hatte einen sehr merklichen Stoß bekommen. Die Frau hatte zum erstenmal nicht die gleiche Meinung wie es und verteidigte Leute, welche es für die schlechtesten hielt, die auf dem Erdboden herumliefen. Man muß nämlich nicht glauben, nur Könige und Aristokraten könnten Widerspruch nicht ertragen und namentlich nicht dulden, daß man über den Wert von Personen ein ander Urteil habe, rühme, wen sie hassen, und umgedrehet. Durchaus im gleichen Spital krank sind Demokraten, alte Weiber und rote Republikaner; denn dieser Fehler ist weder ein königlicher, noch ein aristokratischer, sondern er liegt in unserer sündigen Natur, und je sündlicher dieselbe ist, desto absoluter und leidenschaftlicher gestaltet sich dieser Fehler und tritt in die Welt hinaus. Und sehr merkwürdig ist, wie, je roher die Menschen werden, je ungebildeter

und beschränkter, die verschiedene Wertung der Menschen weit empfindlicher, giftiger empfunden und gerügt wird, als Verschiedenheit in Meinungen und Ansichten. Darin liegt kein Kompliment für unsere Zeit im allgemeinen und den Kanton Bern insbesondere und kein Zeugnis von humaner, umsichtiger Bildung und für den so gerühmten entschiedenen Fortschritt. Da ist ja das Unding so weit getrieben, daß die Masse der Feiglinge kaum mit jemanden zu reden wagt, mit ihm nicht hundert Schritte zu gehen wagt, den die Mächtigen, d. h. welche Pöstlein auszuteilen, Gnaden zu spenden haben, geächtet, geschweige daß man ihn in Schutz zu nehmen, gegen die ausgesprochene Acht zu verteidigen wagte. So miserabel ist der Zeitgeist. Warum sollte man es also dem armen Anni verargen, wenn es Verdacht faßte gegen das Schwammfraueli, weil es die Hühnersädel-Töchter verteidigte?

Doch brach Anni nicht ganz, sondern hörte auf neue Vorschläge und fand sich namentlich durch einen angesprochen. Im Sternengaden sei ein Mädchen, gerade wie gemacht für hieher; es nehme das Fraueli wunder, daß ihm dies nicht gleich in Sinn gekommen, das werde sich in alles schicken und gerade sein, wie man es haben wolle. Dasselbe habe eine handliche Stiefmutter und einen Trupp Stiefgeschwister, ziemlich viel Muttergut und sollte doch nirgends sein, das Wüstest machen, und wenn es gemacht, sei es doch nicht recht; es werde plaget, es sei ein Graus. Es hätte ihm schon manchmal geklagt, es hätte müssen mit ihm pläre (weinen), so hätt's es duret. Deppe (Eben) d's feißist (das fetteste) sei es nicht, aber d's Meitschi hätte bös, man glaube es nicht. Wenn es an bessere Kost käme und vom Verdruß weg, so lasse es sich z'weg und werde von den brävsten eine. Arbeiten könne und tue es gerne, aber es meine, wenn es mache, was ihm möglich sei, sollte man dann mit ihm auch zufrieden sein.

Das gefiel Anni; so eine sei sicher am besten zu halten und tue viel besser, als wenn sie es vorher zu gut gehabt. Das

sei, nicht zusammengezählt und eure Ehre vorbehalten, ganz wie mit dem Vieh. Es heiße nicht umsonst, mit Küherschweinen, Müllerrossen und Wirtstöchtern müsse man sehen, wie man es mache. Es hülfe da probieren, wenn Michel wolle. Michel sagte, es sei ihm recht, nur damit das Gestürm bald aufhöre. Z'wider sei es ihm, der Sach' so nachzulaufen und dr Löhl (Narr) z'machen, aber es werde sein müssen. So mir nichts dir nichts zum Hause zu gehen, wo man dann schon halbers gefangen sei, d'Sach' mög' einem gefallen oder nicht, selb möchte er doch auch nicht.

Die Botschaft ward ausgerichtet, und das Fraueli brachte die Nachricht, den und den Sonntag werde das Meitschi ins Lausbad kommen, wenn es entrinnen könne. Nicht weit dort weg wohne ihm die Gotte (Patin), die wolle es z'Wort haben (zum Vorwand nehmen), damit man ihns gehen lasse. Aber das hätte Mühe gekostet, bis es ein vertraut Wort mit dem Meitschi hätte reden können. Da hätte die Alte aufgepaßt, wie eine Katze vor dem Mauseloch, und wo sie nicht selbst hätte sein können, da hätte sie eins von ihren kleinen Unsläten hingestellt. Es sei sich nicht zu verwundern, wenn sie ihm vor dem Heiraten zu sein suchten; 's sei ihnen wegem Muttergut, und es gehe ihnen nebenbei für eine Magd, und dazu hielten sie es so schlechtlich in den Kleidern, daß sie es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnten. Denen sei es jedoch schlau genug gewesen, habe dem Meitschi es können zu verstehen geben, daß es ihm im Wäldchen warte. Darauf habe sie Abschied genommen, sei einen ganz andern Weg fortgegangen und zuletzt doch mit ihm zusammengekommen, wo sie die Sache hätten abreden können. Da hätte ihm das Meitschi Sachen erzählt, es hätte ihm bald die Haare bolzgerad aufgestellt.

Das Sternengaden zog sich gegen Thun hinauf, gehörte ebenfalls weder zum Oberland noch zum Unterland, war auch nicht um Bern herum, war also auch in dieser Beziehung Anni ganz anständig. Das Lusbädli lag in gleicher Richtung

ungefähr drei Stunden weit vom Knubel. Anni war viel daran gelegen, daß die Sache sich mache. Es gab seinen beiden Jünglingen strenge Instruktionen. „Machit d'Sach' nit z'gut, öppe luege wie es es G'müt het, selb ist recht, aber d'Sach' übertrybe treit (trägt) o nüt ab, mi chas (man kann's) zwänge, daß die Freinste (Freundlichste) brülle, wie wenn me se am Messer hätt'. Und das Kegeln laßt mir sein, das ist denn gerade für gleich anfangs den Kübel auszuleeren. Es wäre mir z'wider, wenn's wieder nüt wär, man würde verbrüllet, so weit der Himmel blau ist." „Brüllen sie doch," sagte Michel; „was frage ich dem nach. Habe schon manchen z'brüllen g'macht, mir tat's nicht weh, aber ihm wohl. Sagen doch die Leute, was sie wollen, ich bin deswegen doch Michel auf dem Knubel und bleibe ihn einstweilen noch; mit Brüllen bringen mich die Leute noch lange nicht runter."

Am genannten Sonntag, nachdem Anni auf die Toilette von Michel unsägliche Mühe gewandt, liefen also die beiden Jünglinge ab und Bäri frohlockend mit. Diesmal war es nicht so heiß, und sie hatten sich früh auf den Weg gemacht, schlenderten in behaglichem Schritt ihres Wegs dahin. Auf dem Wege trug jemand Michel eine Kuh an, ein Ausbund von Schönheit und Güte, und nur eine Viertelstunde abseits stehe sie. Michel ward hitzig, lief der Kuh zu, aber die Viertelstunde ward eine gute halbe Stunde lang, der Bauer nicht gleich daheim. Die Kuh gefiel ihm sehr, er wartete, er märtete (marktete), er kaufte; das gab eine Säumnis von gut zwei Stunden. So war es nicht sehr früh, als Michel ins Lusbädli kam, Käthi, das Meitschi, schon lange da und mit ihm die fragliche Gotte. Käthi war ein langes, mageres Käthi mit gelber Haut und dunklen Augen, die Base eine kleine handliche Frau, welcher die Worte vom Maul gingen wie das Wasser vom Brunnen. Sie saß mit Käthi vor dem Hause und redete Michel und Sami, welche wieder rauchend dahergerudert kamen, an, ob sie etwa vom Knubel kämen? Sami

antwortete und redete etwas von Verirren. „Das ist schon mehr begegnet, wenn man den Weg noch nie gegangen,“ antwortete die Gotte. „Wir wußten nicht, was das bedeuten solle, daß wir so warten mußten, ob d'Sach' nit gut sei verrichtet worden oder es sonst etwas gegeben, jemand dem Meitschi z'böst g'redt oder sust was Tüfels. Wir wollen, denk, hinein; die Wirtin hat wohl ein Stübli, wo wir ruhig sein können.“ Und als sie in einem saßen und die Wirtin fragte: „Womit kann ich aufwarten, was soll ich bringen?“ sagte die Base zu Michel: „Befiehl du, du wirst wohl auch zahlen wollen, dem an kann man gleich sehen, wie du einer bist, e Hundshäärige (Knauser) oder öppe e Mönsch, wo es andern auch gönnt und nicht meint, er wolle alles alleine.“

Die Frau war Michel eine große Erleichterung; sie machte zu allem vorab den Verstand, ersparte ihm das Denken und manche Verlegenheit. Während man auf das Essen bei einem Glase Wein wartete, sagte die Gotte (Pate): „Nun, da wären wir, und jetzt wird es um d'Sach' z'tue sy; ehe man es richtig macht, muß man doch ein Wort reden. Luegit, das ist's Meitli; schon hundertmal hätte es heiraten können, wenn es ihm angst darum gewesen wäre, von wegen es hat Verfallnigs (verfügbares Erbgut), und was es noch bekommt, wenn es gut tut, das ist noch viel mehr: vom Vater ein Schönes, dann bin ich auch noch da und hocke nicht auf dem Blutte (sitze nicht auf dem Bloßen). Und wenn es etwa einen Burschen heiratet, der mir recht ist, zügelte ich zu ihnen, und meine Sache könnten sie schon bei Lebzeiten nutzen. Dann ist dies ein Meitschi, wie es sie nicht häufig gibt im Land. Es kann alles und ist ihm nichts zu wüst; an's bös haben ist es gewöhnt, d's gut haben wird ihm desto werter sein. Wege dr Hübschi (Hübschheit) ist öppe nit viel z'säge, drnebe ist es toll (kräftig) g'wachsen. Aber wart nur, wenn das einmal an gute Speis kommt und zur Ruhe, wie es sich gehört, so gibt das von den brävsten (tüchtigsten) Bäurinnen eine im ganzen Emmetal. Was hat man

so von einem angestrichenen Ditti (Püppchen), wo von der Hochzeit weg alle Tage abschießt (die Farbe verliert) und wüstet (häßlich wird), bis man es ins Grab legt? Da ist's doch vernünftiger, man nehme eine, wenn auch nicht die schönste, von der man denken kann, aus der gebe es noch was und z'letzt noch e hungs (ungewöhnlich) e schöni, wo zum Speck kommt, und wenn sie unter einer Türe steht, nicht die ganze Haushaltung neben ihr Platz hat. Nein, sieh, wenn du das Meitschi kriegst, gibst du ein Bauer, b'sunderbar wenn ich mit komme, und mein' nit etwa, dr Gotteswille (um Gottes willen, aus Gnade und Barmherzigkeit). Ich bin auch schon dabei gewesen und weiß, was zu machen ist auf so einem Höflein; zähl drauf, hundert Kronen will ich dir nützen, du merkst es nicht. Nit, das Meitschi ist abg'richtet wie nicht bald eins, aber d'Sach lernt sich doch nicht eines Tages."

So sang die Alte ein Loblied über das andere und hatte Zeit dazu, indem man im Lausbädli, eben nicht eingerichtet auf solche Gäste, nicht mit besonderer Schnelligkeit bedient ward und diesmal aus Grundsatz, damit die Leute die Sache richtig machen könnten, vielleicht noch einmal so lange drehte als bei ordinärer Gastig (Bewirtung). Käthi kam nicht viel zu Worten, doch sagte es, es sei dann nicht, daß es heiraten müsse und einen jeden nehmen wolle, wenn es es nicht besser machen könne. Aus dem Regen wolle es nicht unter das Dachtrauf. Es sei ihm geraten worden, sein Muttergut herauszubegehren; der Vater sei es schuldig, mit dem könnte es sein, wo es wollte. Aber es möchte den Vater nicht ertäuben (erzürnen), der sei ohnehin ein geschlagener Mann und wisse längs Stücks (seit längerer Zeit) nicht, wie sich kehren. Nit, daß er nicht bei schönem Vermögen sei, aber die Stiefmutter habe den Bösen im Leib, treibe ihn immer zum Landkaufen an und wisse nicht, was sparen sei. Sie sei imstande, siebenmal im Tag Kaffee zu machen, aus Eier und Butter löse sie keinen Kreuzer, mit den Schweinen mache sie auch nichts, wenn es dieselben füttern dürfte, fünfzig

Kronen im Jahr sollten ihm nicht fehlen. Aber es habe nichts zu befehlen und sollte doch alles machen. Bis dahin habe es eine Flachsere (Leinpflanzung) haben dürfen und immer Flachs gehabt, die Leute seien still gestanden dabei. Wenn sie dann der Stiefmutter ihren gesehen, hätten sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: Ist das doch möglich auf dem gleichen Herd! Aber es wisse die guten Zeichen und spare die Mühe nicht; es wisse noch manches, und wenn es an einen Ort käme, wo es was zu befehlen hätte, es wollte zeigen, daß es die Augen z'mitts im Kopfe habe und nicht erst heute erwachet sei.

Michel sagte nicht viel; er dachte der Kuh nach, welche er gekauft, und was der Melker sagen werde, wenn man ihm so ung'sinnet eine in den Stall bringe, und zwischen welche hinein er sie binden werde. Selbst in den Ställen und bei den Kühen ist eine Rangordnung: die schönsten kommen vornen in den Stall, die wüstesten und leichtesten hinten. Bei den Menschen ist's oft verkehrt: man stellt das Gesindel voran und verwundert sich hintendrein, wenn man das ganze Volk, welches das Gesindel vorangestellt, für Gesindel hält, nach dem natürlichen Grundsatz, daß der Mensch naturgemäß lieber die bessere Seite zeigt als die schlechtere.

Sami führte von der männlichen Seite das Gespräch und rühmte den Knubel, was da für Land sei und was man für Sachen mache, und wenn der Mist nicht wäre und das Jäten nicht, so könnte man Flachs pflanzen für Frankreich und England. Wenn da eine rechte Bäurin sei, so hätte sie mehr zu bedeuten als ein Landvogt. Ihm wäre es ein Ausgemachtes, ob er Knubelbauer sein wolle für sein Lebtag oder Landvogt für ein paar Jahre, wo er die ersten Jahre den Narr machen müsse, und wenn er wieder wäre wie ein anderer Mensch und etwas an der Sache begriffen hätte, davon müßte.

Die Zeit rutschte ziemlich rasch, da sie mit ziemlichem Weine gesalbet ward; wie lange die Lusbädli-Wirtin kochte, merkte

man kaum, so kurze Zeit hatten alle. Endlich schien es zu rücken. Ein Tischtuch wurde ausgebreitet; nach einer Viertelstunde kamen Messer und Gabeln, endlich auch Teller, und jetzt werde das Essen nachrücken mit Macht, hofften alle. Da kam aber bloß die Wirtin und sagte mit eingesetzten Armen, sie habe fragen wollen, ob sie Grünes liebten auf der Suppe. Von wegen die einen liebten es, und die andern liebten es nicht, und da sei es besser, man frage erst, ehe man Mühe habe und es doch nicht recht mache. Michel war hungrig, und rascher als sonst sagte er, sie solle nur drein machen was gut sei, und d'Sach bringe, es b'lange ihn (er warte sehnlich). Auf der Stelle, sagte die Wirtin; sie müsse aber doch noch sagen, wie es ihr einmal gegangen sei mit dem Grünen. Nun fing sie eine lange Geschichte an von einem Herrn und einer Suppe, wo sie das Grüne alles beim Stäubeli (bis aufs Stäubchen) habe wieder herausfischen müssen und er sie dann doch nicht gegessen, weil sie die böse Kust (Geschmack) davon schon habe. Seither frage sie allemal zuerst, von wegen mit dem Fischen möge sie nichts zu tun haben. Wahrscheinlich erzählte sie auch allemal die Geschichte dazu.

Erst als sie auserzählt und die gehörige Portion dazu gelacht hatte, ging sie ins Grüne dem Grünen nach, und behaglich mußte es ihr sein in demselben, denn lange ging's, ehe sie aus demselben wiederkehrte und die Suppe brachte, mit Grünem wohl versehen. Nach der Suppe kam Voressen: Hirn an einer gelben Saffransauce und saure Leber. Michel hielt dem Bäri die saure Leber dar. Dieser verzog mißfällig die Nase und drehte verächtlich den Kopf. „Magst nicht?" sagte Michel, „he nun, so nimmt's jemand anders," und streckte der Gotte die Leber dar, nahm aus der Schüssel mit Hirn ein schön Stück, hielt's an der Gabel dem Bäri dar, welcher es mit Behagen in würdiger Gelassenheit versorgte. „Wirst meinen," sagte die Base, „was der Hund nicht möge, sei gut für uns? Du wirst auch noch anders müssen dressiert werden, zähl' darauf. Im Weltschland wirst nicht gewesen sein, wirst nicht drein wollen;

mangelst (bedarfst) es auch nicht, man kann es dir hier auch sagen, was üblich und bräuchlich ist."

Es gebe an jedem Orte andere Bräuche, habe er gehört, sagte Sami, und es frage sich, wer den andern z'b'richten hätte, der, welcher frisch an einen Ort käme, oder der, welcher dort seßhaft sei. Von wegen ein Brauch sei wie der andere; es frage sich nur, welcher dort der Brauch sei, der sei der beste. „Du bist ein Sturm (Wirbelkopf)," sagte die Gotte, „du wirst auch noch anders müssen b'richtet sein, sehe ich. Es ist kurios, es dünkt mich immer, wenn ich von daheim wegkomme, sei die Welt ganz anders und die Leute so grob und unmanierlich, daß es gar keine Art habe. Erst dem Hund darzuhalten und dann mir zu geben, das het e kei Gattig (keine Art). Wart aber nur, du wirst wohl noch z'brichten sein." „Weiß nit," sagte Michel, „bin wohl alte, und ich vermag zu machen, was mir g'fällt." „Kannst dann sehn," sagte die Gotte; „es hat mancher den Löhl (Narr) gemacht, aber wohl die Frau hat ihn anders b'richtet, und hintendrein war er sich froh dessen. Lue, Käthi weiß, was ins Määß (Maß) mag und öppe recht und bräuchlich ist, dem mußt folgen, und wenn ich dann zu euch komme, will ich auch helfen, was mir möglich ist. Du mußt dich lassen b'richten; du weißt noch nicht, zu was für einer schönen Sache du kommst, du tust es nicht umsonst, zähl darauf. Nit, Donner, nit!" schrie sie plötzlich auf; „da, das Kraut gib ihm, Kabis (Kohl) kann der Uflat fressen, aber nit die schönsten Bissen Fleisch vorab, das hat doch uf my Seel kei Gattig (Art)!" Es war nämlich Rindfleisch gekommen und Michel hatte Bäri mit dem schönsten Stück bedient. „Wenn dr Hund muß g'fresse ha, so gib ihm Kraut, das ist für die Uflät gut genug." „Nimmt nit, luegit," sagte Michel, hielt Bäri das Kraut unter die Nase. Mißfällig verzog Bäri die Nase, drehte verächtlich den Kopf, damit ihm auch nichts von dem fatalen Geruch zu nahe komme. „Der lernt gewiß noch Kraut fressen, ehe ihn der Schinder nimmt," sagte die Gotte zornig, „oder, Käthi, was meinst?" Käthi,

welches unterdessen mit Appetit gegessen hatte, was übrig blieb, sogar Kraut, sagte: „Dä Weg (auf die Weise) wär's nit bös Hung (Hund) z'sy; es wird aber vielleicht auch noch anders zu machen sein. Man kann luegen, es wird nirgends geschrieben stehn, daß immer alles im Gleichen bleibe. So ist's besser Hung sy als Stieftochter." Nun kam auch Käthi flüssiger ins Reden, und bitter und ungut quoll es über seine Lippen, als wäre einem Tintenfaß der Zapfen ausgegangen.

Sami blickte Michel immer an, der merkte aber wenig. Er dachte an die gekaufte Kuh, und in Erwartung weiterer Gerichte schmauchte er sein Pfeifchen, sah auf den schönen Pfeifenkopf und trachtete zu erforschen, ob dieser Tabak, von welchem das Viertelpfund vier Kreuzer kostete, wirklich um einen Kreuzer besser sei als sein früherer, von welchem die gleiche Portion nur drei Kreuzer gekostet. Das war ein schwer Kalkulieren für einen Michel.

Dazwischen kam die Wirtin und erbat sich neue Instruktionen, was gar nicht modern ist, von wegen, in vornehmen Wirtshäusern wird ohne Instruktionen, ganz nach den Köpfen der Köche gekocht. Sie kam und fragte, wie sie den Braten gerne hätten, ob ganz lind oder aber daß man dran zu beißen hätte. Die Leute seien gar wunderlich, darum frage sie lieber. Dann komme es noch darauf an, wie man z'weg sei; die einen hätten Zähne einem Hund z'Trotz, die andern nur so Storzen (Stümpfe) wie verbrannte oder verkohlte Zaunstecken. „He, da kannst du befehlen," sagte die Gotte zu Michel. „Es kommt darauf an, für wen du es willst, ob für die Leute oder für deinen Uflat da." „Ho," sagte Sami zur Wirtin, „ich wollte es so eben recht machen, daß es allen dient und es alle mögen, Hund oder nicht Hund." Nun, sagte die Wirtin, so könne sie es bald bringen; sie frage gerne zu rechter Zeit. Es wäre schade, wenn sie mit dem Braten fehlte, es sei ein verflümert (verflucht) schön Stück von einem raren Kalb, öppis (etwas) ganz Scharmants. Es sei ein Kalb vom Oberherrn, der hätte immer die schönsten Kälber und die

bleichsten, magersten Töchter dazu. Es sei schade, daß er den Kälbern nicht früher abbreche und die Milch an die Töchter wende; die hätten es grausam nötig, und sie glaube, es schlüge an bei ihnen. Es sei schade, daß die nicht ein Küher zu Töchtern hätte, es gäbte von den töllsten (tüchtigsten) Wybervölkern, welche man Land auf Land ab zu sehen bekäme. Jetzt hätten sie eine Farbe wie abgestandene Sauerrüben und Posturen wie Storchenbeiner. Sie sollten nicht Langeweile haben, sie komme gleich mit dem Braten, sie wolle nur noch in den Garten, Salat abzuhauen. Wenn der geputzt, gewaschen und angemacht sei, so komme sie. Sie hülf doch pressiere, sagte die Base, und wenn sie Fleisch habe und es ihr nicht jemand anders vorwegfresse, frage sie dem Kraut, sage man ihm G'köch (Gemüse) oder Salat, d's Tüfels viel nicht nach.

Unterdessen unterhielt sie Käthi ferner mit seinen Heldentaten in Feld und Haus und wie es ihm einmal gehen müsse, wenn es es einrichten könne nach seinem Kopf. Trotz diesen Mitteilungen von Käthis Plänen gestaltete sich ihr Beisammensein immer mehr zu einer sehr langweiligen Fröhlichkeit. Die Wirtin mußte ihren Salat sehr sauber putzen, denn es verging eine halbe Ewigkeit, ehe sie wieder erschien und den oberherrlichen Braten brachte. Es war wirklich ein schönes Stück; Bäri bekam ein ganz saftiges Maul, legte gravitätisch eine Tatze auf Michels Schenkel und warf süße glänzende Liebesblicke über den Tisch. Er liebte Kalbfleisch sehr, besonders gebraten. Michel hatte es ungefähr ebenso, nahm seine Pfeife aus dem Maul, wollte sie anderwärts versorgen und Platz im Maul für was anderes machen. Die Gotte war akkurat von den gleichen süßen Gefühlen durchdrungen. Während Michel seine Pfeife ausklopfte, zog sie die Schüssel an sich und sagte: „Von dem will ich auch, und da wird es gut sein, wenn ich was bekommen will, wenn ich selbst zugreife und nicht warte, bis die andern gehabt, da könnte ich wieder vorlieb nehmen mit dem, was der Hund nicht mag." So sprach sie und schnitt mit tapferer Hand

ein kühnes Stück sich ab, schob den Rest Käthi zu und sagte: „Nimm, was magst. Diesmal können sie haben, was überbleibt, von wegen es geht kehrum in der Welt."

Michel machte stotzige (stutzige) Augen über diesen unerwarteten Handstreich. Bäri hob sich höher, und aus seinem geöffneten Maule grollte es wie ferner Donner. He ja, sagte Sami, schüch (scheu, schüchtern) sy sei eine schöne Sache, trage aber oft nicht viel ab; sie werde es haben, wie es im Sprichwort heiße: wer uverschamt ist, lebt dest bas (desto besser). Ho, sagte die Gotte, sie könne beidweg sein, sie richte sich immer nach dem es der Gebrauch sei. Hier habe sie es so gefunden: wer z'erst ist, nimmt d's Best; darein hätte sie sich nun auch geschickt. „Das Weibervolk ist überhaupt nicht auf der Welt, um sich vom Männervolk zum besten haben und kujonieren zu lassen, und wenn dasselbe es einmal probiert, treibt man es ihm zehnmal ein!" sprach sie mit einem Heldenangesicht, „dem muß man den Marsch machen und ihm gleich zeigen, wie man es haben will." „He ja," sagte Sami, „das ist kommod, weiß man so doch gleich, woran man ist, und kann sich danach richten." Die Wirtin hatte dem Spiel mit Erstaunen zugesehen; sie wußte nicht, was sie daraus machen solle, und ging stillschweigend ab. Draußen sagte sie zu ihren Mägden, drinnen gehe es kurlig (sonderbar), sie könne sich nicht darauf verstehen. Das werde dr neu Bruch sy, daß man einander die Schüsseln aus den Händen reiße und vor dem Mund wegfresse, was man könne und möge. Wo sie ein Meitschi gewesen, da sei es doch noch nicht so gegangen, sondern manierlich. Da hätte man gewartet, bis die Buben einem das Fleisch mit Gewalt auf den Teller getan, und dann habe man es noch nicht angerührt, sondern zugewartet, bis die Buben es einem fast mit Gewalt in den Hals gestoßen. Damals sei es doch noch zugegangen, daß man dabei hätte sein dürfen, jetzt gehe es, es grus eim drob. Es nehme sie wunder, wie es jetzt mit der Datere (Torten) gehe; da werde wohl schon eins bei der Türe warten und sie ganz schlucken, nur damit die

andern nichts kriegten. Die Wirtin täuschte sich, das Wetter hatte mit jenem Handstreich sich entladen. Die Datere blieb ganz ruhig stehen, bis Michel sie der Gotte zuschob und sagte: „Nehmt, ich will dann auch, wenn was übrig bleibt." „Das kommt mir nicht drauf an, es ist allweg gescheiter, selbst nehmen als nichts kriegen," sagte die Gotte.

Unterdessen war es spät geworden und Sami unruhig. Die Sonne war niedergegangen; im Lusbädli ward sie selben Tags nicht mehr gesehen, und sämtliche Lusbädler sagten: „Die Sonne scheint nicht mehr," während die Sonne strahlte in immer gleicher Herrlichkeit, aber anderwärts. Alles, was die Lusbädler nicht sahen, nahmen sie einfach als nicht existierend an. Es ist die einfachste Manier, über die sämtlichen Existenzen ins reine zu kommen, wird wirklich auch immer gebräuchlicher, besonders bei den Gelehrten und Gebildeten von der Sorte, wie sie in den Sümpfen, Gräben und Krächen (düstern Waldschluchten) um Rütschelen und ums große Moos (Moor) wachsen. Die guten Burschen merken aber nicht, wie sie mit diesem System in die Quere kommen bei den Ansprüchen auf ihre werten Personen. Sie können nach demselben niemanden zumuten, an die Existenzen von Religion, Humanität, Bildung und Verstand bei ihnen zu glauben, solange dieselben weder in ihren Worten noch in ihren Werken sichtbar werden.

Also die Lusbädler sahen die Sonne nicht mehr, und Sami dachte, wenn er nur daheim im Bett läge, kehrte sich immer gegen die Fenster und sagte einmal über das andere: „Es finstert, vielleicht donnert es noch." „Es scheint mir," sagte die Gotte, „du habest das Courage weit unten, wirst vielleicht nicht das sauberste Gewissen haben? Daneben ist's mir recht, aber mehr als eine halbe Stunde ist nicht zu meinem Hause, und so wäre das Pressieren nicht so nötig." Das sei gut für sie, sagte Sami, sie aber hätten mehr als drei Stunden bis heim, und der Mond scheine nicht. „Du kannst auch mitkommen," sagte die Base, „und morgen mit dem Meister heim,

b'sunderbar wenn du dich fürchtest, soll dir das anständig sein." Allweg gehe er mit dem Meister, sagte Sami; wo der hingehe, dahin gehe auch er. „He nun," sagte die Gotte, „so kann man. Schaff' ab (bezahle), so wei mr (wollen wir)!" Ganz ungeniert nahm die Gotte an, Michel mache den Säckelmeister; sonst ist's noch jetzt Sitte, daß man sich wenigstens stellt, als wolle man helfen am Zahlen, nicht so unverschämt schmarotzen. Die Base verstellte sich nicht; weil sie Hoffnungen zum Erben erwecken konnte, nahm sie getrost an, es sei allen alles recht, was sie mache. Haben's noch viele so. Es war viel gemacht von ihr, daß sie Michel nicht den Antrag machte, er solle noch einige Maß Wein zahlen und mitnehmen, damit sie auch daheim noch ein Vergnügen hätten. Michel zahlte; sie protzten auf, die Wirtin leuchtete bis unter die Türe, wünschte viel Vergnügen und gute Verrichtung.

„Adie wohl und zürnet nüt," sagte Michel einige Dutzend Schritte vom Hause bei einem Scheideweg, blieb stehen und stopfte an seiner Pfeife. „Was soll das," sagte die Gotte, „willst nicht mit?" „Hab's nicht im Sinn," sagte Michel, „es düecht mich, ich möchte heim. Habe auf dem Wege eine Kuh gekauft, die kommt mir morgen früh, da sollte ich daheim sein." „Das wäre mir eine saubere Sache, wirst doch nicht zur Kuh das Kalb sein! Für was hast du uns hieher kommen lassen, wirst doch was im Sinn gehabt haben?" „Allweg!" sagte Michel. „He nun so dann," sagte die Gotte, „so komm, so kann man noch darüber reden und d'Sach z'Bode machen, daß man weiß, woran man ist, und sie abtreiben (zu Ende bringen) kann." Sie habe es gehört, sagte Michel, er müsse ohne anders heim. Gut Ding wolle Weile haben; manchmal komme einem was Neues in Sinn, und manchmal gehe was Altes draus. „Du wirst mit Schein nichts davon wollen," sagte Käthi, „hast uns für nichts und wieder hieher nichts gesprengt (gelockt). Bist du auch einer von denen, welche nichts anderes begehren, als Meitscheni zum Narren zu halten und ins Unglück zu sprengen?" Er wolle niemanden sprengen, sagte Michel, aber er b'lange

heim, und man komme ja deretwegen zusammen, um zu sehen, was man wolle, und ob es einem anständig sei oder nicht. „Und ich bin dir dann nicht anständig?" fragte Käthi. „Leibshalb bin ich so brav als eine; blutt (bloß) komm' dir auch nicht, und wegen arbeiten und d'Sach machen fürchte ich keine das Land auf und ab. Und mein' nicht, du könntest auslesen und an dir sei nichts zu scheuen. Du bist ein Reicher, ja freilich, aber eine jede nimmt dich doch nicht. Es muß eine wissen, was Geduldhaben ist, von wegen bis du geleckt bist, daß du bist wie ein anderer Mensch, selb brucht Zyt u git mängi bösi Kust (Kost). Ich weiß, was Geduld ist, und an Guthaben bin ich nicht gewöhnt, es wär nur, daß ich daheim wegkäme; ich könnte mich in alles schicken, bis es geändert ist. Drum stürm nit (tu nicht so eilig), du wirst dich nicht reuig; ich will tun an dir, was ich kann, und mich stellen wie keine." „Halt doch dem Maulaff nicht so an," sagte die Gotte, „lah du ne gheie (laß du ihn halten)! Wenn er nit will, su het er g'ha (hat er gehabt); settige Möff (solche stumpfsinnige Menschen) findst in zwanzig Jahren noch. Seh, tue nit dumm und chum; will er, su chan er, will er nit, nu so de su lay er's hocke (so laß er's bleiben)." „He nu so de, su b'hütech Gott und lebit wohl," sagte Michel, den Sami immer am Rock gezupft, der sonst wahrscheinlich durch die guten Worte von Käthi weich geworden und hinter ihm her gezottelt wäre. „Es wird dr nit Ernst sy," sagte Käthi, „sövli wyt u mih vergebe z'sprenge (so viel weit und mich vergebens zu locken). Komm allweg mit uns, kannst ja immer noch machen, was d'wotsch (du willst)!" „Ih möcht emene sellige Fülli (solches Füllen) a ha (anhangen), ja wolle! Will er, su chan er ja cho, will er nit, su lauf er! Chum jetzt, u bis m'r nit d's Herrgotts (tu mir das nicht zuleide), sust dräye nih d'r d'r Hals um. Wo nih jung g'sy bi, ha nih allemal g'juchzet, we nih amene sellige Moloch (wenn ich an einem solchen Moloch*) d'r Rücke g'seh ha. Su b'hütech

---

*) Ungetüm, Scheusal.

d'r lieb Gott, d'r heits nötig; dernebe z'danke hei m'r (haben wir) nit viel, d'r Hung (Hund) het meh Ursach. U jetzt, Meitschi, chum, wotsch oder wotsch nit? Es düecht mih, es söt (sollt) d'r im Hals bis zum Zäpfli cho (kommen), we d'r vo dene Monds-kälbere noh eis vor d'Auge chunt. Mira (meinetwegen), wenn d' nit witt, su blyb, ih gah, aber de chum m'r nimme zum Hus," so begehrte die Base auf.

Nun wandte sich Käthi und ging der Gotte nach, nachdem es noch einige Worte halb verblümt Michel zugeworfen, welche derselbe aber vertubakte und nicht einmal recht verstand. Hinter der Base her weinte Käthi bitterlich. Sobald sie es merkte, schalt die Gotte gröblich, was aber Käthi wenig achtete. Wem die Hoffnung, aus einer Stieftochter Knubelbäurin zu werden, in Trümmer gegangen, wird Käthi vollständig begreifen. Wer aber nie in diesem Falle war, versuche sich an Käthis Platz zu setzen. Dieses sich an Platz eines andern setzen ist eine Haupteigenschaft eines Christen, welche aber selten gefunden wird, denn sie ist nur eine Blume der unverfälschten Liebe. Ach so ein arm Kind, und noch dazu ein ungebildetes, d. h. ungefähr von der Bildung eines Ratsherrn, der auf das Diesseits alles setzt, bloß von klingenden Schätzen einen Begriff hat und ungefähr auch einen Begriff von den Farben, d. h. bloß von den politischen, wie muß es ihns klemmen im Herzen, wenn es wieder ins Joch muß und hatte seine Flügel schon ausgespannt und seine Füße gesetzt an des Thrones Stufen, an sein höchstes Glück, an das Regiment über einen reichen Bauer und dessen großen Hof. Und dafür hatte es keinen Trost, weder in sich noch außer sich, als die Hoffnung auf irgend einen andern reichen Bauer. Aber, du mein Gott, wie unsicher sind solche Hoffnungen! Mit den reichen Bauern ist's wie mit den Hasen und anderm Gewild: sie werden immer rarer. Die, wo noch übrig seien, dachte Käthi, seien Kolder (jähzornige Menschen), hätten weder Verstand noch Manieren, mit ihnen sei nichts zu machen. Ach das arme Käthi wäre sicher umgekehrt, dem Michel

nach, hätte ihn am Kuttensecken (Rockschoß) hinter sich her gezerrt, ungefähr auf die Weise, wie man die Hunde zerrt, aus zu engen Fuchsgängen, wenn die Gotte nicht gewesen wäre. Ach, so eine alte Gotte hat auch keinen Begriff mehr von einem jungen Herzen, und wie es ihm drum sein muß, eine böse Stiefmutter an einen reichen Mann zu tauschen; da kann man doch wirklich die halbe Welt auslaufen, ehe man einen bessern Tausch zu machen imstande ist. Sollte man ihn daher so leichtlich aufgeben, wenn man so nahe am Abschlusse gewesen? Aber so was begreift eine alte Gotte mit ihrem verknöcherten Herzen nicht, besonders wenn sie dazu noch einen bösen Kopf hat. Käthi mußte ihr hintendrein und zwar mit dem scharfen Gebot: an den verfluchten Uflat (Unflat) solle es ihr nie mehr denken, sonst drehe sie ihm den Hals um.

Michel und Sami aber machten sich davon mit einer Eilfertigkeit, als ob nicht bloß Käthi samt der Gotte, sondern der wilde Jäger mit dem Wütisheer und allen bösen Geistern hinter ihnen her seien. Weit ab vom Schauplatz ihrer Taten waren sie, ehe sie ihren Rückzug mäßigten und Atem fanden, ihr Glück zu preisen, solch Ufläten und wüsten Zungen entronnen zu sein. Da, wenn sie nicht g'scheiter gewesen, hätten sie einen rechten Schuh voll herausnehmen können, daß es ihnen besser gewesen, sie hätten das Haus verbrannt und darauf sich gehängt, als solche Geister hinein und sich auf den Hals zu ziehen. Aber untersuchen sei gut, das hätte man jetzt abermal sehen können. Nun erzählten sie sich alles Schreckliche, welches sie an Gotte und Käthi gesehen, alle Greuel, welche sie getan, und war einer fertig, fing der andere an, und während dieser erzählte, kam dem andern immer noch was in Sinn, was vergessen worden. Sie hatten so kurze Zeit in ihrer Glückseligkeit, daß sie daheim waren, ehe sie daran dachten, und Michel seine schöne Kuh rein vergessen hatte.

„Ist's aber (abermals) nüt?" fragte am Morgen Anni. „Aber nüt," antwortete Michel und erzählte, wie glücklich sie

gewesen, keinen Schuh voll herausgenommen zu haben; da hätte es ihnen schön ergehen können. Anni war auch froh, daß sie mit heiler Haut und allen Haaren davon gekommen, aber fatal war es ihm doch auch, daß nichts mit der Sache war, daß es neu ans Suchen mußte. Das heutige nütnutzige Weibervolk mußte es entgelten; es war kein Laster, welches Anni ihm nicht andichtete, und keine Stunde manchen Tag lang ließ es vorüber, in welcher es nicht über dasselbe geschimpft und gelästert hätte. Wenn Anni nicht einen so heillos eigensinnigen Kopf gehabt hätte, hätte es sich die Mühe des Suchens vollständig ersparen können. Bekannt ist, wie die Franzosen und Engländer sich im Auge haben, auf die gegenseitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzosen eine Flotte ins stille Meer, flugs segeln die Engländer mit Fregatten und Linienschiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzosen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verstärken die Besatzung von Malta. Haben die Franzosen einen Stein im Brett in Ägypten, sitzen die Engländer ab am Roten Meere. Ungefähr gleich oder doch fast so werden von den Müttern sämtlicher heiratslustigen Töchter die Bewegungen heiratsfähiger Jünglinge beobachtet und besonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter. Wird auf einem Hofe so ein Junge flott, flugs ist's bekannt sieben Stunden in der Runde, und es wird auf ihn gebeizt, als wäre er ein Marder oder gar ein Dachs, auf seine Gänge wird gelauert, die Fallen danach gestellt. Nach welcher Gegend er seinen Strich hat, streichen auf einmal Rudel von Mädchen, welche sonst ganz anders wohin strichen. Wird es gar bekannt, daß einer nicht so bloß ins Blaue streife, sondern wirklich in allem Ernste um eine Frau aus, ja dann ist's Wetter los, Schuhmacher und Näherinnen haben gute Tage; die gliedersüchtigsten Mütter kriegen wieder flinke Beine und Unterhändler von allen Sorten guten Verdienst — es wird ganz bewegt im Lande. Man muß sich nur wundern,

daß nicht irgend ein schlotternder Bürgermeister von Aargau, Freiburg, meinethalben auch von Bern hinter einer solchen Bewegung nicht Reaktion gesehen und Bataillone hingeschickt hat, um sie zu unterdrücken. Es wäre doch wirklich verflümert (verflucht) fatal, wenn die natürlichsten von allen Bewegungen politisch verdächtig würden und als gefährlich, wie gesagt, schlotternden Staatshäuptern zu Nase steigen sollten.

Welch Aufsehen Michels Expeditionen und Exkursionen machten, kann man sich denken. So was wird natürlich auf dem Lande so gut ohne Zeitungen bekannt, als in London alle Klatschgeschichten durch die Zeitungen. Michels Zusammenkünfte wurden bekannt, die abenteuerlichsten Gerüchte über dieselben liefen durchs Land; man sprach von Prügeln, Brandschatzen, Hungerleiden, Hundhetzen und weiß Gott was alles. Aus dem allem ward soviel klar, daß Michel eine Frau suche; das war die Hauptsache, und daß er plump dabei tat, war Nebensache. I, was schadet ein wenig Plumpheit, wenn sie an einem reichen und noch dazu großen Manne hängt? Michel sei daneben der beste Tropf von der Welt, sagten alle Weiber, welche in der Nähe wohnten, eine helle Schande wär's, wenn der eine Fremde kriegte. Das sei nur Schüchternheit, er schäme sich, fürchte das Auslachen; das müsse man ihm vertreiben, es lohne sich wohl der Mühe.

Nun ging es auf dem Knubel ungefähr wie im Herbste, wenn die Nüsse reifen an einem großen Haselhag. Anni war auf einmal die Hauptperson in weitem Umkreis, denn wer mit den Verhältnissen näher bekannt war, betrachtete Anni richtig als die Türe, welche in Michels Stübchen führte. Die einen Weiber kamen, rühmten ihm seine Sachen, oder fragten ihns um Rat; so alt Anni war, hatte es doch nie so schöne Sachen gehabt, als in diesem Jahr. Es mußte ein ordentliches Register führen über die Sämereien von allen Sorten, welche bei ihm bestellt wurden. Von allem, was grün war, vom Schnittlauch und der Minze weg bis zu Kabis (Kohl) und Bohnen, von

Hanf und Flachs wollen wir nicht einmal reden, war seine Sache immer die schönste im ganzen Lande, und alle Welt schrie nach Samen viel lauter als ein Hirsch nach einer Wasserquelle. Die Weiber weit umher kamen und wollten mit Anni Eier tauschen, um Gluggern (Gluckhennen) unterzulegen, waren erbötig, ihm immer zwei an eins zu tauschen, ja stellten Anni alle möglichen Bedingungen frei. Solche Hühner, hieß es, habe man noch nie gesehen, in Ansehen von Legen und wegen der Schöni, es sei eine ganz apartige Rasse, wahrscheinlich in einem besondern Zeichen untergelegt. Um dieses Zeichen von Anni zu erfahren, waren die Weiber zu allem möglichen erbötig, sie hätten plotons(pelotons-)weise rings um einen Kleeacker gepurzelt, wenn Anni diese Bedingung gestellt hätte. Es ließ keine ein Stück Tuch machen, welche nicht Anni konsultiert hätte, welches Garn sich besser zum Zettel und welches besser zum Eintrag sich eigne. Sie vertrauten ihm ihre Geheimnisse an, ihre Kümmernisse des Mannes wegen, ihre Hoffnungen auf Erbschaften, ihre verborgen gehaltenen Reichtümer. Sie krameten (beschenkten) Anni: eine kam hier mit einem weißen Brötchen, dort eine mit einer Flasche Roten oder eine andere mit einem Hals- oder Nastuch. „Ich weiß wohl, daß du es mir nichts schätzest: hast solche Sachen nicht nötig, hast ja, was du begehrst auf der Welt, es ist nur ein Zeichen meiner Gutmeinenheit, ich wollte dir zeigen, wie lieb du mir bist, und wenn ich dir einmal was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, so sprich zu.“ „Danke fürs Anerbieten,“ sagte Anni, „es hätt' sich dessen nicht gebraucht. Es ist mir leid, daß du meinetwegen so Kosten gehabt; ich weiß nicht, wie ich dir das vergelten soll, was hat so eine arme alte Frau wie ich zu geben?“ Man kann sich denken, was dann darauf für eine Antwort kam, und wie die Frau auf ihre Tochter kam oder ein ander Meitschi, welches ihr am Herzen lag, und wie sie dieses zu rühmen und alle andern auszumachen wußte, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Aber nicht bloß die Mütter machten sich an Anni, auch

die Töchter selbst taten das Möglichste, um Michel in die Augen zu fallen; aus den Augen in die Arme dachten sie sich den Weg ganz kurz. Sie hatten immer was zu verrichten auf dem Knubel: bald hatte sie die Mutter geschickt, bald suchten sie die Mutter, bald bettelten sie Anni Blumen, weil sie zu Gevatter stehen mußten, bald brachten sie Anni ein Nelken- oder Myrtenstöcklein von einer ganz apart schönen Art, hüpften dann und standen dann und kicherten und wieherten ums Haus herum wie ein Jäger um eine Tanne, auf welcher ein Eichhorn sitzt, den er aber nicht zu Gesichte kriegen kann, ihn um jeden Preis sich vor die Augen bringen will. Gelang es mal einer, den Michel vors Haus in Schußweite zu bringen, dann brachte man keine mehr weg. Es nahm Anni manchmal wunder, ob sie Wurzeln an die Füße gekriegt und durch dieselben am Boden festgeheftet seien.

Wenn Anni einmal zu Markte ging mit Butter oder Eiern, hatte es Schreiß (war es gefeiert) den schönsten Mädchen z'Trotz. Mit den einen sollte es fahren, andere wollten ihm Wein zahlen, andern sollte es warten, sie wollten mit ihm heimgehen. Wenn Anni dann beim Wein, der bekanntlich Traulichkeit erzeugt und die Herzen öffnet, erwarmete, so begann man zu frägeln und schlug ringsum auf den Busch, um zu vernehmen, wie Michel eine Frau wolle, was er an einem Mädchen liebe und was er an ihm scheue, warum er es im Lusbädli usw. nicht richtig gemacht. Er hätte aber recht gehabt, hieß es gewöhnlich, warum in der Weite suchen, was man in der Nähe besser haben könnte? Das heiße ja die Katze im Sack kaufen, und man wisse nicht, was man habe, bis man sie heimbrächte und laufen ließe, dann sei es aber auch zu spät. Aber so redselig Anni wurde, man fing es nicht; es sagte, es sei nicht dabei gewesen, und Michel habe ihm nicht Bericht gegeben. Er habe gar einen wunderlichen Gring (Kopf), es lasse ihn machen, frage nicht einmal; es denke, es werde es früh genug erfahren. Die einen glaubten ihm: wenn es was wüßte, ihnen

hätte es es ganz sicher gesagt, meinten sie. Andere glaubten ihm nicht: Anni sei eine alte Hexe, sagten sie, hätte alle zum besten, bis eine über ihns komme, welche noch listiger sei als es und ihm dann wie recht und billig zehnfach vergelte, was es an andern sich versündigt. D's Kürzest wär', die Alte fiele ins Wasser oder täte sonst den Hals brechen; mit Michel wär' es dann bald gewonnen. Anni aber dachte: „Flattiert ihr nur, es hilft euch doch nichts; jetzt wäre ich euch gut genug, aber wie lange? Bis ihr den Fuß im Hafen hättet, dann setztet ihr mir den Stuhl vor die Türe, und ob ich erfröre oder verhungerte, dem fragtet ihr wenig nach, und wenn Micheli schon nicht wollte, was wollte er machen? Er ist gar zu gut und frein (freundlich), und das Wybervolk so wüst und schlecht und falsch, pfy Tüfel! Es nimmt mih wunder, daß es d'r Tüfel mah (mag); wahrschynlich macht er Wedele (Reisigbündel) drus u heizt d'r Großmutter d'r Ofe drmit, Gott verzieh m'r my Sünd! Aber allweg muß zur Sach ta (getan) sy, sust näh (nehmen) si m'r d'r Michel ab d'r Gaß oder vor dem Haus weg, so nötlich (notvoll) tun sie, die Uflät, und geschieht das nicht, so sprengen ihn die Landjäger ins Unglück und er muß z'Krieg. Sie können ihn nicht ruhig lassen und er kann sich nicht hüten, und Sami ist doch d'r Wüstest, statt abz'wehre, strengt er an (ermuntert er). Da mußte am letzten Markt das Spiel wieder angehen, und Michel konnte Gott danken, daß er mit einem schönen Haufen Neutaler davon kam. So kann das nicht immer gehen; es könnte ung'sinnet (unerwartet) genug sein, und dann könnte man lange plären (heulen), d'Sach änderte man doch nicht mehr.

Zum Schwammfraueli hatte Anni kein Vertrauen mehr; die Freundschaft war gegenseitig erloschen. Das Schwammfraueli hatte von Käthi gar einen bedenklichen Abputzer erhalten, daß es ihm einen solchen Unmenschen zugereiset und ihm einen solchen Verdruß angerichtet und zuletzt an der ganzen Sache nichts gewesen. Das Fraueli wollte Anni auch

einen Teil davon abgeben, aber potz, da kam es übel an und mußte über seinen Geschmack und seine Weiberkunde Dinge hören, die selbst für ein Schwammfraueli zu hart waren. „Lue," sagte das Fraueli, „nimm's nit für ungut, aber dy Michel muß doch gar e Ugattliche (ungefüge) und Uschafeliche (roh) sy, mit dem nüt z'gattige (eine Sache ins reine zu bringen) ist. Glaube nur, die Meitscheni wären recht gewesen, aber will man einem solchen eine zuhaben (zuschieben), so erlebt man nichts als Schande, daß man weiß kein Mensch was gäbe, man hätte nichts mit der Sache zu tun gehabt, und denken muß, man wolle sich vor solchem hüten sein Lebtag." So nahm es Anni aber nicht, das ließ es an Michel nicht kommen, und dem Schwammfraueli verdeutete es, daß es seinetwegen nicht Kummer haben solle; es werde ihm sein Lebtag nichts mehr der Art anmuten, und lieber wär' es ihm, wenn es ein andermal einen andern Weg ginge, mit einem solchen Unmenschen werde es doch nicht unter einem Dache sein wollen. So ging die alte Freundschaft auseinander für einstweilen und zwar zu gegenseitigem Schaden. Dem Fraueli ging sein bestes Haus ab; dafür ließ es Anni und seinen Michel liegen, daß es keine Art hatte, brachte (plauderte) Anni alles aus, was es wußte, machte Michel lächerlich, erzählte, wie er gerne eine Frau möchte, aber wie es eine sein sollte, daß sie Anni, Bäri, Sami und zuletzt auch ihm recht sei.

Anni suchte andere Vertraute und fand sie leicht; es wurden noch mehr Zusammenkünfte veranstaltet, ja es kamen eine oder zwei direkt zur G'schaui (Brautschau) auf den Knubel, allein es wollte sich nichts anziehen, es zerschlug sich immer alles, die Welt wußte nicht wie. Deretwegen gab es ein großes Gerede in der Welt, daß Anni sich zu schämen anfing und Michel ganz maßleidig (mißmutig) wurde. Ein schmutziges, schwarzstrubes (schwarzstruppiges) Mannli, welches mit Tannzapfenöl, Reckholderöl (Wachholderöl) und andern derartigen köstlichen Stoffen hausierte, kam öfters auf den Knubel und war Anni

gar anständig; es tat bescheiden, wünschte ihm immer Gottes Glück und Segen, wenn es Abschied nahm, und fragte, ob es ein andermal wieder zusprechen dürfe; es treffe es nirgends so an, Land auf Land ab. Dem klagte Anni einmal in einer vertrauten Stunde seine Not, wie Michel heiraten sollte und es ihm gehe; es müsse anfangen zu glauben, es laufe im ganzen Lande kein Meitschi mehr, das einen guten Blutstropfen im Leibe habe. Das Mannli sagte, es glaub's; es sei bös mit der jetzigen Welt, es sei kein Glaube mehr, nichts als Hoffart und neue Lehre: daß d'Sonne um d'Sterne ume lauf' und d'Welt o so und daß es noh meh Mönsche gäb als hie uf der Welt und einst in d'r Ewigkeit. „Deppis dumms e so (So etwas dummes)!" sagte Anni. „Ja, nur an dem an kannst du sehen, wie es geht in der Welt," sagte das Mannli. „Ich bin froh, bin ich alt und brauche nicht lange mehr dabei zu sein; wenn es noch lange währen sollte, müßte man ja am Grausen sterben. Daneben ist das der Trost, daß es immer auch noch rechte Leute gibt, b'sunderbar so an Nebenausorten, wo d'r Tüfel noh nit hi cho isch (hingekommen ist). Da sind noch Meitscheni wie sie ehemals waren, mit Stumphosen (Strümpfe ohne Socken) und kuderigen Hemlistöcken (Hemdenleibern aus grober Leinwand). Ich muß meine Sachen so kümmerlich zusammenlesen in den Wäldern und Krächen, wo ganz ab der Welt sind und das ganz Jahr keine sterbliche Seele hinkommt; da sind noch Leute, wie man sie zu keinen Zeiten bräver fand, wo an Gott glauben und den Teufel fürchten." „So!" sagte Anni, „sind da noch rechte Leute? Gottlob! denen werden wir es zu verdanken haben, daß Gott den Menschen nicht alles verhagelt und verblitzet. Aber das werden nur so arme Leute sein, Besenbinder, Tuftmannleni (Hausierer mit gepulvertem Tuffstein) und Heubeeri(Heidelbeeren)-Weiber und der Gattig (Art) Leute, welchen unsern Herrgott nötig haben fürs täglich Brot?" „Allweg der größte Teil," antwortete der Alte, „von wegen wer reich ist, der sonnet sein Geld gerne, und deretwegen treibt

es ihn dahin, wo die Sonne den ganzen Tag scheinet. Aber es gibt andere doch auch, potz Türk! wo großes Vermögen halten und schön leben können, aber sie lieben die Welt nicht, haben sich lieber still an einem Nebenausort, wo sie können beten und essen, wie und was sie wollen, ohne daß ihnen alle Augenblicke jemand, den es nichts angeht, das Maul dreinhängt und befehlen will." „So!" sagte Anni, „gibt es deren Leute auch noch? Hatte geglaubt, die wären längst ausgestorben und die Welt wäre gleich bis z'hingerst (zum hintersten), wo es dann grade runter geht in die Hölle, und bis z'oberst auf den höchsten Schneeberg hinauf. Nun, das werden so alte Leute sein, so mit dem einen Bein im Grab, mit dem andern im Himmel, Meitscheni werden die keine mehr haben, welche man heiraten könnte und mit Freuden." „Warum nicht?" sagte das Mannli. „Es gibt sie mit und ohne Meitscheni, wie es ja Bäume gibt mit und ohne Mistelen und Tannen mit und ohne Tannzapfen, doch haben der mehrer Teil Tannzapfen, gottlob! Warum fragst? Meinst, wo Meitscheni seien, da finde der Teufel das Töri offen?" „He, allweg tun es ihm die eher auf als alte Leute," antwortete Anni. „Aber ich meine eigentlich, ob wohl so an einem Ort eine wäre für Michel, e bravi, e frommi u notti (nichtsdestoweniger) kei dummi, eine eingezogene und die doch wüßte Bescheid zu geben, es mit Gott und Menschen gut meinte und Vieh und Diensten gönnte, wie es recht wäre und wie man es hier im Brauch hat?" Das Mannli schoß begreiflich nicht sogleich z'weg wie ein Fuchs, der auf einen Hasen gelauert, sondern tat sehr verwundert, daß Michel noch keine hätte; er brauche ja nur den kleinen Finger zum Fenster hinauszustrecken, so hingen ihm Zehne dran, meinte er. Anni sprach des weitern vom sündhaften Weibervolk, und wie schlimm es Michel bei seinen Versuchen gegangen, was das für Menscher gewesen seien ohne Religion und ohne Verstand, wenn man die näher untersucht, welche man am allermeisten gerühmt

hätte. Unter dem Vorwand, es möchte erst recht wissen, wie man eine wolle, von wegen es wisse wohl, wenn es fehle, habe man schlechten Dank, fragte das Mannli noch allerlei, aber was es eigentlich wollte, den rechten Punkt, brachte es doch nicht heraus. Anni blieb bei dem, was es anfangs schon gesagt, eine fromme und treue, welche bete und Menschen und Vieh es gönne und von rechten Leuten her; apart reich brauchte sie nicht zu sein. Es wüßte eine, sagte endlich das Mannli, wo ihn düeche, sie passe nicht übel, darneben wolle es gar nichts gesagt haben; wenn es Michel dann wieder so ginge, so möchte es nicht schuld sein. Er müsse was eigenes an sich haben, was es nicht kenne, daß es ihm allemal so gehe; darum wie gesagt, es wolle lieber nichts sagen, so verfehle es sich nicht. Das ist keine dumme Manier, seine Hände in Unschuld zu waschen.

„Nun," sagte es endlich, als Anni immer hitziger in ihn drang, „wenn du es g'hebt haben (zwingen) willst, warum nicht? so will ich es dir sagen; kannst ja immer daraus machen, was du willst: es ist eine Kühers-Tochter." „Was?" sagte Anni, „eine Kühers-Tochter! Von denen habe ich immer gehört, sie täten nicht gut im Bauernstand, seien nichts nutz zur Arbeit, verstünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle (Rohm) fressen, schwingen *) mit den Knechten und allfällig auch melken, wenn sie nicht zu faul würden dazu." „Nit, nit!" sagte das Mannli. „Selb ist doch nicht so; ich komme viel auf den Bergen herum und kenne das Volk auch, das ist besser, als man glaubt, und vom rechten Glauben findet man dort mehr als in den Dörfern. Wenn etwa die eine oder die andere bös ausfällt, muß man nicht gleich alle in ein Band zusammenbinden. Die, wo ich meine, kühert auch nicht mehr: der Vater ist gestorben, der Bruder fährt z'Alp; sie wohnt bei ihrer Mutter im Milchmußgraben, wo sie ein Heimat haben,

*) Der bekannte Schweizer Volkssport.

kein großes, so um genug zu arbeiten und zu essen zu haben. Die Tochter macht d'Sach' meist, d'Mutter ist alt, aber noch scharf und befiehlt, und d'Tochter macht, was die Mutter sagt; kein bös Wort habe ich sie der Mutter je geben hören, und tät sie's, ich glaube, die Alte haute ihr aufs Maul, und die Tochter nähme es an, wenn sie schon eine ist, wo nicht bald ein Mannevolk fürchtete. Es wär' gerade eine für Michel der Postur nach, bräver hast noch keine gesehen, und ein Gesicht hat sie, schöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut; eine Säumutter ist sie, es mag ihr keine Luzernerin nach. Aber sie bleibt auch daheim, rennt nicht wie läufig jeder Lustbarkeit nach, und es ist noch die Frage, ob man sie an einen Ort hinbrächte; sie hat bis dahin dem Mannevolk gar nichts nachgefragt, und wenn einer kam, ferggete (fertigte) sie ihn kurz ab. Es möge nichts mit dem Zeug zu tun haben, es gruse ihm drob, hat das Meitschi manchmal gesagt, daß ich es selbst gehört. Indessen ist den Meitschene nie recht zu trauen, es ist ihnen manchmal ganz anders, als sie drglyche tun, und die, welche getan wie jung wild Katzen, werden oft ung'sinnet (plötzlich) so zahm wie Katzen, welche man ihr Lebtag gepantscht (gestreichelt)."

Die Sache gefiel Anni. Man könnte allweg probieren, meinte es; gerate es, wohl und gut, sei nichts damit, nun in Gottes Namen, so sei d'Sach' am gleichen Ort und man müsse anders dran hin. Das versalbete (beschmierte) Ölmannli ließ sich endlich herbei und versprach den Liebesboten zu machen, nachdem Anni ihm versprochen hatte, es ihm nie nachzutragen, es möge gehen wie es wolle; gehe es aber gut, ihm gehörig daran zu denken.

Alsbald wanderte der seltsame Liebesbote dem Milchmußgraben zu. Dieser Milchmußgraben ist ein freundlich enges Tälchen, hoch in den Bergen oben, eine Art von Rinne zwischen zwei Alpen. Vor Winden geschützt ist's mild und lieblich dort; der Baumwuchs ist noch nicht verkrüppelt, mächtige

Birnbäume breiten ihre schirmenden Äste über die Dächer aus. Dort, in einem saubern Haus, wohnte die Küherin. Die hellen Fenster glitzerten und glühten eben in der Abendsonne, als unser Ölmännchen dort ankam; es war wohl bekannt dort, seine Bitte um ein Nachtlager ward ihm gerne gewährt. In dieser Abgeschiedenheit sind solche Besuche, 'wie schon gesagt, sehr willkommen; sie sind die lebendigen Zeitungen, man vernimmt doch auch, was in der Welt vorgeht, irgend ein großes Unglück, ein grobes Verbrechen oder eine lächerliche Geschichte, welche das nächste Jahr im Kalender erscheinen werde.

Die Tochter hausierte draußen herum, während die Mutter zum Mannli sich setzte, das Abendessen rüstend. Die Mutter gehörte unter die tapfern Weiber, welche sich mit der Welt herumschlagen unbesiegt, welche weder Kopf noch Mut verlieren, es mag an sie kommen, was da will, Gutes und Böses, welche nie unschlüssig gute Gelegenheit vorüberlassen oder, aus Behaglichkeit und Angewöhnung, Altes behalten und Neues, Besseres von sich stoßen. Es gibt solche tapfere, praktische Weiber in allen Ständen, und gewöhnlich bleiben sie tapfer und praktisch bis ins höchste Alter. Nachdem es ihr Bericht erstattet hatte über die Vorfallenheiten in den Dörfern, wo die Küherin früher gewintert, und daher begierigst forschte nach dem Schicksale der Bäurinnen, mit welchen sie in Freundschaft, und noch mehr nach deren, mit denen sie in Feindschaft gelebt (es ist sehr merkwürdig, wie eine Küherin eine Bäurin und eine Bäurin eine Küherin taxieren und mit welchen Augen sie sich gegenseitig messen, doch davon ein andermal), sagte es, es düeche ihn, Mareili sei allemal schöner, wenn er komme; es nehme ihn nur wunder, daß es nicht längst einen Mann habe. Natürlich sagte die Mutter, es hätte nur am Willen und nicht am Können gefehlt; Ursach' zu pressieren hätte es nicht, es sei ihm noch lange wohl so, und wenn's ihm anders komme, so finde es immer noch einen

dafür brauche sie nicht Kummer zu haben. Sie habe recht, sagte das Ölmannli, es hätte es auch so. Ans Meitschi sei es gewöhnt und habe Freude, wenn es dasselbe von weitem sehe; wenn es fort wäre, das Leben freute ihn nicht mehr, es hätte eine längi Zyti (Sehnsucht), es stünde (hielte) es nicht aus. O, sagte die Küherin, wegen selbem sei es ihr nicht. Man müsse sich in alles schicken in der Welt, und wenn das Meitschi heiraten wolle und seine Sache gut machen könne, sei sie die letzte, welche es ihm wehren wollte; sei es ihm hier erleidet, könne es an einen andern Ort hin, es sei nicht, daß sie meine, die Sonne scheine nur an einem Orte. Dumm sei es, wenn eine Mutter meine, die Tochter solle ihretwegen nicht heiraten; die Mutter sei ja übernächtig (altersschwach), wenn sie ung'sinnet (unerwartet) sterbe, was sie dann der Tochter helfen könne, und was sie dann anfangen solle?

Nachdem das Mannli diese Gesinnung verdientermaßen gerühmt und gesagt, nicht unter hunderten denke eine so gegen ihre Kinder, rückte es allmählich mit seinem Auftrag hervor. He nun so dann, wenn sie so denke, sagte es, so wolle es ihr was sagen. Wenn es hätte merken können, daß es ihr im geringsten z'wider wäre, nicht mit zehn Rossen hätte man ein Wörtchen von ihm herausgebracht. Warum gute Leute böse machen, selb wär' ja dumm. Nun rückte es heraus mit Annis Auftrag, wie es ihn zwar ungern übernommen, denn es wisse, wie es einem bei solchen Sachen gehen könne und welchen Dank man zumeist davon habe. Daneben hätte es gedacht, so weit könne es sich doch nicht verfehlen, wenn es mit der Wahrheit umgehe, nichts dazu und nichts davon täte und es nicht mache wie die Weiberhändler, welche lögen, daß die Schwarten krachten, und hintendrein, wenn beide auch so recht angeschmiert seien, sich den Hals voll lachten. Es müsse sagen, wie es ihm sei; es wolle nicht z'best geredet haben, aber es möchte Mareili das Glück gönnen, besser mache es es sein Lebtag nicht als mit dem Knubelbauer, sowohl wegem

Vermögen, als wegen der Person. Nun setzte es Michels Herrlichkeiten auseinander. „Aber warum hat so einer nicht längst eine Frau?" fragte die Küherin, „muß da eine zuhinderst in den Bergen suchen? Da muß was nicht richtig sein; laß sehn, gib die Karten füre (hervor) und use (heraus) mit der Wahrheit, du weißt, ich verstehe nicht Spaß." „He sieh, d'Sach' ist die," antwortete der Alte. Nun erzählte er ziemlich wahrhaftig, wie es sich verhalte, sagte namentlich die Gründe heraus, warum Anni keine aus der Nähe wolle. Darüber lachte die Küherin. Die Alte sei nicht dumm, sagte sie, die könnte ihr gefallen, aber sie werde wahrscheinlich nicht saubere Finger haben und der Hauptgrund werde der sein, daß sie die am meisten scheue, welche ihr am längsten ins Spiel gesehen.

Da vertrat das Mannli Anni ehrlich und sagte, unter hunderten hätte nicht eine so gehandelt, und ehe es Michel einen Kreuzer veruntreuete, würde es lieber Sami, seinem eigenen Sohne, stehlen, was er hätte und es Michel anhängen. Es sage immer, es habe es dessen Mutter auf dem Totenbette versprochen, zu ihm zu sehen wie zum eigenen Kinde, und das wolle es halten; wie sollte es sonst an den Tod denken und was Michelis Mutter antworten, wenn sie ihn's frage: „Und Anni, wie hest mr zu Micheli g'luegt (geschaut)?" Das sei gut für Micheli, sagte die Küherin, aber könnte dest böser sein für eine junge Frau; die Alte werde meinen, sie wolle Bäurin bleiben, die junge Frau sollte Hund sein, darum werde keine anbeißen wollen. Nicht einmal, sagte das Mannli; Anni sei gar nicht bös, und wenn eine Micheli flattiere, gehörig zu ihm sehe und nicht alles auf einmal anders wolle, sondern bei Anni zu Rat ginge und ihn's noch etwas Meister ließe, was es eigentlich auch verdiene, so glaube es, eine junge Frau hätte die besten Händel (könnte guter Dinge sein). „Aber warum wollte ihn denn keine, etwas muß ihnen doch im Weg gewesen sein?" fragte die Alte. Das wisse es nicht, antwortete

das Mannli; etwas sei da, aber was, darüber hätte es noch nicht kommen können. D'Sach' werde beidweg (auf zweierlei Art) erzählt: Michel sage, es sei ihm bis dato keine anständig gewesen, und die Mädchen behaupteten, einen solchen Uflat hätten sie nicht mögen, fast lieber d'r Tüfel. Was an der Sache sei, wisse es nicht; Michel habe ein gutes Herz, aber ein Grober sei er, und von Höflichkeit und Dyri-Däri-machen (schön tun) wird er nicht viel wissen, und das werden die Meitschi nicht verstanden, sondern wüst getan haben, wie so junge Meitscheni es im Brauch haben, wenn einer ihnen nicht gleich flattiert, wie es ihnen am liebsten ist. „D'Sach' wird auf gar mängerlei Art b'richtet und drby bin ih nie gsy, sust witt (wollt') ihs scho wüsse." „Hör' du," sagte die Küherin, d'Sach' g'fallt m'r so übel nit, aber was Marei drzu seit, weiß ich nicht. Mir wär' lieber ein Küher gewesen, ich sag's offen, als so ein mißvergnügt Bäurlein, welches den Kümi (Kümmel) spaltet, balget (schilt), statt betet und den ganzen Tag ein Gesicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn sie es alle Tage sehen müßten. Aber wenn der Bursch' ist, wie du sagst, so ist es nicht so einer, und eine Frau kann's gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, d's Lebe auf den Bergen ist doch ganz anders als in den Kerkern da unten und d's Jauchzen auf den Weiden lustiger als Furen (Furchen) hacken oder Kraut rüsten. Aber d's Meitschi ist sich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kann's machen wie es will, und wie es es macht, so hat's es. Doch das glaub' nicht, daß es dir an einen Ort expreß deretwegen hinkommt, das tut es sein Lebtag nicht und wenn es damit die schönste Alp verdienen könnte."

„Aber wie machen dann?" fragte das Mannli. „He weißt was!" sagte die Frau. „In vierzehn Tagen ist Huttwyl-Markt, dorthin wollen wir mit jungen Schweinen, wir haben deren einen ganzen Stall voll. Bei Möhren stellen wir ein; wenn wir verkauft haben und eingekramt (eingekauft),

was nötig ist, werden wir allweg dort was essen. Ist dem Bursch' was an der Sache gelegen, so kann er dorthin kommen; es gibt weniger zu reden, und können doch einander g'schauen, so weit es nötig ist. Das wird sich gleich erzeigen, ob's einander anzieht oder nicht." Das gefalle ihm, sagte das Mannli; so komme es am besten, es glaube es selbst. Es könne diesen Abend schon um die Stauden schlagen (auf den Busch klopfen) und b'richten, wie der Knubelbauer einer sei und wie er's habe, damit das Meitschi gleich wisse, mit wem es zu tun habe und sich danach einrichten könne. „Mach', was du willst," sagte die Mutter; „aber darauf zähl', merkt Marei, daß es ein abgeredet Spiel ist, so tut es wüst, kommt entweder nicht oder g'schiret aus (begehrt auf), daß es keine Art hat. Es ist ein gutes Meitschi, aber ein handliches (derbes), wenn es abkommt, ich wollte dann lieber nicht dabei sein."

Als Mareili draußen fertig war, saß es auch drinnen ab, es hörte auch gerne b'richten aus der Welt herauf. Es war ein prächtig Meitschi, aber in der Tat in seine Hände paßte ein Morgenstern besser als eine Nähnadel; Kühnheit saß ihm auf der Stirn, daß man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Professoren hätte versehen können. Das Ölmannli machte seine Sache nicht schlecht, sondern ganz unverfänglich: es b'richtete von allem, was den Leuten z'reden gebe da unten, und so kam es ganz natürlich auf Michel und seine Geschichten, und wie es nicht begreifen könne, wie das zugehe, daß sich immer alles zerschlage. Es könne zuletzt nichts anderes glauben, als es sei Hexenwerk dahinter; ein Meitschi, es möchte für eins sein, was es wollte, könnte es sicher nirgends besser machen als mit Micheli. Mareili hatte großen Spaß bei den Geschichten, sagte, es möchte den doch 'mal selbsten sehen, es nehme ihn's wunder, ob er Hörner habe, daß ihn keine wolle, und gab auf diese Weise selbst Gelegenheit, daß das Mannli sich des nähern über ihn auslassen und länger bei ihm verweilen konnte.

Am folgenden Morgen nahm das Mannli dankbar Abschied und wollte als Zeche etwas Tannenzapfenöl dalassen. Als man es ablehnte, weil man noch vorrätiges habe, sagte es, so wolle es das nächstemal, wo es sie auf einem Markte oder wo es sei, antreffe, eine Halbe zahlen, wenn sie sich seiner nicht verschämten. „Red' nit z'lut," sagte Mareili, „wenn es dir nicht Ernst ist, du könntest reuig werden." „Willst kommen?" sagte das Mannli und hielt die Hand dar. „Allweg, wenn du mich heißest," sagte Mareili und schlug ein. „Aber eins vorbehalten, die Halbe muß besser sein als deine Tannzapfenrustig, Zehnbatzigen, hörst!" „Es sei, kannst selbst befehlen, wie du es haben willst!" „Gut so," sagte Mareili, „es gilt; komm' auf Huttwel in vierzehn Tagen, und wenn du ordlich tust und brav zahlst, tanz' ich noch einen mit dir." „Und kann dann mit dir heim?" fragte der Alte mit Lachen. „Warum nit?" sagte Mareili. „Für alt Vögel hat man immer ein Nest, allweg, wenn wir die Schweine verkauft, ist dann der Stall leer!" Und verschwunden war Mareili in der Tür. „Das ist mir eins! Es nimmt mich wunder, wie das geht," brummte das Mannli, schritt fürbaß und gab seinen Bericht auf dem Knubel ab. Michel sagte, er habe den Glauben, diesmal gebe es was, es gehe nicht z'Leerem (ergebnislos) ab. Kosten zu haben und d's Gspött obendrein, erleide ihm (sei ihm zuwider), z'letzt wollte er lieber zum Bonaparti; dort wolle er ihnen das Lachen schon vertreiben, solange er sich rühren könne, und könne er sich nicht mehr rühren, so könnten sie seinethalben lachen oder nicht lachen, was frage er dem mehr danach. So an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müßte ihn z'g'rechtem (richtig) lehren schwingen, er wollte sie dann b'richten, wie man fäle (ringe).

Wie es an einem Huttwyl-Märit geht, kann sich jedermann denken, der schon auf einem andern Markte gewesen ist. Ach du meine Güte, was so an einem Markte und be-

sonders an einem Huttwyl=Markt, wo Aargauer und Länder *) in Haufen kommen und ganz besonders die Schweinehändler zahlreich vertreten sind, geredet, geschwatzt, geschnattert, geflucht wird! Wer die Worte zählen müßte, welche zu allen Mäulern auf dem Geißen= und Schafmärit, Kuh= und Schweinemärit in allen Gassen und allen Kneipen flüssig werden und zu Tage kommen! Oder wenn sie alle einen Leib und Federn kriegten, zu Krähen, Elstern, Spatzen würden, den Leuten über die Köpfe stiegen und herumflatterten über den Märit, was das für eine Wolke geben müßte! Dagegen wäre eine Wolke von Heuschrecken ein Kinderspiel; da könnte man Sonne, Mond und Sternen Adieu sagen für immerdar, da bräche kein Lichtstrahl mehr durch in alle Ewigkeit. Oder würden als schwarze Krähen oder gespregelte (gesprenkelte) Elstern jedem seine Worte, welche er gesprochen, nachflattern nach Hause, ein geflügeltes Geleite, so gleichsam eine selbstgemachte Leibgarde, Blitz und Blau, wie kämen da die Schweinehändler z. B. heim, mit einer schwarzen Leibwache, mit einer großen Wolke. Das wäre ein Luegen (Schauen), diese großen, schwarzen geflügelten Wolken, sich wälzend durch die Straßen, und mitten drin, so gleichsam als Kern, ein Schwein= oder anderer Händler! Es würde eine merkwürdige Welt abgeben, wenn es so mit allen Worten ginge, daß sie Flügel und Federn kriegten und zum Geleite ihrer Schöpfer würden. Ach Frankfurt, du arme Stadt, du mit dem langen Parlamente, welches das Reden für ganz Deutschland verdinget hat und Reden fließen läßt Tag und Nacht, o Frankfurt, du arme Stadt, dann könntest du dem Lichte Adieu sagen für immer, und mit dem Gaslicht wäre es auch aus, weil keine Luft mehr wäre, da würde es düster werden im hellen Frankfurt. Da wäre viel in Öl zu machen, vielleicht daß in diesem Geschäft die meisten Frankfurter sich trösten könnten.

---

*) Bewohner des Entlibuch.

Unser Mannli, welches eben in Öl machte, steckelte (trippelte rasch und dabei schwankend an einem dünnen Stocke) begreiflich aus irgendeinem der großen Tannenwälder hervor auf Huttwyl zu. Doch nicht schwarzgrau und versalbet, wie es hausieren ging, sondern ordentlich gewaschen und gekleidet wie ein anderer Mensch. Es wußte wohl, mit Hausieren schaffte es an einem Märit nicht viel; die geputzten Leute lieben ein Ölmannli im Gedränge nicht, denn eine Berührung mit ihm hat unangenehme Folgen, noch viel weniger kaufen sie an einem solchen Tage seine Handelsartikel. Ein Fläschchen Tannzapfenöl oder anderes der Art stößt niemand gerne in die Tasche, es könnte zerdrückt werden, und da wären die Folgen ebenfalls nicht angenehm. Wer das Mannli nur in seinem Handwerkskleid gesehen, hätte es heute kaum wiedererkannt. Es ist gewöhnlich ein Unterschied zwischen einem gewaschenen und einem ungewaschenen Menschen, an diesem Mannli war er besonders auffallend. Das wichtige Geschäft, welches seiner wartete, welches es eingeleitet hatte, gab ihm ein Selbstbewußtsein, welches fast wie Kühnheit aussah. Ich bin der Mann, der das getan! drückte sich in seinen Mienen und allen Bewegungen aus. Es war noch früh am Tage. Stunden mußten verrinnen, ehe sein Geschäft anging, aber es machte ihm keinen Kummer, wie die Zeit verbringen. So ein Mannli hat erstlich eine Geduld, zäh wie Handschuhleder, zweitens hat es gar viele Bekannte und mit allen etwas zu reden, sie zu fragen, abzureden, Aussichten zu eröffnen usw., drittens hat es für alles Augen und Ohren, ihns interessiert alles, was auf einem Markte getan, gesprochen, gehandelt wird, es hat es akkurat wie ein Lumpensammler in Paris: es sammelt alles mögliche, es ist jede Sache für etwas gut. Es sieht sich die Pferde an, dem Handel zu, obgleich es sein Lebtag nie ein Roß gehabt und nie eins haben wird. Aber es ist ihm schon manchmal bequem gekommen, wenn es einem Bauer Auskunft geben konnte, wie es um die Pferde gegangen,

oder ihm sagen konnte, dort und dort steht ein Roß, ich glaube, das wäre für dich; der Mann hatte es auf dem letzten Markte, aber es wollte ihm nichts gelten; ich glaube, es wäre ihm grusam feil. Es konnte an seinen langen, langen Stock gelehnt eine halbe Stunde hinter ihm ganz unbekannten Leuten stehen und ihrem Gespräch ablosen (nachhorchen). Es wußte anfangs nicht warum, aber es sah es den Leuten an, daß sie miteinander was reden wollten, welches sie für wichtig hielten, und des unbekannten Mannlis achteten sie sich wenig. Im Verlauf des Gespräches kam es darüber, wer sie waren, und hatte schon oft Notizen aufgeschnappt, die ihm so viel wert waren als der beste Handel. Es stand an den Krämerständen von allen Sorten, sah zu, wer kaufte und was, merkte sich die Preise von allen Waren. Es war auf dem ganzen Markte nicht mancher, der über alles besser Auskunft geben und sicherer raten konnte, als dieses Mannli. Von einer solchen besonnenen Aufmerksamkeit haben viele Leute keinen Begriff, ja es gibt viele Leute, welche ihr Lebtag durch die Welt gehen, als hätten sie weder Augen noch Ohren, noch eine Nase zum Riechen, eine total erschlaffte tote Auffassungskraft; sie mögen kommen, woher sie wollen, sie wissen nichts, haben nichts gesehen, nichts gehört, können höchstens sagen, was sie gegessen und getrunken, und was für Kleider der angehabt und welche diese. Das sind traurige Leute, haben aber auch gewöhnlich grausame Langeweile, auf weltsch (französisch) sagt man, sie seien blasiert. Es sind gewöhnlich Leute, die sich für nichts interessieren, als für ihre eigene Person, und da diese sehr langweilig ist, so müssen sie Langeweile haben, ganz begreiflich. So hatte das Mannli bereits viel Zeit verbraucht, ehe es auf den Säumärit (Saumarkt) kam, um nachzusehen, ob seine Kühersleute samt ihren Faselschweinen eingerückt seien. Sie waren richtig da und hatten sechs sakers (sacre) schöne Schweine, lang gezogen und doch heruntergewachsen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und

b'sunderbar schönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr gesehen wird, als auf die Augen. Bei Schweinen legt man auf den Ausdruck kein großes Gewicht. Sie hatten Kauf (Zuspruch), es war ein ordentlich Gedränge um sie; ob eigentlich bloß der Schweine wegen, wissen wir nicht, können aber vermuten, Mutter und Tochter hätten manchem mehr in die Augen geschienen. Die Mutter war eine stattliche Frau, so für einen alten Gritti (Wackelgreis) von Wittlig (Witwer) mehr als gut, und die Tochter ein gewaltig schönes Mädchen, von denen eins, wo man unwillkürlich stehen bleibt, wenn sie einem unter Augen kommen — diese Exemplare sind selten.

Das Mannli besah die Sachlage, hütete sich aber wohl, sich vorzudrängen und in den Handel hineinzufallen. Es sah, wie beide ihren Vorteil wohl verstanden, die Preise sehr hoch hielten; sie wußten wohl, daß man sie mit ihren schlanken und blanken Schweinen nicht heimziehen ließ. Es dachte, die treffe es in einer guten Weile noch da an; es müsse doch nach Michel sich umsehen, ob der eingerückt sei oder die Sache vertrampelt habe. Fand es ihn, so gedachte es denselben so zu postieren bei Möhren, daß, wenn es mit dem Weibervolk nachkäme, um die versprochene Halbe zu zahlen, er Platz bei ihnen finde. Das war nicht so schwer zu machen, wie es scheinen möchte, wenn man weiß, wie das an Jahrmärkten sich drängt und einbißt (einkeilt), wo man erst kaum ein Bein über eine Bank bringen kann und drängt und drückt, bis endlich der ganze Leib sich hineingeschoben, akkurat wie ein Keil in hartes Holz. Bäri, Michel und Sami waren der Art von Geschöpfen, welche sich weder drängen noch klemmen ließen, aber Platz versperren konnten für Sechse, ohne daß man viel merkte, noch viel weniger jemand Lust bekam, sie zusammenzuschieben. Aber wie es lief und wie es suchte, seinen Michel fand es nicht; er war bei Möhren nicht, bei der Sonne nicht, auf dem Rathaus nicht, im Bädli nicht, nicht auf dem Roß-, nicht auf dem Kuhmärit, kein Mensch wollte so einen gesehen

haben. Plötzlich ging dem Mannli ein Licht auf: Dä Löhl, der kegelt an einem Ort, und wenn der 'mal dabei ist, so weiß er nicht mehr, wo er ist, und man bringt ihn nicht mehr davon weg. Es dachte den Michel schon halb gefunden; es lief von Kegelbahn zu Kegelbahn, aber Michel war nirgends, und schon ging's auf zwölfe.

Nein, dachte es, wenn der Lappi (Laffe) nicht will, so hat er gehabt, und steuerte wieder dem Säumärit zu, um sich zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, damit sie nicht Ursache hätten, über ihn zu zürnen, denn versprochen sei versprochen. Daß die reiche Küherin und ihre schöne Tochter sich von ihm eine Flasche zahlen ließen, daran hatte es keinen Zweifel; es wußte, daß, wenn Mutter oder Tochter nicht gleich kommen wollte, die andere sagen würde: Komm, er hätte es sonst ungern, er könnte meinen, man verschämte sich seiner, und wegen der Kosten hat man sich nicht zu schinieren (genieren), die kann man ja mehr als gut machen. Darin liegt ein viel feineres Gefühl und größeres Wohlwollen, als wenn sie sich geweigert und eine gesagt hätte: „Pfi Tüfel, wie magst mit einem solchen armen Mannli gehen und ihm Wein abtrinken, der hat sein Geldli anders zu gebrauchen." Im erstern Benehmen liegt eine Bindekraft, welche die Stände nicht so weit hätte auseinandergehen und sich feindselig gegenüberstellen lassen, wenn sie sich öfters fände.

Auf dem Säumärit (Saumarkt) ging's noch immer lebhaft zu: längst wäre die Sonne verschwunden und rabenschwarz es dort geworden, wenn jedes Wort zu einer Krähe oder gar einem Storch geraten wäre. Die Schweinehändler waren heiser geworden, die Schweine grunzten und quikten vor Hunger; man konnte beider Stimmen fast nicht mehr unterscheiden, so ähnlich klangen die quikenden und die heisern Töne. Daß sein Weibervolk noch am Platze sei, merkte es von ferne am Gedränge; es schob sich durch, denn es hielt es jetzt an der Zeit, sich zu zeigen. Als es in die vordern Glieder kam, unter

einem Arm durch einen Blick tun konnte, da ging ihm das Maul vor Erstaunen sperrangelweit auf, und die Beine standen still, ganz steif, denn drinnen sah er Michel stehen und der Küherin harte Taler auf die Hand zählen und hörte ihn sagen: „Das wär's, und wenn die Maß noch zahlt ist, so wären wir richtig!" „Ja, und dem Meitschi einen Zehnbätzler Trinkgeld," sagte die Mutter. „Den muß es haben," sagte Michel. „Lue mir auch," sagte das Mannli für sich, „was dem nicht in Sinn gekommen! Der ist gescheiter, als man ihn dafür ansieht; hatt' der 'mal die Säue auf dem Knubel, kommt ihm das Meitschi noch einmal so lieb nach, von wegen es zieht ihn's, es hat ein Herz zu den Säuen wie nicht bald eins." Es brach vollends durch, stellte sich vor, tat sehr verwundert, Michel da zu finden, erklärte sich bereit, die versprochene Flasche zu zahlen. Die Mutter hatte ihm zugeblickt, sobald sie ihn sah, das Mädchen aber schäkerte mit ihm: sie bedürften jetzt seines Weines nicht, sie hätten jetzt selbst; wär's ihm Ernst gewesen, es wäre früher gekommen und nicht erst jetzt, wo es gehört, daß sie Weinkauf gemacht hätten. Sie werden nicht soviel gemacht haben, daß sie seinen nicht auch noch möchten; allweg komme es mit und wolle nachbessern, wenn sie mit dem andern fertig seien, sagte das Mannli. „Mach's," sagte das Meitschi, „aber sag' mir erst, wer ist der Bursche, du kennst ihn?"

Ehe noch das Mannli antwortete, schnellte das Meitschi sich herum; es war vom Wegführen der Schweine die Rede, da mußte das Meitschi sie doch noch einmal sehen, Abschied von ihnen nehmen, Glück auf den Weg wünschen. Es hatten sich nämlich, wie üblich, sobald der Handel abgeschlossen war, Bursche hinzugedrängt, gefragt, wo die Schweine hinmüßten, sie wollten sie ihm heimtreiben. Es verstand sich von selbst, daß so ein Michel nicht selbst die Schweine vor sich herjagte. Man wußte wohl, so einer ging nicht vom Markte, daß er noch mit Schweinen heimkommen konnte. Michel hatte sich

eingelassen mit ihnen und gesagt, sie müßten auf den Knubel, es werde aber keiner da sein, der so weit treiben möge. „Ist's d'r Knubelbur?" fragte das Meitschi sich umdrehend das Männchen. Es nickte. Neugierig wie ein Bergkind sah es ihn an; es dünkte das Mannli, d'Sach' sei richtig. Nachdem Michel seine Schweine übergeben hatte und im voraus für das Heimjagen bezahlt und zwar einem ihm durchaus unbekannten Burschen und dazu mit voller Sicherheit, daß dieser seinen Auftrag recht verrichten werde, und das Meitschi ihm dringlich anempfohlen, daß er sie nicht plage oder erhitze (denk', es isch e Tüfel, und wenn du d'Säu plagst, so plagt dih d'r Tüfel o!), wurden sie rätig in der Tat, zu Möhren zu gehen und den Weinkauf zu trinken. „Aber wie tut's, Wein in nüchternen Magen?" sagte die Mutter. „Ich hülf (riete) lieber was essen, das Tau isch m'r afe (einstweilen) ab em Mage, es düecht mih, ih syg ganz hohl innefer (inwendig)." „He," sagte Michel, „dawider wird niemand was haben; es ist mir auch drum, und Wy zum Esse schickt sich b'sunderbar wohl!" „Mutter, wollen wir nicht erst unsere Sachen verrichten?" fragte das Meitschi. „Du weißt, m'r hei mängergattig (mancherlei)." „He," sagte die Mutter, „es ist nachher noch immer Zeit, jetzt düecht mih, ih möcht neuis (etwas) un e weni abhocke (sitzen), bi ganz g'stabelig vom Stah (steif vom Stehen)." Das Mädchen machte keine Einwendungen, brummte bloß: „Ja, wenn me einist abg'hocket isch, su Adieu V'rrichtige (Besorgungen)." Wahrscheinlich hatte es bereits Erfahrungen gemacht in diesem Fache.

Michel voran brach Bahn, fuhr durch die Flut der Menschen wie durch weichen Schnee der Schneepflug; hinter ihm her war ein ruhig Gehen, daß die Küherin meinte, so einen sollte man immer voran haben, wenn man auf einem Märit sei, man würde minder gestoßen und gedrückt.

In Hafen kamen sie glücklich, aber wo Anker werfen jetzt? Da war guter Rat teuer. Möhren war zum Ersticken

voll; hie und da hätte sich noch ein Bein hineinpressen lassen, aber zehn Beine und zwar dicke, samt Zubehörde, war was anderes. Da steht man so herum, halb verlegen, halb zornig, kaum hungrig und durstig zusehen, wie andere im Hirse sitzen und es sich behagen lassen, weiß nicht, soll man gehen, soll man warten. Hier oder dort wird eins gerufen zum Bescheid tun, nun, es ist allweg ein nasser Finger auf eine trockene Zunge, aber alsbald wird man desto glustiger; man sucht jemanden von der Wirtschaft aufzufangen, um von ihm sich unterbringen zu lassen. Die dienstbaren Geister schießen herum wie zornige Wespen, tun meist, als hörten sie nicht; kriegt man endlich einen dieser flüchtigen, hässigen Geister zwischen die Finger, stellt ihn, bringt manierlich sein Verlangen vor, so schnauzt er: „Ich kann nicht jedem Platz suchen, ich hätte viel zu tun, wenn ich mich damit befassen wollte; suchet selbst, und findet ihr keinen, so wartet oder geht in Gottes Namen weiter, ich kann nicht helfen!“ Hat er solchen Blast (Windstoß) losgelassen, fährt er ab, hinaus zur Türe. Ist im Wirtshause es so eingerichtet, daß der Wirt kein besonderes Geschäft hat, keine Stube zu bedienen, sondern bloß die Aufsicht führt, so erbarmt sich dieser zuweilen der platzlosen Gäste, wenn er zufällig zu ihrer Not kommt. Ihm ist begreiflich daran gelegen, daß sie weder in Gottes Namen noch sonst weiter gehen.

Michel hätte fast Mut gehabt, einen Tisch rein zu fegen; er brannte innerlich vor Galanterie und hätte sie gern durch besondere Zeichen und Aufmerksamkeiten kundgetan. Glücklicherweise verließen drei Bleienbacher Kuhhändler einen Tisch, wo sie ihre Morgensuppe gegessen, sonst wer weiß, was geschehen wäre. Alsbald hob Michel sein schweres Bein über die Bank, rief die andern her und übte nun so eindrucksvolle Manieren, daß, wo früher drei gesessen, sich nun fünfe bequem hinsetzen konnten. Nun saßen sie, und Sitzen, wenn man müde ist, ist allweg schön, aber denn doch nicht alles, und je länger

man das andere mißt, desto geringer schlägt man das Sitzen an, ja man wird nur alleweil böser. Man glaubte mit demselben alles gewonnen, und jetzt sieht man, daß es ohne Essen und Trinken hell (rein) nichts ist. Ähnliches muß man im Leben sehr oft erfahren, daß nichts ist, an was man alles setzte, wenn man nicht wieder und immer wieder alles an anderes setzt. Mit Trommeln und Rufen zogen sie endlich einen der Geister, so gleichsam einen fliegenden Holländer, in ihre Nähe. „Befehlt ihr was oder habt ihr befohlen?“ fragte der Geist. „Hol e Maß Zehnbatzigen, aber g'schwind; dann mußt das weitere wissen!“ befahl Michel. Der Geist verschwand, und Michel fühlte sich groß in seinem Gemüte, zündete mit schönem Selbstbewußtsein seine Pfeife an und: der Gattig Zeug müsse man befehlen, daß sie wüßten, daß befohlen sei, und wenn man nicht zu ihnen rede, daß sie meinten, man schieße ihnen mit einer Pistole in die Ohren, so gränneten (greinten) sie einen nur aus, und man könnte lange warten, ehe sie einen bedienten, bemerkte er.

Nun wandte sich Michel seinem Kauf zu, denn er war in dieser Beziehung jeder Zoll ein Bauer und sagte, verflucht teuer habe er sie, aber sie hätten ihm gefallen, und wenn das sei, habe er nicht nötig, auf den Kreuzer zu sehen. Er möchte nur wissen, wie sie gefüttert worden, damit er mit der gleichen Kost fortfahren könne; er hätte sonst immer gehört, vor Kühers-Säuen solle man sich hüten, die seien trieben (künstlich aufgefüttert), daß es keine Art hätte, aber wenn man d'Sach' hätte, so brauche man sich nicht in acht zu nehmen, wenn man nur wüßte, was sie liebten. Nun ward das beliebte Kreuzfeuer zwischen Küher und Bauer eröffnet, welches einige Zeit vergessen ließ, daß man noch immer im Trocknen saß. Indessen verschlang der Geist den Leib nicht auf zu lange, die Ungeduld wuchs; von ferne zeigte sich der fliegende Holländer. Michel brüllte ihm seine Meinung nach, wie erfahrene Jäger weithin auf vorüberzwickende (vorüberschießende) Hasen

schießen, in der Hoffnung, ein verlorenes Korn wohl anzubringen. „Gleich, gleich!" tönte es wieder und der Holländer verschwand, erschien indessen doch bald wieder mit einer Maß und Gläsern und wurde von Michel angebrüllt, was das für eine Ordnung sei, wenn er das gewußt, hätte er das Essen mitbringen wollen. Sie sollten verzeihen, sagte der Geist, er vermöge sich dessen nichts; er bediene diesen Tisch nicht, darum sollten sie ihm die Maß auch gleich zahlen; das andere, wo hieher gehöre, sei angeschossen (irgendwo angestoßen) und habe stark zur Nase aus geblutet, die wasche es soeben ab und werde bald wieder erscheinen, dem könnten sie dann befehlen. Das waren nicht tröstliche Aussichten; wenn so ein vorschützig Ding anschießt und blutet, so ist gewöhnlich nicht bloß die Nase zu waschen, sondern andere Dinge noch mehr.

So war es auch; es ging mörderlich lange, die Maß war ausgetrunken, Michel brüllte nach allen Himmelsgegenden, bis endlich ein halbgewaschenes Ding erschien mit geschwollener Nase, verweinten Augen und fragte, ob es Wein bringen solle, oder ob sie sonst noch was bestellt hätten. Das vernahm etwas über die Lumpenordnung, und wenn man gewußt, wie man bedient werde, so wäre man weiter gegangen. Das Ding entschuldigte sich mit seinem Mißgeschick, hing im Vorbeigehen der Wirtin die Bemerkung an, daß, wenn sie nicht eine so wüste wäre, so würde sie genug Leute anstellen, damit nicht eins für drei springen müsse, und versprach das beste. Nun endlich kam Suppe; die war bald verschwunden, denn man kann denken, wie die Leute hungrig waren, da es weit über Mittag war. Zudem waren es Leute, welche mit einem sehr muntern Appetit gesegnet waren: so eine wohl konditionierte Küherstochter ist imstande was zu versorgen. Endlich kam das übliche nach. Michel hatte, obschon er eigentlich bloß eine Maß schuldete, sich vorgenommen, sich recht splendid zu machen; es dünkte ihn, es lohne sich wohl der Mühe. Er hatte daher, als gefragt wurde, was man befehle, alsbald

das Wort genommen und nicht bloß gesagt, neuis (etwas) uf einem Teller, sondern gesagt, sie wollten z'Mittag essen wie üblich und bräuchlich. Das könnte wohl lange gehen, hatte drauf die Küherin gesagt. „Gäll, Mutter," bemerkte die Tochter, „es wäre doch gut gewesen, wenn wir vorher unsere Sache verrichtet hätten. Da kann ich wieder lange warten auf das, was du mir verheißen." „He, wenn wir geschwind machen, ist's noch alle Zeit," sagte die Mutter; „was sie bringen, wird uns mit Schein so lange nicht säumen." In der Tat brachte das Jüngferchen ganz kleine Plättchen und wenig drauf, und dazu war noch ein Gast da, auf den nicht gerechnet war und der doch einen so mächtigen Appetit hatte als eins der andern, und das war Bäri. Mareili saß obenan, neben ihr auf dem Vorstuhl war Michel und zwischen beiden Bäri. Bäri machte glänzende Augen über den Tisch weg und sah dann an seinen Meister hin mit fragenden Blicken. Als ein Gericht vorüber war, Michel bloß an sich selbst gedacht hatte, begann Bäri ihn zu mahnen, stüpfte ihn mit der Nase am Ellbogen. „Ja so," sagte Michel, „hab' ich dich vergessen!" Nun bediente er auch Bäri, meinte aber deswegen nicht, daß er zu kurz kommen wolle, sondern nahm doppelt, eine Gabel voll für sich, dann eine für Bäri usw., und wenn er es einmal vergaß, müpfte Bäri am Ellbogen mit seiner saftigen Schnauze. Wir müssen sagen, daß dies nicht zu großer Erbauung der Gesellschaft diente; sie fand dies unverschämt und grob. Dem Ölmannli war es bange, als es auf den Gesichtern die sich bildenden Wolken sah. „Seh, Hung," sagte es, „du könntest warten, bis die andern gehabt." „B'richt ne, wenn d'chast (Belehr ihn, wenn du kannst)," sagte Michel und fuhr fort, wenn Bäri müpfte, gab ihm Michel. Endlich kam Braten, Schinken usw. Bäri liebte Schinken b'sunderbar, Mareili ebenso, und wenn es so einen Schinken sah, kalkulierte es immer, wie schwer die Sau, von welcher der Schinken kam, gewesen sein müsse.

Kaum hatte Michel seine tapfere Portion auf dem Teller, müpfte Bäri.

Da schoß Mareili das Blut zu Haupt. „Das nähme mich doch wunder, ob der nicht noch zu b'richten wäre," sagte es und schlug mit der umgekehrten Gabel den Bäri auf die Schnauze, so stark es konnte. Ja, so was hatte Bäri noch nicht erlebt; er riß das Maul auf, machte die Zähne blank und schoß eines Satzes dem Mareili gegen das Gesicht. Das fuhr zurück auf die Mutter, wollte drein schlagen, aber Bäri faßte die Hand, die Mutter schrie laut auf, Michel fuhr Bäri nach und griff nach dessen Nacken, stieß aber dabei an die aufwartende Seele, so daß sie eine Datere (Torte), welche sie in der Hand hatte, fallen ließ und wieder stromsweise zu bluten anfing. Nun brüllte alles in der Stube laut auf, es gab einen Mordsspektakel, welchen viele benutzten, um sich zu streichen (drücken), ohne die Zeche zu bezahlen, ein Witz, dem viele als ordentliches Handwerk obliegen. Begreiflich kam alsbald der Wirt dahergefahren und hinterher die Wirtin. Ihnen lief gleich die blutende und heulende Aufwärterin an, sie hörten das zornige Schnauben des Hundes, Michels Fluchen, der Küherin Angstgeschrei, der Tochter Aufbegehren, das Gekreisch der übrigen Weiber, kurz, es war wie Mord und Mordgeschrei. Ohne lange Untersuchung fuhr der Wirt auf Michel dar und wollte ihn packen, nun ließ Michel den Hund los und faßte den Wirt, und nun ward der Lärm noch höllischer, eine allgemeine Schlägerei stand in Aussicht. Da tat das Ölmannli seine Pflicht und mittelte; es war mit dem Wirte gut bekannt, der hörte auf dasselbe, und Michel war es auch nicht wohl im Gemüte, er hätte den halben Hof gegeben, wenn dies nicht begegnet wäre. Sobald der Wirt hörte, daß er nicht zu Schaden kommen solle, sondern einer da sei, der gut zu machen vermöge, ließ er sich nieder und besänftigte sich.

Aber anders hatten es die Küherslente, da war alles Einreden, da waren Hopfen und Malz verloren. Vielleicht hätte

die Mutter sich begütigen lassen, denn Michel entschuldigte sich nach Vermögen: er vermöge sich dessen nichts, hätte das Meitschi Bäri nicht auf die Schnauze getroffen, er hätte nichts gemacht, er sei der freinst (freundlichste) Schlabi (gutmütige Gesell), den es gebe, aber das müsse man keinem Hund machen. Darum solle es nicht zürnen und z'frieden sein, er wolle Wein kommen lassen soviel sie möchten und daneben gut machen, wie sie es begehrten; so vernünftig redete Michel. „Komm, Mutter," sagte Mareili und riß sie bei der Hand; „ih mah die Hüng (Hunde) nimme schmöcke (riechen) un nimme g'seh, un es wohlet m'r erst, wenn mir e Stung wyt vo dene Ufläte sy. Wenn ih nume myni arme Säuli wieder hätt'; die cheu (können) mih dure, wie es dene geit bi sellige Utiere, weiß der Tüfel!" „He, tue nit so bös, Meitschi," sagte Michel, „dene soll's nit bös ergah. Komm in acht oder vierzehn Tagen, dann sollst sehen, wie die scho tha hei (zugenommen haben, das Tun der Schweine). „Zum Tüfel oder zu dir käme mir in eins! Komm Mutter, komm," rief Mareili. Michel wollte sie halten, aber Mareili schnellte sich so rasch weg, hob so drohend die Faust und sagte: „Bis m'r d's Herrgotts u rühr' mih a!", daß Michel es nicht versuchte und Mareili ungehindert mit der Mutter abfuhr. Man kann sich kaum vorstellen, was nun für Geschichten aus dem Vorfall gemacht wurden. Hätte man sie alle zusammengetragen, sie hätten einen greulichen Mordroman gefüllt. Die abgebissene Nase der Aufwärterin und die gefressene Hand von Mareili waren die Zentralpunkte in den Erzählungen, die um so weiter bekannt wurden, weil Michel bereits die Aufmerksamkeit eines großen Kreises an seine Person gefesselt hatte.

Auf Rosebabisegg war ein großes schönes Heimwesen, ein guter Bauer, viel Arbeit, viele Kinder, darunter mehrere Töchter, welche gerne zu Bäurinnen geraten wären, begreiflich. Daß eine Bäurin eine ganz andere Kreatur ist, als nur so eine Base oder Gotte (Patin), ist schon oben bemerkt worden.

Die Mädchen waren auch wie zu Bäurinnen expreß gemacht, gesund, arbeitsam, gescheit in ihrem Bereich, braven Leibes, etwas braun von Angesicht, deswegen böse Zungen sie Rosebabis Bränten (Angebrannte) nannten. Daneben waren sie seltsamer Art, welche Art man da findet, wo die Berührung mit Menschen selten, fast nur zufällig ist. Sie waren scheu und wild wie Rehe und konnten hinwiederum derb und rücksichtslos handeln wie Mannevolk, sie waren mißtrauisch, schienen zuweilen fast einfältig und konnten offen sein, dann merkwürdig schlau dem Teufel eben, fast wie gebildet. Es waren gute Naturen, die aber den Schliff der Welt noch nicht hatten, ihr Betragen war eben kein gleichförmiges. Ihre Aussichten waren nicht glänzend; unter ihrem Stande hätten sie Männer genug gefunden, an jedem Finger einen, aber standesgemäß, selb hatte eine Nase. Im Emmental erbt der jüngste Sohn den Hof, die andern erhalten, was Gottes Wille ist; indessen hat es jetzt darin bedeutend gebessert. Zudem war's zweifelhaft, ob ein Tochtermann den Erbfall erlebe vor dem jüngsten Tage. Die Eltern waren im besten Alter, und die Großeltern lebten noch. Das sind so Dinge, von denen man um so weniger spricht, je mehr man sie berücksichtigt, denn es ist richtig, wie der Guggisberger sagte: „Ihr Herre, das sy wüst Sache, m'r wei lieber schwyge drvo."

An einem schönen Herbstsonntage hatten sie auf Rosebabisegg viel Besuch gehabt, Verwandte, Gespielen, hatten brav Kaffee getrunken, brav Küchli gegessen und geschwatzt am allerbrävsten. Natürlich war bei allem Geschwätz der Michel obenauf geschwommen wie eine Fliege auf der Milch. Die letzte Huttwyler Bataille wurde erzählt auf so viele Weisen, als Personen da waren, und jede war immer greulicher als die andere; es fehlte nicht viel daran, daß das endliche Resultat das gewesen, daß der Hund sieben Personen gefressen und Michel die andern. Dann erzählte man auch von den übrigen Geschichten, was man wußte, war darin einig, daß

da ein Spiel getrieben werde, aber darüber stritt man sich, ob Michel bloß alle zum besten halten wolle und expreß den Narren mache, oder ob er ernstlich heiraten wolle, aber von Natur so tun müsse, daß es allen graue vor ihm und keine ihn möge, oder ob da sonst noch was im Spiel sei. Die Mehrzahl ward einig, er sei halt ein Fülli (Füllen) und tue kalberochtig (kalbsmäßig), daß es kei Gattig heig (Art habe) und man bei ihm des Lebens nicht sicher sei. Da sei es kein Wunder, daß kein Meitschi ihn möge, gäb wie reich er sei; was nütze einem der Reichtum, wenn man e Hung vo Ma heig, der eim z'Tod quäle? Andere meinten, sövli e Grüsel (Unmensch) glaubten sie nit, daß er syg, aber e Wunderliche und Mißtreue, er well nume probiere, was eini erlyde mög, und wenn eine den rechten Verstand habe, so könne sie mit dem fahren wie Schnupf (Schnupftabak). So ward diskutiert, bis man auseinander ging, und zwar in allem Frieden.

Den Gesprächen hatte eine von den Rosebabisbränten mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört. Es war Mädi (Magdalene), die älteste und bedeutendste der Schwestern, groß, schlank, mit wilden kühnen Augen, welche ein milder und schalkhafter Mund gut machte, sonst hätte man sich fast fürchten müssen. Es dünkte Mädi, es wär' Zeit, den andern Platz zu machen; je mehr Jüngere nachwüchsen, desto böseres Spiel hätten die Ältern. Als Mädi abends mit einer Schwester in ihrem Gaden (Schlafkammer) allein war, sagte Mädi zu derselben: „Wenn ich nur mit dem zusammenkommen könnte, den wollte ich bekommen und Knubelbäurin werden, so gewiß als heute Sonntag ist." „Bist e Narr!" sagte Rösi, die Schwester. „Du wirst doch nicht dran sinnen; ehe ich den möchte, wollte ich lieber mit dem Säckli dem heiligen Almosen nach oder Kapuziner werden zu Solothurn im Kloster. Das wär' doch noch was anderes, als bei dem Utüfel (Unteufel) lebig (lebendig) vom Hung g'fresse z'werde oder müsse z'v'rhungere, wie si säge, daß er ihnen es gemacht, aufstellen lassen, was auf den Tisch mochte, und er

und der Hung alles alleine gefressen und den Meitschene nichts gegeben. Ich stünde das auch nicht aus, wenn es mir einer so machte; entweder singe ich an zu plären, oder der Zorn käm' über mich, und weiß Gott, was ich täte!" Mädi lachte und sagte: „D'Sach ist nicht halb so bös, als man meint; ich glaub', ich sei ihm über d'List gekommen und wollte ihm zeigen, wer schlauer sei, ich oder er. Und wenn ich ihn hätte, wollte ich ihn schon dressieren; es ist schon manches strübere (struppigere) Kalb, als er ist, gelecket worden." „Psi Tüfel, wer möchte e sellige Uflat lecke?" sprach Rösi. „He," sagte Mädi, „das ist nit halb so eine wüste Sache, mir wär's die rechte, wenn ich es dazu brächte, ich begehrte nichts Besseres. Er ist ein hübscher Bursche, von den brävsten einer, und wenn der eine rechte Frau bekommt, so gibt das einen rechten Mann ab, einen Chorrichter (Kirchenvorstand) oder gar einen Weibel, zähl darauf." „Wie kannst das sagen? So einer mit Haar wie Besestiele, Auge wie Pflugsrädli, e Nase wie eine Leberwurst, es Mul wie ein Schüttstein (Rinnstein), e Hals wie e Muni (Zuchtstier) und e Gring (Kopf) wie ein Kohlhaufe, es selligs Ung'hür ume (nur) az'luege, muß man ja in einen Grusen kommen!" Da lachte Mädi und sagte, es hätte ihn gesehen und gar keinen Grusen empfunden, sondern gedacht, wenn es den kriegen könnte, den möchte es, an dem könnte man tapfer hobeln und bliebe doch immer noch ein braver Rest. Es hätte ihn's bloß bös gemacht, daß er nichts von ihm gewollt; gedacht habe es, wart' du nur, es müßte nicht zu machen sein, sonst treibe ich es dir ein. Nachdem Mädi dem verwunderten Rösi kundgetan, wie und wo es den Michel gesehen, und wie er einer sei, begann Rösi Mädi zu fassen, und sie wertweiseten (überlegten) scharf, wie es wohl anzukehren sei, daß Mädi einberufen werde zu einer Zusammenkunft. Rösi meinte erst, d's best wäre, Mädi käme einmal wie von ungefähr auf den Knubelhof, entweder als verirrt oder nach etwas fragend, nach Ferkeln z. B. oder nach einer Magd, die hier sein solle, mit einem wunderlichen Namen,

wie er weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, oder solle geradezu z'Dorf gehen und kramen; mit einem Zuckerstöcklein und einem halben Pfund Kaffee habe man schon große Dinge zwängt. Aber das wollte Mädi nicht. So z'Haus und z'Heim laufen tue es keinem, es möchte sich nicht so grob abfertigen lassen wie ein Taunermeitli (Tagelöhnerstochter). Z'mache, was man könne, sei erlaubt, nur müsse man machen, daß es niemand merke; z'nötli (eifrig) tue komme niemals gut. Es war also die Frage die, wie man es andrehen könne, daß Michel selbst Bescheid mache und eine Zusammenkunft anstelle. Die Hauptsache war also die, eine vertraute Mittelsperson zu finden, welche Michels Aufmerksamkeit auf die Rosebabis Bränte lenke. Das war schwer; die gemeinschaftlichen Bekanntschaften mußten selten sein, da der Knubel und Rosebabisegg ziemlich weit auseinander lagen, und nicht einer jeden konnte man sich anvertrauen in einer solchen Sache, das begreift sich leicht.

Damals lebte eine Frau ihre schöne Zeit, wenn sie auch nichts weniger als schön war. Es war eine hagere, rührige, aber von je etwas seltsame Frau, die offenbar in ihrer Jugend in der Fremde gewesen war und jetzt in dem seltsamen Rufe stand, mit Napoleon in näherer Verbindung zu stehen und von ihm als Hauptspion gebraucht zu werden. Sie verschwand wirklich zuweilen, und namentlich zu Kriegszeiten, auf längere Zeiten, ward nirgends mehr gesehen; dann erschien sie plötzlich wieder und hausierte mit wohlriechenden Seifen und Wassern und möglicherweise auch mit verbotenen Heilmitteln und andern Dingen. Auskunft, wo sie gewesen, erhielt man keine von ihr, sie redete seltsame Dinge, wodurch sie aber eben den Anstrich einer geheimnisvollen Person erhielt, welcher bei dem Volke allezeit ein gewisses Ansehen sichert. Sie war auch lieber bei Gastfreunden als in Gasthäusern über Nacht, bat auch in ihren schönen Zeiten sicher nie vergeblich um ein Nachtlager. Sie war eine schlaue Person

und schon gar mancher Bäurin mit gutem Rate wohl gekommen. Sie hatte sich lange nicht mehr gezeigt, man dachte kaum mehr an sie; plötzlich erschien sie eines Abends auf Rosebabisegg. Die Überraschung war groß, und Mädi konnte sich nicht enthalten, es als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß diese Frau gerade jetzt wieder erscheinen müsse, wo guter Rat ihm so nötig war. Es besann sich also nicht lange, sie zur Vertrauten zu machen. Sobald sie im Bette war, schlich es zu ihr und eröffnete ihr, wie es ihm darum zu tun wäre, Knubelbäurin zu werden, und wie es dies nicht anzustellen wüßte. Wenn es aber zu einer Zusammenkunft es bringen könnte, wäre es seiner Sache gewiß, dem wollte es es schon treffen, daß er überzeugt würde, es sei die rechte. Es wollte ihm alles abgucken und immer tun, wie er tue, er möge so ungattlich (grob) sein, wie er wolle, da könne es ihm nicht fehlen. Die Frau nahm Interesse an der Sache; das war nicht so ein gewöhnlicher Handel, sondern ein verwickelter, wo es sich schon lohnte, nachzudenken und Versuche anzustellen. „Bin auf dem Knubel auch schon gewesen," sagte sie; „sind nicht böse Leute, soviel ich weiß. Nicht ganz wie andere Leute, aber weiß man solchen einmal den Trapp (Gangart), so fährt man gerade mit solchen am besten, sie schenken einem unbedingtes Zutrauen, man kann mit ihnen machen, was man will. Zähl' auf mich, Meitschi, was ich machen kann, tue ich, mehr kann ich dir nicht sagen. Aber dann vergissest du mich auch nicht. Jetzt geh' ins Bett; gute Nacht, Knubelbäurin!"

Nicht lange darauf erschien die Frau, welche auf dem Wege sich über Michel und seine Vorgänge so gut als möglich ins Klare gesetzt, auf dem Knubel. Anni war sehr traurig, die Geschichten alle hatten es angegriffen; die Frau kannte es kaum mehr. „Ach, was soll ich mit Schmöckwasser?" sagte Anni. „Ich habe die letzte Zeit zu schmöcken gehabt, mehr als mir lieb ist; ich habe die Nase voll, ich brauch' nicht expreß

noch Schmöckwasser!" Als die Frau teilnehmend nach der Ursache von Annis Mißmut fragte, sagte Anni: „He, stell' du dich nicht, als wenn du nicht wüßtest, in was für einem Verdruß wir sind; sie werden dir schon in allen Häusern davon b'richtet haben, machen sie nicht das Land auf, das Land ab einen Lärm vom Tüfel! Es ist, als wenn sie von niemanden mehr zu b'richten wüßten, als von meinem Michel, es ist, als ob noch nie ein Mensch auf d'Wybig (Brautschau) gegangen sei. So übel ergangen, selb ist wahr, ist es my Seel noch keinem!" Nun erzählte es doch der Frau trotz der Voraussetzung, daß sie alles wüßte, alles wieder, jammerte dann bitterlich, wie es jetzt mit Michel z'weg sei, der wolle für d's Tüfels Gewalt kein Bein mehr machen und um eine aus; er habe genug den Narren gemacht, und er sehe schon, wie es mit dem Weibervolk sei. Er sage, es sei freilich über verschiedene Leisten gemacht, größer und kleiner, aber doch alles vom gleichen Leder, wo o (auch) nit e Tüfel wert syg; er möge gar nichts mehr von dem Zeug wissen, er wollte, sie müßten es haben wie die Käfer und zwei Jahre im Boden sein und nur im dritten könnten sie einige Wochen fliegen zwischen Tag und Nacht. „Siehe, so redet er, es drückt mir fast das Herz ab, ich weiß meines Lebens gar nichts mehr anzufangen: das beste wird sein, ich lasse ihn d'Sach' vertublen (in sich verarbeiten), ist's so lang dä Weg gange, su chas noh es Wyltschi (Weilchen) so laufe, es chunt de öppe vo selber zum Gute!"

„D'Sach' ist lätz (bös)," sagte die Frau; „wes wittere (wenn's gewittern) will, gah d'Vögel z'Schärme (in Schutz), d'Mönsche sötte es Byspiel näh (nehmen). Du weißt, ich komme weit herum und weiß manches, was nicht alle wissen: es gibt einen grausamen Krieg, wie noch keiner war auf Gottes Erdboden; alles, was ledig ist, muß auf die Beine. Drinnen in Frankreich ist der Jammer schrecklich, d's Hürate ist verbote; da haue Vater und Mutter den Buben Arme und Beine ab, daß sie können daheim bleiben, weil sie nicht mehr marschieren

können; bis z'hinderist (zu hinterst) in der Welt soll alles sein werden. Da wär's doch gut, Michel nähmte eine Frau schleunig, sonst muß er mit, es wäscht ihm's d'r Rhin nit ab; es heißt, der Befehl, die Leute aufzubieten, sei schon auf dem Wege, die nächsten Tage werde ihn der Landammann in Bern bekommen."

Da schlug Anni die Hände über dem Kopfe zusammen, und hoch über die Hände ging noch sein Jammer. Jetzt was machen? Was Michel einmal im Kopfe habe, habe er nicht in den Füßen, das habe es mehr als hundertmal erfahren, sagte Anni, und er habe sich verredet und verschworen, er lasse kein Mädchen mehr irgendwohin kommen; man habe ihn nur zum besten, und im Sack wolle er die Katze auch nicht kaufen. Da wisse es sich nicht zu helfen.

„Hat er sich noch nie wahrsagen lassen?" fragte die Frau. „Nein," sagte Anni, „warum fragst?" „Ho," sagte die Frau, „da bekommt man oft die allerbeste Anweisung, ob man eine finde und wo man zur Rechten komme." Nun erzählte sie eine Menge Beispiele von Heiraten, welche durch die Wahrsagerei zustande gekommen und sämtlich auf das allermerkwürdigste und allerglücklichste. „Daß mir das nicht in Sinn kam," sagte Anni; „ich halte viel auf der Sache, aber hier in der Nähe kann es niemand recht. Es kamen mir einmal alle Hühner fort, da hätte ich wissen mögen, wer es getan; ich mußte vier Stunden weit schicken zu einer, welche es konnte. Die konnte Punktum sagen, wie es der Schelm gemacht oder die Schelme, denn es seien zwei gewesen, einer habe gezündet, der andere die Hühner genommen, konnte sagen, wo sie verkauft wurden, und daß der Hauptschelm eine weiße Kappe auf dem Kopfe gehabt und kurze Hosen, akkurat wie ein Hühnerträger, dem alles wohl bekannt war. Wenn Michel wollte, mir wäre es das Rechte, so hätte doch einmal das Gestürm ein Ende, und man käme endlich aus der Leute Mäuler." „Da laß mich nur machen," sagte die Frau, „dem

will ich Beine machen, daß er den Tag nicht erwarten mag, bis er gehen kann."

Richtig, sie verstand's; als das Abendessen alle vereinigte und nach demselben gerüstet wurde, was den folgenden Tag gekocht werden sollte, da erzählte die Frau, wie das Kriegen gehe. Sie schilderte, wie in den Schlachten die abgeschossenen Köpfe umherflögen wie bei uns im Winter die Schneeflocken, wie zuweilen halbe Regimenter ineinander gepreßt ohne Kopf noch eine halbe Stunde stehen blieben, bis endlich einer hier ausfalle, der andere dort aus, wie ganze Reihen dalägen ohne Beine, alle noch lebten und nicht sterben könnten, wie aus aufgerissenen Bäuchen die Rosse den Hafer fräßen als wie aus Krippen. Was das für ein Geschrei und Geheul sei auf einem Schlachtfelde, wenn die Schlacht vorüber, weit schrecklicher als der Kanonendonner und das andere Gerassel, denn da sei ein Elend, wer es einmal gesehen, der vergesse es sein Lebtag nicht wieder, alle Nächte komme es ihm im Traume vor. Doch solange noch Leben da sei, sei es nichts, aber wenn einmal alles tot und verscharret sei, da erst werde es lebendig auf einem Schlachtfelde; da stiegen nachts die Krieger aus der Erde und suchten ihre verlorenen Glieder, ihre Köpfe, Beine, Arme, Augen, ihr Gekrös und anderes Eingeweide; wo sie Knochen und anderes fänden, da haschten sie danach und manchmal zwei und drei und mehr nach einem Bein oder Schädel und stritten sich darum, und wer das Bein hätte, schlüge damit drein; so sehe man eine neue grausige Schlacht bis gegen Morgen, daß der Hahn krähe.

Das fuhr den Leuten, welche Äpfel und Bohnen rüsteten, kalt den Rücken auf, sie meinten, das sei doch das Schrecklichste von allem, wenn man nicht einmal Ruhe im Grabe hätte, sondern allnächtlich noch um sein verlorenes Gebein kriegen müßte. Dann erzählte die Frau weiter, wie das alles noch gar nichts sei gegen die Beschwerden eines Marsches ohne Brot, ohne Wasser in einer Hitze, wo an den Uniformen

die Knöpfe schmelzen, wo man bei lebendigem Leibe langsam austrockne, bis kein Tröpflein Blut mehr in den Adern sei und man ganz brandschwarz am Wege liegen bleibe, als wäre man in der Hölle selbst gesotten und gebraten worden. Wer das übersteht und nach Spanien kommt lebendig, der kann sich in acht nehmen, nicht der Hundertste kommt davon: in Wein und Brot ist Gift; wer davon bekommt, den wirft es zu Boden, dreht ihn um und um, sprengt ihn hoch vom Boden auf, schlägt ihn nieder, bis es ihn endlich versprengt, manchmal mit einem Knalle als wie aus einer Kanone. Und wer nachts sich niederlegt, um zu schlafen, unter dem senkt sich der Boden, denn es ist dort fast alles unterhöhlt, und er fällt in die unterirdischen Gewölbe, wo er entweder zu kleinen Stücken langsam zerhackt wird oder aber den Hungertod sterben muß. „Ja, so ist z'weg," fuhr sie fort, „wer in den Krieg kommt, und das wird noch mancher erfahren; Napoleon will erst jetzt recht anfangen und zeigen, wer Meister ist. Alles, was ledig ist, muß marschieren, da ist nicht Gnad', nicht Pardon, und dann kann sehen, wer wiederkommt!"

Nun, man wird gestehen müssen, das war ganz artig eingeheizt und vollkommen hinreichend, die Wärme, welche zum Heiraten notwendig ist, hervorzubringen. Michel wurde ganz tiefsinnig, und Sami sagte, das Ding gruf' ihm, er werde auch dranhin müssen und eine suchen; es sei ihm zwar z'wider, komme der Meister zu keiner rechten, wie solle dann der Knecht eine finden. Aber gehe es, wie es wolle, so zerhacke ihn doch keine zu kleinen Stücken, dazu wollte er doch auch noch ein Wort sagen, und keine schieße ihm den Kopf ab. Als am Morgen die Frau fort wollte, gab ihr Anni ein schönes Trinkgeld und sagte: „D'Sach' ist gut, Michel hat diesen Morgen schon gesagt, z'letzt frag' er allem nichts nach und nehme die erste beste von der Gaß. Selb habe ich ihm ausgeredet und vom Wahrsagen gesagt; es ist ihm ganz recht, er hält etwas darauf, wie wohl jeder, der noch was glaubt.

Wo könnte er hin, daß die Sache recht verrichtet würde?" Darauf gab die Frau einen im Fluhgraben an; das sei der Meister, sagte sie, er könne es beidweg, er sehe d'Sach' im Wasser und in den Karten.

Michel ließ den Handel nicht an die Pfanne backen; er hatte keine Nacht Ruhe, bald fühlte er seinen Kopf fortfliegen, bald lag er schwarz wie der Teufel an der Straße und seine Uniformknöpfe brannten lichterloh. Er machte sich auf nach dem Fluhgraben und Sami mit. Es nehme ihn auch wunder, sagte der, ob nicht in irgend einer Ecke eine für ihn gewachsen sei, öppe kei Uflat u nit ganz e Blutti (Arme). Der Mann, welcher die Kunst verstand, war ziemlich alt, hatte eine spitze Nase, auf welcher eine Brille saß. „Was willst?" fragte er Michel, der sich vorangestellt. „Wahrsagen lassen," sagte Michel, „du sollst bös drin sein." „Was willst wissen?" fragte der Mann. „He, lue, das werde ich dir nicht zu sagen brauchen," antwortete Michel. „Ja so," sagte der Mann, der nun schon wußte, woran er war; „bist du deren einer?" Mit einigen Zeremonien stellte er eine weiße Flasche mit Wasser vor sich, sah hinein und sagte endlich: „Möchtest weiben und bist noch nicht an die Rechte gekommen; ein paar haben es dir wüst gemacht, hättest bald einen Schuh voll herausgenommen; jetzt weißt nicht, woran du bist, und es sollte doch eine sein, es wäre dir drum." „Aber," fragte Michel ganz erstaunt, „woher weißt du das?" „He, da im Wasser ist's ganz deutlich," antwortete der Mann. „Aber ich sehe ja gar nichts," sagte Michel, „es wird in der Brille sein?" „Probier'," sagte der Alte. Mit großer Mühe klemmte sie Michel auf seine breite Nase und guckte mit offenem Munde in die Flasche, aber Wasser blieb Wasser, und weiter sah er nichts. Da kriegte er Respekt, und sein Glaube ward groß. „Ja, du hast recht," sagte er; „es ist mir bös ergangen und d'Sach' erleidet, und doch sött (sollt') eini sy. Aber es ist m'r erleidet deretwege e Tritt z'v'rsetze (Schritt zu tun); es ist immer alles

unter den Leuten, und d's G'spött hat man bar." „Du mußt doch," fuhr der Mann in seiner Beschauung des Wassers fort, „aber ich glaube, es komme dann gut, doch tu', was du willst. Sieh', da ist ein Weg, der Weg führt gegen Sonne-Mittag; er ist lang, geht durch Berg und Tal, an eine Bergseite, hoch oben in einen Boden, da sehe ich ein Bädli. Allem an ist's d's Kuttlebad, du weißt, es ist es berühmts Ort; da sehe ich Meitli, zwei, sie kommen aus dem Bad. Die Leute sind g'sundiget (sonntäglich angezogen), es wird Sonntag sein; es düecht mich, es kommen noch andere Leute, aber erkennen mag ich es nicht recht. Da geht ein Weg wieder fort fast gegen Sonnenaufgang; auf dem gehen die Meitli fort und zwei bei ihnen, es wird kaum fehlen, ihr seid's." „Die eine wird für mich sein?" fragte Sami vorlaut. „Nit fast, Bürschli," sagte der Mann, „du brauchst nicht vors Dach hinaus, um eine zu finden!" Da taten beide die Augen weit auf; der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Sami war von der Meisterjungfrau eingesponnen, nur wollte er es noch nicht glauben.

„So," sagte Michel, „im Kuttlebädli; das wär' noch zu erlaufen, wenn man wüßte, wann und wer es eigentlich wäre." „Das macht sich alles," sagte der Mann. „Wir wollen aber auch sehen, was die Karten sagen." Die Karten waren ungefähr gleicher Meinung: sie redeten auch von einem weiten Weg, der in kurzem zu machen sei, dann kamen zwei zusammen und die blieben beisammen, gäb wie (wie auch) der Alte die Karten mischte und legte. Endlich sagte er, das sei eine ausgemachte Sache, es wolle es nicht anders anziehen, das gebe eine Hochzeit und eine glückliche; es sei alles rot darum herum und die Bösen und Widersacher seien alle zu äußerst in den Ecken und könnten nichts daran machen. Er solle nur Mut fassen, die Sache komme gut. Michel wollte nun wissen, woher die Mädchen seien, an welchem Tage sie kommen, woran er sie erkenne usw. Darauf sagte der Mann: „Das

kann ich dir nicht sagen, woher sie kommen; es zeigt bloß gegen Sonnen-Mittag und in kurzem, also am nächsten Sonntag. Und wegem Kennen häb nit Kummer; es werden im Kuttlebädli nit viel deren Meitscheni sy, wo du denken könntest, sie wären für dich. Und wären es auch viele, so würde es dich doch zur Rechten ziehen, von wegen, was geordnet ist, das ist geordnet, und was einem werden soll, zu dem kommt man, man mag wollen oder nicht." Michel hatte großen Respekt vor dem Manne bekommen; so einen hätte er noch nie angetroffen, sagte er, und statt der üblichen sechs Kreuzer gab er ihm drei Batzen. Auf dem ganzen Heimwege brach Michel in einzelne bewundernde Ausrufungen aus, daß einer im Wasser sehe, was andere nicht, daß er sehe, wer am künftigen Sonntag im Kuttlebädli sei, und wie er sonst alles wisse. Sami war sehr schweigsam, warf hie und da einen Zweifel ein, ungefähr treffe auch, sagte er, und ob alles wahr werde, wisse man auch nicht. Offenbar tat sich bei ihm das letzte Sträuben gegen der Meisterjungfrau Bestrebungen kund, während er im Herzen wohl fühlte, daß er bald unter ihre Errungenschaften werde zu zählen sein.

Anni hörte mit großem Erstaunen die heimgebrachten Eröffnungen, mit schlechter Freude den Nachtrag von Sami, der indessen nur seinen Glauben an das übrige vermehrte. Es habe schon lange was gemerkt, sagte es, aber gedacht, Sami sei so dumm nicht; nun, wenn es sein solle, so werde man es müssen geschehen lassen, aber dann müßten beide aus dem Hause, neben einer solchen Täsche (bösen Person) habe es nicht Platz. Es habe das Mensch erzogen und gemeint, wie treu es sei; wenn ihm der Bub gefallen, so hätte das Mensch es ihm sagen können und nicht hinter seinem Rücken nach dem Buben fischen, selb sei schlecht; aus dieser Falschheit könne es entnehmen, wie gut das Mensch es mit ihm meine und was es zu erwarten hätte, wenn dasselbe einmal den Fuß im Hafen hätte. Es möchte die Meisterfrau werden und Anni könnte

dem alten Hausen zu. Man sieht, es war lange, seit Anni jung gewesen, somit ist ihm zu verzeihen, daß ihm der Gang der Dinge nicht mehr so recht im Kopfe war.

Also am nächsten Sonntag wollte Michel den letzten Versuch wagen, wollte ins Kuttlebädli und sehen, wen die Vorsehung ihm zuführe. Der Ursprung dieses sonderbaren Namens ist in Dunkel gehüllt; ob man anfänglich in Kutteln (Kaldaunen) badete oder das Wasser für schadhafte Kutteln sich besonders heilsam erwies, ist nicht ausgemittelt. Jedenfalls ist das Kuttlebädli äußerst reizend und ganz, als ob man noch im Paradies wäre und ganz allein vom Vertrauen auf Gott lebte. Der Bau ist ganz wunderbar, als ob man in den Lüften schwebte, die Lage kühn, die Aufwart patriarchalisch, die Heilkraft mythisch, der Ruf demjenigen eines ungeschliffenen Demanten ähnlich, die Effekte schlagend und bleibend, wer sie einmal erlebt, bedarf der Wiederholung zeitlebens nicht wieder. Humboldt in seinem Kosmos scheint diese merkwürdige Erdecke ganz übersehen zu haben.

Glücklicherweise war eben ein schönes Jahr, das Wetter machte an Sonntagen selten einen Strich durch die Rechnung. Man glaubt gar nicht, wie sehr solche Witterung der Liebe zuträglich ist und die Hochzeiten fördert. So war auch der Sonntag schön, an welchem Michel die Erscheinung seiner Zukünftigen im Kuttlenbad verheißen war. Es ging gegen Herbst, doch war das Vieh noch auf den Alpen, nur waren die Alpfahrten der Menschen selten geworden. Knaben und Mädchen begannen am liebsten den Haselnüssen nachzugehen. Michel war noch nie im Kuttlenbad gewesen, er kannte daher den Weg dahin so wenig, als er wußte, wo seine eigenen Kutteln waren. Heerstraße war dorthin nicht, Häuser und Leute spärlich anzutreffen, daher nicht zu verwundern, daß er sich auf den oft kaum unmerklich ausgetretenen Alppfaden verlief und, wie früh er auch aufgebrochen, erst gegen Mittag in genanntem Bädli eintraf.

Dort war es ganz einsam und kein Badegast zu sehen und zu hören. Die Badmutter hantierte in der Küche und fragte ihn, ob er zu baden begehre. Michel verneinte es und meinte, ein Schoppen täte ihm besser, er sei bereits naß genug; wenn sie gekocht habe, begehrte er was zu essen. Die Alte sagte, der Mann hole Wein, sie seien ausgekommen, unterdessen bringe sie ihm ein Glas Enzene (Enzian), das sei b'sunderbar gesund und mache wohl. Michel war es in allen Fingern, zu fragen, ob niemand da sei, aber weil er nicht den Anschein haben wollte, als habe er was Bestelltes, so tat er sich Zwang an und hielt das Maul. Da die Wirtin auch nichts sagte, es bald Mittag war, niemand sichtbar, so dachte er, der Alte habe ihn gesprengt, dem wolle er es aber zeigen, was es heiße, ihn, Michel, zum Narren halten. Sami und er versuchten das Enzene-Wasser, fanden es anfangs höllisch bitter, doch allgemach kam es ihnen vor als nicht der schlechteste Trost im Elend. Sie sahen sich fast die Augen aus nach Sonnenaufgang; endlich bewegte sich von dorther was im kurzen Tannenwald. Michels Herz gumpete (hüpfte) fast vor Freude, und schrecklich wunder nahm es ihn, wie es eine sei. Näher kam es, aber es war ein wunderliches Wesen ohne Kopf. Als dasselbe aus dem Walde kam, sah man, daß es der Wirt war mit einem Räf (Traggestell) auf dem Rücken und auf dem Räf lag das Fäßlein, welches dem Wirt über dem Kopf emporragte. Die Wirtin empfing den Mann nicht freundlich; er wisse, wie sie z'weg sei ohne Wein, und wenn er Verstand hätte für einen alten Berner Kreuzer, so wäre er schon vor zwei Stunden zurückgewesen. Aber wenn er 'mal über die Schwelle schmöcke (rieche), so hätte man gute Augen, ehe man ihn vor der Abendröte wiedersehe. Die schlechteste Magd sei heilig gegen ihn und die ärgste Klapperfrau (Klatschbase) täte ihm nicht die Schuhriemen auf; wenn sie es auch so machen wollte, sie hätten längst vor den Haag (Zaun) hinausgewurstet (hinausgewirtschaftet). Er solle machen, daß er mit in Keller

komme und zwei Guttern (Flaschen) füllen, es wisse kein Mensch, wieviel sie schon gebraucht hätte, wenn sie welchen gehabt. Unterdessen wolle sie anrichten, dann könne man essen, wie man es hier oben habe. Wem es nit g'schmöck, chönn's lah hocke (wem's nicht schmecke, könne es liegen lassen). Man hätte hier kein Eingericht wie in den Gasthöfen, man gebe, was man habe und wie man es verstehe, und wem es nicht gut genug sei, der könne einen Stecken dazu stecken und ung'fresse weiter, bis er zu was Besserm komme; sie frage dem wenig nach. Das war eine souveräne Sprache, indessen keine ungewöhnliche auf den Bergen.

Michel achtete sich dieser Rede nicht viel, er sah nur nach Sonnenaufgang, und wenn ein Tannengipfel sich rührte im Winde, meinte er, die Verheißene rücke an, und immer war es nichts und wieder nichts, die erwartete Sonne wollte ihm nicht aufgehen. Endlich rief die Wirtin: „Dir cheut cho (Ihr könnt kommen) esse!" Michel wandte sich dem Klange zu. Einstweilen könne er nichts Besseres tun, dachte er; habe er gegessen, warte er nicht länger, sondern mache sich dem Fluhgraben zu, dort wolle er Flasche und Brille lieb haben und dafür sorgen, daß man weder Wege, noch Mannevolk, noch Weibervolk darin sehe. Er mußte tief sich bücken, als er in den Speisesaal trat, der von einem Geißenstall sich nur dadurch unterschied, daß weder Geißen noch eine Krippe darin waren, sondern bloß Menschen und ein Tisch, dessen Beine aber das Podagra hatten und bei der kleinsten Berührung in die größte Bewegung gerieten. Michel setzte sich ungeniert obenan und kam groblecht (ungeschlacht) an ein Bein, daß es der Suppe auf dem Tische fast übel ward und sie auf die Seite sich legen wollte wie ein Schiff im Sturm. „Du großer Löhl (Pinsel), kannst nicht acht haben, wo du mit deinen Ankenkübeln (Butterkübeln) hinfährst; man hat hier nicht Tischbeine wie Türpfosten!" sagte die Wirtin. „Geh, sieh, wo die Blättere (faulen Weibspersonen) bleiben," herrschte sie dem Manne zu; „wenn sie

was wollen, sollen sie kommen, sonst sollen sie es hocken lassen, es ist mir auch gleich!"

Michel achtete sich der Worte nicht, aber wie der Wirt aus der Türe wollte, ging dieselbe auf, und zwei Mädchen kamen herein, ein großes und ein kleineres, das dem Herrn kaum entronnen schien. Sie gehörten offenbar nicht ins Haus, waren nicht hoffärtig, aber solid und reinlich, so was man sagt vornehm angezogen, d. h. wie man es in einem Hause pflegt, wo man das Währschafte (Dauerhafte) vermag und den wohlfeilen Flitter verschmäht. Michel vergaß, Maul und Nase offen: war's sie oder war's sie nicht?

„Habe bald geglaubt, ihr wollet im Wasser bleiben, bis ihr weiß geworden!" sagte die Wirtin spöttisch. „Wir hätten es im Sinn gehabt," sagte das größere Mädchen unb'sinnt; „da kam der Wind, daß wir glaubten, er nehme uns samt der Hütte fort. So glaubten wir, es sei doch richtiger, wenn wir die Kleider am Leibe hätten, als wenn wir sie erst wieder in Tannen und Böden zusammenlesen müßten." „Das ist nicht halb so gefährlich," sagte die Wirtin, die gerne hieb, aber nicht gerne sich hauen ließ, böse; „die Hütte hat's schon lange gehalten und wird noch lange stehen, wenn schon manche Gäxnase (Gelbschnabel), welche sie ausgespottet, unter dem Boden ist. Aber komm jetzt und hock ane (setz' dich heran), so können wir essen, mit Dampen (Schwatzen) ist d'Sach' nit g'macht!"

Die Mädchen setzten sich, das ältere zu oberst auf den Vorstuhl, während Michel obenan saß, zwischen ihnen in des Tisches Ecke saß der unvermeidliche Bäri, mit besonderer Sehnsucht in seinen schmachtenden Augen. Wirt und Wirtin saßen auf patriarchalische Weise mit am Tische; wo hätten sie sonst sitzen und essen sollen, da im niedlichsten aller Badeorte, im Kuttlebädli, eben nur ein Tisch war? In einem Napf war eine dicke Fleischsuppe, in welcher der Safran nicht gespart war; diese wurde mit den Löffeln aus dem Napf ge-

gessen. Sie habe Suppenteller gehabt, sagte die Wirtin, aber sie seien zerbrochen und sie habe keine mehr angeschafft, sie habe gefunden, sie trügen nichts ab; es sei kommoder, wenn jedes aus der Kachel (Schüssel) nehme, bis es genug habe. Das Mädchen tat ganz unbefangen und schwatzte zwischen dem Suppenessen, was ihm gar wohl anstand, indem es sehr schöne Zähne hatte und überhaupt lieblichere Mienen, wenn es sprach, als wenn es schwieg. Es sei hungerig, sagte es; sie seien am Morgen in aller Frühe fort, und seither habe es nichts gehabt. Sie hätten zwei Gusti (junge Rinder) auf dem Fahrniesel, und gestern abend hätten sie vom Hirten den Bescheid erhalten, das eine sei krank; der Vater habe heute weiter müssen, da habe er sie mit Zeug (Arznei) hinaufgeschickt. Als sie die Sache verrichtet, sei sie die Lust angekommen, zu baden, das hätte ihnen die Müde ganz genommen. Michel saß da, ganz wie verstaunt. Das Mädchen gefiel ihm b'sunderbar wohl, es dünkte ihn, er müsse es schon gesehen haben, doch konnte er nicht daran kommen, wo. Endlich kam ihm in Sinn, er sollte doch auch was sagen. Er fragte, was das Gusti gehabt und was für Zeug es gebracht. Das Mädchen gab ganz gründlichen Bescheid über beides, daß man wohl sah, es war in diesem Fache zu Haus, ganz wie es einer guten Bäurin wohl ansteht.

Unterdessen war der Napf ausgelöffelt, die Wirtin teilte hölzerne Teller aus und brachte dann Speck, schön braungelben, gesalzenes Fleisch und Apfelschnitze. Sie gebe es, sagte sie, wie sie es habe und es verstehe; wem es nicht recht sei so, der könne es hocken lassen und ein andermal daheim bleiben. „He," sagte das Mädchen, „es würde Euch doch nicht das Rechte sein, wenn niemand käme, Ihr wäret eine seltsame Wirtin." „Viel nach der Gastig (Gesamtheit der Gäste) frage ich nicht," sagte die Wirtin; „dann kommt's mir noch auf die Gastig an. Dem jungen Volk, wo nichts kann als ausführen (verspotten) und aufbegehren, selbem frage ich d's Tüfels viel

nicht nach, selb muß ich sagen; das könnte meinethalb bleiben, wo es wollte. Still und ehrbar Lüt, die wären mir wohl recht, wider die habe ich nichts. — Seh, du G'stabi (unbeholfener Kerl)," kehrte sie sich zu ihrem Manne, „stellst Wein auf den Tisch und gibst keine Gläser dazu; aus dir gibt es dein Lebtag keinen Wirt und sonst nichts!"

„Du hast da einen b'sunderbar schönen Hund," wandte das Mädchen sich zu Michel, „und gar gutmütig sieht er drein. Darf man ihn anrühren oder ist er bös?" Als Michel versicherte, er sei der beste Schlabi (gutmütiges Wesen) von der Welt, tue keinem Kinde etwas, sobald man ihm nichts tue, streichelte es ihm den Kopf, was Bäri mit großem Behagen geschehen ließ. Es habe die Hunde b'sunderbar gerne, aber sie wüßten es auch und liebten ihn's, fuhr das Mädchen fort. Ihr Rämi (Hundename) habe heute mit aller Gewalt sie begleiten wollen und schrecklich getan, als sie ihn nicht nachgelassen, aber sie wisse es wohl, wie man es mit Hunden auf den Bergen habe, daß man oft ihretwegen des Lebens nicht sicher sei. Die Kühe haßten nichts mehr als Metzger und ihre Hunde, sie schienen es alle zu wissen, daß die ihnen die Kälber entführten und töteten. „Schnellt (Beißt) er mich, wenn ich ihm was gebe?" fragte das Meitschi und hielt Bäri vorsichtig ein Stück Brot dar, und Bäri nahm es mit Anstand und Vorsicht ab und ließ es sich behagen. Als nun Fleisch und Speck umgingen, jedes sich eine Portion abschnitt, den Rest weiter gab, versah das Meitschi sich reichlich, daß der Wirtin eine Bemerkung zuvorderst in den Hals kam. „Liebst Speck?" fragte das Meitschi Bäri und hielt ihm ein schön Stück dar. Bäri faßte es mit glänzenden Augen und schmatzte dran in süßem Behagen. Sami blickte Michel bedeutsam an und stieß ihn überdies noch mit dem Fuße und zwar so stark, daß es dem Tisch fast übel ward.

Bäri war es sehr wohl bei der Sache, er stieß nun statt den Michel das Meitschi mit der Nase an den Ellbogen, wenn

sein Herz etwas begehrte, und das Meitschi ward nicht ungeduldig, sondern sagte immer freundlich: „Ja, du gutes Tier, mußt haben, wirst hungerig sein, haben dich vielleicht diesen Morgen vergessen.“ Das Fleisch war wahrscheinlich von der Kuh, welche Noah in seinem Kasten gehabt, es war ein greulich Beißen, welches begreiflich Bäri am wenigsten Mühe machte. Er war mit drei Bissen fertig, ehe die andern an einem nur recht angefangen. Das Mädchen mußte List und Vorsicht brauchen, dem Bäri zu genügen und nicht unverschämt gegen die andern zu sein. Es brauchte gute Redensarten gegen Menschen und Hund, war besonders manierlich gegen Sami, sagte, er solle nehmen, es begehre ihn nicht zu verkürzen, es sei billig, daß jedes zu seiner Sache komme, aber der Hund wolle einmal auch, bis er satt sei, und dagegen könne niemand was haben. Es wollte sich selbst lieber am Maul abbrechen, als daß es ein arm Tier möchte hungern lassen.

„Es ist mir gut gegangen, daß ich diesen Morgen ein frisch geschliffen Messer gehabt, als ich Fleisch und Speck abhieb und es tief hineinging; hätte ich gekocht wie sonst, so täten du und der Hund es alleine fressen und die andern hätten das Nachsehen!“ brach die Wirtin endlich los. „Es ist sonst der Brauch, erst die Menschen und dann das Vieh!“ „Es geht beidweg,“ sagte das Mädchen, „besonders auf den Bergen, wie man sagt. Du bist nur böse, daß dir nichts überbleibt für das Kuchischäftli (Küchenschrank). Ich habe nicht Kummer, daß du dir nicht zu helfen weißt, und was man braucht, das zahlt man auch, dafür sei nicht in Kummer. Seh, wo hast dein Glas? Nun, Wirt, ist das Manier, der Frau kein Glas zu geben!“ so sprach das Mädchen, griff auf die zweite Maß, da Michel die obere handhabte, schenkte der Wirtin, trotz ihrem Protestieren, sie liebe den Wein nicht, ein und auch dem Wirte, dann den andern mit dem Bemerken, es hätte von Michels Wein getrunken, er solle nun von seinem auch probieren, es liebe das Schmarotzen nicht.

Während es auf diese Weise freigebig tat mit Speise und Trank, brauchte es von beidem für sich sehr mäßig. Da war nichts zu sehen von dem Lauern, ob noch genug übrig bleibe, die andern zuviel nähmen, kein Kummer sichtlich, daß es übervorteilt werden möchte. Michel schmolz fast vor Bewunderung, und Sami ward gar nicht fertig mit Blicken und Stüpfen (mit dem Fuß anstoßen). Die Wirtin sagte mehr als einmal: „Nu, du Gast, hest Wespi i de Hose, daß de dyni Scheychi (Schenkel) nicht still halten kannst unterm Tisch? Das stüpft und müpft (zupft) sih nüt; we (wenn) d'r d'Sach' nit recht ist, so laß sie sein und packe dich! Vo so einem Gränni (Sauertopf) lah nih mih nadisch (wahrlich) nit usführe (verspotten)!"

Endlich war das sündflutliche Fleisch verwerchet, der scharfe Speck zum guten Teil gebraucht, den Schnitzen der Garaus gemacht, und Michel befahl die dritte Maß. Er sei durstig wie eine Kuh, welche verbranntes Emd (Heu) gefressen, er wisse nicht, wie das gehen solle diesen Nachmittag. Das Meitschi machte Umstände mit dem Trinken; der Durst plage ihn's auch, sagte es, aber mit Wein löschen sei gefährlich. „Rösi," sagte es zu seiner Schwester, „hol' doch Wasser, das löscht besser." „Es würde einer meinen, ihr hättet noch nie Fleisch gefressen, daß ihr so tut wegem Durst," redete die Wirtin. „Salzet man das Fleisch nicht, so stinkt's im Sommer, salzt man recht, so kann man es behalten, bis man's braucht. Daneben wenn alle Sonntag hungerig Hüng (Hunde) känien, ja freilich, dann könnte man Salz sparen! Verdursten werdet ihr nicht, es ist Wasser und Wein genug, bis ihr heim seid. Reut dich das Geld oder hast du keins, so hänge das Maul an jede Brunnröhre, der Durst wir dir schon vergehen! Oder das Meitschi soll dir Wein zahlen, es tut's gern mit Schein (anscheinend)!" „Selb, Wirtin, weißt noch nicht," sagte das Mädchen. „Ich habe schon mancher bösen, wüsten Frau flattiert, daß sie mich ruhig lasse, deswegen aber ist es nicht gesagt, daß ich allen flattiere, jungen und alten." Der Wirt lachte und

zog damit sich das Wetter auf den Hals. Das Meitschi vernahm bloß: „Du hast ein Maul wie eine Schlange, hänge dich jung, sonst schlägt man dich tot, ehe du alt wirst!" Darauf forderte das Mädchen die Uerti (Zeche) und duldete es nicht, daß Michel ihm einen Kreuzer für seinen Wein bezahlte. Er wolle auch fort, sagte Michel, aber er möchte wissen, wo er durch müßte, er sei verirret und sei ganz nebenaus verschlagen worden. „Wo willst aus?" fragte der Wirt. Da sagte Michel, er wolle heim, durfte aber den Knubel nicht angeben als seinen Wohnort, sondern brauchte einen andern Namen. „So," sagte der Wirt, „hätte bald geglaubt, du seiest der Knubelbauer." „Kennst ihn?" fragte Michel. „Nein, nicht von Angesicht, aber viel von ihm gehört habe ich, die Kirchen- und Märitleute (Marktleute) reden ja von niemand anderm; das muß mir ein Kalb sein, wie man nie von einem solchen gehört!" „Die Leute sagen manches," sagte Michel mürrisch, „es ist nichts wahr daran. Aber wo muß ich durch?" „Gehe mit den Meitlene, sie kennen den Weg bis in den Graben und durch den Graben, bis er sich scheidet, dann hältst du links und sie gehen rechts; weiter kannst fragen," berichtete der Wirt. Das war Michel sehr recht, und sie marschierten miteinander ab ohne Komplimente. Michel kam es nicht einmal in Sinn, zu fragen, ob er mit ihnen gehen dürfe. Hätte er gefragt, hätte er wahrscheinlich zur Antwort erhalten: hier habe man nichts zu erlauben, hier könne ja jeder laufen, wo er wolle. Die Frau Wirtin sah ihnen mit verschränkten Armen nach und sagte: „Das nimmt mich jetzt verfluxt wunder, war das eine abgeredete Sache oder haben die einander hier von ungefähr gefunden? Aber sei das, wie es wolle, das Meitschi ist e verfluxti Täsche (schlaue Person), und der muß es haben, er mag wollen oder nicht. So hab' ich noch keine tun sehen, wenn sie einen verhexen wollte, wie die, und doch ist im Kuttlebädli schon manches gegangen, und ich habe mehr gesehen als mancher Pfau, dem man Frau Wirti sagt, die aufzieht wie der Oster-

montagstier und meint, was sie sei." Als sie das gesagt hatte, machte sie rechtsum und dirigierte ihren Mann beim Abwaschen.

Die Viere aber pilgerten den Berg ab, wobei Bäri fast mehr hinter dem Meitschi war als hinter Michel, demselben sich gar holdselig erzeigte. Je weiter sie gingen, desto mehr kam Michel in Verlegenheit. „Was nun?" dachte er. „Sage ich, wer ich bin, so tut es wüst, sage ich es nicht, so ist d'Sach' verspielt oder ich muß wieder von vornen anfangen." Er tat, als hätte er einen Stein im Schuh, saß ab und Sami mußte ihm den Schuh ausziehen; die Mädchen gingen weiter. „Und jetzt," fragte er Sami, „was machen?" „Die laß nicht fahren," sagte Sami, „frag', ob mit ihr heim dürfest, und sag', wer du bist. Die fährt dir nicht aus der Haut, zähl' drauf." „Meinst?" sagte Michel und machte, daß er wieder in den Schuh kam. „Wenn es dich düecht, es sei nötig, so hilf mir mit Reden. Sie ist allweg von gutem Haus und nicht eine, die im Jahr nur einmal Fleisch und Wein sieht." „Frag' sie," sagte Sami, „wo sie daheim sei, dann fragt sie dich auch, dann sag's. Und will sie davonspringen, will ich sie halten, aber ich glaub' nicht, daß sie es tue." Michel machte sich nach, eben weit waren die Mädchen unter der Zeit auch nicht gekommen.

Nach einer langen Pause, denn die Mädchen waren eben auch nicht redselig, sagte Michel: „Um Vergebung z'frage, habt ihr weit heim?" „Gut drei Stund'," sagte das ältere Mädchen, „sie sind nicht breit, aber lang," dann schwieg es. „Um Vergebung z'frage," fuhr Michel fort, „wie sagt man dem Ort?" „Rosebabisegg," antwortete das Mädchen und schwieg. „Ich habe von dem Ort auch schon gehört," sagte Michel; „ich glaube, ich täte am besten, ich käme mit euch bis dorthin, hier ist mir der Weg nicht bekannt, von dort könnte ich ihn schon finden, man ist doch dort wieder in der Welt, wo man einen Menschen antrifft, den man fragen kann. Unterwegs will ich gerne noch eine Maß zahlen von wegen

dem Wegzeigen und wegen der Bekanntschaft." „Um Vergebung z'frage, wo kommst dann du her?" fragte das Mädchen. Ja, Michel hatte einen weiten Hals, aber für die Antwort auf diese Frage war er doch fast zu enge. Er sagte sonst mit großem Selbstbewußtsein: „Ich bin der Knubelbauer!", aber die Zeiten können sich ändern. „Du wirst doch an einem Orte daheim sein," sagte das Mädchen, „oder darfst es nicht sagen?" Da ermannte sich Michel. „Ich wüßte nicht, warum ich es nicht sagen dürfte, ich komme vom Knubel, wenn du weißt, wo der ist, und bin der Bauer dort!"

„Saker!" sagte das Mädchen, „bist du der und hast mich noch nicht geprügelt und der Hund mich nicht gefressen? Da kann ich von Glück reden, daß ich so davon gekommen bin. Aber jetzt wird es Zeit sein, daß wir auseinander gehen, während wir noch im Frieden sind und alle lebig (lebendig). Dort bei jener Eiche gehst du rechts und ich will links. Mein Weg ging eigentlich weiter vornen ab, aber wenn ich da die Halde aufgehe, und jetzt verderbt man nichts, so kürze ich ab." „Nein, das tust mir jetzt nicht," sagte Michel. „Ich tat noch keinem Menschen was zuleide, und allweg hast du nichts von mir zu fürchten. Aber man muß nicht alles glauben, was die Leute b'richten, d's Hundertste ist nicht wahr. Gerade so machen es mir die Leute; ich weiß wohl warum." „Weiß nicht," sagte das Mädchen. „Es heißt im Sprichwort: Wo Rauch ist, ist immer auch Feuer. Daneben geht's mich ja nichts an; ich habe mich des B'richtens der Leute nicht einmal geachtet." „Hast du was zu klagen über mich?" fragte Michel. „Tat ich wie ein Unmensch oder gar wie ein Utüfel?" „Ich sah nichts Apartes," sagte das Mädchen, „ich habe nicht zu klagen, ich habe schon Uwatliger (Unanständigere) angetroffen. Daneben hast auch nicht Ursache gehabt, wüst zu tun. Es hat dir niemand was in den Weg gelegt, und für sein Geld soll man an allen Orten ruhig essen können." „Ja, und wenn es auch aus meinem Geld ging, konnte jede ruhig

essen und genug, wenn sie nicht alles für sich alleine wollte und niemanden sonst was gönnte. Aber mit Schein weißt du mehr von der Sache?" fragte Michel. „Hast nicht gehört, daß ich mich des B'richtens wenig achtete? Ich weiß bloß, daß du weiben wolltest, Meitschi b'schicktest, mit ihnen wohl stark umgingest und gröbelig, daß ihnen die Lust verging, Knubelbäurin zu werden. Weiter weiß ich nichts, und jetzt Adie und lauf nit stark. Hier ist die Eiche und da mein Weg!" „Ich komme mit," sagte Michel, „ich muß dir b'richten, wie d'Sach' ist; komme ich heim, wann ich wolle, es balget (schilt) mich niemand." „Möglich," sagte das Mädchen, „aber vielleicht mich, und gleich ist Geschrei im Land. Daneben habe ich dir einstweilen den Weg nicht zu verbieten, solange er nicht durch unser Land geht." „D'Sach' ist die," sagte Michel; „sieh', wie ich dran bin, es ist bym Donner noch niemanden so gegangen wie mir. Es heißt im Lied: D's Anneli wott verfrüre (wollt' verfrieren) a d'r Sunne, so cha ih vor luter Meitlene nit zum Wybe cho, finde niene (nirgends) di Rechti." Nun erzählte er in all seiner angestammten Gutmütigkeit, wie er z'weg sei. Er habe mehr als genug Sachen, sei wohl daneben, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen und weil man daneben sonst nicht sicher sei, müsse er heiraten, aber es sei sein Begehren, daß wie bis dahin alles im lieben Frieden gehe, seine Leute die Sache recht hätten, seine Alte, verwandt sei sie ihm nicht, aber zu ihm und seiner Sache habe sie gesehen wie eine Mutter, recht respektiert werde. Die erste beste habe er nicht nehmen, die Katze nicht im Sacke kaufen wollen, und jede, mit welcher er es probiert, habe getan wie eine Katze am Hälslig (Halsstrick). Aus der Nähe habe er keine mögen, er kenne sie zu gut und begehre nicht die ganze Verwandtschaft alle Tage vor der Tür. Die alle hätten ihm nun das Geschrei gemacht, und z'Huttwyl sei es besonders wüst gegangen, und dessen hätte er sich doch durchaus nichts vermögen. Das Meitschi habe getan wie ein wild Tier. „Du kannst doch selbst sagen," meinte

er, „ob Bäri so bös ist, wenn man manierlich mit ihm umgeht, aber einen fremden Hund muß man niemals schlagen, selb weiß doch jeder, der Verstand hat." Darüber habe man ihm einen Lärm gemacht, daß ihm das Leben fast erleidet sei und ihm lieber gewesen, er müsse nicht viel unter die Leute.

So schloß Michel sein Herz auf, und das Meitschi hörte ihm teilnehmend zu. Wenn es so sei, wie er sage, und es werde sein, sagte es, so müsse es Bedauern mit ihm haben, und man habe es ihm wüst gemacht; es werde aber vielleicht nur deretwegen sein, daß ihm keine anständig gewesen. Indessen wenn man die andern hörte, so würden sie auch etwas zu sagen wissen, daß man zuletzt doch nicht recht wisse, wer recht habe und wer nicht. Michel berief sich auf sein heutiges Benehmen, woraus es doch schließen könne, daß er nicht ein solcher Uflat sei, wie man aus ihm machen wolle. Das Mädchen gab das zu, setzte indessen noch hinzu, ein Tag sei nicht alle Tage.

So waren sie eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirtshause. Michel meinte, der alte Speck kratze ihn noch immer im Halse und das hundertjährige Fleisch. Mit Wasser habe er nichts daran machen können, er möchte es jetzt mit Wein probieren. Nach Landessitte wehrten sich die Mädchen und mußten mit Gewalt ins Haus gezerrt werden, das nennt man Schreiß haben (gefeiert sein). So geschieht es, daß ein Bursche rechts zerrt, ein anderer links, daß dem armen Meitschi das Schicksal des Kindes droht, welches die zwei Weiber nicht teilen konnten und Salomo zu halbieren drohte.

Im Wirtshause war es nicht geheuer: eine wilde Bande, welche den schönen Sonntag ebenfalls zu einer Bergfahrt benutzt hatte, war dort eingekehrt, Buben und Meitscheni. Es war übermütiges Volk, welches den Tag nicht würdiger beschließen zu können glaubte, als mit einer tapfern Schlägerei. Sie höhnten und neckten auf alle Weise, stießen an Michels Tisch, müpften im Vorbeigehen Sami, der vornen am Tische saß, sie trieben es so, daß Bäri seinen Meister unverwandt an-

sah mit fragendem Blick: Willst du, oder soll ich? Die Mädchen waren der Bande bekannt, nicht so aber Michel, aber weil er einen Kameraden und einen großen Hund bei sich hatte, wie der Knubelbauer auszuziehen pflegte, so fragten die andern, ob das etwa der Knubelbauer sei, den sie da aufgelesen. Die Meitscheni kämen manchmal z'weg (in eine Lage), daß einer herbei müsse und wär's der Tüfel oder selbst der Knubelbauer. Da müsse doch eine auch von einer tauben Kuh gefressen haben, wenn sie nur an den denken möchte, geschweige ihn nehmen. „Das schlechtest Jungfräuli, wo sieben Taler Lohn hat fürs ganze Jahr und eine Meisterfrau, welche dem Teufel von seinem Karren gefallen, möchte ihn mit keinem Finger anrühren, und wer ihn auf hundert Schritte sieht, sagt pfi Tüfel! und macht, daß er abweg kommt," so ward ganz fein gestichelt. Michel zitterte am ganzen Leibe vor Zorn, biß sich die bleichen Lippen blutig, war auf dem Sprunge, loszufahren und die Stube zu räumen von der ganzen Bande. Aber das Meitschi hielt ihn nieder, bat: „D'r tusig Gottswille nit, nit! Tu als hörtest du es nicht, als ginge es dich nichts an. Was macht dir doch, was die Lümmel sagen; sei diesmal der Witzigere, trink, mach aus, wir wollen fort!" Es hielt Michel hart, der rücksichtslose Zorn wollte ihn fassen mit aller Macht, der Wunsch, es mit dem Meitschi richtig zu machen, gab ihm die Besonnenheit, einen blutigen Strich durch seine Rechnung zu vermeiden. Es war das erstemal, daß er einer solchen Versuchung widerstand, und einen angebotenen Streit nicht aufnahm mit aller Kraft.

Michel zahlte, man brach auf. Die andern Bursche griffen nach den Mädchen, wollten sie auf ihre Bänke ziehen, aber diesen war es Ernst, sich nicht schreißen (ziehen) zu lassen, sie rissen sich rasch los, machten sich zur Türe aus; langsamer ging Sami nach, zuletzt kam Michel ganz langsam, und einer der Bursche konnte sich nicht enthalten, ihm ein Bein vorzuhalten, und ein Glas surrete neben seinem Kopfe vorbei und zersplit-

terte an der Wand. Michel hatte das erwartet; mit einem kurzen unmerklichen Schwunge schlug er den, welcher ihm das Bein vorgehalten, über den Tisch hin zwischen Gläser und Flaschen mitten hinein, daß es einen Mordsspektakel gab, während er ganz gelassen zur Türe hinaus und den andern nachging. Begreiflich gab's Lärm drinnen, und wie aus einem Wespennest, in welches man mit einem Stocke geschlagen, die Wespen, schossen aus der Türe des Hauses die Bursche. Draußen im Weg hatte sich Michel gestellt und rief, hätten sie Lust an ihn, so sollten sie nur kommen, aber er sage es zum voraus, was er machen könne, das mache er, sie sollten sich in acht nehmen; er sei auf offener Straße und auf seinem Heimwege, habe das Recht, sich zu wehren. Die Feinde sprangen nicht eines Satzes an ihn hin; Michel und sein Hund, der lustig mit dem Schweife wedelte, als sei etwas für ihn im Anzuge, flößten Respekt ein. Sami brach einen Zaunstecken ab, die Mädchen riefen: „D'r tusig Gottswillen, chömit doch, chömit!" Steine, Stöcke flogen gegen Michel, der Feind drängte vorwärts, da sagte Michel: „Bäri faß!" Und Bäri schoß in langen Sätzen auf die Bande ein und hui! wie die auseinanderstob. Denn nicht bald macht etwas einen raschern Eindruck, als so ein plötzlicher Hundsanfall. Den letzten sprang Bäri nieder mit einem Satze; Michel, zufrieden mit diesem Siege, rief Bäri ab, der langsam kam, und ging lachend und spottend den Mädchen nach. Sami mit dem Zaunstecken und Bäri mit seinen blanken Zähnen deckten den Rückzug, der nicht unangefochten blieb. Auf dem Wege und zu beiden Seiten den Zäunen nach wurden sie verfolgt eine gute Weile, indessen zum offenen Angriff kam es nicht mehr, und am Ende ward auch die Verfolgung aufgegeben. Als sie darauf zu einem Scheideweg kamen, stand das Mädchen still und sagte: „Sieh, hier geht dein nächster Weg, und b'hüti Gott u zürn nüt!" „Ja," sagte Michel, „so ist's nicht gemeint; ich lasse dich nicht alleine heimgehen, ich komme mit." Das Mädchen wehrte

sich, sagte allerlei und namentlich, was Vater und Mutter sagen würden, wenn es mit einem fremden Burschen heimkäme, von dem sie nicht wüßten, wo es ihn aufgelesen. Aber Michel setzte nicht ab; er meinte, es hätte sich seiner nicht zu schämen, er sei nicht von der Gasse, und wenn es ihn nache lay, so werde es sich gewiß nicht reuig.

Endlich ward eine Konvention abgeschlossen folgenden Inhalts: daß er mitkommen dürfe bis zum Hause, aber nicht ins Haus; im Walde, welcher daran stoße, solle er warten, bis es mit Vater und Mutter geredet. Hätten sie nichts dawider, so wolle es ihn rufen, sei es ihnen aber nicht recht, so müsse er weiter. Michel ließ sich das gefallen; er sagte, er habe nichts Böses im Sinn, und Vater und Mutter scheue er gar nicht, d'z Gunträri. „Ich will es dir geradezu sagen: ich muß eine Frau haben und du gefällst mir; auf Reichtum habe ich nicht zu sehen, ich habe Sachen genug einstweilen, es manierlichs und gutmeinends Weibervölkli, selb ist d'Hauptsache. So eins scheinst mir, und je eher wir die Sache richtig machen, desto lieber wär's mir; es ist mir erleidet, alles Wüste ausstehen zu müssen. Oder was meinst, hättest du was darwider?" „Du bist pressiert," sagte das Meitschi, „das geht nicht halb so geschwind, als du meinst; ich habe daheim zu essen und zu arbeiten, ich bin ihnen nicht erleidet und sie mir nicht. Ich weiß ja nicht einmal recht, wer du bist, ob wirklich der, für den du dich ausgibst, und dann sollte man doch auch nachfragen, was eigentlich mit dem Knubelbauer sei, ob er verrückt im Hirni sei, oder ob erlogen, was man b'richtet. Daneben will ich nicht sagen, daß ich nicht mannen wolle, für was ist man sonst da? Wenn man es gut machen kann, so wär's ja dumm, wenn man es nicht machte. Wir sind unserer viele, da muß ein jedes mehr oder weniger zu sich selbsten sehen, und wenn eins mannet, haben die andern nur desto besser Platz. Aber verbösern will ich es nicht; will ich ändern, so will ich's verbessern. Es ist nicht, daß einer angeschmiert wäre mit mir,

und, wenn er meinte, er habe eine Bäurin ins Haus gestellt, er nur einen Tätsch (faule Person) hat, ein faules Pflaster, das nichts versteht und nichts mag. Eine Haushaltung führen macht mir keinen Kummer. Die Mutter mag nicht mehr recht nach, sie hat gar viele Kinder gehabt und sonst bös, von wegen der Vater ist z'Zyte e Handliche (Grober), da habe ich schon manches Jahr das meiste gemacht, küchlet und d'Säu g'fueret (gefüttert) und pflanzet; nicht manches hätte es ausgestanden, aber mir hat es nichts getan, ich bin gottlob! gesunder Natur, ich habe in meinem Leben noch keine ungesunde Stunde gehabt."

„Gerade so eine möchte ich," sagte Michel, „von wegen ich habe es auch so, war auch niemals krank. da schickten wir uns gut zusammen. Bös haben bei mir solltest du nicht, und was du nicht machen möchtest, das machten andere. Wegem Werchen (arbeiten) mangle ich keine Frau, sondern nur um zur Sache zu sehen und z'luegen, daß es läuft. Ich meinte nicht, daß meine Frau es böser haben sollte als eine Tannersfrau (Tagelöhnerfrau), wie es manche Bäurin hat. Wenn du ausreiten willst, brauchst nur zu befehlen, daß man anspanne, ich habe ein b'sunderbar schönes Rytwägeli (Ausfahrwagen), und übers Geld söttist (sollst) könne, so gut als ich, und nehmen unb'sinnt (ohne Sorge), was d'mangelst, von wegen es mag es erleiden." „Das wäre guter Bescheid," sagte das Meitschi, „so könnte man dabei sein, wenn man den Frieden könnte behalten, der ist die Hauptsache, wo der nicht ist, da hat alles gefehlt. Ich weiß nicht, wie es mit dem wäre bei dir, ich zweifle, daß man ihn behalten könnte." „Wie meinst?" sagte Michel, „ich verstehe dich nicht; ist ja nirgends größerer Friede als bei uns auf dem Knubel!" „Ja, jetzt," antwortete das Meitschi, „aber wenn eine Frau käme, würde das schon anders werden." „Warum?" fragte Michel. „He," lautete die Antwort, „es soll da eine wüste Alte sein, welche jetzt regiert und keine Frau dulden will, weil sie dann nicht mehr einsacken und meistern

könnte wie sie will; bei dieser könnte es keine aushalten, heißt es. Häbs (nimm's) nit für ungut, aber so reden die Leute." „Die Donnere," sagte Michel; „wart, wenn ich wüßte, wer das ersinnet hätte, den schlüge ich stötzlige (Kopf voran) dür e Bode ab, daß er ung'sumt (ungesäumt) auf der andern Seite rausführe. Das ist die beste Alte, wo es gibt; nit daß es einem in einem Auge wehe täte, hat diese veruntreuet, d's Gunträri, die gäbte eher aus ihrem Sack. Die möchte, daß ich heiratete, und eine Frau hätte bei ihr die besten Händel, sie würde ihr die Hände unter die Füße legen, wenn sie danach täte, nicht eines Tags alles neu machen wollte oder niemanden was gönnte oder mich plagen und nicht zu mir sehen würde!" „Was mangelst du, daß man zu dir sieht, bist nit selbst groß genug oder mußt noch g'wiegelt (in der Wiege geschaukelt) sein und sust g'ratsamet?" fragte das Mädchen lachend. „He, sieh," sagte Michel ehrlich, „sie hat mich seit der Mutter selig für ihr Kind gehabt und jetzt noch. Sie legt mir d'Kleider z'weg und d's Halstuch um, mit selbem weiß ih neue (eben) nüt z'mache; sie luegt, wenn ich fortgehe, daß ich alles habe, und wenn ich heimkomme, daß ich was Warmes finde. Und d'Sach hat sie mir gegönnt; was ich gerne aß, das fehlte mir nie, und mein apartiger Napf mit guter Milch oder Nidle fehlte mir nie über Tisch, und sie hatte es recht ungern, wenn ich von der andern Milch nahm, wenn ich durstig war. Wenn eine Frau das leiden mag und alt Brüch (Gebräuche) nit abschaffet und öppe fragt jeweilen: Anni, b'richt mih, wie hescht's im Bruch? und Anni, wie meinst? und Anni, was liebt Michel? so hat sie die besten Händel. Und warum wollte eine das nicht tun, es ist ja nichts leichter." Schwerer als du meinst, dacht das Meitschi, aber sagte es nicht. „Aber warum ist die dir dann vor allem Heiraten? Es heißt ja, die sei schuld daran, daß du noch keine hättest. Allemal, wenn du Meitschi bestellt, habe sie dich vorher so aufgewiesen (aufgehetzt), daß du so gröbelig (grob) getan, das Wüstest alles gemacht, daß keine sich habe trauen dürfen, sondern froh ge-

wesen sei, daraus zu stellen so schnell möglich, um nur mit dem Leben davon zu kommen. Ist denn dies etwa auch nit wahr?"

„Nein, und das ist es nicht, und rede es, wer wolle, so ist's nicht! Höre, d'Sach ist die, ich darf dir sie jetzt wohl sagen: es hat mir Kummer gemacht, bei der schlechten Welt ein Meitschi zu finden, das gutmeinend ist gegen Menschen und Vieh und nicht bloß meint, selber fresse mache feiß (fett). Ich habe manchmal gesehen, wie die Meitschi getan in Wirtshäusern, über den Tisch weg gesehen auf alle Teller und fast erworget (erstickt) sind vor Neid über jeden Bissen, der nicht zu ihrem Maul eingegangen ist, sondern zu einem andern. So eine möchte ich nicht, habe ich gedacht; da sind wir rätig worden, jede zu proben wegen Neid und Mißgunst, und wie sie es andern gönne, und wegem G'müt, ob sie ein böses habe oder ein gutes. Ich habe allemal auffstellen lassen, was zu haben war, auf einen Gulden oder eine Krone kam es mir nicht an, aber ich meinte deretwegen nicht, daß sie alles alleine fressen sollten; ich gab dem Hund auch davon und Sami und nahm selbst, was mich gut düechte, für sie blieb allweg genug übrig, aber das mochten sie nicht leiden. Du hättest sehen sollen, wie sie taten, viel ärger als Katzen, wenn e Hung (Hund) von ihrem Teller will. So eine mochte ich nicht, und die sind es, die mich verbrüllet (verleumdet) haben das Land auf, das Land ab. Jetzt möchte ich doch wissen, ob ich recht habe oder nicht! Du warst ja heute auch dabei und für dein Geld, und ich möcht' wissen, ob du dich zu beklagen hättest oder nicht; du gabst ja dem Bäri selbst, weil er dich erbarmete, und das gefiel mir b'sunderbar wohl an dir, ich will es dir gradeaus sagen. Und ich hätte ihm nichts geben sollen von der Sache, welche ich bezahlte? Keiner Täsche (bösartige Frauensperson) kam es in Sinn, ihm ein Maul voll zu geben, nicht einmal Brot hielt ihm eine dar. So ist d'Sach, und Anni, die Alte, hat daran nichts gemacht. Sie hatte allemal den größten Verdruß davon, wenn es abermal nichts daraus wurde, und strengte mich an, wieder neu zu probieren, wenn mir das

Zeug erleiden wollte. So ist die Sache, und Anni hat die größte Freude, wenn ich 'mal ein recht Mensch finde. Anni hast du nicht zu fürchten, wenn dir die Sache sonst anständig ist, und ich wollte dir angehalten haben. Es wäre mir verflucht z'wider, wenn ich noch einmal dran sollte, und es hat sich von ungefähr so gut troffen, daß es mir ist, als müßte die Sache sein, als sei es so geordnet, und was sein muß, muß sein, wie du wohl wissen wirst." „Ja, aber mit Unterschied," sagte das Mädchen; „deretwegen, weil ich da oben dich angetroffen, ist's noch nirgends geschrieben, daß ich dich haben müsse. Selb wäre eine strenge Sache, wenn man jeden nehmen müßte, den man irgendwo antrifft; da tät ja ein ledig Meitschi am besten, es bliebe zu Haus. Es könnte ihm ja von ungefähr ein Uflat anlaufen, den es mit keinem Stecken anrühren möchte, geschweige dann den Mann daraus machen!" „Immer mit Unterschied," sagte Michel, „es ist nicht alles von ungefähr, was den Schein hat." (Hier soll das Meitschi rot geworden sein und nicht gefragt haben: Wie meinst?) „Und dann," fuhr Michel fort, „bin ich wahrhaftig kein Uflat, sondern der freinste (freundlichste) Mensch von der Welt, wenn man mich nicht bös macht und es expreß an mich bringt. Tut man das, g'schirre ich freilich aus (begehre ich auf), aber handkehrum bin ich wieder zufrieden, wenn man mich ruhig läßt. Es ist nicht, daß ich kupe (schmolle) und tuble (grolle) und den Kolder (Jähzornigen) mache ganze Wochen lang; Anni hat schon manchmal gesagt, ein Lamm könnte nicht freiner (freundlicher) sein als ich, ich sei nur zu frein für diese Welt."

Da lachte das Meitschi und sagte, es werde ihm nicht ernst sein, er habe Müsterlein vollbracht, wie man sie von einem Lamm nicht gewohnt sei; daneben, ja freilich, komme es viel darauf an, ob man böse sei oder freine, wer um eim sei, selb sei wahr. „Mein Vater ist ein hitziger Mann," sagte es, „aber meine Mutter weiß das und schüttet nicht mit unnützen Reden Öl ins Feuer. Mir würde es keinen Kummer machen, mit einem

hitzigen Manne zu leben, ich will so einen viel lieber als einen, der den Kolder macht, daß man wochenlang nicht weiß, was er aufgelesen und hinter die Ohren gesteckt hat. Ich würde nicht widerreden, gute Worte geben oder schweigen, je nachdem, und nichts hinterrücks machen, was er nicht wissen sollte, und ihn nicht plagen mit Chäre (Murren) und Chisle (Keifen) und auf den Frieden halten, wo ich könnte. Da nähme es mich wunder, ob das nicht gut gehen müßte, wenn der Mann nicht gar zu ungeraten wäre." „Ja," sagte Michel, „du hast den rechten Verstand dazu, ich sehe das; wir schicken uns füreinander, wie wenn wir füreinander gemacht wären. Und daß wir einander angetroffen, ist nicht so von ungefähr, es hat so sollen sein, zähl' darauf. Drum hilft Wehren nichts, du mußt mich haben, magst wollen oder nicht." „Selb wär kurios," sagte das Meitschi, „bin noch frei, ledig und eigen, von müssen wollen wir nicht reden. Daneben will ich nicht sagen, daß ich dich absolut nicht wolle, selb wär ja dumm; wenn du der bist, wo du sagst, und nicht der Utüfel, wo die Leute aus dir machen, so wärest du mir nicht der letzte, ich glaube, man könnte bei dir mit dem Leben davonkommen. Leibshalber bist brav genug, hast Sachen genug, aber man muß d'Sach doch erst recht ansehen, so z'sämmefüßlige (die Füße zusammengebunden) springt man nicht hinein, wenn man ein Heim hat und auch nicht von der Gasse ist. Es kommt darauf an, was Vater und Mutter meinen und was sie raten, und dann, wie du öppe noch tust. So will ich nicht sagen, daß es nichts aus der Sache gebe, aber zu gewiß nimm's nicht; du bist nicht der erste, den ich haben könnte, und wirst nicht der letzte sein, von wegen ein Meitschi wie ich, das alles versteht, was zu einem Bauernwesen gehört, und eine Bäurin vorstellen kann trotz einer, braucht um einen Bauer nicht verlegen zu sein. Solche Meitscheni sind heutzutage zu rar, daß einer nicht die Finger bis an den Ellbogen schlecken (lecken) sollte, wenn er eine bekommt, wie ich bin, wo er hinstellen kann, wo er will, daß sie immer am rechten

Orte ist.“ Da schickten sie sich auch so recht zusammen, meinte Michel, auch er fürchte keinen Bauer in keiner Sache. Er meine nicht, daß er alles alleine arbeiten müsse, selb wäre ja dumm, aber wenn es recht angehe und er einmal dabei sei, so solle der noch kommen, der ihn durchtue mit Mähen, Pflughalten, Garbenladen, Säen usw. Und im Handel fürchte er auch keinen; nicht daß er nicht zuweilen eine Dublone und mehr zu viel für eine Sache gebe, wenn sie ihm so recht gefalle und er sie haben wolle, aber er wisse, was er mache, übernehmen werde ihn kaum je einer. Er habe aber auch die schönst besetzten Ställe, und wenn er es nötig hätte und darauf halten wollte, er wollte mehr aus denselben ziehen, als mancher Bauer aus seinem ganzen Hof. „Ja,“ sagte das Meitschi, „wenn man es recht anfängt, ist viel zu machen. Ich und die Mutter haben es manchmal zueinander gesagt, wenn es allenthalben ging wie bei uns, es würde noch an vielen Orten besser gehen; die Zinse könnte man ausrichten und auch die Schulden zahlen. Aber was ich und die Mutter machen mit dem Gespinnst, mit Anken und Eiern und dürrem Zeug, zieht man an vielen Orten aus dem Korn nicht. Aber wir halten uns dann auch zum Spinnen, du glaubst es nicht; neben der Haushaltung spinne ich alle Tage Zweitausend wenigstens, Hunderttausende sind gesponnen, man weiß nicht wie. Wir hätten längs Stücks (schon lange) einen Baucher (Wäscheauslauger) fast für uns alleine nötig. Und dann ist's nicht etwa, daß wir Hündli gürten (knausern) und es den Leuten nicht gönnen, wenn wir schon alles zu Ehren ziehen; die Leute arbeiten gerne bei uns, Taglöhner können wir haben, soviel wir wollen, und die Handwerksleute sagen, sie kämen immer am liebsten zu uns, sie bekämen weit umher das Essen nirgends so sauber und gut gekocht. Da brauchen wir nicht das ganze Jahr z'springe und Schneider und Schuhmacher siebenmal kommen heißen, ehe sie sich zeigen; wenn man winkt von weitem, sind sie da; du glaubst gar nicht, was das für ein Vorteil ist. Aber ungewohnt würde es sie dünken,

wenn ich nicht mehr da wäre; ich weiß nicht, wie das gehen sollte, die Mutter hat es selbst manchmal gesagt, sie wisse es auch nicht. Das wird noch harzen (Mühe kosten), ehe sie mich gehen lassen, die Mutter wird tun, ich darf nicht daran denken. Daneben werden sie mir nicht vor dem Glücke sein, wenn sie glauben, ich mache es gut. 'Sieh', dort ist unser Haus; jetzt gehst da dem Weg nach und dort in jener Waldecke kannst warten, bis Bescheid kommt. Ich will dem Fußweg nach, es ist mir lieber, man sehe uns nicht vom Hause weg beieinander, das G'sind würd' öppe e Freud ha und e Lärme mache."

Wie gesagt, so getan. Es kam dem Meitschi, Mädi wollen wir es wieder nennen, gar sonderbar in die Beine; je näher es dem Hause kam, desto schneller lief es, ja es hatte die größte Mühe, nicht zu springen, so stark es mochte. Als es zum Hause kam, war die Mutter allein in der Küche. „Mutter, Mutter! d'r Gottswille, was soll ich machen? Er ist hinter dem Haus im Walde!" rief es zur Küchentüre hinein. „Was, wo?" sagte die Mutter. „Er will mich," sagte Mädi, „hat grusam a'gsetzt, daß ich es gleich mit ihm richtig mache, aber ich habe euch vorbehalten. Wo ist der Vater?" „Hinter dem Haus," sagte die Mutter, „will ihn rufen." Nun ward Konferenz gehalten im Stübli, sie dauerte aber nicht lange. Dem Vater, der ins Geheimnis nicht eingeweiht war, ward flüchtig erzählt, wie Mädi den Knubelbauer angetroffen, wie der mit ihm angebunden, es zur Frau begehre und dort im Walde wartend stehe. Der Vater, der anfangs das Haupt schüttelte, ward gestimmt, daß er wie von ungefähr dem Walde zu trappe und den Michel ins Haus bugsiere, wo man das Weitere bereden könnte. „Lue nur, wie es einer ist," sagte Mädi zu dem den Kopf schüttelnden Vater. „Er gefällt dir gewiß, er ist ganz ein anderer, als die Leute sagen. Du wirst mir nicht vor meinem Glücke sein wollen; wenn ich schon fortgehe, es bleiben immer noch genug daheim, es wird gehen ohne mich." „Selb ist richtig, dafür habe ich nicht Kummer," sagte der Vater, „aber es ist mir wegen dir.

Absagen will ich's nicht, aber allweg erst sehen, ob der Bursche Hörner hat oder nicht. Es hat manche reich geheiratet und ist d'r ärmst Hung (Hund) gsy u bliebe uf Gottes Erdbode." Er ging dem Walde zu, doch auf einem Umweg, so daß er Michel, der immer auf das Haus visierte, und weil er niemanden kommen sah, ungeduldig werden wollte, unerwartet in den Rücken fiel und erst von ihm bemerkt wurde, als Bäri anschlug. Sami schlief am Boden. „Lußest (lauerst) uf d' Füchs' oder uf d' Hase?" fragte der Bauer. „Auf keins von beiden," sagte Michel. „Bist du etwa der Bauer da aus jenem Hause?" fragte er. „Und wenn ne wär', was wettsch mit ihm?" fragte der Mann. „Möchte gerne mit ihm reden," sagte Michel, „hätt' etwas Wichtiges." „So," sagte der Mann, „willst zum Hause kommen?" „Mir recht," sagte Michel; „will nur dem (auf Sami deutend) was sagen." Er sandte Sami heim mit Bericht an Anni, damit man über sein Ausbleiben nicht etwa in Kummer sei.

Der Bauer führte Michel den graden Weg zum Haus und sprach Gleichgültiges: vom Wetter, vom Säen und Samen, vom Kauf und Lauf usw. Solche Gespräche sind die natürlichen Examen, wo einem auf den Zahn gefühlt wird, man merkt es nicht. Auf diese Weise wird gar mancher Pfarrer von seinen Bauern examiniert und mancher Schulmeister von seinen Schulkindern. Die Resultate solcher Examen sind nicht unbedeutend, von ihnen hängt der Grad von Achtung ab, von ihnen hängt das Urteil ab, ob es einer sei, den man zum besten halten, ihm eine Nase drehen könne, oder ob man sich vor ihm in acht zu nehmen habe und die Hörner einziehen müsse. Der Bauer auf Rosebabisegg war mit dem Examen nicht übel zufrieden, doch blieb er kaltblütig, schritt über die Schwelle voran, öffnete die Stüblistür, ging voraus und ließ gelassen den Michel folgen. Anders die Frau, die eben aus der Türe wollte, die wischte rasch die Hände an der Schürze ab, hieß ihn Gottwilche! und fragte ihn: „Was bringt dich Guts so weit nebenaus, wo Fuchs und

Hase einander gute Nacht sagen?" Doch fand Michel zur Antwort nicht Zeit, der Alte sagte: „Chum, hock ab; bin müd', war um ein Roß aus, konnte keins antreffen, wie ich eins möchte." Der Bauer gab Aufschluß, wie er eins haben wolle. Gerade so eins hätte er, sagte Michel, er hätte es übrig, und teuer gebe er es nicht. Sie waren noch bei ihrem Roßhandel, als die Mutter aufzutragen begann: Kaffee und das weitere, was zu einem ordentlichen Abendessen gehört. Seinetwegen sollten sie nicht Umstände machen, er möchte sie nicht in Kosten bringen, sagte Michel. „Meinst etwa, das bringe uns über Ort?" fragte die Frau. „Dann ist's nicht wege dyne, aber der Vater hat noch nichts gehabt, und da geht's ja in einem zu." Nach üblicher Sitte zeigte sich niemand im Stübli, nicht einmal Mädi, und Michel durfte nicht nach demselben fragen, sondern fuhr im Roßhandel fort, und der Bauer trat kaltblütig ein. Das machte die Frau ungeduldig; sie fuhr endlich mitten drein und sagte: „Du hast die Meitscheni angetroffen im Kuttlebädli, hast ihnen das Geleit gegeben und noch Wein gezahlt im Schnausacker? Ich habe ihnen gesagt, wie unverschämt es sei von ihnen, dich in Kosten und Unmuß (Beschwerden) zu bringen. Du mußt es nicht für ungut haben, es ist wilde Züg, und so an einem Nebenausort lernt man nicht zimpfer und gattlich (artig) tun, da macht jedes, wie es ihn's ankommt." Nun, die Einleitung war so übel nicht, sie bewährte sich, sie brach endlich Michel das Maul auf. He, sagte er, wenn sie nicht mehr über ihn zu klagen hätten, als er über sie, so sei d'Sach recht. Es wäre wohl gut, es wären alle Meitschi so. Er wolle es geradeaus sagen: er begehrte die größere, Mädi heiße sie, glaube er, zur Frau, wenn sie nichts dawider hätten; er habe es schon dem Meitschi gesagt, und er glaube nicht, daß es demselben sövli z'wider wär. „Sie haben gesagt, du seiest der Knubelbauer, ist's?" fragte der Mann. Nun begann Michel wieder ein langes Kapitel von Erläuterungen und Entschuldigungen, welches er mit einer Berufung auf die beiden Mädchen schloß: die könnten reden, sagte er, ob er ein

solcher Ausbund von Uflat sei, wie die Leute aus ihm machen möchten. Er habe sich betragen, daß er es versprechen dürfe und daß sie mit ihm zufrieden zu sein Ursache hätten, und nachfragen könne man, ob er daheim seine Leute plage. Es sei mancher brävere Mensch gewesen als er sei, dem man einen noch viel wüstern Lärm gemacht als ihm, und ganz z'Leerem (grundlos). Die Meitscheni sollten kommen und reden, und Mädi könne dann auch sagen, was es ihm für Bescheid gegeben, sagte der Vater.

Die Mutter ging hinaus und kam endlich mit dem Bescheid wieder, sie bringe die Meitscheni nicht herein; sie hätten nichts zu klagen, sei ihre Aussage, und Mädi habe gesagt, es hoffe nicht, daß es uns erleidet sei, daneben könnten wir machen, was wir wollten, wir verstünden es besser, und wenn wir meinten, es sei sein Glück, so wolle es sich drein schicken. Das sei guter Bescheid, sagte Michel; er hoffe, die Sache sei jetzt richtig. „O hä, Bürschli," sagte der Bauer, „so geschwind ist das nicht gemacht! Ich werfe meine Meitschi nicht dem ersten besten eis Gurts (auf einen Schlag) an Hals, wie ein Jude seine Ware auf das erste Gebot; d'Sach muß doch zuerst überschlagen, untersucht und g'lugt sy, wie me d'Sach mach." „Du wirst meinen, du hockest am G'richt," sagte die Mutter, „und es müß e Acker g'fergget (der Kauf eines Ackers gerichtlich ausgefertigt) sy und kein Pünktli vergessen. Daneben mach, was du willst; es geht keinem Menschen so übel wie mir, wenn Mädi fortgeht, das ist eins! Aber eben deswegen gönne ich ihm sein Glück, wie bös es mir auch geht." Sie fing an zu schluchzen, nahm die Schürze vor das Gesicht und ging ab. Es ist sonderbar mit den Weibern: kaum streckt ihnen ein Töchterlein das Näschen in die Welt, gehen sie auf den Estrich, überschauen Land und Leute, Berge und Täler und überschlagen, wo wohl das passendste Männchen für ihr Töchterlein bereits geboren sei. Auf das Männchen, dessen Persönlichkeit aber gewöhnlich wechselt im Verlauf der Jahre, ist fortdauernd ihr Augenmerk

gerichtet, und erscheint endlich wirklich einer, und will d's Meitschi, so hüpfet wohl innerlich ihr Herz vor Freude, aber äußerlich tun sie doch, als ob sie wieder ins Kindbett kämen. Es wird halt so der Brauch sein. „Sag dem Meitschi, es solle kommen, es kann seine Sache selbst dazu sagen!" rief der Bauer seiner Alten nach, und Mädi kam endlich. Der Alte sagte: „Du mußt dein Wort auch dazu geben, ob es dir anständig ist oder nicht, ehe man die Sache weiter treibt, damit, es mag gehen wie es will, es nachher nicht heißt, wir seien schuld, wir hätten es erzwungen." Da fing auch Mädi an zu gruchsen (schluchzen) und sagte, es sei ihm hier noch nicht erleidet, es hoffe, es sei ihnen auch nicht erleidet. Man wisse gar nicht, was man habe und wie wohl es einem sei, wenn man ledig sei; daneben werde es einmal sein müssen, was einem geordnet sei, dem entrinne man nicht, da wolle es nichts dawider haben. Wenn sie glaubten, es sei sein Glück und es mache es gut, so wolle es sich in Gottes Namen darein schicken. Dazu flattierte es dem Bäri, krauete ihm am Kopf, den derselbe auf seinen Schoß gelegt hatte, daß Michel immer denken mußte, er wollte, er wäre der Bäri; selb düechte ihm auch angenehm, wenn eine ihm am Kopf krauete.

Man sieht, die Unterhandlungen waren im besten Gange und endigten damit, daß Michel da über Nacht blieb und die Verabredung getroffen ward, daß am Dienstag oder Mittwoch der Bauer mit dem Meitschi auf G'schaui (Brautschau) kommen solle, unter dem Vorwand wegen dem dreijährigen Rosse, um das sie ebenfalls auf G'schaui hin gehandelt hatten. Am folgenden Morgen nahm Michel Abschied, aber schon ganz heimelig. Es war, als wenn über Nacht die zukünftige Verwandtschaft schon in ein bedeutendes Wachstum gekommen wäre und der Handel gar nicht zweifelhaft sei. So kühn und stolz, wir möchten sagen so ganz von Glück gesättigt, war Michel noch nie durch die Welt marschiert. Jetzt hätte er, was ihm einzig gefehlt auf der Welt, und eine, wie es auf der Welt keine mehr

gebe, so kam's ihm vor. Die Küherstochter sei wohl die mächtigere gewesen und die gefärbtere im Gesicht, sei aber eine gewesen fast wie ein Mannevolk von grobem Schlag, innen und außen. Dagegen sei Mädi eben recht, nit z'grob und nit z'bring (schmächtig), gerade wie es einem Weibervolk gut anstehe, klug und witzig, und habe ein Herz wie eine Ankeballe (Butterballen) im Mai, so lind und süß wie Honig. Was Anni luegen werde und eine Freude haben! Er hätte für sein Leben gern was angefangen, eine tüchtige Prügelei z. B., so eine rechte Bürgerlust, aber es war Werktag und daher keine Gelegenheit dazu: die Menschen waren an der Arbeit, die Wirtshäuser leer. Er kam nahe bei dem Wahrsager vorbei, das fiel ihm plötzlich ein; er lenkte gegen ihn ein, wollte ihn auf die Probe stellen, ob er wisse, was gegangen, wollte den ferneren Verlauf vernehmen.

Das Männchen konnte Michel zu seiner großen Verwunderung Punktum sagen, was gegangen war. Ferner sah dasselbe in seiner Flasche eine große Hochzeit und schließlich eine Menge Kinder. Michel war ganz erstaunt und so freudig, daß er diesmal nicht bloß drei Batzen, sondern einen ganzen Zehnbätzler schwitzte, eine Freigebigkeit, welche dem Mannli noch nie vorgekommen war. Es sagte daher zu Michel: „Wenn ich dir was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, wenn dir was gestohlen worden oder sonst was hast, das du gerne wissen möchtest, so sprich zu, wenn es zu machen ist, ich will dir helfen. Von wegen ich will dir sagen, daß es mit dem Wahrsagen noch eine wunderliche Sache ist und viel auf die Person ankommt: bei lautern, gutmeinenden Leuten, wo andern auch was gönnen und nicht so Kreuzerklemmer sind, da wird die Sach viel lauterer im Wasser und es zeigt sich alles viel deutlicher an. Hergegen bei bösen, wüsten Leuten wird es ganz trüb; es ist mir schon begegnet, daß das Wasser worden ist wie ein Erbsmus, daß ich gar nichts machen konnte. Von solchen Leuten machte ich, daß ich wegkam, je eher und je weiter je lieber, man weiß nie,

was mit solchen Leuten gehen kann, von wegen der Teufel ist ein Schelm."

Anni hatte nach Samis Bericht keine Ruhe mehr gehabt. Sami hatte viel Phantasie, machte alleweil Dichtung und Wahrheit untereinander, ohne es selbst zu wissen, aber diesmal machte er eine Beschreibung von der Person, wie das eine sei, und von ihrem Hofe, was das für einer sei, daß Anni einmal über das andere ausrief: „Sami, du lügst! Bub, schäm dich, d' Mutter so az'lüge!" Die offenbaren Übertreibungen von Sami machten, daß Anni das Gegenteil für wahr hielt und meinte, Michel habe endlich eine, aber eine, welche des Lügens nötig hätte, um ihre Mängel zu bedecken, eine leide (elende), schlechte Person und vielleicht gar von der Gasse. Endlich, im Nachmittag erst, kam Michel daher, rauchte ordentlich vor Glück. Das machte Anni nicht besser. „Es ist," sagte es, „Gott verzeih mir meine Sünd! ein Löhl (Pinsel) wie der andere. Die hat euch es angetan, das muß eine verflümerte Täsche (verflucht schlaue Person) sein, wo euch so ag'hexet hat, das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, das wird eine saubere Lebtig (Lebenszeit) geben bei solch einer Täsche, wo hexen kann." Was Michel sagen mochte, Anni ließ sich nicht begütigen. Sein Lebtag habe es nie gehört, sagte es, daß man so gleichsam nur im Vorbeigang hätte den Narren fressen können so an einem jungen dummen Meitschi. Als Anni hörte, daß sie die nächsten Tage, vielleicht schon morgen, kommen werde, da war ihm erst nicht zu helfen. Es wolle brav beten, sagte es, das werde wohl das beste sein, daß die ihm nichts antun könne, es nicht auch verblende und verhexe wie die jungen Löhlen da. Der erste Tag verstrich voll bangen Wartens, aber es erschien niemand. Am folgenden Morgen sagte Michel, wenn sie heute nicht kämen, schicke er den Sami aus, zu vernehmen, was es gegeben, ob etwas Unguts dazwischen gekommen. Das war nicht nötig: am zweiten Tage kamen sie wirklich daher gefahren, der Bauer und seine Tochter.

Daß das in der ganzen Umgegend ein großes Aufsehen gab, als ein solch' Wägeli nach dem Knubel fuhr, kann man sich denken. Zu allen Fenstern aus kamen lange Hälse und reckten und dehnten sich, als wollten sie dem Wägelein nachfahren, und als sie nicht weiter konnten als vors Haus auf dem Knubel, sollen die langen Hälse in lauter lange Nasen sich verwandelt haben. Auf dem Knubel aber war große Verlegenheit: Michel war verlegen, Anni war verlegen, Mädi war verlegen, am wenigsten der Bauer. Anni wußte lange nicht, sollte es sich zeigen oder nicht; Michel fühlte, er sollte höflich sein, und wußte nicht, wie machen; Mädi wußte nicht, welchen Ton anschlagen, daß er der rechte sei, und blickte zwischen seinen langen schwarzen Wimpern durch, als suche es einen Weg zum Entspringen. Michel wußte nicht, sollte er erst mit dem Vater in den Stall oder mit der Tochter in die Stube. Endlich zog er das erstere vor: da mußte Anni doch sich zeigen und das Meitschi hineinkommen heißen. Drinnen machte Mädi sein Säcklein auf, holte eine kleine Züpfe (geflochtenes Gebäck) und ein Fürtuch (Schürze) hervor und sagte zu Anni: „Ich habe dir da was gekramet, es ist eine Kleinigkeit, nur um den guten Willen zu zeigen." Anni zog die Hände hinter dem Rücken zusammen und sagte: „Das hätt' sih nit brucht, mynetwege hättisch nit sölle Köste ha; leg' nume (nur) ab, leg' nume ab!" Für alles Geld in der Welt hätte es einstweilen nichts davon angerührt, aus Furcht, das Hexenwerk könnte in Fürtuch oder Züpfe stecken. Es gab gar langsam ein Wort das andere, vom Wetter erst und dann, wann sie aus Rosebabisegg fortgefahren und wo allenthalben sie sich aufgehalten. Fluß kam in die Rede nicht. Anni dachte: wenn man es nicht wüßte, man täte es ihm gar nicht ansehen. Mädi dachte: das ist eine Wunderliche, allweg sieht die eine Frau nicht gern, aber vielleicht ist da doch noch was zu machen.

Als Michel und der Bauer endlich das Roß versorgt hatten

und flüchtig die andern Rosse übersehen, kamen sie auch in die Stube. Ein kleiner Imbiß ward aufgestellt nebst vielen Entschuldigungen, man gebe, wie man es verstehe, an viel Aufwartung sei man nicht gewöhnt; eine junge Frau könne es dann einmal besser machen, setzte Anni hinzu, nicht bös gemeint, aber doch konnte man es nehmen, wie man wollte. Michel schlug vor, als niemand mehr was essen wollte, ob sie kommen wollten zu sehen, wo er daheim sei, unterdessen könnte Anni etwas z'essen z'weg machen. Sie sollten doch nicht Umstände machen, sie hätten ja erst gegessen, und das Weitere sei überflüssig, sagte Mädi. He, sagte Anni, es wolle einmal was machen, so gut es es verstehe, es könne dann davon nehmen, wer möge. Als sie draußen waren, sagte Anni zu sich selbst: „Daß es eine Hexe ist, glaube ich doch nicht; Hunde und Rosse merken es sonst, und Bäri nahm ihm Käs ab und hat ihm flattiert, es müßte es dem auch haben antun können." Als Michel seinen Besuch auf seinem Lande herumführte, verlor sich seine Verlegenheit, sie machte dem Selbstbewußtsein des reichen Besitzers Platz, denn einen schönern Hof sah man wirklich selten. Es fehlte auch am gehörigen Lobe nicht. „Ja," sagte der Bauer, „wo man Geld genug hat, ist gut bauern. Es versteht es noch mancher, aber er vermag's nicht; ein guter Hof sollte immer einen reichen Bauern haben." Darauf führte Michel sie noch in den Spycher, das Herz oder die Schatzkammer eines Hofes, und ob dem Reichtum darin erstaunten sie. Es ward Mädi ganz eng im Hals; es konnte kaum schnaufen, wenn es dachte, es sei möglich, daß es den Schlüssel zu all diesen Herrlichkeiten in die Hände bekomme und Herrin darüber würde. Es schwindelte ihm vor den Augen, es fand die Treppe kaum, die aus diesem Himmel wieder hinunter zur Erde führte. Es dachte, es sei gut, daß die andern alle nie auf den Knubel gekommen, sie hätten kaum so wüst getan, sondern begriffen, daß sie und der Hund hier zu

fressen hätten, ohne daß es eins dem andern zu mißgönnen brauche.

Das Essen war z'weg, und man aß trotzdem, daß man sagte, man möge nichts. Anni hatte aber eine Zauberformel, mit welcher es zu essen zwang. Es habe es gemacht so gut es gekonnt, es wäre ihm leid, wenn es ihnen es nicht hätte treffen können; es werde sie grusen zu essen, was so eine Alte gekocht, aber es sei doch wahrhaftig sauber. Es hätte allem aufgeboten, die Sache recht zu machen, daß sie nicht einen Ekel darob zu haben brauchten. „Aber warum hockist (sitzest) du nicht herzu und issest mit? Du mußt das gute Beispiel geben," sagte der Bauer. „Das würde sich doch übel schicken," sagte Anni, „wenn ich da anehocke wett (mich heransetzen wollte), als wär' ich d'Büri (Bäurin), bin ich doch nur eine Magd und eine alte krächelige (gebrechliche), es ist nichts mehr mit mir." „Es wär' gut, es wär' mit keiner jungen minder," sagte der Bauer, „man wäre besser z'weg als man ist mit den Mägden, und manche Bäurin könnte bei dir ein Exempel nehmen. Es ist alles so sauber und aufgeputzt, als ob es Sonntag wäre; da sieht man nirgends eine Spur, daß so lange keine Frau gewesen, du hieltest das Heft gut in der Hand, es tut's dir keine junge nach." Das waren Klänge, welche anklangen in Annis altem Herzen; es machte ein Gesicht wie ein sechzehnjähriges Mädchen, wenn man ihm sagt, wie wunderschöne Augen es doch habe. Es ließ sich doch endlich herbei, saß so halbers (halb und halb) an den Tisch, weil es fand, das sei ein b'sunderbar weiser Mann, es sei eine Freude, dem zuzuhören. Mädi hatte in Vaters Rede die Tonart alsbald gemerkt, welche es anzuschlagen hatte, und brauchte sie in rechtem Maße, daß Anni dachte, wegem Hexen habe es dem Meitschi unrecht getan; es begriff, wie es den beiden Jungen so habe gehen können, es habe von weitem etwas Wilds und bei nahem doch etwas Lieblichs, gerade so, wie es die einen am meisten liebten.

Als Anni wieder fortpressiert, unter dem Vorwand, es

müsse mit der Haushaltung machen und sehen, daß die Schweine ihre Sache bekämen, ging Mädi mit. Bei den Schweinställen gewann Mädi Annis Herz vollständig. Es rühmte ihm nicht bloß die Schweine, sondern trug ihm auch einige Fälle vor, fragte ihns um Rat, was es für das beste hielte, und schien b'sunderbar zufrieden mit den erhaltenen Aufschlüssen. Es hätte ihm noch niemand so deutlich die Sache zerlegen und Aufklärig darüber geben können, sagte es.

Drinnen ging das Ding auch wichtig zu und zu gegenseitiger Zufriedenheit. „Und wie gefällt es dir bei mir, was düecht dich?" fragte Michel. „Ich will es dir geradeheraus sagen," antwortete der Bauer auf Rosebabisegg, „ich habe es nicht so erwartet; du bist z'weg, wie ich es nicht bald gesehen. Ich hätte nie gedacht, daß eins von meinen Meitschi an einen solchen Ort käme, von wegen du mußt wissen, ich habe meine Sache auch, aber reich bin ich nicht, muß Zinse haben und dafür sorgen, daß einer meiner Buben wieder vermöge, Bauer auf meinem Höflein zu werden. Es käme mir jetzt ungeschickt, wenn ich eine Ehesteuer geben müßte; einen Trossel (trousseau), wie üblich und bräuchlich, selb wohl, selb muß es haben und einen braven. Es wär mir leid, wenn es deswegen nichts aus der Sache geben sollte, von wegen es gefällt mir hier, und eine Frau hat es nicht bös. Deine Leute haben es gut, Tauben, Hühner, kurz alles Vieh ist zahm und hat keine Furcht, das ist immer ein gutes Zeichen, daß man vernünftig ist und jeder Kreatur das Ihre gönnt." „Da laß' dir keinen Kummer kommen; ich begehrte nicht einmal einen Trossel, wenn es nicht wegen der Leute wäre, und von Ehesteuer ist gar keine Rede, und wenn du Geld nötig haben solltest, tausend Gulden oder mehr, so sag' es nur, ich habe es beisammen, wenn es dir dienet ist, kannst es heute mitnehmen, wenn du mir die Tochter geben willst," sagte Michel rasch. Wo die Dinge also stehen, muß d'Sach' richtig werden.

Einigen Anstand gab es wegem Pressieren von Michel,

der alsbald verkünden lassen wollte. Mädi hatte Ausreden, der Bauer meinte, allweg brauche es Zeit, man müsse Schneider, Näherin, Schuhmacher auf die Stör (auf die Arbeit ins Haus) nehmen, und ob diese alsbald zu haben seien, wisse man nicht. Aber Michel setzte nicht ab, und Anni, das ganz verhexet war und doch weder Züpfe noch Fürtuch angerührt hatte, unterstützte ihn kräftigst: man kenne die Leute und wisse, wie sie es machten; es sei ja, als ob der Teufel sie stüpfe (anstoße), daß, wenn zwei zusammenwollten, sie zwischenein stünden und alles versuchten, sie wieder auseinander zu bringen. Sei ihnen dies d'r wert bei den ärmsten Leuten, was würden sie erst tun, wenn es ruchtbar würde, der Knubelbauer hätte eine und noch dazu eine fremde. Da fahre gewiß der Teufel hunderten in die Beine, daß sie herumführen mit Lügen und Verleumdungen, bis sie ein Feuer angeblasen. Bei der Wahrheit hätten sie nichts zu fürchten, aber wie die Leute ersinnen und lügen könnten, hätten sie erfahren. Sachen hätten sie z'weg gekorbet (zurecht geflochten), an denen kein wahrer Buchstabe gewesen, wo man gar nicht hätte begreifen können, daß ein vernünftiger Mensch ein Wörtlein davon geglaubt, und doch sei es geschehen. Die Leute hätten gemeint, etwas Wahres müsse allweg an der Sache sein, und selb sei eben nicht, das sei eben das Verfluchtest.

Diese Gründe zogen besonders bei Mädi. Es begriff das Interesse, welches die Leute haben mußten, Unkraut zu säen, es lief bei dieser Saat die größte Gefahr. Man wurde also rätig (kam überein), alsbald zuzufahren, und was vor der Hochzeit nicht fertig sei, könne man nachher machen. Michel meinte, von seiner Mutter selig sei noch soviel da, daß eine Frau ihr Lebtag mehr als genug an Kleidern hätte, eine Ansicht, welche Mädi nicht besonders einleuchtete, doch bestritt es sie einstweilen nicht.

Das Roß war gekauft worden, ward hinten ans Wägeli gebunden, und gäb wie (wie auch) Michel protestierte, hatte

der Schwiegervater es bar bezahlt. Wenn er seinen Meitlene schon nicht viel mitgäbe, so wolle er doch auch nicht seine Tochtermänner ausnutzen, söbli (soviel) bös dran sei er doch nicht, sagte er. Das Roß sollte das eigentliche Geschäft verdecken und die Leute meinen machen, es habe sich nur um das gehandelt. Aber es ist schwer, der Welt in solchen Dingen Sand in die Augen zu streuen; wie schlau man es auch anfängt, es gelingt selten.

Auf der Heimfahrt sagte der Vater zu der Tochter: „Du bist ein Glückstüpfi (Glückskind), du wirst reich, du weißt nicht wie, und Michel gefällt mir. Tut eine Frau gut, macht nicht den bösen Kopf, sondern achtet sich ein wenig auf jedermanns Trapp (Gangart), so hat sie die besten Händel (Verhältnisse). Mich nimmt nur wunder, wie das gegangen, daß du mit ihm im Kuttlebädli zusammengetroffen. Da ist mir etwas noch nicht lauter, Meitschi, gib B'richt." Da war's, als sei Mädi ein Besenstiel in den Hals gefahren, es hustete und bystete (pustete) und konnte lange kein ordentlich Wort zutage bringen. Endlich mukelte (murmelte) es etwas wie: das hätte sich so getroffen, es werde haben sein sollen. Doch der Alte war so leicht nicht abzufertigen: Mädi mußte endlich gestehen, daß das alte Kreuzertrini im Spiel gewesen, daß es Michel gesagt worden, er werde die Rechte antreffen im Kuttlebädli, und daß Mädi gedacht, das werde keine Sünde sein, wenn es hingehe und den Burschen sehe. Gebe es was daraus, wohl und gut, gebe es nichts daraus, so sei es doch um einen Tag nicht gefochten.

Der Alte vernahm soviel, daß er so ziemlich klar sah, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Nun stieß er sich so sehr nicht daran, wie mancher Papa aus der Stadt sich gestoßen hätte, weil Mädi gegen Landessitte so gröblich nicht gefehlt, sondern bloß dem Glück etwas nachgeholfen, was Hunderte vor ihm getan und Hunderte nach ihm noch tun werden. Aber er fand doch eine scharfe Mahnung nicht ab Ort. „Sieh," sagte er, „d'Sach' ist dir geraten, aber wenn

es dir auskommt, machen sie ein Lied auf dich, und dein Lebtag mußt es hören. Und lue, Meitschi, daß du jetzt solche Streiche ein für allemal bleiben lässest, das unter dem Hütli spielen kommt in der Ehe niemals gut. Es ist jetzt an dir, allem aufzubieten, daß es gut geht; du hast die Sache wollen, und geht es nicht gut, so hast du allein alles auf dem Gewissen, und mit Klagen komme nicht zu mir. Wie ich die Sache kenne, ist es nicht schwer, gut zu fahren. Mußt nur nicht deinen Kopf machen, nicht meinen, es solle alles nach deiner Geige tanzen. Du kommst mit leeren Händen, meine nicht, du wollest dagegen mit neuen Bräuchen kommen. Du findest Geld und Gut, darum mußt du auch die Hausart und Haussitte mitnehmen, sie ist gut, es ist Ordnung da und Verstand. Glaub', bei großem Unglück in der Ehe fehlt es gewöhnlich an einem kleinen Ort, und wenn die Leute sich nicht steiften im Eigensinn, so wäre leicht zu helfen, aber da sieht jedes den Splitter in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen nicht. Die Alte trage auf den Händen, sie verdient's, dann wird sie dir tun, was sie dir an den Augen absieht; unter tausenden hätte keine gehandelt wie sie. Nimm es vor dich, dein Glück sei unverdient, wollest es erst jetzt verdienen als eine rechte gute Frau, so kann's gut kommen. Kommt's nicht gut, denk' daran, so hast du die Schuld, du hast's in deiner Hand. Bist listig genug gewesen, die Sache bis dahin zu bringen, so brauch' jetzt den Verstand und bringe sie zu einem guten Ende. Denk', was die Leute für Freude daran hätten und wie sie es dir gönnen möchten, wenn es recht bös ginge." Dieser Zuspruch fand guten Boden, und der letzte Grund zog nicht am wenigsten.

Als sie heimkamen und von den beaugenscheinigten Herrlichkeiten berichteten, verspritzte die Mutter fast vor Neugierde. Es ließ sie gar nicht leben, bis auch sie das gelobte Land, das neue Kanaan, erblickt; sie fand dazu keine Gelegenheit, daher machte sie eine: sie legte es Michel auf die Zunge, bis

er es begriff und es ihr anerbot, einmal mit Roß und Wägeli zu kommen und sie zu holen. Diese hatte aber einen andern Geist als Mädi. Als sie wieder fort war, sagte Anni, es sei ihm lieber, es sehe die nicht alle Tage. Da könnte man ein Beispiel nehmen, wie es ginge, wenn die Schwieger vor der Haustür wohnte.

Es ist wirklich kurios, wie eine große Menge von Schwiegermüttern das Vermögen oder das Hauswesen, welches ihre Töchter ermannen, als eine Erbschaft betrachten, welche neu in ihre Familie gekommen, welche sie nun zu verwalten, ihm das Glück ihrer Bewirtschaftung zukommen zu lassen hätten, indem es bis dahin vernachlässigt und grundschlecht besorgt gewesen. Nun solle es anders werden und ganz auf ihre Mode eingerichtet, dann komme es gut, meinen sie; können sie es nicht geradezu selbst machen, so machen sie ihren Töchtern katzangst, himmelangst, todesangst, wenn nicht bis übermorgen alles nach ihrem Kopf eingerichtet sei, gingen sie zugrunde, selb fehle nicht. So ungefähr tat auch die Rosebabiseggbäurin auf dem Knubel. Sie sagte den ganzen Tag wenig anderes, als: „Hör', das kommt dir nicht gut, das mußt so und so machen, es kommt dir ganz anders, Mädi wird dich schon b'richten; das habe ich dressiert, das kennt d'Sach', das laß' dann nur machen, d'Sach' wird bald eine andere Nase haben!“ Es machte Anni Angst. Wenn die Tochter auf die Mutter höre, so habe die Sache gefehlt, die sei ein sturmer Zwänggring (wirbeliger eigenwilliger Kopf), wie ihm noch keiner vorgekommen, sagte es. Doch Michel brachte Trost: d's Meitschi habe gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, daß es der Mutter nachfahre und d'Sach' alle nach seinem Gring haben wolle; wie es d'Sach' finde, sei sie ihm recht. Es wisse wohl, daß man die Sache auf mehr als einem Weg gut machen könne, und es meine nicht, daß es nicht noch viel lernen könne. Das sei b'sungerbar weislich g'redt für es Wybervölkli und noch dazu für ein junges, urteilte Anni.

Als die Ehe zum erstenmal verkündet wurde, so ziemlich unerwartet, gab es großen Lärm im Land und großen Zorn. Es war fast, als ob der ganzen mannsfähigen Weiberschaft und sämtlichen Müttern ein großes Unrecht angetan worden sei, das gar nicht anzunehmen, nicht geduldet werden könne. Wie es manchmal Frösche regnet und manchmal von Kröten wimmelt, als ob es lebendig geworden im ganzen Erdboden, so wimmelte und gramselte (krabbelte) es zwischen dem Knubel und Rosebabisegg und noch weit darum herum von Füßen und Beinen, welche Weibern gehörten, die schrecklich taten über das unerhörte Verbrechen, daß zwei einander heiraten wollten, die sagten, es sei vor Gott und Menschen nicht recht, es so zu machen, und wenn es z'machen sei, so müsse die Sache versprengt (auseinandergebracht) sein, es könnte ja sonst ein Unglück geben, dann hätte man es auf dem Gewissen, wenn man es hätte wehren können und es nicht gewehrt.

Da stoben Gerüchte dicht durchs Land, wie es stäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroschen oder gemahlen wird. Diese Gerüchte wurden aufgefangen, und unter dem Scheine des zärtlichsten Wohlmeinens, je nachdem sie lauteten, entweder auf den Knubel oder Rosebabisegg getragen. Wenn alle diese Gerüchte wahr gewesen wären, so wären Michel und Mädi jedenfalls zusammengekommen, aber nicht in der Kirche, sondern am Galgen. Wir wollen die Schandtaten alle, welche beiden nachgeredet wurden, nicht aufzählen, bloß bemerken, daß eine der geringsten von Mädi war, daß es Kinder vertragen, von Michel, daß er der Obrigkeit den Strick verzinse. Man setzte gewöhnlich hinzu, man wolle nicht sagen, es sei, beweisen könne man es nicht, aber es werde sein, es gebe Leute, welche sagten, es sei gewiß, und wenn sie reden wollten, sie wüßten noch ganz andere Dinge und ebenfalls gewiß. Es ist merkwürdig, man erwartete, daß es so kommen werde, und als es

wirklich so kam, war man doch nicht gehörig gefaßt, d. h. man konnte sich eines gewissen Eindruckes nicht erwehren, jedes vernommene Gerücht hinterließ Stacheln, und wenn man sie auch ausriß, d. h. sich einredete, man glaube sie nicht, so blieb doch immer etwas stecken. Das ist eben das Verfluchte an solchen Gerüchten und das Schlechte an unserer Natur, daß sie meist etwas zurücklassen, wie widersinnig sie sein mögen, wie der Teufel, wenn er auch verschwindet, immer etwas hinterlassen soll, einen verfluchten Gestank nämlich.

Doch ging das diesmal so übel nicht und zwar darum: einmal traf Michel Mädi mit verweinten Augen an und in einer Stimmung, daß es ihn kaum mit dem Rücken ansehen mochte, kein Wort konnte er aus ihm herausbringen. Mädi hatte vernommen, Michel habe eine im Haus, von welcher er bereits ein ganzes Regiment uneheliche Kinder habe, von der werde es etwas schmöcken (zu hören bekommen). Das sagte der Vater dem Michel. Darauf packte Michel auch aus, was er vernommen, unter welchem das Aussetzen von Kindern, das Liefern ins Findelhaus nach Mailand von wenigstens sieben an der Zahl bei weitem nicht das Ärgste war. Das fuhr Mädi schrecklich ins Gemüt, aber kurierte es, d. h. so weit, daß es sagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute so tüfelsüchtig lügen könnten; wenn sie es ihm so machten, so werde es wohl sein, daß auch alles nicht wahr sei, was sie über Michel sagten, vielleicht sei alles erlogen; das werde sich dann bald zeigen. Man wurde rätig (kam überein), jede oder jeden, welche ein solches Gerücht auspacken wollten, mit dem Stock vom Hause wegzujagen; das half gegen das Gesindel.

Dann kamen Verwandte angestiegen, Götti und Gotte (Paten und Patinnen), wimmerten und taten kläglich, man sollte doch recht noch besser sehen und sich wohl besinnen, ehe man den Fuß recht im Lätsch (Schlinge) hätte. Sie wüßten wohl, sie kämen mit solchem Rate nicht wohl an, aber hintendrein habe schon mancher eingesehen, wer es wohl mit ihm

gemeint und wer nicht. Die weiblichen Ratsherren gebrauchten gewöhnlich sogar das Schnupftuch, schnüpften (schnauften) erst brav, wischten sich dann die Augen mit Macht. Gegen diese mit dem Stocke zu agieren, schickte sich nicht wohl; man suchte sie zu verbrauchen, so gut man konnte, und wehrte sich gegen böse Eindrücke nach Vermögen. So schlug man sich glücklich durch bis zum Hochzeitstage. Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen: man kannte Michels offene Hand. Aber ins fröhliche Schießen klangen von ferne her die wüsten Töne aus großen Kuhhörnern zu Spott und Hohn. Man will behaupten, diese wüsten Musikanten seien besonders von weiblichen Mächten bestellt, instruiert und dirigiert worden.

Trotz allem dem richtete Michel eine stattliche Hochzeit aus. Mit mehr als zwanzig Wagen fuhr er zur Trauung, und wie manche Pistole knallte, wissen wir nicht. Ein Wunder war's, daß nicht großes Unglück geschah; die jungen, ungewohnten Pferde wurden scheu, zerschlugen die Gabeln, Räder fuhren ineinander, Pistolen sprangen, und doch wurde niemand beschädigt, daß es der Rede wert war. Das nahm man für eine gute Vorbedeutung und mit Recht, denn gut ging es. Michel wurde nie reuig und seine Frau noch viel weniger, es gab ein sehr glückliches Ehepaar. Michel gab aber auch einen Mann ab, als die Frau ihn nach und nach von den Kinderschuhen entwöhnte; es blieb ihm nur das einfache, treuherzige Wesen, welches jedem Manne wohl anstände, wenn er es hätte. Aber nie getraute sich seine Frau, ihm das Geheimnis vom Kuttlebädli zu enthüllen. Sie dachte, es trage nichts ab; besser begehre sie es nicht, aber es zu verbösern, begehre sie auch nicht. — Anni hatte große Freude, als es wieder wirkliche Kindermutter werden konnte, und hätte sich dieses Amt um kein Geld der Welt abkaufen lassen. Daß ein Kind nach dem andern kam, machte ihm aber Angst, wenn schon viel Sachen da seien, so gebe es zuletzt doch gar zu kleine

Häuschen, und wer dann Bauer sein wolle auf dem Knubel, jammerte es. Das letzte der Kinder erlebte es nicht, und alle erhielten trotz Annis Angst ihren schönen Teil, denn bei allem war Gottes Segen, und auf dem Knubel wird ein Bauer bleiben, solange Gottes Segen droben bleibt, solange fromme Eltern sorgen und hausen, daß sie den Segen hinterlassen können, der den Kindern Häuser baut.

Die drei Brüder.

Es war ein trüber Herbstmorgen im Jahre 1839. Bysennebel (Nordwindnebel) hingen in den schwarzen Tannen, düster rauschte die Grüne, als die dicke Wirtin auf dem Flühlestalden vor die Türe trat, mit dem Fürtuch (Schürze) den Schweiß von der Stirne sich wischte, eine tüchtige Prise nahm, ringsum schaute und endlich zu ihrem Manne, der noch viel dicker als sie auf der Bank neben der Türe saß, sagte: „Es kömmt noch niemand! Haben sie es wohl vergessen oder wir nicht recht gehört, schon bald eilf und ich sehe noch keinen. Es wäre Zeit, die Fische zu töten, aber bis ich einen sehe, tue ich es doch nicht, sie reuten mich viel zu sehr, wenn wir sie selbst essen müßten; so schöne haben wir lange nicht gehabt."

„He," sagte der dicke Wirt mit einer Stimme, die tönte, als käme sie aus einem alten Zwingherrenturm, „es ist noch alle Zeit; die einen haben weit und die andern sind spät auf den Beinen, und wenn sie schon darauf sind, so geht es doch nicht geschwinde; darum habe nur Geduld und nicht Kummer, sie werden schon noch kommen, es fehlt nicht. Noch vorgestern hat der mir es gesagt, welcher bestellt hat." „He nun meinetwegen," sagte die Wirtin, „wenn sie warten müssen auf das Essen, so sind sie selbst schuld. Kämen sie früher, daß man wüßte, woran man wäre! Bei solchem Wetter ist man immer ungewiß, wenn Herren dabei sind. Die bilden sich ein, sie seien

von Zucker und zergingen alsobald, wenn ein Tropfen Regen auf sie fiele."

Die Wirtin hatte ein scharfes Auge in die Weite, aber den Buchstaben, geschriebenen und gedruckten, frug sie nicht viel nach. Wie sie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh schaute, rief sie: „Dort über die Zäune sehe ich einen Kopf kommen mit einem Hut darauf und etwas hält er vor dem Gesicht. Es ist nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunstecken aus." — „Das wird just der Rechte sein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; so läuft zwischen Burgdorf und Sumiswald nur einer; dafür ist er aber auch g'studiert, der Teufel zöge das kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, so kommen die andern auch, der zieht sie an wie Speck die Mäuse. Geh hinein, Frau, laß die Fische holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da ist, so werden die andern auch nicht mehr weit sein." —

Wie der Wirt sagte, so geschah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte, die Arme in der Seite, sich umgesehen nach allen Seiten, so waren auch andere da, Männer von allen Sorten, sie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger sah man keinem an, die meisten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verschiedene Gesichter, aber jedem sah man an, daß er sich nicht für den Dümmsten hielt, und die meisten waren so, daß auch andere sie für etwas mehr als dumm hielten. Eben so verschieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürstet und man sah den meisten an, daß sie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da gewesen, unmöglich wäre es ihm gewesen, zu erraten, was diese Leute vorstellten; daß die meisten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von zweien hätte er vielleicht geglaubt, es seien Gelehrte, sie hatten Brillen auf der Nase, hätte sich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum sie da zusammenkämen, in diesem einsamen Wirtshäuschen, wo der Wirt viel dicker ist, als das Haus groß, und die Zimmer viel enger, als die Gäste breit!

denn diese saßen um keinen Tisch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von einem, sondern von allerlei, je nachdem jedem der Schnabel gewachsen war. Keinem muß das Herz voll gewesen sein, denn man merkte keins, das überlief. Vielleicht sind die Herzen heutzutage auch größer, so daß sie nicht so schnell mehr überlaufen. Einer stand, der andere saß, einer zündete seine Pfeife an, und der andere probierte schlechtes Extrait, machte ein Gesicht wie eine Katze, wenn ein Hund sie anblickt, stellte es abseits, soweit sein Arm reichte, und zog dann schnell die Nase zurück außer dessen Bereich.

Den breiten Männern ward es in der engen Stube am leeren Tisch unheimlich; wenn der Tisch voll ist, hat es in einer engen Stube schon manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tisch keine Viertelstunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer ist und die Wirtin noch nicht fertig, so drückt einen die Luft noch viel beengender so in einem Stübchen, das ursprünglich ein Gaden (Schlafkammer) war und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenstern war auch nicht viel zu sehen, als vornen heraus eine schöne Fläche mit vielen Bäumen und Häägen (Zäunen), links sah man gar nichts, denn auf dieser Seite waren keine Fenster im Stübchen, aber wenn man scharf horchte, so hörte man die Grüne rauschen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus sah man ungefähr was vornen, Bäume und Hääge durch üppige Felder, weiterhin einige Häuser, und über alles tropfte immer sichtbarlicher der Bysennebel (Nordwindnebel) und niemanden gelüstete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß sind, wenn es regnet.

Da sagte auf einmal einer, hinten aus sei es am schönsten, wie man es sonst nicht vermute. Hinten aus komme nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß stehe das Haus, der von da als starke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieser Berg springe gar

merkwürdig als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Tal hinein, und oben auf seiner Spitze, von welcher weg er sich rasch zu Tale senke, sei vorzeiten ein altes Schloß gestanden, eine eigentliche Wartburg oder ein Lueg ins Land, noch sehe man den gewesenen Burggraben und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es," meinte er, „wenn man da hinaufginge, unterdessen würde die Wirtin fertig, der Tisch würde gedeckt, ohne daß dabei einem die Füße abgetrappet und Messer und Gabel ins Gesicht gestoßen würden, man kriegte obendrein noch bessern Appetit, brauchte das kannibalische Extrait nicht mehr zu riechen, und unter den großen Tannen und Buchen wäre man vor dem nassen Nebel so ziemlich sicher."

Das Ding war eigentlich den wenigsten so ganz recht. Weil man aber nichts besseres wußte und doch nicht gerne seine Faulheit so unverblümt ans Tageslicht stellte, so ließ man sich vom Antragsteller fortreißen und begann schwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum bösen Spiel und innerlich mit dem sehnlichen Wunsch, wenn man nur schon wieder unten wäre, den ziemlich steilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch schöner, als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub sehr glatt, so daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskierte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hosen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indessen; allen sah man die frühe Übung an, zu klettern und zu steigen, wie es Schweizern ziemt, aber keiner konnte eine gewisse Unbehilflichkeit verbergen, die so gerne sich einstellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte, dauerte das Ansteigen, der trotzige Vorsprung war höher, als er schien, und die Stillstände wurden länger als in früherer Zeit, und wer nicht gerne eingestund, daß sein Atem noch nicht im rechten Schwung sei, begann Betrachtungen anzustellen, bald über den Waldwuchs, bald über die sichtbar werdenden

Vertiefungen, bald über seine ungebärdige Pfeife, alles je nach der Richtung seines Geistes oder dem Reichtum seiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben sei, auf einem kahlen Scheitel mit schönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Atem und hob die Augen; da verstummte jeder überrascht. Umgekehrt ging's auf dem unbekannten Gipfel den Besuchern, wie es andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar mancher nichts gesehen als Ordinäres und hat Mühe gehabt zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte stehe, welcher als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beschrieben worden. Wie vielen ist es zum Beispiel so gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha-See, als sie ein kleines Seechen fanden, ungefähr wie unser Seeberg-See, und das Seechen ohne bedeutsame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, so daß das Seechen nur dann schaurig ward, wenn es überall auf Erden schaurig wird, wenn nämlich der Himmel schaurig wird und seine schwarze Maske vornimmt; und wem ist's nicht so gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen und nichts sah als junge Buchen und durch die Buchen etwas Wasser zu seinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf diesem Hügelchen anders zumute sein als einem Schweizer, und wer Berlin gesehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg fast wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben war's anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen und etwas Wasser. Gerade vor sich sah man ein hohes stolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendste, denn man sah hinter demselben rund um, auf und über eine Menge Berge, rechts über alle

Höhen bis gen Bern, links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, sah gegen die Höhen, die Bern und Luzern voneinander scheiden; so sah man auch in manches Tal hinein, sah die Mündung der Täler von Langnau und Walkringen, sah, was von Burgdorf her über Lützelflüh heraufkam, sah, was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Griesbach hervor sich wagte, übersah da eine Verbindung von Tälern und Höhen, die auch dem Unkundigsten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort sei, dessen Bedeutsamkeit man ihm gar nicht angesehen hätte.

„Da sieht man weit hin ins Emmental," sagte hier einer und dort einer, „was war wohl hier," ein anderer, und endlich kam's einem in den Sinn, zu fragen, wie man dem Berg auch sage (den Berg heiße). Das wird manchen, besonders solche, die mehr auf Namen und Titel halten als auf Sachen und Menschen oder Bücher, lächern, daß diese Frage erst jetzt kam, war aber doch nicht halb so lächerlich. „Münneberg sagt man ihm," antwortete einer; „das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen sollen," bemerkte ein anderer, sei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden sei, werde ein Münchenberg nicht weit sein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, sagte, er zweifle an dieser Auslegung. Auf keinem alten Pergament stehe etwas von einem Schloß, das hier gestanden, oder gar von einem Kloster. Er glaube, Münneberg solle eigentlich heißen Mühleberg, und dieser Name stimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei seien, welche über solche Dinge spotten. Und schnell frugen zwei, was das für eine Sage wäre; als er aber anfing: „Vor ungefähr achtzehnhundert Jahren," da fuhren schnell drei mit der Meinung dazwischen, daß der Regen stärker, die Wirtin wohl fertig sein werde, und daß, was vor achtzehnhundert Jahren bis jetzt vorgegangen, am besten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert sei, sich anhören lasse, beson-

ders, wenn man sich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Vierunddreißiger die Andacht stärken könne. —

Als diese Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit, sie ins Mehr zu setzen gegen die andern, denn, als ob sie eine Peitsche sei, mit der man jage, oder ein gebratener Hase, mit dem man locke, gab sie die Beine in Gang und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirtshaus gebracht.

Es war auch Zeit; denn nun nebelte es nicht mehr, sondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tisch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überstreut und mit Brot gesegnet, daß man von der Fleischbrühe, die daran sein sollte, kaum etwas vermerkte; doch setzte man sich schnell um sie, und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten sich alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden sehr verwundert hätte. Die Suppe war ein strenges Essen, besonders für den, der seinen Mund nicht gerne mit Essen verbrennt; als aber die Fische kamen, da vergaß man die Suppe, und das Herz im Leibe lachte allen, sie mochten eins haben, wie sie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fische! Jeder eine starke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem schönen rosenfarbenen Fleische, das schmeckt wie Haselnüsse und so selten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen; dazu waren nicht die Fische abgezählt, so daß höchstens ein Komplimentsfisch übrig lag in der Schüssel, sondern für jeden waren zwei gezählt, und jeder mußte auch seine zwei essen, es tat's die Wirtin nicht anders; da kam manchen noch ein stärker Schnaufen an, als führ' er den Berg auf, und keiner war, der, als er mit seinen zweien fertig war, nicht sagte: „So habe ich lange nicht Fische gegessen, aber Gott Lob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß!“ Wenn man schon mit Vierunddreißiger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit fernerem

Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden wie an einer Kindbetti, wo erst ein neues kömmt, wenn das frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also:

Vor achtzehnhundert Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet um ihrer berühmten Tapferkeit willen und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen Gauen, kamen zur Beratung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Kastell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach achtzehnhundert Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militärische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande Afrikas. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle, bauten herrliche Amphitheater, und die rauschende Aare umströmte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreisen sie ein. Das Amphitheater in Vindonissa faßte zwölftausend Menschen, und dort war doch nicht die Hauptstadt. Die Helvetier zogen damals von den

Römern wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Teils der Menschheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten sie reiche Torheit aus, sondern, den Bienen gleich, sammelten sie auch Honig außerhalb ihrer Marken und schleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals gingen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter ins Weltmeer, und der Käs war berühmt, soweit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlassungen hatten, das ist Wiflisburg, Windisch und Baselaugst. Daneben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römische Altertümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer gewesen sein sollen, hat man noch keine Altertümer gefunden. So verhält es sich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrscheinlich ursprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande besetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen sei und die verschiedenen Lager einander schnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrscheinlich die Verbindung zwischen den westlichen Landen und Luzern und war der bedeutendste Ort in dem Tale, welches dem großen Aarentale parallel läuft, dessen einer Arm bei Langental ins Haupttal sich mündet, während der andere bei Sursee an das Tal stößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, dessen Schlüssel Zofingen ist. Sobald auf der Hochebene Römer sich ansetzten und durch den sonst so wilden Teil Helvetiens die üblichen Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, so war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe sich niederließen. So bildete sich von selbst hier eine bedeutende Niederlassung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käse abgeliefert ward, der

berühmte, der seinen Ruhm länger behalten hat als die Produkte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Ägypten. Auch mögen wohl schon damals die schlanken Tannen den Weg gefunden haben, den sie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer so manches bauten, wozu sie das notwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht suchen durften. So ward hier ein stattlicher Handelsort um der Käse willen, und weil, wo Käse sind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, so wurden hier auch oft dergleichen gesucht, für römischen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventikums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte sich daher gegen Osten bis über den Kirchstalden herab, der noch jetzt Vorstadt geheißen wird. Auf der Westseite füllte die Stadt, freilich nach damaliger Weise, wo die Häuserreihen nicht dicht geschlossen stunden, sondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erst Grünen, dann Führten liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meisten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, so waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demselben, auf der Spitze, auf der wir vorhin stunden, ein Wartturm sich befand, der weit hin in die Täler sah und mit andern Warttürmen bis ins Aargau hinab in Verbindung stand, durch welche schnelle Nachricht von dem, was in den Seitentälern geschah, in die Hauptstationen gebracht wurde. Wahrscheinlich geschah dies nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinger heißt, durch welche man stundenweit einander deutet. Aber wie die Römer allenthalben das, was gut und dem Lande passend war, sich aneigneten, so haben sie wahrscheinlich auch der germanischen Feuer sich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Notwendige sich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir diese Hochwachen. Jetzt, da wir ausrüsten bald nach preußischer Manier, bald nach französischer, je nachdem unsere

Kriegsgurgeln ein französisches oder ein preußisches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil sie weder in Preußen noch in Frankreich Mode sind. Statt dessen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Basel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns schnell genug aus dem G'wunder (Neugierde) helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet, sie ungehindert passieren zu lassen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher gesagt, die Mündungen so vieler Täler überwachte, konnte über die Höhen bei Affoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchsee, bis nach Aarburg senden und über die Weggisen in ebenso wenig Minuten an die westlichen Seen, bis nach Aventikum. Da die Nachrichten in einem solchen Lande nicht diplomatische Noten waren, sondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur sagten: „Paßt auf, der Feind ist da!“ oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!“, so konnte man mit Feuern sich gar gut verständigen.

Zu der Zeit, von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der starken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens schlug man sich gegen die Alemannen, die, unstet und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichtum und Behaglichkeit und der Sinn, der lange andauernde Zustände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhaltendem schönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tigersinn einiger Kaiser und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwist, erst, wer Kühe und Käse am besten verkaufen, dann, wer am meisten Geld sammeln und endlich, wer am höchsten es im Ansehen bringen, an den helvetischen Tagen seinen Gau oder seine Berge vertreten und reden oder wenigstens stimmen

könne zu der Verteilung der allgemeinen Lasten und zu des Landes Gedeihen. Wenn schon dabei nicht viel herauskam, und mancher an diesen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von seinem Mund aber nichts hören ließ, so war es doch eine große Ehre, da zu sitzen, und gab zu Hause desto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, sie waren die berühmtesten weit herum in den Bergen. Sie besaßen die schönsten Alpen, die prächtigsten Senntümer (Sennereien), ihre Käse hatten den meisten Ruf, und wenn sie damit in Aventikum oder in Vindonissa erschienen, so waren sie von Käufern umringt, und wem sie verkauften, hielt es für eine Gunst.

In Sumiswald winterten sie, im Sommer lebten sie auf den Bergen, und wo sie an einem Schwinget*) erschienen, da wußte man, wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeste Stier auf sie einrannte, so faßten sie ihn kaltblütig bei den Hörnern und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, sie hielten mit einer Hand den davonrennenden Stier am Schwanze fest, daß er stehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber stolz dazu und aufbegehrisch, wie es die Helvetier schon damals nicht gerne voneinander ertrugen, auch kleideten sie sich hoffärtiger als andere und oft auf römische Weise, daher waren sie wohl gefürchtet, aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig, sie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie sie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Ebenso stolz waren ihre Knechte; da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Übermut zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er sich nicht rächen, konnte bloß die Unbill sich hinters Ohr schreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten.

Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines,

---

*) Volksvergnügen der Schweizer.

ein wunderschönes Töchterlein, das nach und nach eine so recht herrliche helvetische Jungfrau ward. Es war, als ob die Sonne aufginge über die Berge, wenn sie an einem Schwinget erschien, und wenn sie in die Reigen sich mischte, so war es, als ob die Königin der Feen tanzte mit ihren untergebenen Geistern. — Sie war auch gewaltig stolz, und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten sie nicht, sondern schalten sie hochmütig und herrisch, aber die Armen rühmten sie, und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, spielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis sie sich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauschte. Wo sie jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte sie, der niedrigsten Magd gleich, in holdseliger Demut und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte sie mit Wolf oder Bär, dem Kühnsten gleich.

Nun geschah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagsatzung vertrat, starb. Es war ein alter Held gewesen, berühmt durch Rat und Tat, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen schon lange ein Dorn im Auge gewesen, denn schon damals glaubte man, der Reichtum gebe das Recht zu allem und Ansprüche an die höchste Ehre. Sein größter Reichtum war sein Sohn, der früher unter den Römern seinen Mut, der nicht auflodern konnte in seinem Lande, gekühlt, die letzte Zeit aber seines Vaters treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgestalt, dazu lieblich in der Rede und hilfefertig jedem in der Not. Wieder daheim, fügte er sich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweise, was ihm leicht ward, da er ein schweizerisches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfesten, wo erst geschwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächst unter dem blauen Himmel. Bald erscholl

der Ruhm seiner Kraft und Holdseligkeit weit herum; der sei jetzt der Dächen (Ausbund) geworden, hieß es, bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, so lächelten sie dessen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß solange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen sie den Ruhm recht steigen und weit umher kommen und zeigten sich auf keinem Platze; sie dachten, um so höher einer steige, um so tiefer sei dann auch sein Fall und um so größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte sich erst der jüngste der Brüder. Ein allgemeines Aufsehen gab's, manches Herz klopfte, und die Vorschwinger machten ihre Sache rasch ab, denn alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müsse, wie man lange keins gesehen. Mit dem eigentümlichen Bewußtsein des Siegers stand der ältere da, als ob er keinen Teil nehme an allem und sich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im geringsten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Teilnahme ab, und erst als Sigbert alle Kämpfer überwunden, als alle Überwundenen ihm anhielten und Sigbert selbst an ihn trat mit dargebotener Hand und der Frage: ob es auch nicht unter ihnen einen Schwung gelte, erst da sagte Guntram mit aller Kälte, es sei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen sehe, aber wenn man es zwingen wolle, so solle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmütigen Nachlässigkeit, die schon damals in der Übung war, trat der mächtige Guntram rothäutig, rothaarig, riesengliedrig, als einer der an fetter Milch und fettem Käse geleckt, in den Ring, dem ebenso großen, aber feiner gebauten und ungemästeten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne seltsam abstach gegen den männlichen, nur Zermalmung drohenden Riesenbau. Nachdem sie sich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen sie rasch zusammen, und ehe man es sich versah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze sprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langsam er-

hob sich der Besiegte, trat dann rasch zum Sieger, und nur flüchtig dessen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an sich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über seinen Kopf, schwang ihn dort mit riesigen Armen im Kreise, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, schmetterte er ihn nieder. Die Zuschauer zuckten zusammen im Herzen, als ob Sigbert mit zerschmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Turme gleich, den ein Erdbeben erschüttert, wankt er, fällt zum zweitenmal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelassen, das Gleichgewicht nie verloren, seiner Glieder Meister geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeschlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, sondern springt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram sich erhob, mit zorngeschwollenen Adern und, ohne die Hand zu geben, den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da ging ein Leben durch die meisten, den Kühnsten traten die Augen heraus, vor Angst zwar nicht, aber vor Kampfesbangen, das bei entscheidenden Kämpfen die Tapfersten beim Zusehen fühlen. Mit gespannter Kraft und Kopf neben Kopf gingen die Kämpfer gebeugt im Kreise herum, langsam bald, bald schneller, vorsichtig den Fuß vorsetzend, vorsichtig den Gegner stoßend oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorsicht der Vorsicht, kein Fuß ward unrichtig versetzt, kein Griff ward lose beim Stoßen oder Ziehen. Jeder schien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demselben den Vorteil zu erhaschen. Endlich, die Abnahme des Atems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderstehlicher Kraft Guntram den Sigbert an sich, und lange widerstrebte Sigbert mit äußerster Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anstrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf sich mit aller Kraft auf den Gegner, schlug ihm noch den Haken dazu und dieser, durch die eigene Schwere zurückge-

schnellt, durch Sigbert noch gestoßen, konnte sich des gefährlichen Beines nicht erwehren, sondern fiel dröhnend und krachend zum entscheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Tal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden, und sein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Gesichtern, um ihr um so sicherer zu sein.

Gertrud, des ältesten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugesehen und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, selbst mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte sie nicht wenden von ihm, aus Zorn, wie sie meinte. Beim Spiele später, wo der alle überragende Sieger dem ebenso hervorragenden Mädchen sich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen sich gesellt, begegnete ihm totzig und wild das schöne Mädchen, schonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte sich nicht, sondern wandte sich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzen, wilde Blicke sandte es dem lustigem Spiel sich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm eine strudelnde Flut des Hasses, wie es meinte; sie trieb es wig aus dem Kreise unter schirmende Tannen, dort zürnte es bitterlich, aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand unter der mächtigen Tanne stand, ging blutrot am dunkeln Himmel der Mond auf. Da schauerten blutige Ahnungen in ihm auf, und bebend suchte es die Menschen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen, als müsse es heim. Der finstere Ohm mußte sich aufmachen mit dem finstern Mädchen, das noch finsterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts gesehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelschlag und schüchternes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern seine Niederlage erzählte, waren die drei eins,

daß Sigbert gezüchtigt werden müsse. Clodomir, der Gewaltigste, wollte am nächsten Feste die Rache vollbringen, allein der Herbst bot keine Gelegenheit mehr, und der Winter mit seinem Schnee hielt die Gegner auseinander, da Sigbert in fernem Tale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen ist, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, später eine der ersten christlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den ersten Maitagen waren die großen Volksversammlungen, Abgeordnete an die Tagsatzung zu wählen, später gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Versammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend sie sich zum Staffel (Sennhütte) drängten, um gemolken zu werden. In diesen Tagen war an den Versammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe sie auf die Berge zogen, säuberten und ergänzten ihre Herden und kauften manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer so einen Markt sehen könnte, welch' seltsamen Gegensatz würde er sehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab kamen an der Spitze wilder Herden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufgeschossenen Kindern, meist in roher Landestracht, aber mit goldenen und silbernen Spangen geziert, alte Beutestücke, aus früherem Reichtum beim torrechtem (törichtem) Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Tierhäute gekleidet, wild wie die Tiere, deren Felle sie trugen, alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort sah man römischen Anstrich, mit römischen Namen nahmen einige auch ihre Kleider an, die Mode war schon damals in diesem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten sich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menschen und Tiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Panthertiere guckten die Jungen zwischen den Herden hervor, grinsten

einander an, fuhren mit wilden Sprüngen sich in die Haare oder schlichen zusammen und spienzelten sich ((zeigten sich prahlend) gegenseitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende sich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und ging ihr zur Hand am Feuer, aber scheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier sah man die wandernden Krämer herumgehen, Juden schon und Italiener, hier ließen sie ihre glänzenden Geschmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muscheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Lust, die aus ihren wilden Augen Funken sprühten, und wie man von der Schlange sagt, daß sie mit den Blitzen ihres Auges wilde Tiere banne, so bannten funkelnde Armbänder manch' helvetisches Mädchen, daß es stille stund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm fast nicht lassen konnte. Unterdessen gingen die Männer unter den Herden umher, in alter angestammter Würde, verglichen fremde Herden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erst unter sich, ehe sie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindonissa her Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor allen die drei Brüder hervor durch ihre Herden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte, und das schönste Mädchen herrschte an demselben, die reichsten Krämer drängten sich um dasselbe. Man sah aber auch den Dreien an, daß sie sich die Ersten dünkten auf dem Platze, daß sie es wußten, wie Fremde sie für Fürsten halten konnten mitten unter ihren Edlen. Lange waren sie so die Ersten und gaben stolzen Bescheid links und rechts und fuhren hart manchen an, um keiner Ursache willen, als weil es ihnen so gefiel.

Da kamen vom Westen her größerer Herden Gebrülle und vieler Menschen Gejauchze. Wilde Stiere rannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, rasche Knechte eilten ihnen

vorauf und schlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Nase. Kühe stürzten nach, Menschen wogten nach, es waren die aus den obern Tälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Gestalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Herden zu sehen, die Menschen zu begrüßen, drängte die anwesende Menge um die Ankommenden sich. Viele Alte sah man treten zu dem hohen Manne, der, einfach gekleidet, nur durch altertümliche Spangen sich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er sie, und sie lobten seine Mienen, wie sie dem Vater glichen, und sein Geschmeide, dessen Herkunft sie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes sich. — Fast einsam sah man die drei stehen, keinen Schritt näher traten sie, aber zornige Blicke sandten sie ins Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder schlagen und die höchste Tanne treffen.

Sigbert war's, der so freundlich empfangen wurde und die Ernte sammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und seine Genossen lagerten sich fast gegenüber den dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zusahen. In heiterem Mute achtete er sie aber kaum, ja als er die Runde machte wie die andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die sie nicht ausschlugen, aber mit der Bemerkung schüttelten, daß sie ihn bald anders zu fassen gedächten, und Guntram sei nicht der Stärkste von ihnen, wie er diesen niedergelegt, solle er auch Niederlage gewärtig sein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit sei zum Versuch, aber wer unterliegen werde, sei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer, wo Gertrud waltete, und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelrot ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiderte es nicht. Als es dunkelte, die Herden sich niederlegten, setzten sich auch die Männer zueinander um

die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge schwärmten rund herum, und zwischen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge, und lebendig ward es auf dem Platze. Die Herden regten sich, die Menschen bereiteten sich auf den wichtigen Tag. Die drei sah man im Bewußtsein ihrer Stellung reich geschmückt, aber mit manchem Zierrat und auf solche Weise, wie vaterländische Augen es nicht sehen mochten. Sie setzten sich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer, auf die man wohl warten mochte, die selbst zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug süßen Mets ward geleert und manchem, der dann mit den drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen sie auf mit stattlichem Geleite und traten in den Ring, den kein Sklave, kein Weib betreten durfte. Da wogte schon zahlreiches Volk, Tal bei Tal, und geschäftige Menschen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meist sieht, ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zusammen mit den Priestern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenstände der Verhandlung, einfach die Verhandlung selbst, die Wahl des Vertreters an der Tagsatzung die Hauptsache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rundum brüllten die Herden, von der Weide weg nach schattigen Plätzen, rundum regten ungeduldig Weiber und Kinder sich, die Lagerplätze zu beziehen, die sie, um Platz für die Versammlung zu gewinnen, hatten verlassen müssen.

Feierlich mahnte der Priester zu Ruhe und Biederkeit, und wie er schloß, so hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Priester wieder und befahl, daß links die treten sollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein seltsam Schwanken sichtbar, es wogte

in den Haufen, aber lange trat keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten, war ein Wagstück, von der Rechten zur Linken zu gehen, trieb wenige das Herz so stark, daß sie die ersten sein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Tälern zufällig auf der drei Seiten stunden, links sich ab und trat rechts über, und diesem Haufen folgten rasch andere, wenige einzelne liefen zwischen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald stunden die meisten und besten des Volkes rechts, die Brüder mit wenigen links.

Das traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie sehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben so einförmig ist, Beleidigungen vergessen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird; wieviele er selbst beleidigt, weiß der Übermütige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Faust zuckte zum Schwerte, aber die Übermacht der Gegner lähmte sie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Würdigern vorgezogen und große Erfahrungen seiner Jugend nachgesetzt worden seien. Ein weithin tönender Jubel scholl ihnen nach, von schwerem Drucke schien jede Brust befreit und jede Stimme doppelt so stark. Nun begann auf dem weiten Plane ein lustiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis spät in den Abend und dunkel ward's, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Bestem, dann durch Unbekannte, die Geschäfte machen wollten, die andere Tags zuvor abgetan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweisen doch ihn säumte (aufhielt). So ging der Zug seines Tales voraus, und wie er ihm nacheilte, immer neue Säum-

steine legten sich ihm in den Weg, noch am Tore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Tor trat, war es finster und einsam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen. Da traf plötzlich eine Stimme sein Ohr: „Wahre dich am Mühleberg!“ Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch spähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetischer Mann führte damals nicht bloß einen Regenschirm mit sich, er hatte auch nicht bloß höchstens einen Regenguß zu fürchten auf seinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und seiner Kraft vertrauend, erschrak nicht, hielt seine Waffen zur Hand, deckte Brust und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen, und schritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauschte die Grüne, in den Erlen säuselte der Wind, sonst war keine Spur von Leben auf seinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter sich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur selben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte sich schlängelte, so faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachsen, wie manche wußte er nicht, die Gestalten, zu denen sie gehörten, sah er nicht. Obgleich so unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erschallen zu lassen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt diese seien, wußte er nicht, verschwendete auch nicht in nutzlosem, ziellosem Sträuben seine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeschwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden solle. Erst als das Gebüsch ihm zeigte, daß man am Ufersrand sei, machte er eine plötzliche Kraftanstrengung mit allen Gliedern seines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, stürzten mit ihm über den Rand ins Wasser, hier noch ein Ruck, und er hatte seine Glieder frei, konnte auf die Füße springen, seine Waffen brauchen, brauchte nicht

wie ein Hund sich ertränken zu lassen, sondern konnte doch sterben in ehrlichem Waffentod. Der schien ihm auch beschieden, denn mit mächtigen Streichen drangen die unsichtbaren Feinde auf ihn ein und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo einer den andern nicht unterstützen konnte, und die Büsche, die ins Wasser hingen und gar oft seine Schilde waren, hinderten die Überwältigung Sigberts. Aber schon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter sich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauschte es plötzlich in den Büschen, Hundegeheul schlug laut auf, Hunde stürzten auf Sigberts Feinde sich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unsichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, sprangen aus dem schäumenden Flusse von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Rosse wiehern, und von schnellem Hufschlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch seinen Hund. Diesen, ein wildes, der Menschen ungewohntes, aber treues Tier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald unten an der Emme hörte dasselbe den Ruf seines Herrn, riß sich los und mit dem dem Hunde eigentümlichen Sinn den nächsten Weg seinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den Hunden nach die tüchtigsten Jünglinge, und Hilfe ward unerwartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man seine Wunden und forschte dem Warner nach, aber sonder Erfolg. Sigbert wußte, wo er war, aber er schwieg.

Ein solch' meuchlerischer Überfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abscheus erscholl im Lande, man ahnte die Täter, man haßte sie um so mehr, aber da Sigbert schwieg, sprach niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen versammelten sich, nicht einzeln in Kutschen fahrend, sondern jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von seinem ganzen Hause, oft noch von andern Familien, die Geschäfte treiben oder Freuden suchen wollten. Römer weither fanden

sich ein, hauptsächlich der Schlußspiele wegen, welche diese festliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der frischen Töchter des Landes wegen, welche man an solchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen sah.

Ganz besonders freudig waren diesmal diese Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigsten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte, soviel an ihm, hatte ihnen die frohe Botschaft auszurichten, daß Kaiser Galba ihnen den vierten Teil der Kriegssteuer erlassen. Empört durch Neros Lastertaten, die ihrem einfachen Sinn Greuel waren, hatten sie dem Statthalter Gallinus Vindex sich angeschlossen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu setzen. Als der endlich oben saß, gedachte er, was nicht immer geschieht, derer, die ihm hinaufgeholfen, und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger saßen die Männer zu Rate, freudiger zechten sie in des reichen Alpinus gastlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke und sah stolz sich um in den weiten Kreisen des Schauspielhauses, ob auf irgend einem Platze eine schöner und reicher sitze als sie auf dem ihren. Aber wie gerne auch jede die schönste sein wollte, so mußte doch jede gestehen, daß der Wunsch ein eitler sei und Julia Alpinula, des Vorstehers Tochter, hoch ob allen stehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja sie mußten noch weiter gehen und gestehen, daß, wenn eine der Julia an die Seite zu setzen sei, so sei es Gertrud, des Ältesten der dreien Kind, aber die dritte dann meinte jede zu sein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückischste der Brüder, trieb den Handel mit dem meisten Gewinn und wußte am besten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig kostete und seine Leute viel gewannen, wußte am besten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei bestehen konnte und sie auch. Wo ein

Zusammenfluß von Menschen war, da war er auch und kehrte nicht nur immer reicher heim, sondern wußte vieles und hatte vieles ausgerichtet, manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genossen Gastrecht in Alpinus' Häusern, dort kam Sigbert mit Gertrud zusammen, ohne ihr Rede abzugewinnen, immer spröder waren ihre Gebärden, immer düsterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll sichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und dessen Lobredner in seinem Rücken.

Mitten in die Freude schlug die Nachricht, die germanischen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiser ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüter, und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beschlossen sie, Guttat mit Guttat zu vergelten und fest an Galba zu halten, und wie der Beschluß genommen ward, bedachten sie gleich die Ausführung desselben, riefen Mannschaft auf, setzten die Warttürme in Stand, bestellten einen Heerführer über alle und jedem Gau sein eigen Haupt. Die Sammelplätze im allgemeinen waren von altersher bekannt, und wo die Gefahr sie bestimmen sollte, das war an den Feuern zu verkünden. Claudius Severus, ein kühner Mann, der Jagd kundig, sonst aber auf reichem Hofe an des Vaters Ruhm wohl lebend, ward oberster Führer, Sigbert das Haupt der Berge, des Emmentals und des Entlibuchs, die in den Revolutionen der Natur, die denen unter den Menschen vorangegangen, als ein unauflösbarer, unzertrennbarer Knäuel zusammengewirbelt worden. Geheim wurden die Dinge nicht verhandelt. Die damaligen Leute kannten die geheimen Räte nicht und dachten nie, daß Verräter sein könnten, wo nur Helvetier zusammensaßen. Daher waren ihre Gelage ihre eigentümlichen Ratsversammlungen, und je kräftiger das Bier schäumte, um so energischer wurden ihre Beschlüsse. Je tiefer das Bier sank in den Krügen, um so glän=

zender traten vor ihre Augen vergangene Heldentage, um so deutlicher sahen sie die alten Helden ihnen winken zu neuen Heldentaten im Lande der Väter, lasen in ihren siegtrunkenen Gebärden die Verheißung der Rache für die Niederlage in fremdem, unbekanntem Lande.

Wenn der Morgen tagte, suchten sie die Ruhe, es verflog der Rausch, es blieb der gepflogene Rat, in der Schale der Kern, und was beschlossen worden, ward schnell ausgeführt. Geld ward alsobald nach Baden gesendet, schon damals übte dasselbe große Gewalt in Krieg und Frieden. Es wurde gelauert auf die Verbindung der Legionen, welche durch Helvetien gingen, man wollte erfahren, wer Freund, wer Feind sei, wo man sich stützen könne, wo man sich hüten müsse. Boten wurden in alle Täler gesandt, die Augen aufzutun den Leuten, auf daß sie sich rüsteten zur Schlacht. In Aventicum, wo die Häuptlinge zusammensaßen, in vorläufiger Siegesfreude den Ruf zur Tat erwartend, und viel redeten von ihren Vätern und den Taten am Lemanersee, sah man bald einen römischen Hauptmann, gleich einem Knechte gebunden, durch die prächtigen Tore führen, umringt von jubelndem Volke. Der Donner der Freude widerhallte am Himmel, es war, als ob die hundert römischen Legionen gebunden eingeführt würden durch die helvetischen Tore. Die ganze Nacht toste die Freude, einem Bergstrome gleich, der immer lauter aufbrüllt, je dunkler am Himmel die Wolken werden, je tiefer zur Erde sie sich senken. Je schwerer das Wetter werden will, um so röter färben am Morgen die Wolken sich, je tiefer das Leid wird, um so größere Freude geht ihm voran, und der ersten Siegesbotschaft folgen gewöhnlich Flüchtlinge und verkünden die Niederlage. Dem gefangenen Hauptmann nach kam die Kunde, daß die Römer, die alsobald des Hauptmanns Niederwerfung wußten und zornig wurden über die verletzte Römerehre und die verratene Verbindung mit andern Legionen, den nach Baden gesandten Sold geraubt

hätten in kühnem Hinterhalt. Da war's der Zorn, der die Wangen blutrot färbte, die noch erst in der Freude geglüht hatten, und schnell beschloß man die Züchtigung der räuberischen Legionen zu Windisch, und während man noch ratschlagte, wie der Beschluß auszuführen sei, und jede Nacht einen andern Rat brachte und jedem Häuptling die Sache anders vorkam, je nachdem man die Verhandlung mit Bier würzte oder mit Wein, kam wiederum die Kunde, Galba sei ermordet und mit wilden Legionen wälze ein wilder Held sich den Rhein hinauf, ihrem Lande zu.

Als so plötzlich der Tag da war, an welchem der Väter Ruhm neu werden sollte, da erging es den guten Helvetiern wie dem, der in frohem Mute dem Teufel ruft und ihn plötzlich vors Gesicht kriegt. Die erste Nachricht kam ihnen fast wie ein Krampf ins Herz, aber sie zeigten ihn so wenig als möglich. Sie beschlossen, das Volk einstweilen nicht aufzubieten, bis der Feind in der Nähe sei, wohl aber die Besatzung in Baden zu verstärken, die Mauern dort auszubessern und alles bereit zu halten, damit auf die ersten Zeichen das Volk sich sammle auf der bezeichneten Stelle. Die Helvetier wußten, daß sie langen Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Herden nicht lange die Männer entbehren können, weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigentümlichkeit hofften sie einen schnellen Sieg an einem Orte, wo der Römer Kriegskunst nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rat gehalten, alles wohl verabredet, und Achim war auch dabei, gab klugen Rat, versprach gewaltige Hilfe und schien des Sieges sicher. Gewaltig groß tat er mit seiner, seiner Brüder, seines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie sie zu ihm, so wollten sie alleine den Feind bestehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar

seltsam ist des Menschen Herz, wird so leicht bestochen und zum Verräter an dem eigenen Herrn. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her, aber Gertrud war ein helvetisches Mädchen, wie er keines noch gesehen, ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten ins Herz, und wenn er sie erwarb, so war er der reichste und mächtigste in den helvetischen Gauen. Er hatte vorhin an so etwas gar nicht gedacht, aber seit er an der Tagsatzung war und die Pracht sah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hause, ging es gar seltsam zu in seinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nötige zu bereiten und ihren Gauen des Krieges Ursache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß seit Galbas Tode sie eigentlich nicht recht wußten, für wen sie stritten, aber sie hatten den Streit einmal beschlossen und sagten jetzt, daß sie ihn führten gegen den Übermut der Legionen und für ihre zugesicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das sagten sie niemand, die Angst auf, wie sie ohne Rücken in Rom und Zustimmung anderer Legionen bestehen wollten gegen die abgehärteten, übermütigen germanischen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Lust und Brand und Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde sich setzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimat zureiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „Hüte dich vor den drei!" Er wandte sich rasch um, niemand sah er reden, er fragte, wer ihm etwas gesagt, niemand hatte etwas gehört, er wurde selbst irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre oder ein seltsam Wort aus seiner eigenen Seele gehört. Da drängte sich freundlich durch alle Achim, drückte vaterländisch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reise, und ob den vielen vergaß Sigbert die wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindonissa lag

die wildeste der Legionen, diese wußte, was sie wollte, und war alle Tage gerüstet. Sie wollte, was sie gelüstete, stieß nieder, was sie hemmte, und seit Cäsar wußten die Römer, daß in der raschen Entschiedenheit, sobald die nötigen Kräfte beieinander seien, der Entscheid liege. Sie plagte das Castell zu Baden, aber sie griffen es nicht an und rückten nicht aus, bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbstverteidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen sich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entschluß die Kräfte erschlafft, wie auch die gespannte Sehne am Bogen in langer Spannung erschlafft. Dieses Harren war im Sinn der Römer, sie wußten, was sie wollten und bereiteten selbst den Augenblick, wo sie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf und die oberhalb des Zürchersees lagen, drangen durch die Täler und suchten Vereinigung zur gemeinsamen Tat; Tag und Stunde waren verabredet worden, die Boten gingen sicher, und die einzelnen Kohorten bewegten sich als Glieder eines Leibes.

Claudius Severus zögerte, den Ruf zur Sammlung zu geben, er rechnete fein ab, wieweit der Römer Legionen noch seien und wie schnell dann die Helvetier beisammen. Er fürchtete ihren Unwillen, wenn die Helvetier zwei Tage vor der Schlacht beisammen wären und also einen müßig sein müßten. Mit Vorräten aller Art gingen die Brüder ab und zu, waren auch seiner Meinung und wußten genau zu sagen, wo der Römer Feldherr stehe und wie schnell die Helvetier zur Stelle sein würden, wenn einmal die Feuer zur Schlacht riefen. Da kam ihm, als eben keiner der Brüder bei ihm war, die frühe Kunde, daß Cäcina über den Rhein gegangen, zunächst vor ihm stehe. Nun ergriff ihn das Bangen der Säumnis, er schickte Boten aus, er zündete die Zeichen an, er harrte auf dem Turme der Freunde, aber früher als

sie erblickte er die Feinde. Die Hauptfeuer brannten nicht oder nur vereinzelt hier und da und verwirrten die Leute, die entlegeneren Hochwachten wußten nicht, woran sie waren, die wenigsten Boten richteten die Botschaft aus, die, welche an Ort und Stelle kamen, fanden die Leute eben des langen Harrens wegen ungerüstet. Die Zuzüge kamen daher vereinzelt, langsam, und ehe Severus eine hinlängliche Macht beisammen hatte, brachen aus dem Reußtale hervor die Kohorten aus Rhätien, verstärkt durch junge Mannschaft der dortigen wilden Berge. Vor ihm und hinter ihm stund der Feind, der Zuzug war abgeschnitten, der lang erwartete Feind überfiel die Helvetier und hatte den großen Vorteil, der so oft später den Schweizern den Sieg gab, er konnte schlagen, wann und wo er wollte. Er sprengte in wildem Anlaufe die Hauptmacht von Baden und schlug, als der Wege und Pässe Meister, die vereinzelten Zuzüge.

In Sumiswald hatte Sigbert der Zeichen geharrt, nachdem er alles geordnet mit der Liebe dessen, der für sein Land alles gibt außer seinen Gott. Immer brennender ward seine Ungeduld nach den leuchtenden Zeichen, er kannte die Römer und wußte, daß nur entschiedener Wille und gesammelte Kraft ihnen gegenüber bestehen konnten. Er hatte Boten das Land hinabgesandt, aber sie kamen nicht wieder. Die drei, die in Sumiswald waren, taten freundlich um ihn, suchten ihn zu beruhigen und wußten allerlei zu sagen, wie der Feind noch ferne sei, vielleicht, die Helvetier fürchtend, sie umgehen werde. Sie machten die Leute sicher, nur Sigbert nicht. Er hatte keine Ruhe, mitten in der Nacht riefen ihn Träume wach, er sah die Legionen der Feinde über den Helvetiern, sah diese zersprengt, gehetzt wie des Waldes Wild, sah in Feuer und Rauch gehüllt das Land. Dann eilte er auf, eilte auf die nächste Höhe, wohl auch nach dem Wartturme auf dem Mühleberg, wo sein getreuster Knecht des Dienstes harrte, aber dunkel war es und dunkel blieb es am Himmel. Da

kamen eines Morgens Männer von den höchsten Bergen her und brachten Bericht, daß sie Feuer gesehen am blauen Berge und das Aargau hinab, aber vereinzelte, bald hier eins, bald dort eins, das Land hinauf sei es dunkel geblieben. Sie hätten die ganze Nacht geharrt, daß die nähern Warttürme das Zeichen geben würden, doch umsonst. Da fühlte Sigbert die Hölle der Ungewißheit, das finstre Ahnen, zu liegen in den Netzen des Verrates, den Zorn des Kriegers, der den Ruf des Freundes in der Not nicht vernommen. In des ersten Zornes Wallen wollte er reiten mit seinem Gefolge das Land hinab, selbst Kunde zu holen oder Hilfe zu bringen. Aber die drei riefen: wenn er abwesend sei und in der nächsten Nacht riefen die Feuer auf, wer dann die Scharen sammeln, ordnen, führen solle! Des Führers Pflicht sei es, auf der Stelle zu bleiben, damit, was dort ihn suche, dort auch ihn finde. Er könne ja Boten senden, die so eilig seien als er selbsten, deren Abwesenheit aber nur unbedeutend. Das begriff Sigbert, zog den Fuß aus dem Bügel, aber wie er ihn auf den Boden setzte, faßte er den mannhaften Entschluß, seinen Gau zu sammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin, am nächsten Morgen hinunter zu ziehn zu den Brüdern, deren blutige Not an diesem Tage er nicht kannte, aber in geheimnisvollem Wehen zu fühlen schien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die seinem Bruder jenseits des Meeres geschlagen wird. Er sandte Boten nach den nächsten Warten, bei einbrechender Nacht die Zeichen der höchsten Not zu geben; er sandte aus, wen er konnte, seinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die drei auch dagegen redeten, daß es unklug sei, aufbegehrten, daß solches ihm nicht zustehe, drohten, sie folgten ihm nicht, sie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ sich nicht irre machen, nicht hemmen, sein Wille stund fest, in diesem Willen fand er einige Ruhe. Gar seltsam sah Gertrud ihn an, die nach helvetischer Jungfrauen Weise in die Nähe sich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler

noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal, als ob sie reden wollte, heftig und hart. Es tat Sigbert, der selbst in diesem Augenblicke noch ein Herz für sie hatte, weh, daß die schöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurteil gegen ihn nicht wollte fahren lassen, so stark auf ihrer Verwandten Seite stand. Aber im Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald sich drängten und heftig gestritten ward für die drei und gegen sie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die meisten auf seine Seite; und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige scheinen wollte, und das wollte keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten, sich zu rüsten; wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, sollten sie zur Stelle sein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne schlich hinter dunkles Gewölke, und ein schwerer Regen rauschte über das Land. Bange sah Sigbert ihm zu, einsam harrend ob Sumiswald, er fürchtete, der Regenschleier möchte seine Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen versiegte, dunkler ward's, schwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächste auf dem Mühleberg nicht.

Da brannten in ihm auf Wut und Angst, wie sie brennen in der Mutter, wenn sie von Schlangen ihr liebstes Kind umwunden sieht. In raschem Laufe stürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorigemal, rief es neben ihm: „Gehe nicht zum Mühleberg!" Und dreimal rief es, und dreimal achtete Sigbert es nicht in Wut und Angst und eilte geflügelten Laufs weiter. Da war's ihm, als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, fast unhörbar, und je mehr er eilte, desto mehr eilte das andere auch, dicht vor ihm durch die finstere Nacht. Immer wilder stürmte er dem schauerlichen Wesen nach, das er nicht sah, dessen Tritt er nicht hörte, dessen leises Schnauben einzig es verriet, stürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sausen, einen Fall, einen leisen Laut, vor seinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend übersprang, da sauste es

abermal, und drei Speere trafen ihn, und drei Schwerter sausten über ihm, und ehe er sich aufraffen konnte, lag er tot neben dem ersten. Als die drei zwei Tote fanden statt einem zu ihrem Erstaunen, wollten sie wissen, wer der erste sei. Da fand Clodomir sein Kind, und in dessen Brust, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild sein wollte, drei Speere, sein Blut verronnen, verhaucht sein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer sein Vaterland verraten kann, verschmerzt auch bald sein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald. Wenige fanden sich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräter nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erschlagen tot. Die wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräter. Dem widersprachen die drei nicht und fragten, ob man jetzt wisse, wer es gut mit Land und Leuten meine. Und während sie noch so redeten und tobten, kam die Kunde, wie vom Himmel herab, und niemand wußte, wer sie gebracht: alles sei verloren und die Feinde brächen gleich von Sursee her das Tal herauf. Weiter unten sei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und schrien über die Verräter, und die Männer schlugen die Waffen zusammen und wollten sterben für das Land, und andere meinten, man solle in den Bergen sich sammeln, noch sei's nicht verloren, aber zwischen durch gingen die drei und fragten, für was und für wen sie eigentlich streiten wollten? Seit hundert Jahren seien die Römer ihre guten Freunde gewesen, und der ganze Streit sei ein bloßes Mißverständnis, weil sie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf sie gehört, so wäre viel Unglück nicht entstanden. Sobald das Mißverständnis aufgeklärt sei, höre auch der Streit auf. Es wäre am besten, man sendete zu den Römern und ließe ihnen sagen, man wolle ja nichts, als was sie auch wollten, und sie wollten fürder wieder gute Freunde sein. Das dünkte vielen, die des Streites Ursache nicht recht begriffen hatten,

sehr erbaulich, und sie stimmten fröhlich bei, aber keiner wollte gehen mit dieser Botschaft zu den Römern. Als endlich die drei sich dazu erbitten ließen, da war selbigen Tages die Meinung im ganzen Tale, daß die drei es mit dem Lande am besten meinten, sein Hort, seine Retter seien, Sigbert aber ein Feigling sei, der davongelaufen, als es Ernst gegolten. Die andern aber meinten, ein Feigling sei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem sei nicht mehr zu trauen, bei der ersten Gelegenheit werde er zum Verräter, so Sigbert.

Stattlich gerüstet machten die drei sich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Tale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtsein solcher, welche Freundschaft erkauft zu haben meinen, traten sie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie sie die drei Brüder seien, die man in Vindonissa wohl kenne, welche den Römern Blut erspart, Pässe und Wege geöffnet dadurch, daß sie durch List und Gewalt den Zusammenhang unter den Helvetiern zerrissen. Aber als hörte man sie nicht, wurden sie niedergerissen, beraubt, gebunden, und vor allen waren's die Rhätier, welche sie mißhandelten, sie waren der Meinung, daß Vaterlandsverräter zu strafen wären, wo man sie fände. Die drei Brüder meinten, es sei Irrtum, der sich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nachkämen. Nackt, wie das Vieh wurden sie auf Sumiswald getrieben, sahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuser brennen, ihre Vorräte plündern, ihre Heerden schlachten oder forttreiben, schrien aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigentum sei und sie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute sahen sie, Menschen, mit denen sie gehandelt, schrien sie um Erbarmen an, um Loslassung, aber Hohnlachen sahen sie, ins Gesicht wurden sie geschlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Asche lag, da wurden sie mit andern, Menschen und Vieh, das Land hinaufgetrieben. Die Römer schlugen sie, ihre Lands-

leute verfluchten sie, denn jetzt kannte man sie. Noch brannten die Mühlen, hoch auf zischten die Wasser an den glühenden Rädern. Diesseits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die sie aus den Gebüschen gezogen. Jetzt sahen alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die drei aber heulten laut auf, und eines Satzes sprangen sie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten sie, die Wellen verschlangen sie, die drei Brüder wurden nicht mehr gesehen bei Leibesleben.

Aber zur Ruhe kamen sie nicht. Noch jetzt sieht man sie hier am finstern Bache gehen und winken und deuten, und so lange sollen sie hier gehen, als irgend einer, der Verrat im Sinne führt und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmut Treue brechen will, dieses Weges geht. Schon mancher Vogt, der Witwen oder Waisen betrügen, schon mancher Richter, der das Recht drehen half, mancher Gemeindvater, der an sich dachte und nicht ans Allgemeine, mancher Landesvater, der das Heil des Landes nach seinem Sacke maß und nur zu seiner Ehre Sorge trug, und nicht zur Landesehre, hat die drei gesehen, wie sie weinten, deuteten, die Köpfe schüttelten mit bittenden Gebärden, und alle Wellen schienen Amen zu sagen, und alle Erlen rauschten mahnend dazu.

So hatte der Mann geredet und alle ihm andächtig zugehört, wenn schon lange die Pause zu Ende gegangen, der Wirt vieles aufgetragen und wirklich mancher angefangen hatte, wieder frisch darauf loszuessen. Man hatte Lust gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er selbst erfunden, und wie man auf solche Weise jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber teils seine Versicherung, daß die drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, teils der Schluß selbst gaben dem Gespräch eine andere Wendung, und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältnissen, und über beide wußte man traurige und drollige Geschichten und trank viel Vierunddreißiger dazu. Darauf ward es Abend, und in Freundschaft ging man

auseinander, jeder seines Weges, wie man in Freundschaft zusammengekommen.

Darauf erscholl ein Geschrei in den Zeitungen, auf dem Flühlestalden sei eine politische Versammlung gewesen und vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was sie meinten, das geredet worden, aber von den dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl, warum.

Segen und Unsegen.

(Alpenrosen, Jahrgang 1850.)

Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Äpfel sich röten, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Äpfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen übers Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbat in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbat führen, denn

Schöneres gibt es eben kaum auf Erden, als ein stiller friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das eine, und anderes kehrt wieder und immer wieder, solange die Sonne geht am Himmel, solange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist sein Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in sieben Tagen vielleicht und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber um so fataler ist es eben. Sein Mobiliar bestand größtenteils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tischen, besseres hätte sein Vermögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein grusam Armer, aber d'r freinst Schlabi (freundlichste und gutmütigste Mensch), wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlt es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte, aber er finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heiratslustiger Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande aufwachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen haben, schüchtern und blöde sind, wandeln, als ginge es auf lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten Putsch (Zusammenstoß) splittern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie gerne sie eine Frau

hätten, wieviel Liebe sie im Herzen haben und wäre sie saumweise (der Länge nach) auszumessen oder zentnerweise zuzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind, d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß, wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskiert, im Strome derselben zu ersticken, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht (Kirchenvorstandssitzung) gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm gesagt: „Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit übers Land.“ Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohlgetan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Kabis (Kohl) ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Kabis gegessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reisen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu stimmen, mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderlieblich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner, als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Ästen der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen ihre muntern

Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und erteilten ihre Befehle übers Land. Alles war lustig, und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab, recht trüb im Gemüte. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbat da, mit den Lämmern konnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern, brieten Äpfel, Birnen und wessen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüte, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüte und mit irgendwem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, soweit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nötig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfnüsel (Schnupfen) davongetragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenschirm nehmen würde, und der Stock täte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht aufs Wetter, und wenn man's auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich, und in Beziehung auf die Gegenstände nicht gleich gut. So gibt es Hunde mit treff-

lichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Werweisen (hin und her Überlegen), so stark, daß, wenn er endlich mit dem Werweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nötige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüberzukommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. „Das ist mir anständig, wenn Ihr mir vom Hause wegkömmt," sagte die Alte. „Ich denke, nüchtern werdet Ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute g'wund'rig (neugierig) sein werden, zu sehen, ob der Pfarrer ißt wie ein anderer Mensch. Und tut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie Euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, Ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber (zorniger) als z'koche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn Ihr noch was möchtet, wenn Ihr heimkommt, he nun, so sind Äpfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grunbirnen (Kartoffeln), und wenn Ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da, und wenn es sein muß, bald gewärmt." So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechzehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde, und umsichtiger und ängstlicher kaum einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein.

behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen (gebellt) und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin, und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel (aufrecht getragenem, geringelten Schwanz); der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran, zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmutig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel!

Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht soviel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosakenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam, und sah nach ihm, fast wie der quasi Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß er ein ganz ungewohnt Kleid anhatte, so schwarz wie keine andere Leute es hatten, tat er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und stellte sich

sogar in der Straße auf. Er schien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben und war doch selbst so schwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerksam. Die Türe ging auf, ein schlankes Mädchen trat heraus und rief: „Schnauz, komm her, willst schweigen oder nicht?" Und als er nicht schweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hause zu, während der Herr näher trat, seinen Engel zu sehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete sich noch einmal die Türe, und heraus kam des Chorrichters selbsteigene Person und dankte, daß der Pfarrer so bald ihm die Freude mache, ihn zu besuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte sagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie so ungefähr sich umsehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wisse. Aber er mußte immer auf den Hund sehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen stand mit grimmigem Gesichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Gesichte, ob das allfällig bei der Hand sei, wenn Schnauz nach seinen Beinen fahre. „Bind' den Schnauz an, Bethi," sagte der Chorrichter, „der Herr Pfarrer ist, wie es scheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da tut er Euch allweg nichts." Der Pfarrer, unter vielen Entschuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle, und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das letztere nachkomme, der erstere gehörig angebunden werde, trat endlich ein.

Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, fast achtzig Jahre alt, war da und freute sich sehr, den neuen Pfarrer zu sehen, von dem sie gehört, er predige so schön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, sagte sie, desto mehr freue es sie, wenn sie hier ein schön Wort von ihm höre. So ein Wort sei für ein altes Herz gar kostbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran und je länger, je besser, je weniger der Leib irdische Speise begehre und vertragen möge. Das werde so geordnet sein den alten Leuten zu Lieb und Ehr',

daß sie auch ein Wohlleben hätten, so gut als die jungen. Das freute den Pfarrer begreiflich und besonders, daß man mit seinen Predigten so zufrieden sei; er hatte Respekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu sagen, schielte er immer nach der Türe, vollständig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So schmerzlich das der Pfarrer empfand, so gereichte es ihm doch zum Vorteil, denn um so erbaulichere Gespräche führte er mit der Großmutter, um so besser kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel besserer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchlen kam. Er freute sich darauf, er dachte, wenn es ist, wie ich meine, so kann diesen Abend meine Alte Mühe und Kabis sparen. Plötzlich riß Bethi die Türe auf, daß der Pfarrer zusammenschrak, in der Meinung, Schnauz habe sie eingesprengt, und schrie hinein: „Ätti (Vater), geschwind, Klaus ist schon wieder da, denk' doch, was das für ein Leid und Elend ist." „Schon wieder," sagte der Chorrichter. „Ist die Kehr (Reihe) schon wieder an mir, das geht geschwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich schon länger warten."

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer sah fragend nach der Großmutter. Diese sagte: „Es ist ein Umgänger (Gemeindekostgänger) schon wieder da, den wir alle scheuen." „Umgänger," sagte der Pfarrer, „das wird nicht das gleiche sein, was Umbieter (einer der Gemeindeordnungen herumträgt, Weibel)?" „Es ist ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier, bis sechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es ist mir auch in alle Glieder gefahren, solange der da ist, kann ich kaum ein Auge zutun," antwortete die Großmutter. „Aber warum?" sagte der Pfarrer. „Ich dächte doch, so einem Armen könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, so wird man ihn wohl dazu halten können."

„Ja, sonst wohl, aber mit dem ist's etwas Besonderes," erwiderte die Frau. „Klaus war hier der Bauer, und weit und breit der vornehmste." „Was Ihr nicht sagt," entgegnete der Pfarrer, „der Bauer hier, und jetzt im Umgang? Wie war das möglich, hatte er Unglück, oder was war schuld?" „Der Hochmut, Herr Pfarrer, der Hochmut," sagte die Großmutter. „Mit dem Hochmut hat er sich versündiget und sollte jetzt erfahren, was Gott ist und was der Mensch ist, und kann es doch noch nicht einsehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, so will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weitersagen; es wäre gut, es täte noch mancher ein Exempel daran nehmen.

Dieser Hof war lange Jahre in einer Familie. Diese Familie besaß großen Reichtum und war von Vater auf Sohn in hohem Ansehen weit umher. Klaus war einziges Kind, schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos (Muttersöhnchen), man kann sich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der schön und wüst Wetter machte im Hause, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten seine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber gewesen sein als Gott. Was er machte, war ihnen recht, so konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeist, des Schulmeisters Zwingherr, und dem Pfarrer machte er es in der Unterweisung nicht viel besser. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmut. Er glaubte sich der Größte auf der Welt, gehorchte niemanden, verachtete alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heiratete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches sich ganz gut zu ihm schickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmütig und meisterlos (verwöhnt) wie er, wußte nicht, was

Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum voneinander unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Rosse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wieviel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrat und andere schöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu tun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmute gewöhnlich die frechen Worte: „Habe das nicht nötig, wüßte nicht, was es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen." Ob diesen Worten graute allen, welche sie hörten. Sie fingen an, sich zu fürchten, machten, daß sie fortkamen, und viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es alle ob diesem Übermut, und viele sagten, wenn sie nur nicht am Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben.

Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm allemal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel auftun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen, oder der Boden sich auftun und sie verschlingen. Er b'segnete (bekreuzte) sich brav und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann, und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredeten, und sagte: „Meister, d'r Tusig (der Tausend)

Gottswille, v'rnütiget (würdigt herab) Gottes Glück und Segen nicht so, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte." Da sagte der Meister: „So geh und sieh, wie weit du kömmst mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm' mir nicht wieder!"

Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, solle alles zittern, wie es geschieht, wenn unser Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange niemand gegen ihn den Mund auftun durfte, und wenn er im Wirtshause saß, gingen die meisten gerne drei Schritte um ihn herum und saßen an einem andern Tische ab. Doch wie es ist mit den Menschen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebsten vom Schmarotzen leben. Diese saßen an seinem Tische ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih' mir meine Sünde, unser Herrgott wäre und sie seine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erst den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speise und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meist nichts hatte als grobe Worte, und verblümt und unverblümt zu verstehen gab, wenn die armen Leute es nicht besser haben wollten, als es ihnen zukäme, so brauchten sie nicht zu betteln, sie fänden Fressens genug an allen Wegen und Hägen, so hatte er dagegen Säcke voll Neutaler für alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es fast die Stube versprengte (auseinandersprengte). Mit solchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirtshause, und wenn sie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf so recht zwischen sich kriegen konnten, so wußte kein Mensch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, sondern ums Schmeicheln, und wenn er sich betrank, so war es anfangs nur so gleichsam im Vergeß und um die Freude zu wässern, welche er hatte im Gemüte, wenn man ihn so recht gräuelich (schimmlig riechend, übermäßig) erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte.

Je mehr er draußen alles zwingen wollte, desto weniger

regierte er daheim, desto weniger sah er zu seiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckseite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen sollen, es sei dort ein Obergeneral, wie keiner sonst sei in der ganzen Welt. Aber das tat er nur so z'stößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen (nutzen) tat es auch nichts. Man sah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menschen an Nahrung und Pflege fehlt, sieht man es ihm bald von weitem an, geschweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht sieht, sieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch vielmehr drauf in kürzerer Zeit, besonders wenn man auch mit kostbarem Vieh Hochmut treibt. Die kostbarsten Rosse, die schönsten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wieviel, wie mancher Knecht deswegen fortgejagt wurde. Den Fehler suchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er sich wenig, er tat nur deshalb wüst, weil das ihm geschah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war sie dabei, und wenn sie schon daheim war, kümmerte sie sich um das Hauswesen gerade soviel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber und deren das Haus voll, welche ihr alles zutrugen, was sie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hause trugen, was ihr Herz gelüstete, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, soviel als in die Haut mochte. Was Spatzen in einem Weizenfeld vermögen oder auf einem Kirschbaume, das weiß man, aber was so eine Schar Weiber in einem Hause, wo sie aus- und eingehen, verrichten, selb wissen nicht alle Leute.

Um die Haushaltung kümmerte sie sich also nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnierte schrecklich aus (krakehlte)

mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat (schmeichelte, zu Gefallen lebte), verstund aber eine dieses, dann konnte sie machen, was sie wollte, und hätte sie gestohlen wie eine Rattmaus (Ratte), es war alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte, und nicht manches Jahr ging's, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brot, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Kapitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten und Klaus solchem nachfrug. Klaus hatte in seinem Hochmute im Namen der Gemeinde zu prozedieren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachsagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete (wirrte) seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durcheinander rührt. Da muß einer mehr können, als Brot essen, wenn er dieses wieder auseinanderbringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus, dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was ein

einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem geratet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Härlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter, er trieb alle Laster, was er sich alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das Schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zugrunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Witwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob denn niemand da sei, der reden dürfe. Aber es war niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen, es dürfen das heutzutage noch größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Übermut Schilde sind, hinter denen die wüstesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten, und Witwen und Waisen weinten, aber es half ihnen niemand, es hörte sie niemand, es stieß niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Teig.

Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch tat. Als man einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam alles auf den Klaus dar, er war niemanden lieb, und seine ärgsten Schmeichler tribelierten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Tinte zu geraten, er wäre damals an oberkeitliche Kost (d. h. ins Zuchthaus) gekommen, wie man allgemein sagte. Ach, Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere

und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit, und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: Schweigst du mir, so schweig' ich dir. Witwen und Waisen mußten es entgelten, und doch heißt es, daß verflucht sei, wer das Recht von Witwen und Waisen beuge.

Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten (Zinsschriften) hatte er keine mehr, Vorräte hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die, welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm niemand geben, niemand mochte mit dem Manne zu tun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang (Haftung in zweiter Reihe) erklären, der Hof wurde verpfändet, und er konnte die Not stellen (zum Stillstehen bringen), einen großen Teil der dringlichsten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es beide nicht zum beten und arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie ans Zinsen, sie blieben die gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmut, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armut an, in den verwetzten (abgenutzten) Kleidern, in denen er so mager stak wie ein Zaunstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich beide alles Schlechte vor, jedes dem andern seine eigenen Laster, jedes sollte schuld am Unglück sein, jedes zählte auf, was es ererbt, das andere ihm vertan, jedes mutete dem andern das Arbeiten zu, jedes forderte vom andern, daß es den Anfang mache. Kriegten sie ein Stück Geld in die Hand, machten sie es wie die

Hühner, denen man Brot gibt: das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demselben beiseite, um es insgeheim zu verzehren, die andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das ist bei den Hühnern bedauerlich, denn sie ersticken oft fast an den großen Bissen, welche sie hinunterwürgen müssen in aller Eile, geschweige denn bei Menschen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Orte; betrieben (gerichtlich belangt) von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, so ist der Mensch doch wirklich mehr als arm. Er bot allem auf, sich zu retten, alle Liste, alle Ränke, aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Hasen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er sich ergeben und den Geltstag anrufen (Bankrott machen). Der Hof wurde versteigert, und sehr wenig blieb als Rest des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miete in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er sollte holzen (Holz machen), sie kochen, sie sollte gartnen, er Erdäpfel setzen, sollten pflanzen und Geld verdienen; sie waren arm, aber sie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten sie nicht, sie trotzten Gott, sie ergaben sich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte sich schwer genug auf sie, statt Geld und Sachen genug, statt Gottes Glück und Segen hatten sie bald gar nichts mehr als Gottes Hand schwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigentum war vertan, verdienen konnten sie nichts, im Glück hatten sie alle ihre Verwandten mit Verachtung von sich gestoßen, im Unglück hatten sie auch jetzt keine, verhungern wollten sie nicht, sie wollten leben und so wenig schlecht als möglich. Klaus forderte das Nötige von der Gemeinde und zwar mit Wüsttun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angetan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegenteil die Gemeinde schuld an all seinem Unglück. Ob der Sorge für sie habe er den eigenen Haushalt vernachlässigt, Tag und Nacht sei er ihrem Wohl obgelegen, und statt ihm zu danken, habe

man ihn verdächtigt, mit ihm prozediert. Alles habe er machen müssen und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle andern hätten sich drausgemacht, ihn stecken lassen. Jetzt in der Armut denke man nicht, was er getan, hätte am liebsten ihn tot. Aber nur Geduld, ehe er sterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es stinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und allerlei, denn mit Wüsttun hat schon mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, sie hatten immer nichts.

Unterdessen waren Jüngere nachgewachsen und in den Gemeinderat gekommen, die fürchteten sich vor Klaus nicht, sie ärgerten sich bloß ab (an) ihm und erkannten ihn und sein Weib in Umgang (verfügten, daß er und sein Weib in Umgang komme). Der reiche Klaus mußte also in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hause einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette schlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tische essen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten fast so zuwider als Klaus und seinem Weibe, die fast alle Scham verloren hatten. Aber sie sagten, es werde nicht so lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Übermut bringe. Aber die Leute machten eine falsche Rechnung, denn Gott ist der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menschenkinder und ruft sie wieder. Zehn Jahre gingen sie um von Haus zu Haus, ein Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgetan und der Wahrheit Zeugnis gegeben hätte, so weit wäre es nicht gekommen. Es erschraken alle Leute, wenn sie gegen das Haus kamen, diese beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter sich, sich gegenseitig ihre Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Besonders

ist in dieses Haus der Schrecken eingekehrt, seit das schreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es sich denken, wie es in ihnen kochten mußte, wenn sie als Umgänger über diese Schwelle kamen in das Haus, wo sie als die Reichsten und Vornehmsten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten alles, verfluchten alle und drohten so, daß man in beständiger Angst leben mußte, sie richteten ein Unglück an; man konnte nicht sattsam sie bewachen, und daran hatten sie ihre teuflische Freude. Weil es ein großes Gut ist, bleiben sie fünf Tage hier, und während dieser Zeit wird wenig geschlafen in diesem Hause, und jemand wacht beständig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernst und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böser Sinn geblieben, sie wären nur gefährlicher geworden. Man suchte sie zu versöhnen, aber es half alles nichts, sie blieben die gleichen, sie blieben im Umgang, weil sie niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müssen.

Vor vier Jahren konnte die Frau endlich sterben, er aber geht noch um und kann nicht sterben, und das ist gerade seine Freude, er sagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er sterben würde; solange man ihn so gerne sterben sehe, solange könne er leben, und ehe er sterbe, müsse noch das und das geschehen, das und jenes wolle er noch sehen, und darunter gehört namentlich, daß dieses Haus abbrenne, die ganze Familie zugrunde gehe. Im Elend ist er so alt geworden, und es ist fast, als ob wahr werden müsse, was er sagt, darum erschrickt man je länger je mehr, wenn er kömmt. Er spricht weniger, aber um so böser lauten die wenigen Worte, welche er sagt. Da begreift Ihr es, Herr Pfarrer, daß unser Kind so erschrak, als sie den Alten kommen sah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da ist. Es ist alles fort, und da muß jemand in seiner Nähe sein, es ist dem Alten

nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, ist, daß Ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet sich Gott seiner noch und tut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß sich ihm seinerzeit auch der Himmel auftun könne."

„Ja, Mutter," sagte der Pfarrer, „geschehen soll das und recht von Herzen, es heißt nicht umsonst, daß bei Gott möglich ist, woran die Menschen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter sein Dach komme, mußte das wirklich gehen, und wo kam es hin?"

„Nicht weit, Herr Pfarrer," sagte die Alte, „das wohnt jetzt hier, das ist mein Sohn." „Was," rief der Pfarrer, „der Chorrichter, der Bauer hier?" „Der ist's," sagte die Alte, „ja der ist's." „Aber wie ist das möglich?" rief der Pfarrer.

„Herr Pfarrer, bei Gott sei alles möglich, habt Ihr gesagt, und so ist's auch, wer die Augen offen hat, sieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch selben Tages fort, und ich sah ihn kommen mit schwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte seine Hilfe übel nötig. Mir war erst Angst, er habe wegen etwas Schlechtem fort müssen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Trost. Kind, sagte ich, habe nicht Kummer, das soll dir nicht zum Unglück sein, traue auf Gott und mache, daß du immer sein Glück und seinen Segen hast, so wird er dir anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine gesegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und alle halfen ihm, hatten Freude, daß er z'weg kam. Ungsinnet (unvermutet) erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig starb. Darauf heiratete er einen Ausbund von Meitschi (Mädchen), welches seinesgleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend, und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht angst dabei. Ich sagte ihm oft: ‚Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in acht und bet' brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, sonst was helfen dir Geld und Sachen?' Darauf

wurde hier der Hof feil, Haus und Land sahen nicht aus wie jetzt, aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute strengten den Sohn an, er solle ihn kaufen, er schicke sich gar für niemanden besser als für ihn; das Dach sei dann sein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man sehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge sei. Er trug Bedenken und ich noch mehr, ich fürchtete, das sei Gott versucht. Aber man setzte bei ihm nicht ab, versprach ihm zu helfen im Notfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagsteigerung (Konkursversteigerung) ward ihm der Hof zugeschlagen. Es ward mir fast schwarz vor den Augen, als ich es vernahm. ‚Sohn, Sohn,‘ sagte ich, ‚d'r tusig Gotteswille (um tausend Gotteswillen) nimm ein Exempel, meide den Hochmut und habe um so mehr Fleiß mit beten und arbeiten, denn daß du jetzt da bist, das hat Gott getan und nicht du.‘ ‚Mutter,‘ hat er gesagt, ‚du hast recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Mensch ist. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage sagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir sagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel sein,‘ hat er zu mir gesagt. Das machte mich z'briegge, (weinen), ich konnte fast nicht aufhören, bin sonst nicht der Art. Gottlob! dachte ich, verderbt ist noch nichts, er redete sonst nicht so zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und sagte: ‚Mutter, Ihr müßt kommen, es freute mich sonst alles nichts, Johannes kann nicht genug sagen, wie er Euch alles zu verdanken hat und die beste Unterweisung von Euch erhalten, wie Ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie, wenn der Teufel bei ihm gedöppelet (angeklopft), er immer erst gedacht, was würde die Mutter sagen, und dann erst, so und so steht es geschrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, sagt Johannes alle Tage, darum müßt Ihr kommen, ich möchte das auch lernen von Euch und unsere

Kinder sollen es lernen, Ihr sollt der rechte Schatz in unserm Hause sein. Seht, Mutter, es ist dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nötig Ihr uns seid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet und wie es mir in Kopf steigt, wenn ich denke, ich sei die Speckseitenbäurin, und wenn mir jemand so sagt, so dünkt es mich, ich wachse einen halben Schuh und der böse Hausgeist, der da hauset seit vielen, vielen Jahren, komme über mich und suche zu fahren in meine Seele. Diesen Geist müssen wir bannen, aber Ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer ist, so kömmt er wieder mit andern Geistern, und es wird noch siebenmal ärger. Darum soll unser Haus nicht leer sein, Ihr sollt kommen und der gute Geist sein, daß der böse keinen Platz mehr hat.'

Seht, Herr Pfarrer, so haben sie zu mir gesprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz fast zu klein war dafür. Ich zog also zu ihnen, ich schämte mich fast, ich durfte anfangs nicht vor dem Hause sitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn sie mich da sitzen sehen, meinen, es sei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almosen. Aber, Herr Pfarrer, so ist der Mensch, daß ich mich später des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht stolz werde. Wenn ich sah, wie der Segen kam, als wie vom Dach herab, Kisten und Kasten sich füllten, die Schulden schwanden und Johannes wuchs an Ehre und Ansehen bei den Menschen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, war's mir immer, als gebe mir jemand den Gedanken ein: Siehe, daran bist du schuld, dir hat man alles zu verdanken, du hast es selbst verdient, daß du gut hast in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber täten wie du, sie könnten es jetzt auch haben wie du, statt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almosen nach. So und noch andere wüste Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und seine Frau dachte und wohin der Hochmut sie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden sei."

Unterdessen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tisch, nahm das Schönste an Tellern und Tassen aus dem Buffert (Büfett) und brachte nach und nach das Essen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müsse vorlieb nehmen, sagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter sei nicht daheim und ihm gehe es nicht von der Hand, darum sei es auch so lange gegangen. Der Pfarrer dankte schön, entschuldigte sich, daß Bethi seinethalb so Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu sagen, es möge sein wie es wolle, so werde es besser sein, als der Kabis (Kohl), mit welchem ihm seine Magd aufwarten wolle, wenn er sonst nirgends wo etwas zu essen bekommen. Man wartete auf den Chorrichter, der endlich auch kam und sich entschuldigte, wie er habe warten müssen, bis ein Knecht heimgekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelassen.

Der junge Pfarrer fühlte sich eigentümlich bewegt; es strömten ihm Empfindungen zu, wie der sie hat, der an einem von Gott geweihten Orte sich befindet, wie der Christ sie hat da, wo Gott Großes getan, wie sie strömen müssen durch jeden, der in Jerusalem den Fuß setzt, der Golgatha sieht. Über den Grad wollen wir nicht streiten, sondern damit bloß die Gattung dieser Empfindungen bezeichnen. Dazu war er lange nicht so freundlich bei Tische gesessen, bei so guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmut und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirtin als seine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen (Schmutzflecken) und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieser heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demut der Segen sei und im Hochmut und Selbstvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten tat er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, sondern herzlich und in Beispielen, daß es allen war, als gingen sie zusammen im Paradiese und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer so munter

und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, absonderlich bei Bethi.

Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für seinen Teller, seine Tasse hatte es desto schärfere Augen, und je mehr derselbe aß, desto erbaulicher und schöner dünkten ihn's dessen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude sein, dachte es, wie dem hätte es es noch niemanden treffen können. Das sei kein Meisterlosiger (Verwöhnter), dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös.

Da ging die Türe auf, und Klaus trat hinein. Man denke sich den Schrecken, wie versteinert saßen alle da, und aller Augen hafteten auf der greulichen Gestalt, die gebeugt an langem Stabe langsam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und schwer gewesen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart stach ihm im Gesicht herum, die Augen waren rot und der Ausdruck grimmig. „So," sagte er, „da geht es lustig zu, will auch dabei sein, das ist kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer sei da, dem pressiere es mit Schein (anscheinend), der Bauern Hammen (Schinken) zu versuchen." Er möchte ihn auch sehen, es nehme ihn wunder, ob sie einmal einen rechten hätten oder ob sie alle gleich nichts wert seien. Dem Chorrichter ward übel zumut, seinen Gast ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben so ungerne vergriff er sich an Klaus. Man hütete sich vor seinem Zorn mit der größten Vorsicht, man fürchtete sich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen sie, von wem sie wollen. „Solange man ihnen den Kragen füllen kann," fuhr Klaus fort, „sollte man glauben, wie gut sie es meinen, aber sind einmal die Hammen gefressen, dann kann man sie erfahren, hab's erfahren." Nun wollte er losbrechen mit seinen Geschichten, wie man ihn aus Mutwillen, Haß und Bosheit ins Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht, sondern tat wüst mit Flüchen und

zornigen Reden. Da stand der junge Pfarrer auf und sagte zu ihm: „Hört, alter Mann, Ihr dauert mich, so hoch in Jahren, so nahe dem Grabe solltet Ihr nur noch beten, und jetzt flucht Ihr so greulich, was soll aus Eurer armen Seele werden, soll sie aus dem zeitlichen Elend ins ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir miteinander."

Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe stehe, die Seele öffne, damit er erkenne sein Elend und dessen Ursachen, damit er bereue seine Sündenlast, daß er vergebe das wenige, was andere an ihm getan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menschen gesündigt, daß es Tag werden möge in seiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in seinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und ins Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, sondern mit Segnen sterbe, daß Gott das bald tun möge, denn vor der Türe sei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor sich rufe.

So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geschichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der tüchtige Geist der in ihm ruhte trotz der blöden Hülle und der Unsicherheit im täglichen Leben, war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, trotz anfänglichem Widerstreben beugte er sein störrisch Gemüt, er blieb stille, und als der Pfarrer geendet hatte, ging er stille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für seine Tat und bewunderte seine Macht über den bösen Geist. Die Großmutter sagte, sie hätte heute morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine solche Erquickung und Stärkung würde, und Bethis Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer, und wenn er den Mund auftat, war sie voll heiligen Respektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch

recht bald wiederzukommen, und zu Johannes sagte: „Du gehst doch mit dem Herrn und bis zum Hause, der Nebel kommt und das Verirren ist so leicht," kam die Mutter heim, eine stattliche Frau mit rührigem Wesen und sinnigem Gesichte. Wie nun alle der Mutter erzählen wollten, was geschehen war und was der Pfarrer getan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es selbst oder war er es nicht, wußte nicht, stund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er sein Wiederkommen feierlich verheißen, allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längsten, ging er heim und, obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnauz herum, der losgelassen wieder sein Wächteramt versah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und sagte, er habe noch nach ihm gesehen, ehe er fortgegangen. Er sei merkwürdig still gewesen und habe ihm nicht geantwortet, er wisse nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig wunder, ob nachhaltig etwas Besseres oder anderes an ihm zu verspüren sei. Johannes versprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an seinem Hause gelandet hatte. „Guten Abend, Herr Pfarrer," sagte die alte Marei, „soll ich Kabis (Kohl) wärmen oder habt Ihr was gehabt?" „Mag nit Kabis, Marei," sagte der Pfarrer, „bin nicht mehr hungerig." „So, so, haben sie Euch aufgewartet bei Chorrichters, nun, denen tut's sauft (sanft, wohl, leicht), die vermögen's, sind daneben brave Leute und d'Sach' ihnen z'gönnen. He nun, so dann, so will ich den Kabis in Keller stellen bis morgen. Es ist zwar nicht mehr so gefährlich mit dem Sauern, es ist nicht mehr so heiß. Ich denke, so eine Woche lang könne man die Sache schon behalten."

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder schlafe er. Aber wachend oder schlafend war es ihm, als sei er im Paradiese. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich,

im Grase, bald betete er mit dem Adam, und der Adam hatte einen grauen Bart wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der schwarze Schnauz, bellte sie an, daß sie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen spazieren fliegen wollte; plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein, und er hörte eine Stimme: „Herr Pfarrer, soll ich den Kabis wärmen?" Kurz, der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie sie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann.

Am Morgen, als die Sonne ihm ins Bett schien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch gar dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es sei ihm kurios, aber er wollte, es wäre ihm immer so. Als seine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Lust, sie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, so spaßig war ihm zu Gemüte. Dann ward ihm wiederum sehr ernst, wenn er an den Klaus dachte und sein Gebet über denselben. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann zu studieren. Er wußte, was er den nächsten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken aufs Papier, er blätterte nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und sah nach der Haustüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen stehe ein Bewohner der Speckseite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel spazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder sinnend hin, blies die Wolken aus seiner Pfeife sanft und leise von sich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckseite den Mittagstisch nehmen würde. Daraus entstunden drei richtige Urteile: erstens hätte Marei desto länger an seinem Kabis; zweitens hätte er nach diesem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Essen, und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre also das probateste Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz, dem einzigen Hinder-

nis, glaubte er so bekannt werden zu können, daß er ihn passieren ließe, und besonders freue er sich, sagte er sich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden und von ihr mehr zu lernen, als von manchem Professor der praktischen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, sitzt zu deren Füßen meist eine hübsche Enkelin.

Der Tag verstrich, es kam niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. „Es freut mich," sagte der Pfarrer, „aber es müht mich, daß Ihr selbst kommt, hättet Ihr mir nicht jemanden schicken können; Ihr hättet doch wohl jemanden gehabt, der das hätte verrichten können?" Er hatte auf der Zunge, den jemand näher zu bezeichnen, wahrscheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. „Herr Pfarrer," sagte der Chorrichter, „es ist kurios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm gibt, aber er spricht nichts; er sitzt da und tut, als ob er sich keiner Sache besonders achte, während er sonst überall herumfuhr, nichts und niemand vor ihm sicher war. Es ist allweg etwas mit ihm vorgegangen, und die Mutter meint, wenn Ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet Ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an seiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hause, wo er all sein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für seine Seele käme."

Der Pfarrer fand Klaus anscheinend gesund, aber still. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und diese Worte waren ganz verständig. Er hörte dem Pfarrer aufmerksam zu, und wenn derselbe mit ihm betete, so faltete er die Hände, doch so, als sollte es niemand merken. Als der Pfarrer fort war, setzte sich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte sie geistlich mit ihm reden, er aber nahm einen langen Stab und ging weit von ihr weg.

Der Pfarrer kam alle Tage, und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es niemand sehen sollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da sah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinsah, woher er kommen mußte.

Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter sollte, sagte der Pfarrer: „Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, sondern Ihr ihn behieltet einstweilen? Er ist so still, flucht nicht, plagt niemanden und was er ißt, ist so viel nicht zu rechnen, am besten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus diesem Zustand werden soll, weiß Gott." „Herr Pfarrer," sagte der Chorrichter, „wir haben schon miteinander gesprochen und es ausgemacht, daß er einstweilen bei uns bleiben soll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu schicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden soll. Er soll bei uns bleiben, damit, wenn's Gottes Wille ist, derselbe nicht im Laufen sterben muß, sondern ruhen kann und im Frieden scheiden, wenn Gott es will." „Das ist brav," sagte der Pfarrer, „das wird Gott Euch lohnen." „Wie er will," sagte der Chorrichter, „Gotteslohn darf man nicht verschmähen, aber den Weltlohn begehr' ich nicht."

Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Mensch, hieß es, sehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man sich doch bald an ihm versündigt und für einen Züttel (Tropf) ihn gehalten. Von selber Zeit an war er in großem Respekt, und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen spazierte er vor dem Hause, dachte daran, was er diesen Nachmittag wieder mit Klaus beten wollte, und nahm sich vor, wie mit einem Hammer an dessen Herz zu schlagen, daß es aufspringen müsse und er sehen könne, was darin sich rege und bewege.

Wie er so tief daran dachte, rief es hinter ihm: „Herr

Pfarrer, Herr Pfarrer," daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen oder ein Zitteraal. Als er sich umdrehte, stand Bethi vor ihm, ganz atemlos und ziegelrot von raschem Laufe. „Großmutter sendet mich, läßt guten Tag wünschen und bitten, schnell zu kommen, Klaus hat gesagt, man solle es tun." Der Pfarrer war höflich, sagte zu Bethi: „Komm herein und warte, ich komme mit dir, sobald ich Schuhe an den Füßen habe." Aber Bethi sagte: „Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir sind alleine daheim. Lebt wohl unterdessen," und husch, fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer sehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider getan, daß es so vor ihm laufe, überhaupt so wortkarg gegen ihn sei und sich nicht mehr vor ihm sehen lasse, als es müsse. Er tue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wisse. Es sei ein Unglück, wenn man sich an Gesellschaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es sei ihm so leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi sei so ein lieb Kind, wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm sein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm herrief, ob er zu Mittag wieder heimkomme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er seinethalben den Kabis kalt essen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckseite sah, sah er auch die Großmutter vor derselben stehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn sah, verschwand Bethi im Hause, die Großmutter aber kam ihm langsam einige Schritte entgegen. „Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich Euch so früh plage, aber es ist mir himmelangst. Das Meitschi und ich sind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd sind früh fort zum Reiben (Hanf walken), die Knechte in den Wald, und als das Meitschi dem Alten das Frühstück bringen wollte, weil er lange nicht kam, sagte er: ‚Mag nicht essen, der Pfarrer

soll kommen.' Ich schicke das Meitschi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es schnellt (rüttelt) ihn gar seltsam, und er hat die Hände zusammen und er brümmelte (murmelt) mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube, der Tod ist da, so ganz ung'sinnet (plötzlich)."

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch so, wie die Großmutter gesagt hatte, er saß auf seinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? „Beten, Pfarrer," sagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menschen und der Gnade Gottes, und wie alle Sünder seien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergibt, ein Herz von der Welt gelöst und versöhnt mit Gottes Walten und seiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus besonders, wie Gott ihm doch vergeben solle, er habe eine schwere Buße so lange getragen, und wenn seine Reue nur kurz sei, so sei sie doch tief, sie sei wie des Schächers am Kreuz, er sehe ein, daß er in seiner Pein gewesen um seiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es solle ihm Gott die Gnade widerfahren lassen, daß er hier, wo er geboren worden, sein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der, aus weiter Fremde heimgekehrt, hier das Ziel seiner Reise gefunden. Das solle Gott ihm tun um dessentwillen, der am Kreuze zum Schächer gesagt: Heute sollst du mit mir im Paradiese sein.

Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, atmete tief auf, ließ den Kopf sinken und war tot. „Das ist von Gott," sagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete sie auch, aber draußen, wo sie

gehorcht. So war doch an Klaus' Totenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Totenbette ganz anderer Leute nicht.

„Wir haben Ursache, Gott zu danken und zu loben," sagte die Großmutter, „daß er den Armen zu sich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir sind alleine daheim, ich bin unbehilflich, Bethi sollte die Haushaltung besorgen, noch zum Vieh sehen, es mag geben, was es will, wissen wir uns nicht zu helfen, und jemand sollte auch bei dem Toten bleiben oder wenigstens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heimkömmt, er würde uns einen großen Dienst leisten und zum Troste sein. Ich will nicht sagen, daß ich mich fürchte, aber es ist mir doch lieb, wenn jemand da ist. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt Ihr bei uns vorlieb." Gar gerne, sagte der Pfarrer, wolle er dableiben. Es wäre ihm auch so, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen solle sich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht lästig fallen, als das tägliche Brot, daß es erschrecken müßte, wenn es ihn von weitem sehe. „O Herr Pfarrer," sagte Bethi, „wenn Ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe ist, und wie gern ich's tue." Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und seine Frau, als sie nach Hause kamen, und dann weit umher alle, welche von diesem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich ist, kamen viele, den Toten zu sehen, und alle wunderten sich über sein Gesicht. Auf demselben war Ruhe und Frieden, wie während seinem Leben nie dort gesehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geschieden, sei sie mit Gott und Menschen versöhnt gewesen und habe als Zeugnis diese Zeichen zurückgelassen. Das ergriff die Menschen, und es ward beschlossen, daß alle, bei welchen er im Umgang gewesen, ihm das Geleite geben sollten zur

letzten Ruhestätte, als Zeugnis, daß auch sie ihm vergeben, mit ihm zufrieden seien und wünschten, daß auch er mit allen zufrieden sei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen gesagt und getan.

So geschah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, fast als ob er noch der reiche Klaus gewesen wäre, und wenn es nicht so groß war, so war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er gewesen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte diesen Sinn durch sein schönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geist und Gnade sprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nötig man das hätte für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckseite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: „O Herr Pfarrer, wenn Ihr wüßtet, wie gerne ich es tue," nicht vergessen, sie hatten ihm so weich und schön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Ähnliches, und wie ein Wort das andere gibt, frug er auch: „Bethi, ist es dir nicht zuwider, wann du mich kommen siehst? Gäll, Bethi, du siehst mich lieber gehen als kommen." Und wie Bethi immer weicher und schöner sagte: „O Herr Pfarrer, wie könnt Ihr so von mir denken, wenn Ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn Ihr kommt, Ihr würdet sicher nicht so reden."

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: „O Bethi, wenn du wüßtest, wie lieb du mir bist, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre?" „O Herr Pfarrer," antwortete Bethi, „wie könnt Ihr doch fragen?" So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: „Ach, Herr Pfarrer, vexieret nicht!" Später sagte der Pfarrer: „Aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studieren her, und du bist ein reiches Mädchen, was wird der Vater sagen?" Später sagte der Vater: „Herr Pfarrer, an Gottes Gnad und Segen ist alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm,

und ärmer als Ihr war ich, und vergessen hab' ich's nicht. Und hätte ich es vergessen, die letzten Wochen und Eure Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zusammengeführt, ich freue mich derselben und danke Gott dafür."

Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege seien wunderbar und seine Ratschläge unerforschlich. Welchen Segen und welche Gnade der alte Klaus am Ende in diesem Hause noch finden und zugleich auch in dasselbe bringen werde, daran hätte kein Menschenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgesagt. „Darum, liebe Kinder," sagte sie und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, „vergeßt es nie: An Gottes Segen ist alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug sind, aber seine Gnade nicht, da steht das Haus auf Sand, und alle Habe ist wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demütig vor Gott und Menschen, dann haben Gott euch lieb und Menschen, und euer Beispiel ist eine Predigt fürs ganze Land von Gottes Gnad' und Güte und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müssen."

So sprach die Großmutter, und Gott schenkte ihr die Freude, zu sehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Das Erdbeeri Mareili.

(Alpenrosen, Jahrgang 1851.)

Peter Hasebohne, Hase Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und schon Gerichtsäß (Gerichtsbeisitzer) geworden. Er hielt sehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Hasebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür (und jetzt noch täte man wohl daran), der, dem seine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der sei vor aller Welt als Ehrenmann gestempelt und besiegelt. Je

höher man das Geld schätzt, desto geringer schätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menschen. Je gieriger man nach bezahlten Ämtern jagt, desto geringer schätzt man und desto mehr verlacht man Ehrenämter, und wer einen wohlbezahlten Posten kriegt, wird siebenmal hochmütiger, als früher ein Ehrenmann bei seinem Ehrenamt. Ein Gerichtsäß mußte in seinem Bezirke versiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu versiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Hasebohne in den Tschaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Mareili sei gestorben, er müsse versiegeln, so lautete die Botschaft. Im Tschaggeneigraben war er noch nie gewesen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl so im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder dessen Umstände, noch dessen Person. Die Versäumnis kam ihm ungelegen, er brummte, war es sich nötig hätte, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne ging, denn er war ein Mann, der sein Amt zu hoch hielt, um dessen Pflichten zu versäumen. Er machte zwar keine Gesetze, alle Tage andere nach Laune und Vorteil und hielt selbst keine, er bürdete nicht unerträgliche Lasten auf, die er selbst mit keinem Finger berührte, aber die Gesetze, welche für ihn gemacht waren und auf die er beeidigt war, hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Christ. Peter Hasebohne wußte nichts von Gesetze hin, Gesetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewissen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte im Tschaggeneigraben z'hinterst, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist. Als der wohlachtbare Gerichtsäß hinkam, fand er zu seiner großen Verwunderung keine strube (unordentliche), verwahrloste Hütte, sondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenstern, ganzem Dach, und sauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da wie üblich, ein schlankes Mäd-

chen weinte sehr. Zwei wohlgepflegte Katzen strichen demselben knurrend und tröstend um die Beine, und im Bette lag das tote Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es schien, als schliefe es nur, so friedlich lag es im saubern Bette. Im ganzen Stübchen sah es gar nicht armütig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu versiegeln waren, fanden sich schöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmucksachen, Schriften und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter schmutziger Wäsche usw. Der Gerichtsäß schüttelte bedenklich das Haupt über den Reichtum in diesem abgelegenen Häuschen. Da werde versiegeln nicht viel helfen, wenn niemand da sei als das Meitschi, und jemand stehlen wolle. „Häb nit Kummer, Gerichtsäß," sagte eine alte Frau. „Öppe (etwa) alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erstemal, daß hier gestohlen würde, das ist hier nicht wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier gibt's für sie nichts zu schnausen (mausen). Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wolltest, so wäre das uns anständig, es hat niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das andere schon."

Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer sehr. „Tot das Erdbeeri Mareili," sagte der, „und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüte. Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgeloschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette.

Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an

Kleidern und Kleinodien und sonst alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn kurios. Daneben hat mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da ist, wo er niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er sei auch unserm Herrgott aus dem Gesicht.

„Nit, nit, Gerichtsäß," sagte der Pfarrer, „nicht immer das Böseste geglaubt und den Nächsten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böses sagt, versündigt sich, Mareili war besser als Ihr und ich. Ja, Gerichtsäß, so ist's, und macht nur Augen wie zweizentnerige Käse, es bleibt doch so. Ein schöneres, reineres Gemüt wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, Euere und meine Frau nicht ausgenommen."

Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili besser sein sollte, dagegen hätte Peter Hasebohne nichts gehabt, aber daß es besser sein sollte als ein Gerichtsäß, selb war starker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wissen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was so b'sunderbar Bravs an der Person gewesen sei, daß es keine solche mehr geben solle wie die, sagte Peter Hasebohne.

„Ja, mein lieber Gerichtsäß," sagte der Pfarrer, „das war nicht so eins von denen, wie die Welt sie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffart, verrichtete keine Heldentaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; sein Leben war ein inneres, sein Wesen war gering vor der Welt, und auf solche Wesen versteht die Welt sich nicht."

Das werde sein, sagte Gerichtsäß Hasebohne. Er habe schon mehr als sieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Apartes gehört. Daneben achte er sich des Geschwätzes der Leute nicht viel, er habe Besseres

zu tun, als allem abzulosen (nachzuhorchen). „Und hättet Ihr Euch auch dessen geachtet, Ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war seit langem nicht mehr in den Mäulern der Menschen, und doch, wenn's nicht mehr ist, werden viele es vermissen, viele nach ihm fragen."

Es nehme ihn jetzt bald wunder, was Merkwürdiges an der Person gewesen, sagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl gesehen, daß die einmal gute Zeiten müsse gehabt haben. Es wäre ihm anständig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen.

„Warum nicht," sagte der Pfarrer, „es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtsäß, ist Tabak, stopft eine Pfeife, von wegen so was muß mit Verstand erzählt und angehört werden. Frau, bring' eine Flasche vom Bessern Merliger*) Siebenundvierziger!"

Als alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubnis erhalten hatte, dazubleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obschwebten, und ihre Lismete (Strickzeug) in Gang gesetzt war, erzählte der Pfarrer, was folgt.

„Vor vielen Jahren, ehe Ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareilis Mutter hieher in den Tschaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derselbe einen schönen Verdienst hatte; beide ließen sich wohl sein dabei. Da starb der Mann, eben weil er, wie man sagt, sich zu wohl sein ließ. Der Verdienst blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht gesorgt, sondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an (auf) die Kinder. Mit diesen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte

*) Merligen bei Thun ist das Abdera des Berner Oberlandes.

andern, was sie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war sie nicht, hatte nicht besondere Einfälle, und hätte sie deren auch gehabt, so hätte sie doch nicht gewußt, wie dieselben ins Werk setzen. So hatte sie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geschafft. Sie hatte daher keinen Verdienst, der ihr blieb, stund mit niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in sie setzten, Erbarmen mit ihr hatten; sie konnte nicht mehr in der Stadt leben, sie mußte heim aufs Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine bestimmte Tätigkeit einwurzeln: kömmt ein Windstoß, bläst er sie fort. Als die arme Witwe mit ihren Armseligkeiten in den Tschaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erste Jahr den Hauszins versprochen und erklärt: dr' nebe mußt du luege (zusehen), wie du d'King (Kinder) und dih düre (durch) bringst, das ist dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz schwer; sie hatte guten Willen, nur wußte sie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß sie im Tschaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß sie, um zu leben, erst etwas vornehmen müßte. Was? das ist eine strenge Frage, wenn davon das Dasein abhängt und besonders, wenn sie zum erstenmal jemandem gestellt wird.

Und hat man auch endlich das ‚Was' ersonnen, kommt erst noch das ‚Wie' und am Ende noch die Hauptsache, die Energie und das standhafte Ausharren, was so wenigen gegeben ist. Die gute Frau sann manch lieben langen Tag und ersann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich ist. Sie konnte dieses noch von ihrer Jugend her, doch ging's mühsam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht besser, als man es im Tschaggeneigraben hat. Aber Verdienst und Geld fürs übrige hatte sie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen (stricken), nähen, ja sogar selbst zuschneiden

konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen sogar Gerichtsäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne, noch Mond, noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte sie aus dem Solothurner- oder Länderbiet (Entlibuch) kommen lassen. Damals waren die Näherinnen noch nicht so hageldick wie Nesseln in den Hägen (Zäunen) und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang danach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um schön und vornehm zu scheinen; damals stund ein rotbackig Mensch noch höher im Kurs als eine bleiche Gränne (Sauertopf). Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meister und Meisterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus und ein gehen und ein- und auslassen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht so geschätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute schätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben sie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, sondern auch die Teilnahme der Menschen, sie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, sie lebte nicht mehr bloß im Tschaggeneigraben, sondern sie gehörte dazu und tat was darin.

Sie führte indessen doch ein kümmerlich Leben, so recht abteilen konnte sie nicht, wußte daher oft von einem Tage zum andern nicht, was essen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und sie durch ein Vergrößerungsglas ansahen, konnten das nicht begreifen, meinten, sie sollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für sich und andere eine ganz andere Rechnungsweise, sie legen ein Maß an andere, über welches sie gen Himmel schreien würden, wenn andere es an sie legen wollten. Wenn

sie einmal klagte, so sagte man ihr: ‚Ei mein Gott, was, soviel Geld verdienen und es nicht machen können! Es gibt Leute, welche es mit dem Zehnten machen müssen und doch meinen, wie gut sie es hätten.' Die gute Frau führte ein schwermütig Leben, seufzte oft, weinte viel, aber zeigte es dabei vor den Leuten so wenig als möglich.

Einmal an einem schönen Sonntag, nach Johanni war's, baten und schmeichelten die Kinder nach dem Mittagessen, bis sie mit ihnen in die Wildnis wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten sie bei anderen Kindern gesehen, nach solchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter sollte ihnen welche suchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattseite dem Graben (Schlucht) entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden sie, und traurig wandten sie sich um, auf der andern Seite heimzugehen, Sonnseite. Kaum hatten sie einige Schritte getan, so zupfte das kleine Mareili, das jüngste ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieselbe heftig und rief: ‚Mutter, Mutter, lue (sieh), warum ist's dort so rot?' Und siehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der sonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die ersten Sonnseite, die letzten im Herbst Schattseite suchen müsse. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als sie aßen, großen Vorrat nahmen sie noch heim. Als die Frau die schönen Erdbeeren betrachtete, dachte sie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, so schöne sind dort selten. Aber die Stadt war weit, doch, dachte sie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäusern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeerisalat oder auf andere Weise. Wenn man ihnen brächte, wären sie froh darüber. Wie sie merken mochte, tat dies niemand. Die Leute sammelten wohl auch Erdbeeren, aber für sich zu einem Erdbeeristurm (-auflauf) oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probieren. Geldnot nötete (nötigte) sie, sich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag

ging sie ans Werk. Gesammelt waren bald viele, besonders da die Kinder mit Freude und Geschick ihr an die Hand gingen. Desto schwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als sie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte sie betteln gehen, und als sie beim ersten Hause, an das sie klopfte, abgewiesen wurde, entfiel ihr aller Mut, sie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu sagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerst willkommen waren, die sie bewunderte und alsbald nach Hause tragen ließ. ‚Bringt mir noch mehr,‘ sagte die Herrenfrau, ‚aber nicht weniger schöne, ich nehme sie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hause, ich glaubte, es gebe hier keine. Es sind sicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren bringt.‘ Das war der Anfang eines recht guten Verdienstes. Von da an hieß die Witwe die Erdbeerifrau und war gewissermaßen angesehen und gern gesehen im Lande. Der Tschaggeneigraben und was dazu gehörte war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und schöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab (rieben einander nicht wund), die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienst und ließ sie machen. Sie konnte den Beeren vollständig Zeit lassen, auszureifen, brauchte nicht sie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn sie dieselben haben wollte. Ja, Gerichtsäß, es ist ein beträchtlicher Unterschied, nicht bloß zwischen halb und ganz reifen Erdbeeren, sondern überhaupt zwischen halb und ganz reifen Menschen und Früchten. Ja, und wie es Jahrgänge gibt, wo keine Frucht reifet, alle sauer und bitter bleiben, so gibt es Zeiten, wo die Menschen nicht reifen, wo man sie nicht reifen läßt, wo sie bloß unreif Mode sind, wie in Deutschland die Stachelbeeren.

Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeeriherzli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die schönen Batzen, welche sie heimbrachte, taten in

dem sinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein besonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die bescheidene Erdbeere, von denen die schönsten am sittsamsten sich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu sehen, eigene Händchen, die saftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr sichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war sein Leben, füllte des Tags seine Gedanken, des Nachts seine Träume, daß es davon redete, die Mutter achthaben mußte, daß das Kind nicht aufstund und schlafend Erdbeeren suchen ging. Wie traurig senkte es sein Köpflein, wenn es regnete, trauriger senkte es kein Erdbeeristüdeli(=stäudchen). Ein Bauer, der tausend Garben am Wetter hat, kann nicht so sehnsüchtig harren auf Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von selbst gab es sich, daß Mareili der Souverän wurde in diesem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geschwister erkannten es unbedingt an, achteten auf seine Winke und führten sie aus als dienstbare Geister des Meisters der Geister.

Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbst, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig senkte sie ihr Köpflein, als sie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lang nach, mußte endlich sich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meister, schuf sich in seinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattseite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne scheinen, Erdbeeri blühen, reifen und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, so herrliche und süße, wie es keine noch erlebt. Das ist eine schöne Gabe, wenn der Mensch sich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegschwemmt oder das Geschick nie ihm gibt. Es besitzen sie wenige Menschen, es wissen sie wenige zu schätzen; dagegen ärgern sich viele darob, wenn

sie dieselbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, sondern aus Unverstand. Die Mutter ärgerte sich anfänglich auch über dieses Träumen und nannte Mareili oft ‚du klyne Erdbeeri-Göhl (=Närrchen)‘. Am Ende gewöhnte sie sich daran und sagte bloß, es sei ein b'sunderbar Kind, nicht eins wie die andern, sie könne sich gar nicht auf dasselbe verstehn.

Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, von wegen es geht alles in der Welt, nicht bloß das Helle, sondern auch das Trübe, und wie schön das Helle ist, zeigt erst das Trübe. Es war kein Winter gewesen, in welchem man ums Neujahr Erdbeeren fand, sondern ein harter und strenger, der die Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken (Nordostwindwolken) der Sonne das Scheinen vertrieb. Aber wie es strengen Herren zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Türen und Fenster aufzutun. Wie die Erde auftaute, ging es auch Mareili, sein Gesichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli(=stäudchen) die erste Blüte fand.

Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte (krabbelte) ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben, und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt ist und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich nicht schicken.

Nun es hat aber auch alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen (Sehnsucht) fast alle Tage

nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vorteil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt. Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Tiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen und Eichhörnchen, die Amseln und Drosseln, die Rinderstaren und Herrenvögel (Häher). Sie wußte, wo jedesmal, wenn sie kam, Amseln waren, fand bald auch die Nester, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erscheinung, vor der sie erst flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, später immer mehr ihre freundliche Harmlosigkeit erfassend, die Zweige des Tannenbuschlis (-gebüschs), unter dem sie brüteten, auseinander biegen, sich begucken ließen, ohne abzufliegen. Solche Nestchen waren Mareili Geheimnisse, welche es niemanden verriet. Die Entdeckungen jeden Nestchens, auf dem so ein dunkler Vogel saß, mit dem gelben Schnabel und den sinnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Insel in den schwarzen, weißen, stillen, eisigen Meeren. Das Nestlein betrachtete es als sein Eigentum, ein Schlößchen seiner Vasallen. Aber gütiger als manche andere Herrin ließ es das Nestchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger jung und alt zusammen, es begnügte sich am Augenscheine, und später sperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn sie was nahen hörten und schluckten, was es brachte, als ob's von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterschied. An der Sonne sah es die Häsin mit ihren Jungen spielen. Wenn die schüchternen Jungen

bei seinem Nahen in die Sträucher schlüpften oder ins Moos sich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange sitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob sie zum Tanze anspringen wolle, einem hoffärtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn schon nicht Erdbeeren, so fand und sah es doch alle Tage was Neues.

Endlich rötelten die Beeren, endlich-fand Mareili eins und wieder eins zum Versuchen, endlich gab's ein Krättchen (Körbchen) voll; der erste Batzen erschien wieder willkommen wie der erste Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten sich, doch langsam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, sie mußte ihm willig und gerne ins Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein, und wie es taten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammelten Beeren Heerschau passieren ließ, Kries (Tannennadeln) und Gras daraus tat, die Portionen in Krättchen verteilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten, es war, als ob sie jede Beere kannten. ‚Dies habe ich gefunden,' rief eins, ‚ich dies,' rief das andere, ‚dies bei der langen Birke,' ‚dies unter dem alten Haselstock,' ‚dies am Reckholderknübeli (Wachholderhügel),' so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als diese nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hausieren ging, war sie überall eine willkommene Erscheinung. ‚Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat,' schrien in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie hätte schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Lorbeeren, die taten ihr im Herzen wohl. ‚Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder,' sagte sie, ‚wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili täte es nicht.' Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die

Mutter mit Andacht von dem b'sunderbaren Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächstemal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen, und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter. Wenn sie die Botschaft an Mareili ausrichtete, so freute dieses Mareili, die andern Kinder nicht weniger, und keins fragte: ‚Lassen sie mich nicht auch grüßen, soll ich nicht auch zu ihnen kommen?‘ Es war ihnen, als verstünde es sich von selbst, daß dieses nur Mareili gelte, welches dann aber auch den bessern Teil der Geschenke an sie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es sich lange, es ging lieber zu seinen bekannten Erdbeeristüdeli, als zu den unbekannten Menschen.

Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht g'winnen, wollte man nicht die Stüdeli (Stäudchen) verderben, die Beeren vercharen (zerdrücken). Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreise, da endlich ließ Mareili sich bewegen, sie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde ins offene Feld setzt mit gespitzten Ohren und aufgesperrten Augen, so trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derselben halb verborgen zum Hause des ersten Kunden kam, ertönte alsbald durchs ganze Haus das Geschrei: ‚D's Mareili ist da, d's Erdbeeri Mareili!‘ Und von diesem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr acht Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, ver-

schlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam. Mit weit offenen Augen sah es bald die Menschen an, die um ihn's sich sammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter gestoßen, lächelte und dankte für Guttaten, welche man ihm erwies, reichte langsam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Ähnliches wiederholte sich in den meisten Häusern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen, als ob es taubstumm sei, hie und da freilich quasi weltsch (französisch), das aber doch fast so verständlich wie deutsch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angst, es erwildete (ward wild, scheu) und zog nach heim, keine Geschenke und Versprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgerissen, wenn sie nicht den Rückweg eingeschlagen hätte. ‚O Mutter, ist's noch weit bis heim, o Mutter, sind wir nicht verirrt?' jammerte es in einem fort. Es beruhigte sich erst, als sie ihr Häuschen sahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß sie wirklich im Tschaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Besten seine Geschwister glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: ‚Mag das G'red und G'stürm (Gelärm) nicht mehr hören und das Weltschen nicht; o erdbeeren ist viel schöner,' sagte es. Umsonst frugen seine Geschwister: ‚Mareili, willst nicht noch einmal gehen?', umsonst ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihn's, es solle es holen. ‚Mag nicht,' sagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau sich wieder zeigte, hatte sie eine schwarze Schürze um. Dessen erschraken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili gestorben. Aber es war nicht Mareili, sondern Bäbeli, das gestorben. Dann entrann den Leuten wohl: ‚He nu, gottlob! so macht's denn nichts.' Aber so war es doch der Mutter nicht. Bäbeli

war ihr auch lieb gewesen, sie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder sich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und sich fast nicht habe wollen trösten lassen. Erst als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte sich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte.

Und es schien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten sie ihrem Mareili zu seinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten sie schöner und dauerten länger, als in diesem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen instand, tilgte die Rückstände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den Hauszins zahlen ohne Hilfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Respekt, denn Fleiß, Sparsamkeit und niemanden zur Last fallen galten von jeher viel im Bernerland. ‚Marei,‘ sagten die Nachbaren, ‚Marei, wenn es alle so machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn eine begehrt etwas zu verdienen, so ist immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch, und die Kirschbäume blühen alle Jahre. Wenn du was mangelst, so sprich zu, es soll nicht Nein sein, wenn wir's einmal haben. Es ist dann doch nicht, daß wir die wüsesten Hüng (Hunde) syge (seien), aber d'Lüt müsse auch danach tun.‘ Das sei guter Bescheid, sagte dann Marei, es danke dafür, aber solange es ihm möglich sei, plage es lieber niemanden. Daß es ihnen Ernst sei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was sie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beste war.

Es schien, als habe der Tod eine besondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächsten Winter erschien er wieder und holte Mareilis Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leises Weinen, sonst war es stille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter kostete ihr bitteres Leiden, sie mochte wollen oder nicht, fort und fort schluckte sie an dieser bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was alles ihr noch

warte, ob sie das Bitterste wohl auch noch erleben müsse. Mareili lebte ein seltsam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten ineinander. Es dachte an seine Erdbeeren in Weid und Wald im Tschaggeneigraben, an sein Schwesterchen, sein Brüderchen im Himmel, ob sie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten, und wie groß und schön wohl die Beeren wären. Ach und vielleicht sei kein Winter da oben, sondern Sommer alle Tage und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch und nie Schnee und Frost? Wenn doch einmal Schwesterchen und Brüderchen kämen und ihn's berichteten, wie es da oben sei, wie schön das Leben und wie groß die Erdbeeren. Wenn sie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine sei, wenn doch einmal in den Erdbeeristüdelen Schwesterchen und Brüderchen säßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel und wie lieb der liebe Gott sie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von oben und Krättchen (kleine hohe Körbe) und Körbchen für ihn's und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe schläfrig wurde und düster, die Mutter emsig das Rad trieb, der Wind mächtig ums Häuschen rauschte, da gab Mareili seinen Träumen Worte, begann leise zu reden von den Engeln und zu fragen, ob sie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig sei und fromm und man dem lieben Gott so recht anhielte, man einen Engel sehen könnte, und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schwesterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erscheinen und mit ihnen zu reden.

Die Mutter erschrak über solche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit sich versündigen, die Kindlein an der Ruhe stören, daß sie wiederkommen müßten. ‚Und denke doch, Mareili,' sagte sie, ‚was die Leute sagen würden, wenn sie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten sich so schwer versündigt, daß sie nicht an die Ruhe könnten'; zugleich machte es sie traurig, denn sie hielt solche

Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln sprächen, würden bald auch solche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott sie bald holen lasse in den Himmel. Sie hatte schwere Angst, der dritte Winter koste sie das dritte und letzte Kind. ‚Du mußt nicht von solchen Sachen reden,‘ sagte sie, ‚der liebe Gott hat es ungern, und du könntest dich versündigen‘, und um Mareilis Gedanken abzuwenden, erzählte sie ihm dann Gespenstergeschichten von greulicher Art, daß sie beide schlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten.

Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele gestalteten sich um so lebendiger, es gestaltete sich in ihm ein fast zusammenhängend Leben mit den Gestorbenen, lange, lange Gespräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, sehnte sich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß sie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schoß. Die Mutter dagegen freute sich nicht darauf, es machte ihr angst. Es bangte ihr, das Kind so alleine gehen zu lassen in die Wildnis, sie versuchte, ihre eigene Angst dem Kinde einzuimpfen. Sie stellte ihm vor, wenn es sich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili sagte: ‚Ich verirre mich nicht, ich wußte vern und vorvern (voriges und vorvoriges Jahr) den Weg immer am besten und verirrte nie, warum sollte ich jetzt noch verirren?‘ ‚Ja wenn du verhexet würdest,‘ sagte die Mutter, ‚man hat Beispiele, daß man in bekannten Wäldern so verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand.‘ ‚Aber Mutter, warum wurden wir vern und vorvern nicht verhexet, es sollte doch den Hexen mehr dr wert gewesen sein, drei zu verhexen als nur eins, und was hätten wir machen wollen?‘ ‚Ja, aber es könnte was anderes geschehen, denk, es gibt Drachen im Walde, böse Tiere, welche die Kinder fressen, und Berggeister, welche Kinder stehlen und sie in unterirdische

Höhlen führen, wo sie Sonne, Mond und Sterne nie mehr sehen,‘ sagte die Mutter. ‚Aber Mutter, sie hätten uns ja vern und vorvern auch stehlen können,‘ sagte Mareili, ‚und haben es doch nicht getan.‘ ‚Es wäre an einmal zu viel,‘ sagte die Mutter, „und willst du dann deiner eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret (dauert) mich, habe doch geglaubt, du seiest nicht wie die andern wüsten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machst es mir jetzt so!‘ ‚Mutter, ich will dir alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer (Ungeheuer) sind und alle Tage Sommer ist.‘ ‚Aber Mareili, rede nit vom Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden,‘ sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müßig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderschützlig (Wacholdersprossen) ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüten dran. ‚Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da?‘ Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergwissern wollte, ob's das Mareili sei oder jemand anders; des verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr

aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Tiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen. Nach und nach aber ließ sie Mareili alleine gehen, denn sie sollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte sie zurückgebracht. Wo der Verdienst nur kreuzerweise eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, schwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte ist, desto kleiner werden die gegenseitigen Geheimnisse; wo Hühner und Menschen in einem Stübchen wohnen, kann eins vor dem andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren so recht reifen zu lassen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um so länger kein Geld und es doch so nötig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich war's erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeist, statt mit sechs, und die Mutter hatte mehr Geld nötig als nie. Zudem schien es kein Erdbeerijahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was sie zu bedeuten haben, sondern sie haben große Bedeutung in der Weltgeschichte. Von Erdbeerijahren redet kein Mensch, kein Geschichtschreiber zeichnet sie auf, und doch haben sie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geschichtschreiber sich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß ersetzen, hatte weder Ruhe noch Rast, war früh und spät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beständig, die Sonne heiß, alles wollte auf einmal

reif werden, Mareili wußte gar nicht, wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anstrengung sehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr tat. Mareili wollte nichts versäumen, sondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen (Pflücken, Ernten) angefangen; wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen und es wäre nicht da und es käme immer nicht, so könnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, könnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im stillen immer von diesem Erscheinen, aber ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüte. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen aufsehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß, wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brot verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareilis Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge niederfallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder.

Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie gewesen und sonst noch niemand, so dicht, groß und dunkelrot hatte es die Beeren noch nie stehen gesehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß, aber fast ein ganzes Tagwerk hatte es schon vollendet. So setzte es sich mit ruhigem Gewissen an Schatten, aß sein Brot, und als auch diesmal Vetter Schläfli (der Schlaf) kam, wehrte es sich nicht so nötlich (sehr) und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es sah sie nicht, es hörte sie nicht, es wollte sie suchen, aber es konnte nicht, seine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über sich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm stund ein Engel und beugte sich über ihn's. Ein wunderschöner Engel war's mit dunklen Augen und dunkelm Haar, von hoher Gestalt, mit weißen Kleidern angetan. Leise den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Gesicht voll Liebe sprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erschrockene Kind verstund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schwesterchen, der Engel war viel größer und schöner, blickte so lieblich aus seinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menschen, als sei er der Engel, der umgehe auf Erden, die schönsten Seelen zu sammeln und dem Vater sie zuzuführen. Endlich verstund Mareili, wie er ihm zusprach, nicht erschrocken zu sein, ihn's liebes, liebes Kind hieß, sonst viele holde Worte ihm sagte, endlich nach den Erdbeeren ihn's fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krättchen (Körbchen) neben ihm stunden. Mareili sah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die schönsten, und als der Engel davon aß, glänzte sein Gesicht auch wie das Gesicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krättchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten

wollte. Da küßte der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberstück, ging in die Bäume, sah noch einmal nickend sich um, und wie schöne Sterne glänzten seine Augen, da verschwand er.

Jetzt hatte Mareili einen Engel gesehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schwesterchen, aber ein Engel war's gewesen. Erstaunt hörte die Mutter Mareilis Bericht, aus dem sie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirschbaume die Blüten, wenn der Wind dareinfährt. Endlich sagte die Mutter, es sei ein Traum gewesen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberstück, da wußte die Mutter nicht, was sie sagen wollte, der Verstand stund ihr lange still. Endlich ging er wieder, und sie sagte, sie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den schönen weißen Kleidern sei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter gewesen, die hätten solche Kleider und schönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten; Gott könne ihnen ja geben, was er gut finde, und wenn er den Menschen soviel Geld gebe, so könnte er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beschrieb die Erscheinung noch viel englischer und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb sich in den Glauben des Kindes gefangen gab, besonders als alle Nachbarn sich auf die Seite des Kindes stellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen sein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, sagten sie.

Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts gesagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schwesterchen, ihm nicht Grüße an sie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel sei, und wie schön die Beeren daselbst würden. Sein Trost war, er werde wiederkommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen, damit die auch einmal einen Engel sehe und künftig ihm

glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umsonst setzte es sich, so oft es sich tun ließ, um Mittagszeit ans gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihn's wieder eines Engels Stimme, nie stund, wenn es die Augen aufschlug, ein Engel da. Darum verklärte sich der Engel in Mareilis Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel gewesen, wurde alle Tage fester. Wäre es kein Engel gewesen, so wäre er wiedergekommen, sagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel sich festsetzte, desto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieser das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er anderes bedeuten, sagte sie. Der dritte Winter kam mit großer Angst und vielem Bangen, aber gottlob! ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es selbst das schönste Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten sie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott gesegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen sie nicht, aber er genügte ihnen, machte sie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und stärker wurde, die Mutter älter und schwächer, die Gliedersucht war es, welche sie hauptsächlich plagte. Das Gehen ward ihr beschwerlich; wenn es ander Wetter geben wollte, konnte sie die Beine fast nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte sich daher nach und nach auch ans Vertragen (Austragen) gewöhnen. Es gewöhnte sich aber schwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt, unter den vielen Menschen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihn's gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter sowenig als möglich, damit sie sich nicht über ihre Kräfte anstrenge, um selbst zu gehen. Der Eintritt Mareilis in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch ihn's noch vergrößerte. Mareilis Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen,

Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in seinen Worten, aber freundlich, hielt feste Preise, hielt sich höchst selten an einem Orte länger auf, als es sein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hörte. Es brachte in seinen Absatz nach und nach eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Haustüre ein eigener Geist entgegenwehe und an jeder Türe ein anderer, und zwar an den meisten Orten stetig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmütiger, ein geiziger oder mildtätiger, ein teilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, kniffsüchtiger.

Es war ihm schon ums Haus herum, als fühle es diesen Geist, und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Haustüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihn's warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Ware beurteilte, marktete (handelte), das Geld brachte, und was für Geld. Jenachdem der Geist war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchen es floh, als sei die Pest darin, vor die man ihn's mit keinem Lieb gebracht hätte. O, wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten (=klaubten), alles verchareten (zerdrückten), von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, alles beschnüffelten, verherrgeten (verdarben), verblizgeten (ruinierten) und am Ende nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihn's laufen ließen mit seinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menschen Auge mehr abdecken mochte, wie

ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer, als hausten darin Hunger, Pestilenz und Krieg und die übrigen bösen Geister alle. Es hatte verschiedene Striche, welche es besuchte, und in jedem Striche Häuser, welche höher oder tiefer standen in seiner Gunst, je nach dem Geiste, der darin wehte. Danach ordnete Mareili auch seine Erdbeeren und seine Wege. Es mußte nicht zu machen sein (wenn es irgend zu machen war), so steckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich taten, gute Worte ihm gaben, das schönste Krättchen zu, daß alle hell aufjauchzten, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die prächtigen Beeren und dringlichst ihn's hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunst nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren allesamt mittelgut, doch immerhin so gut, als irgend ein Erdbeerimeitschi (=Mädchen) sie im Lande herumtrug. In der Regel kam es glücklich seinem Vorrat ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krättchen oder Körbchen übrig, he nun, so machten sie daraus einen Erdbeeristurm (=auflauf) und lebten auch wohl daran.

Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, sondern immer das Gegenteil, wo es ihm schien, als sei es verkauft und verraten oder gar verhexet. Die schönsten Erdbeeren wurden ihm weggeschnappt, es wußte nicht wie, die besten Kunden traf es nicht an, hier war man schon versorgt, dort laxierte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuser klopfen, das tat es äußerst ungern. Zu jedem neuen Hause ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geist ihm aus dem Hause entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hause bellen werde. Vor solchen Häusern, wo man ihn's nicht kannte, ging es ihm selten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht, ob über oder unter

der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter seine Erlebnisse mitzuteilen.

Solche Berichte waren das Labsal der Mutter, aber die Hauptsache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man ist nicht gerne vergessen schon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange, und wenn man auch sterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es ist kaum ein Bettelmannli (Bettler) auf Erden, welches nicht an dem Gedanken wohl lebt: Was wird man sagen, wenn ich nicht wiederkomme? Man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenster in die hinterlassenen Häuser, in die hinterlassenen Herzen hinein, es würde den meisten übel werden, trotzdem daß sie im Himmel sind. Ja, und wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode wiederkommen könnten auf Erden, so würde es den meisten betrübten Hinterlassenen übel werden, daß sie meinten, sie müßten sterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erste.

War es möglich, so zwängte die gute Frau alle Jahre ihre schweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um sich persönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute sie noch hätten und noch lange nicht vergessen. Und wenn sie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute sie noch lieber als Mareili, als hätte sie ihre Sache doch noch besser gemacht, so war sie überglücklich. Das war denn auch das erste, was sie Mareili berichtete, und wie sie glaube, sie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Losung (Erlös) z'weg (heraus). Mareili gönnte diese Freude der Mutter von Herzen, in demselben war keine Spur von Eifersucht. Hatte es ja doch auch seine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch so innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um

der Losung, sondern um ihrer selbst willen, weil sie ihm so lieb waren. Hatte es doch sein ganzes inneres Leben mit all seinen Träumen, wo der von dem schönen weißen Engel aber ihm einer der liebsten blieb, und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiedersehen. Das gute Kind lebte am liebsten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenseits unserer Sonne liegt, nach welcher seit Jahrtausenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, sie zu erobern, und wenn sie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgegufelt (-gestochen) vergeblich, sie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Dasein in Abrede stellen und der Welt klar demonstriere, es existieren keine solche unsichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, sie dieselbe hätten an ihren Spieß kriegen müssen, nun hätten sie aber keine dran gekriegt, ergo sei auch keine. Nun existieren aber, Gott sei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weise dieser Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, diewil sie trotz aller Weisheit nie fassen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemütern gegeben ist und über allen Verstand der Verständigen geht, kein Chemiker es mit seiner subtilen Wage wägen, mit irgend einem Stoffe fassen, zersetzen oder binden kann.

Je verständiger und sinniger Mareili sein Tagewerk betrieb und Ordnung in dessen Verlauf brachte, desto eifriger trachtete es danach, ein bestimmtes Kennzeichen sich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wieviel konnte es sich ersparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm sonderbar. Glaubte es eins entdeckt zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abstellen, so fehlte es das nächstemal gänzlich, es ging ganz das Widerspiel. Es achtete sich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerst aus dem Bette kam, des ersten Vogel-

geschreis, des ersten begegnenden Menschen, des Stolperns und Nichtstolperns, und alle Zeichen waren gut, und alle Zeichen täuschten, und kehrum (abwechselnd) glaubte Mareili an jedes mit immer festerem Glauben. Zu einer Zeit, als eben sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu tun, es war in Todesängsten und Todesnöten.

‚Mutter,' sagte es am Morgen, ‚heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nötete mich gar zu grusam.' ‚Das ist bös,' sagte die Mutter, ‚gehst nicht, so charen (verderben) die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen (austragen), hast von zwei Tagen beisammen, was wir beide gewinnen mochten, und es gab so wohl (tüchtig) aus.' ‚Weiß es wohl, Mutter,' antwortete Mareili, ‚sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probieren, mich grusam in acht nehmen, z'töte (zum Leben) wird es nicht gehen.' Mareili ging.

Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stand, sie könne mehr als Brot essen, sie könne hexen. ‚Es ist doch gut,' sagte Mareili, ‚halte ich nicht mehr alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben.' Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben ins weite Land sich mündete, käderten (schrien) ein ganzes Regiment Ägersten (Elstern) gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten. Das stellte Mareili. ‚Soll ich oder soll ich nicht?' sagte es. ‚Auf dem Vogelgeschrei halte ich nicht am meisten, aber es trifft ja alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei das jetzt, wie es wolle, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Ägerste werde nit alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy.'

Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es ging ihm alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt (zurechtgestellt), war niemand daheim als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geschenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß sie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, sagte sie. Es würde ihm auch besser anstehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Türe zu stehen. Das sei nicht viel anderes, als gehe es betteln; wer bettle, stehle und mach' sonst noch, was er könne, b'sunders so große Meitscheni, pfy Tüfel! Vor dem G'sindel käme man selbst nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon gesprengt (gejagt). Mareili bekam den Hals so voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen solle, und ging weiter, fand in einem Hause die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank, ein ander Haus mit Erdbeeren so überfüllt, daß sie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte sagte man ihm trocken: ‚Mangeln keine‘. Und als es sagte, es hätte doch so schöne, ließ man es einfach ohne Antwort stehen, bis es endlich ging. Das tat ihm so weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz schwer, sein Gemüt voll Elend, denn mit seinen Kunden stund es nicht bloß in einem Erdbeeriverkehr, sondern in einem gemütlichen, sie waren so gleichsam seine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte seinen Ring weiter schlagen, mußte zu neuen Häusern, mußte sogar vor Wirtshäuser. Diese waren ihm in der Regel am meisten zuwider, da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne schnöd und schnippisch mit den Leuten umgehen, besonders mit Erdbeerimeitscheni. Mareili fürchtete sie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häusern, von

denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton sie bellen. So setzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langsam und mit Verdruß statt mit Freude. Wenn es vor dem G'schänden (Verderben) nicht einen so großen Grausen gehabt und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heimgelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. ‚Kann sie wäger (wahrhaftig) nicht nehmen, Meitschi,' sagte sie, ‚ich täte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher.' Soweit war Mareili noch nie gegangen, soweit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts ausgeblieben, schon so spät und noch soweit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig (wehleidig) schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an den wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in Bäume und Brunnen. Es trappete (ging) immer leiser ab, gerade wie wenn es des Morgens durchs Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich sah es seinen Engel neben sich stehen, weiß und schön wie vor Jahren, die mächtige

Fee im Zauberschlosse, die alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili versteinerte, starrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erscheinung an. Der Engel sah das plötzliche, lautlose Erstarren des Mädchens, betrachtete es schärfer, länger mit seinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: ‚Was, mys (mein) Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Bist's oder bist's nicht, red, mys Kind, oder kannst nit, bist stumm, doch nicht? Gäll, du kannst reden?' Und des Engels Macht, welche in seinen Augen war, löste den Bann, zog die Stimme aus der zusammengezogenen Brust, und das Erdbeeri-Engeli sagte endlich: ‚Gottlob! nit!' Es ist ein selten Ding auf Erden, daß zwei Engel sich begegnen, sich jahrelang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, seine Augen begannen zu strahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute sich seines Engels, aber still und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter: soweit seine weiche Stimme reichte, sammelte es die Leute, stellte das Erdbeeri Mareili unter sie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Meitschi gefunden sei, von dem es ihnen so oft erzählt, wie es dasselbe gefunden, als sie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, schlafend unter einer Haselstaude, dasselbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft und so reuig gewesen, daß es dasselbe so schnell verlassen, weil es gefürchtet, die übrige Gesellschaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wisse nicht, ob aus Furcht, oder weil es stumm gewesen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es sei. Es komme aus dem Tschaggeneigraben, man sage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter allen, denn alle hatten schon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein sagte, es habe sich schon lange geärgert, daß

das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweise, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili e i n Wesen seien. Daß Mareili seinen Erdbeeren abkam und bewirtet wurde, versteht sich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim pressierte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti (Mutter) Angst hätte, und ein gut Meitschi macht, soviel an ihm, dem Müetti nie Angst. Es mußte versprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch sah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es schon oft erfahren, daß verschwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erscheinung auch schwinden und nicht wiederkommen.

Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter den Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachsen lassen. Einen Augenblick nur hatte es ihn's betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel gewesen, des Fräuleins holdes Wesen hatte ihn's bezaubert, jetzt war es glücklich, seinen Engel auf Erden zu haben in Menschengestalt. Jetzt sei es doch gut gewesen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Wasser, alten Weibern und der Ägersten (Elstern) Gekreisch. Indessen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das alles ausgehalten, sich in nichts versündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, sei am Ende doch alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeschick ihn's nie so weit getrieben hätte. Und allweg hätte es nicht alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und sich daraufhin hätte fassen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß sie sich in acht nehmen möchten vor allem Bösen und standhaft sein in allem Guten, so werde es auch Gott tun, wenn man ihn lieb habe.

Darum sei gut, wenn man sich allem achte und denke, es komme von Gott.

Die Mutter verstaunete (verstummte) ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als sie aber vor Erstaunen zu sich selbsten kam, sagte sie alsbald: ‚Habe ich es nicht von Anfang an gesagt, es sei kein Engel gewesen, sondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter?‘ Daran, daß sie es von Anfang an gesagt und nur um Mareilis willen geschwiegen, lebte sie wenigstens eben sowohl (hatte sie ebenso viel Genugtuung) als am Engel selbst. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo jedes dem andern seine Freude gönnt, da ist's schön, da ist Friede.

Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit besonderem Geiste (Andacht) wurden für das Fräulein die schönsten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo sie am schönsten und größten wuchsen, dort sammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geschah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden; das waren seine Festtage, sorgfältiger kleidete es sich, früher machte es sich auf den Weg, rascher ging es, es war ihm fast, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein sah es fast allemal, fühlte die magnetische Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, fast wie der Engel das Wasser im Teiche Bethesda, mit dem Unterschied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, sondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräulein sprach, wenn immer tunlich, mit Mareili, freute sich seiner und war teilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernster, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterschied und betrübte sich darüber, doch nur um des Fräuleins willen,

dachte nicht von ferne daran, den Grund dieser Verschiedenheit bei sich zu suchen. Das Fräulein war sein Engel geblieben, seine Erscheinung ihm jedesmal eine himmlische. War diese Erscheinung trüber, dunkler, so kümmerte es sich darüber, sah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne.

Und wenn es auch nur die Erscheinung hatte (d. h. sie nur sah, nicht sprach), sie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, so war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was alles ihr Leben bewege, was ihr weh tue oder Freude mache. Mareili dachte sich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, alles nach dem Tun der Menschen; wenn es dem lieben Gott so geht, warum sollte es einem Engel nicht auch so gehen und zwar umsomehr, je ähnlicher er dem lieben Gott ist? Das betrübte Mareili sehr, wenn es das Fräulein gar nicht sah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es stellte sich dann alles mögliche vor, dachte ihn auch verschwunden für ihn's, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder sah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. ‚Wann kommst wieder?‘ frug das Fräulein, als es eben einmal so freundlich gewesen. ‚Nicht mehr,‘ sagte Mareili, und aus seinen großen Augen rollte Träne um Träne. ‚Es waren heute die letzten.‘ Das Fräulein erschrak selbst ob dieser Antwort. ‚Was soll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt?‘ sagte es. ‚Aber warum weinst so?‘ fragte das Fräulein. ‚Hast dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht alles gebraucht, sondern etwas zurückgelegt haben für den Winter?‘ ‚Es ist nicht wegen dem,‘ schluchzte Mareili, ‚aber ich habe grusam Längizyti (Sehnsucht)!‘

‚Liebes Kind,‘ sagte das Fräulein, ‚man muß sich an alles gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es gibt. Es ist dir sicher gut, wenn du dich auch gewöhnst an das Daheimbleiben, es ist wohl langweiliger, das beständige Herumlaufen ist kurzweiliger, macht aber auch die Menschen leicht-

sinnig, und wer sich zu sehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielem Gutem untauglich und nimmt selten ein gutes Ende.'

Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, sie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief ins Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landstreicherin, aber es konnte es nicht sagen, sondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihn's plagen würde. Statt der Antwort rollten seine Tränen nur noch größer und dicker. ‚Tröste dich, mein liebes Mareili,' fuhr das Fräulein fort, ‚sei diesen Winter recht fleißig, die Zeit geht schnell, ein anderer Sommer ist bald wieder da, dann kannst du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Essern nach, und zu uns kömmst wieder und bringst die ersten, hörst du, daß du mir nicht fehlst.'

Da sah Mareili so eigen zu dem Fräulein auf, daß dasselbe seine weiße Hand auf dessen Kopf legte und zu ihm sagte: ‚Und hörst, in sechs Wochen, achte dich dessen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommst du noch einmal zu mir und frägst nur mir nach, hörst du wohl, und komme ohne Fehler (unfehlbar).' Da Mareili nichts darauf sagte, sondern ihn's nur ansah, so fuhr es fort: ‚Du bist ein wunderliches Kind, du mußt besser antworten lernen. Aber höre, kömmst du nicht, so kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab.' Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wissen gewöhnlich mit Worten und Gebärden ganz anders auszudrücken, was sie angenehm und einträglich glauben. ‚Gäll du kömmst,' sagte das Fräulein, reichte Mareili die Hand und sah es an. Mareili brachte kaum ein ‚Ja' aus dem Weinen heraus.

‚Es g'späßigs (spaßiges) Meitschi,' sagte das Fräulein und sah ihm sinnend nach.

Mareili fand sich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwischenliegende Zeit war ihm eine Wüste gewesen ohne Baum,

ohne Haus, ein unwirtlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beschenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihn's und die Mutter, denn große Wohltätigkeit war Familiensitte, man gab viel und gern, man begriff, daß geben seliger als nehmen sei. Als Mareili wohl sich freute, sehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da sagte das Fräulein wieder: ‚Es g'späßiges Meitschi,‘ und sah ihm sinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr sich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigsten von Mareilis Seite, das Fräulein blieb sein Engel, dessen Erscheinung sein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei seiner Teilnahme und Freundlichkeit und nicht bloß wegen dem romantischen Anfang ihrer Bekanntschaft, wegen dem Interessanten, welche derselbe auf sie beide warf, sondern es war ein seltsam Etwas, welches dasselbe an Mareili fesselte, von dem das Fräulein zwar immerfort sagte: ‚Es g'späßigs, es kurioses Meitschi.‘ Es dankte ihr viel weniger als andere für Guttaten, es brauchte nie schöne Worte, nie schmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der sie kamen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüte, das war das G'späßige in seinem Wesen, das so natürlich war und doch lange ein Rätsel blieb.

Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit, aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohltäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohltaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm gibt? Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auch einmal so recht sollte scheinen lassen.

Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog ihn's an, interessierte ihn's sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte, als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältnis sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareilis Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mitteilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen.

Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden, und wie sie dokteren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehilflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, sein Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müssen. ‚Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt?' hatte das Fräulein oft gefragt. ‚Darf nicht daran denken,' hatte das Mareili geantwortet. ‚Wenn es ginge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und täte wie bisher, was will ich mehr?' ‚Das wird nicht gehen,' hatte dann das Fräulein gesagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen sollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange gesprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geschah endlich: Mareilis Mutter starb.

Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand sich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht achtzehn Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter (zu tragen)

gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte alles leicht gemacht, und jetzt konnte es sich kaum darein schicken, keine mehr zu haben, sie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Trost im Leben war das Fräulein, aber das war fern einstweilen. Als die Mutter begraben war und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm fast das Herz abdrücken, es kam sich vor wie ein im Walde von seinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlassenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrat, den man in dieser Hütte nicht gesucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihn's, waren ihm in der schlimmen Zeit treu beigestanden. Und doch ward es ihm so alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß jedermann auf ihn's spekulierte in gar vielfachen Beziehungen. Es ist kurios, wenn jemand stirbt, möchte jeder etwas erben und wär's nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlassenschaft auf irgend eine Weise die eigene Lage verbessern. Man spekuliert auf Geld oder auf Personen, oder auf beides zusammen. Die Menschen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Nase, und wittern sie das kleinste Vörtelchen, kömmt sie das Jagen an unwiderstehlich.

Die einen wollten Mareili zu sich nehmen, es sollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri g'winnen; andere wollten zu ihm ziehen und gemeinsam Haushalt mit ihm führen, andere gar es heiraten — man denke! Es meinten es sicher alle zum allerbesten, und alle meinten, sie hätten eigentlich bloß Mareilis Beste im Auge, und suchten ihm mit allem Eifer dieses begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte fast nicht warten, bis die Zeit um war und das Fräulein wiederkam.

‚Und jetzt, was willst?‘ frug das Fräulein, als beim Wiedersehen den ersten Fragen und Antworten ihr Recht

geschehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntnis, so weh es ihm tue, zweifle es doch, daß es so bleiben könne, so alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wisse es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. ‚Weißt du was,‘ sagte das Fräulein, ‚bleibe bei mir, es ist ja gerade, als ob es so sein sollte, so trifft es sich. Meine Kammerfrau, Gattung (Caton, Käthe), hat mir heute aufgesagt. Sie kränkelt und redet schon lange davon. Heute sagte sie mir in allem Ernst, ich solle nach jemand anderem sehen, sie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmst du.‘ Mareili fiel wie aus den Wolken über diesen Vorschlag, es entsetzte sich darob, teils aus Freude, teils aus Schrecken. Es sollte immer beim Fräulein sein können, das war die Freude; es sollte den Tschaggeneigraben und seine Freiheit verlassen, sollte ins Schloß unter die Dienerschaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Überwindung gebraucht zum Vorschlag. Ein undressiertes Bauernmädchen, welches nicht weltsch (französisch) kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hause zu erheben, das braucht Mut und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, ist so eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meisten Dienste verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zustünden, alle bis ans Essen usw. Es ist die potenzierte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menschen eigentlich auch nichts anderes sind, als potenzierte oder erwachsene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geistes untertan sind, sie ausführen, sobald sie entstehen, so soll die Kammerfrau die Gedanken entstehen sehen und sie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verstund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je gesehen von weitem, geschweige denn, sie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine sehr schöne Kammer-

magd, aber erst, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, ernst wenn es mit Manier sich präsentieren und anmelden, erst wenn es wenigstens oui und n'est ce pas und qui est là sagen konnte mit Anstand. Es gibt in jedem Hause, welches repräsentiert, eine Sitte, welche von jedem und besonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht Ärgernis entstehen soll. Das Fräulein überwand seine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeriengel gegenüber, sprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich sagte: ‚Ach, mein Gott, ich wüßte ja nichts Besseres, es ist mir das Liebste, was ich ersinnen könnte, aber ich kann's nicht verbringen, ich bin's nicht imstande.‘

Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein so tüfelsüchtig Räf (teufelsüchtiges Reibeisen), wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut, als junge Geschöpfe zu kujonieren, und wenn die Herrschaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich schlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmütig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermessen, aus Mareili so urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rate gezogen, würde sie denselben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbstbewußtsein, kannte ihres Amtes Bedeutsamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was sie in vierzig Jahren gelernt und was sie leistete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen sollte sie ersetzen, mon dieu! Indessen, es war geschehen, und Gattung sprach dem Meitschi Mut ein und bot sich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernötigste Weltsch beizubringen. Das Fräulein sei si bonne, daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden, nur eins mußte das Fräulein ihm versprechen, ihn's alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das tat das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit.

Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Weltteil in einen andern gewandert wäre. Da war alles, alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde, wie sie Gott eben erschaffen hatte, ums Schloß herum dagegen war sie mit Kies bedeckt.

Es war die ersten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unersetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer stellt, es durfte fast nicht trappen (es wagte kaum zu gehen), nichts anrühren, aus Angst, es zerbreche etwas oder lasse es fallen. Gattung schüttelte bedenklich den Kopf. Indessen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet alles, überwindet alles. Nachdem die erste Angst überstanden war, faßte Mareili unglaublich schnell seine Aufgabe, so daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf schüttelte und sagte, pour une jeune allemande stelle Mareili sich merveilleusement, so was hätte sie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herumhantiere, habe es noch nie erlebt. Und als einmal die Angst überwunden war, fühlte Mareili sich fast glücklich in seinem neuen Verhältnis. Es sah das Fräulein immer und sann Tag und Nacht daran, wie es sich ihm treu und gefällig erweisen und in seinen Augen lesen könne, was dasselbe denke, fühle, wünsche.

Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff getan zu haben, und freute sich des Kammermädchens, das so anständig und geschickt war, zu einem vornehmen Hause paßte und ihm wohl anstand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienstboten anständig zu behandeln, mit kurzer Gemessenheit der Rede, solange es seine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Diese konventionellen Schranken sind

nicht absolut allgemeine, sondern fast jedes Haus hat seine eigenen, engere oder weitere. Ja, man sieht zuweilen in einem Hause große Rücksichtslosigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängstliches Hüten aller Formen, eine um so strengere Gemessenheit im Reden und im Bewegen, und diese Form wird um alles gezogen, und alles muß sich in dieselbe fügen, die stärksten Gefühle, Liebe und Religion oder Liebe zu Gott und Menschen. Wo irgendwie diese Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als sehr ernste Sünde, welche oft weder vergessen noch vergeben wird. Familienglieder, besonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieser konventionellen Hausschranke bergen können, werden beständig mit einer Art von Ängstlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achselzucken wird verblümt von ihnen gesprochen, als ob man sagen wollte: ‚Man kann nicht wissen, was Tüfels die noch anstellt.‘

Es ist aber eine gleichsam heillose Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbrust tragen sollen und zwar gar zuweilen noch durch verschiedene Geschlechter hindurch, daß dieser Schnürleib gleichsam die Familienzwangsjacke sein soll für alle höheren menschlichen und religiösen Gefühle. Man denke die Folgen einer solchen Schnürbrust für die Leiber der Menschen, und um wieviel zarter und leichter verkrüppelt sind die Geister der Menschen. Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche sittliches Gefühl und christlicher Geist ziehen, sondern von den sonderbündlerischen Schranken der verschiedenen Häuser.

In einem solchen Schnürleib stak das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er schien ihm zur andern Natur geworden, bis bei besonderen Anlässen oder besonderen Stimmungen die Gefühle schwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareilis Fräulein.

Aber Mareili fühlte diese übliche Gemessenheit nicht, machte keine Ansprüche auf Äußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte sich glücklich in seiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als sonst gegen ihn's war, so tröstete es sich sicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachsandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war und diese Stimmung Mareili fühlbar ward, so schrieb es sie einem innern Leiden zu, und seine Liebe ward um so inniger, seine Sorge um seinen Engel um so größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und sah es an mit seinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili schoß das Wasser in die Augen, und es hatte seligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Glut und die kalte Welt so recht in schneidendem Gegensatze stunden, dem Fräulein es so enge ward, daß der Atem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als stünde es auf der höchsten Spitze des allerhöchsten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: ‚Mareili, hast du mich lieb?‘ und wenn dann Mareili das Wasser in die Augen schoß und es sagte: ‚O Fräulein!‘, so gab dasselbe ihm die Hand und sagte: ‚So behalte mich lieb.‘ Das waren Augenblicke, welche Mareili für alles entschädigten, was es wohl auch sonst zu tragen hatte, welche seine unverfälschte Liebe immer neu stärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasselbe viele, viele Tage kein Zeichen besonderer Teilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemessenheit behandelte, die akkurat aussah wie Hochmut gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili fast unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Besonderes, es erwartete nichts Besonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, so empfahl es ihn Gott, daß er denselben ihm zu

gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus seiner Hand mit der Bitte, daß er ihn's bewahren möge vor Versuchung und erlösen von allem Bösen, und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre rasch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke sind, je göttlicheren Sinnes man wird.

Und im Maße die Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demselben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten sich, verklärten in Frieden sich; gereizte Nerven störten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das frische Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Persönlichlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört.

Am schönsten trat derselbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterschied zwischen der Dankbarkeit für erhaltene Wohltaten und der eigentlichen Liebe zu der Person des Wohltäters. Beides ist etwas ganz anderes und wird nicht bloß oft verwechselt, sondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch sich beschämt und gehoben, es stieg höher auf der Leiter christlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohltätigkeit zu lieben, es begann auch arme Personen zu lieben, es begann sich vor allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich schon lange in ihm war, die es aber, solange der Schnürleib seine Gefühle in alter Gemessenheit erhielt, nicht bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Existenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je schwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasselbe zu einem einsamen Leben zwang.

Die äußeren Dienstleistungen blieben sich gleich. Mareili

verdoppelte sie, sobald irgendwie es nötig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf diese äußern Dienstleistungen beschränkt, sondern das innere Leben schlossen sie sich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, sondern eine zukünftige suchen, wanderten sie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erstaunte, welche im innern Leben seines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die so drohend in dasselbe hineinragten, so erstaunte das Fräulein über das sinnig liebliche Gelände, welches Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das erstere bei vollem Überflusse an allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das letztere in stetiger Arbeit für dürftige Notdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie alles von Gott kömmt und wie er jedem seine Bürde ordnet nach den zugeteilten Kräften, und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wiederum nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderem Stoffe. Wenn sie zusammensaßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen und über der Welt zu Schwestern geworden waren. In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältnis zum Fräulein war wohlbekannt. Die einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edleren Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder

demütigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht.

So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zuweit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort. Es kaufte die Hütte im Tschaggeneigraben, in welcher es mit seiner Mutter gewohnt, und ließ dort sich nieder. In den ersten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, sammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel ins Schloß, wenn es mit seinen Körbchen voll der prächtigsten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimat gewesen, als eine Art von Heimweh es wieder dahin zog.

Es richtete freundlich sich ein und freute sich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für sich treiben wollte, so wollte es doch seine Freude an seinen lieben Erdbeeren wieder haben. Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haselstauden, es hoffte noch den alten Stock (Busch) zu finden, wo immer das erste Stüdeli (Stäudchen) blühte. Aber wie ward Mareili getäuscht, als es den Schaden umsah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die ersten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte sie weggetragen haben. Kein Busch war mehr da, keine Birke, keine Reckhoïderstaude (Wacholderstaude), nichts als Erdäpfel für die Menschen und Gras fürs Vieh. Es weinte über die alte Wildnis, welche die Kultur ihm verschlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, fast hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeereten und damit sein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen

über und im Herzen tat's ihm weh, als es sah, wie roh sie mit den Beeren umgingen, halbreif sie abrissen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerrissen, die halbe Ernte verdarben, mit feindseligen Blicken es ansahen und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasselbe unberechtigt in ihr Eigentum käme, und war doch Mareili die erste Herrin dieses Gebietes gewesen, hatte den Leuten den Verstand zu diesem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht bestritten, sein altes Reich zu betreten.

Das hat Mareili sehr weh getan, und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die ersten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechsel kreist, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menschen zu fordern, daß sie ihm den Tschaggeneigraben, der dazu nicht einmal sein Eigentum war, unverändert lassen sollten. Nicht umsonst werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihn's dahin zurückgeführt haben. Etwas werde er wohl für ihn's hier zu tun haben, wenn es die Augen nur recht auftue, werde es dasselbe schon finden. Und Mareili tat die Augen auf und sah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk er ihm bestimmt hatte. Es zwang sich und ging wieder ans Erdbeerigwinnen (-pflücken) und mit den Erdbeeren suchte es die Kinder zu gewinnen, sich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten sich nicht von ihm befehlen lassen, aber sie taten am Ende freiwillig, was es angab, sie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freundlich, wußte gar vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl stellte sich zuweilen ein ungezogener Junge ungebärdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmut und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. ‚D's Erdbeeri Mareili ist

da' oder d's ‚Erdbeeri Mareili ist nit da', war das Feldgeschrei der Kinder. Dieser Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein sein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das liebste geworden, zu sich, und andere Kinder kamen zu diesem, und alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes fürs Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meisterin. Es kostete kein Lehrgeld, und so ganz trocken ohne Essen und Trinken kamen die Kinder selten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es sich denken. Mareili und sein Geld gefielen noch anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüsten ein schnelles Ende, es wußte zu klar, wo seine Liebe war.

Im Anfang hatte sein Wiedererscheinen Aufsehen gemacht, aber es lebte so still und anspruchslos, es zeigte sich so wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß und nur um ihn's wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter sich zeigte. Das Mädchen, welches Ihr dort getroffen, Gerichtsäß, ist das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht selbstsüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es sie für sich, sondern es erzog sie für sie. Es fand es nicht passend, ein erwachsenes Mädchen in dieser Einsamkeit an sich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, sandte es sie hinaus in die Welt, wohl ausgerüstet mit Geschicklichkeit und Gottseligkeit. Es wußte, wo sie gut aufgehoben waren, dahin gab es sie, und eine solche Gabe wurde fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufging, erzählte es ihnen von seinem Engel. Aber die Tore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüte. Dann erschien aber auch das Fräulein

in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt.

Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes und ein fleißiger, aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen Erntefeld. Sein Tod tut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rat bedürfen, wenn sonst auch für ihn's gesorgt sein wird. Aber und jetzt, Gerichtsäß, was meint Ihr, hatte ich recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als Ihr und ich?"

„Ja, ja," sagte Gerichtsäß Hasebohne, „so für ein Weibervölchli (Frauenzimmer) mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, g'fallt mir b'sunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann täte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann imstande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtsäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu brucht's V'rstang (Verstand), wo me hinger eme ne Wybervölchli nit fingt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig (Art) Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'sämme z'zelle (zu zählen) sy u z'verglyche, wie d'r Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng (immer) Mannevolk und Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel (einmal) so u wird nit angers, solang d'Welt steit. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die gibt mir eine Kappe (etwas auf den Kopf, eine Strafpredigt), es ist e Handligi (Tüchtige)! Lebit wohl u Dank heigit u chömets cho yzieh (kommt den Besuch zu erwidern), es würd is (uns) freue."

„Kann's geben," sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand, und auch die Frau Pfarrerin tat also, und derselbe ging nach Hause.

„Jetzt weißt du," sagte der Pfarrer, „was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt." „Das wundert mich nicht," sagte die Frau Pfarrerin, „von einem Gerichtsäß; soll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott, und wird ihr Urteil nicht viel zu bedeuten haben vor ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willst, es ist die höchste Zeit, und Rösi stellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es geb (locke) d'Lüt am beste zuche (herzu), we me ne (wenn man's ihnen) 's kalt geb, was sie nit heige möge (haben mögen), wos warms gsy sig (gewesen sei), behauptet es."

Der Sonntag des Großvaters.

(Alpenrosen, Jahrgang 1852.)

„Amen!", so klang es von den blassen Lippen eines Greisen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, sein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne schien freundlich ins Stübchen, in welchem wenig anderes als ein schönes Buffert (Büfett) Platz hatte. Ihre schönsten schönsten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand schlafend lag. Es gehörte einem schlanken Mädchen, welches am Bette saß, beim Großvater einen Teil der Nacht über gewachet hatte, sich unbewußt das Gesicht aufs Bett gelegt und eingeschlafen war. Der Großvater heftete sein blaues Auge voll inniger Liebe auf das schlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf dessen Haupt und sagte leise: „Bäbeli!" Wie von einem elektrischen Schlage getroffen

fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Gesicht, wie selten ein lieblicheres gesehen wird, und rief: „O Großvater, Großvater, habe ich geschlafen? Sey doch recht (ja) nit höhn (böse), will es gewiß nicht mehr tun." „Warum höhn sy, mys Bäbeli?" sagte der Großvater. „Hast gestern g'werchet bis spät, warum solltest nicht schlafen? Hätt' ich dich nötig gehabt, würde ich dich schon geweckt haben." „O Großvater, wie bist so gut, was willst? Soll dir z'trinken gäh (geben)?" „Bin nit durstig," sagte der Alte, „aber tue mir das Fenster auf, die Sonne scheint so schön, und bald wird das erste Zeichen läuten. Es tat mir immer so wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntagmorgen. Es war mir immer, wenn es so über Wald und Hügel kam, als sei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitte der Engel für die armen Menschen, und manchmal war es mir, als sei es Gottes Stimme, welche die trägen Menschen wecke aus ihrem Sündenschlaf." Bäbeli, die Haare z'weg streichend, machte das Fenster auf und sagte: „Es ist wohl kühl, sagt, wann ich es wieder zumachen soll."

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann sie zu läuten gar mild und freundlich und doch so wunderbar und dringlich, daß es war, als töne sie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angesicht, und unter dem Fenster betete das Mädchen sein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Tau, glänzten dessen Augen in tiefer Inbrunst. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der so rüstig geblieben tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erschwachet (schwach geworden) war, von seinem Tode sprach und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obschon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in sich und um sich, ward geliebt wie selten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen gewesen, sehnt sich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe gewesen, er aber besaß in seinem Gemüte einen hellen Sinn

und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Lust, und die Mühe verklärte sich ihm in Zeugnisse, was der Mensch vermag, wenn er den Glauben hat. Er schaffte sich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute sich ein schönes Haus, erwarb sich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menschen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, suchte da Trost und Rat. Sein Heimwesen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war doch Meister (Hausherr) geblieben, denn ohne seinen Rat ward nichts getan; die rechte Meisterschaft läßt sich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er so reich und die ihm auch sein höchstes Gut war. Als er so plötzlich schwach wurde, da war großes Herzeleid im Hause, bei klein und groß, und Großvater hatte zum erstenmal keinen Trost für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu sehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er gesagt. Der Doktor gab den Fragenden nicht viel Bescheid, er müsse den Patienten doch erst sehen, hatte er gesagt. Als er den Puls gegriffen, sah er dem Großvater mit einem seltsamen Blick in die Augen, der Großvater schien etwas zu verstehen und hatte dem Doktor die Hand gegeben, dieser gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet und ohne viel Reden sich entfernt. Seither war der Großvater noch schwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiste war er geblieben und noch freundlicher, wenn möglich, gegen alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein solcher Zustand länger dauert, kein besonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung stellt sich wieder ein, was man wünscht, sieht man, und was vom Gegenteil zeugt, deutet man auf Genesung. So ging es auch hier oben und zwar um so mehr, als der Großvater nie klagte, sondern immer sagte, ihm sei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leise die Tür auf, ein rundes freundliches Gesicht kam zum Vorschein, guckte zum Großvater hin und sagte: „Ich hörte Euch reden und wollte fragen, ob Ihr gut geschlafen, Vater, und was Ihr z'Morgen wollt? Kaffee und es Eiertätschli (Eierkuchen) d'rzu oder lieber es Schnäfeli (Schnittchen) Käs? Hätt' auch ganz frische süße Anke (Butter)." „Dank heigist (habest), du guts Kätheli," sagte der Großvater, „hab' nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich dagegen gern, er macht m'r wohl." „Mutter, denk', ich schlief, und der Großvater mußte mich wecken," klagte das Mädchen. „Da siehst, wie es geht. Du wolltest absolut einmal dem Großvater wachen! Jungi Meitschi wie du wissen nicht, was wachen ist, die müssen geschlafen haben," sagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater sehr lieb. Sie aber betrachtete ihn fast wie den lieben Gott und liebte ihn wie selten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch ging sie nicht heraus, bis sie dem Vater die Kissen zurechtgelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Gesicht abgetrocknet und gefragt, ob er ein frisches Hemd verlange. Sie habe ihm eins draußen an der Wärme.

Als es bekannt war, Großvater sei erwacht, kam eins nach dem andern, ihm guten Morgen zu sagen und seiner ansichtig zu werden. Einer der letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittleren Jahren, von etwas düsterm Gesicht und langsamem Wesen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach seinem Befinden, ging dann alsbald zu Geschäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächsten Woche vorgenommen werden solle, ob man Reps (Raps) säen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erstere wolle, so könnte er heute für (nach) Samen sehen, er hätte im Sinn, in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwischenkomme, da ginge es in einem Gange zu. Der Großvater gab freundlichen Bescheid, trat in des Sohnes Wesen ein, obschon es von

dem seinen sehr verschieden schien. Als er dem Sohne Rat gegeben, soweit er ihn verlangte, sagte er: „Du könntest mir auch einen Gefallen tun, wenn du wolltest?“ „Gern Vater,“ sagte derselbe, „die Frau hat mir schon befohlen, ich solle sehen, daß ich ein schön Stückli Fleisch bekomme, und Zucker soll ich auch bringen.“ „Kätheli ist b'sonderbar es guts, denkt mehr an andere als an sich. Hab's in Ehren, sellige (solche) Wyber gibt's nit dick (viel), und zu allem e fründliche Miene un es guts Wort. Du glaubst nit, was das wert ist i re Haushaltig (in der Haushaltung). Wenn du das Gegenteil erfahren müßtest ein Jahr oder zwei, so wüßtest erst, was das wert ist.“ „Ist's was anderes, das ich Euch verrichten soll,“ Vater, frug der Sohn, „oder wär's das gsy?“ „Nein,“ sagte der Vater, „möchte dir sonst was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; ich laß ihn grüßen, sag' ihm, und ihn bitten, er solle ein Gebet für mich verrichten, wenn er so gut sein wollte.“ „Vater, hat es dir böset (ist dir schlimmer geworden)?“ frug hastig der Sohn. „Aparti nit,“ antwortete der Vater, „aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nötig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es täte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch andere beten für meine arme Seele, und in derselben Chile (Kirche), wo ich getauft wurde, Erlaubnis erhielt (zum Abendmahl, also konfirmiert wurde) und so manchmal zum Nachtmahl ging, möchte ich gerne, daß auch für mich betet würd', damit das Plätzli z'weg (zurecht) sei, wenn ich komme für geng (immer).“

„Aber Vater, ist's Euch denn so erleidet (zuwider geworden) bei uns, daß Ihr nicht warten mögt und sövli (so viel) pressieret?“ „Nein, Sohn, erleidet ist's mir nit bei euch, hätt' gottlob! auch keine Ursache dazu, sondern den Herren zu loben und zu preisen, daß er mich so lange bei euch gelassen, und wenn er will, so bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es sein, und denk', wie alt ich bin, da möcht' ich gerne z'weg sein in allen Stücken. Deswegen, wenn ich schon für mich beten

lasse, geschieht es nicht aus Blangen (Sehnsucht), daß ich meine, es pressiere, es müsse heute noch so sein, deretwegen geschieht es weder früher noch später, sondern wie der Herr will und wie er es gesetzt hat. Aber es tut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten sie alle für dich, und wenn einer noch einen Groll gegen dich hat und das geringste dir nachträgt, so läßt er es fahren, ist z'frieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe so recht im Frieden heim, und wie die Leute sei auch der liebe Gott z'friede mit mir."

„Aber Vater, wer wollte nicht mit Euch zufrieden sein, Ihr tatet ja allen nur Liebs und Guts, wo solltet Ihr noch einen höhnen (euch bösen) Menschen haben?" „Lieber Sohn, wir machen viele Leute bös, wir wissen es nicht. Wir gehen unsern Weg, leben nach unserer Art, reden, wie wir's denken, achten uns anderer Menschen viel zu wenig, ob wir ihnen im Wege stehen oder sonst weh tun, darum, weil wir nur an uns denken und anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hintendrein zu sagen, wir hätten es nicht bös gemeint, wir hätten denken sollen zu rechter Zeit. Warum sollte es mir anders gegangen sein, als es allen andern geht?" Der Sohn antwortete bloß: „Wenn Ihr es begehret, ja freilich, kann ich schon zum Pfarrer gehen. Will pressieren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme."

Die Mutter hatte des Großvaters Frühstück gerüstet, die ganze Kinderschar wollte etwas tragen, es wäre fast nötig gewesen, das Kaffeekacheli (-täßchen) entzweizubrechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und sechs Hände hätte der Großvater haben sollen, um abzunehmen, was ihm entgegengestreckt wurde; kaum ein Fürst hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, so daß die Mutter ganz ruhig ihren Geschäften nachgehen konnte.

Aber rasch kam sie wieder mit Augen voll Tränen: „Großätti (Großvater), wollet für Euch beten lassen, het's Euch

böset?" frug sie schluchzend. „Blanget (verlangt) Ihr fort oder meint, Ihr seied uns erleidet und die Abwart (Pflege) im Weg? O Vater, Ihr wißt nit, wie sich alles streitet, um Euch was tun zu können." Laut weinend kam Bäbeli und frug: „O Großvater, ist's meinetwegen, weil ich geschlafen und nicht zu Euch gesehen? O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr schlafen, ich tat es nicht expreß, weiß gar nicht, wie es kam." Der Großvater hatte Mühe, zum Reden zu kommen. „Nit, nit," sagte er, „wenn ich gewußt, daß es Euch so g'mühen (Unruhe machen) würde, ich hätte ja nichts gesagt; ich habe dem Sohn es ja gesagt, warum ich es wünsche. Nit daß es mit mir diesen oder jenen Weg gehe zum Leben oder zum Sterben. Es ist mir recht, wie der Herr es macht, und Ursache habe ich ja nicht, daß mir das Leben erleidet sein sollte. Es wäre mancher gerne krank, wenn man ihm so täte und zu ihm luegte (schaute) wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hause, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich so oft war, und daß, wenn jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken ist man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Gesunden nicht verzeiht. Und mancher betet sonst für mich, daß Gott mir gnädig sei." „Aber Großvater, das mangelt (bedürft) Ihr ja nicht, daß man für Euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das tut man bei Leuten, wo es nötig ist, sie werden meinen, Ihr lasset ums Sterben bitten, und dann sterbet Ihr, und wäret nicht gestorben, wenn ich recht gewachet hätte und Ihr nicht gedacht hättet, so wollet Ihr lieber nit länger dabei sein." „Bäbeli," sagte der Großvater und gab dem Meitschi die Hand, „tu das aus dem Kopf, du plagst damit dich und mich, du sollst wissen, daß es heißt, betet füreinander, und daß wir allzumal Sünder sind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß, wer meint, er habe das nicht nötig und sei besser als andere, ein Pharisäer ist. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt

man nicht gerne, sie meinen, man lasse beten um Tod oder Gesundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von vielen werde mehr abbringen (nützen), als das Beten von einem oder zweien, und wenn ihrer viel genug seien, so könnte man gleichsam den lieben Gott zwingen. So torrecht (töricht) sind die Menschenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, so mein' ich es nicht, sondern wo viele Liebe sei, da sei viele Vergebung, und wenn viele mir Liebe erweisen vor Gott, so werde mir um dieser Liebe willen der liebe Gott um so eher alles vergeben, was ich Schlimmes getan." „O Vater," sagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, „wenn Ihr ein großer Sünder seid, was sind dann wir andern? Ihr waret ja von je unser Engel, und würde ich mich zu Tode sinnen, ich wüßte nichts Böses von Euch. Wenn Ihr so nötlich (notvoll) tut, was soll denn aus uns werden, Vater?" „Du gute Tochter, bist nicht der liebe Gott, siehst mein Herz nicht, kennst mich nicht vom Mutterleibe an, kennst meine Gedanken nicht von ferne, verstehst meine Rede nicht, ehe sie auf meiner Zunge ist. Wenn du meine Jahre hast, wirst du deinen Kindern ein noch viel lieberer Engel sein. Nötlich tue ich auch nicht, ich traue meinem Gott, im Leben hat er mich nicht verlassen, im Sterben wird er es auch nicht tun, er wird meinen Geist nicht verstoßen, ich glaube es mit aller Freudigkeit, aber es ist noch nicht vollbracht, darum darf ich nicht ablassen mit Ringen und Bitten, bis ich es ergriffen habe. Darum jammert und weinet nicht; solange wir noch beisammen sind, wollen wir uns freuen in aller Liebe und allem Frieden. Schöneres und Besseres ist ja nichts auf der Welt."

So stillte der Großvater den Jammer, und als Mutter und Tochter hinaus waren, sagte die letztere: „Mutter, kann ich z'Chilche (Kirche) oder hättest was darwider?" „Aparti nüt (nichts)," sagte die Mutter; „dachte aber, du würdest schläferig und habest gestern selbst gesagt, du wollest heute daheim bleiben, du bliebest am liebsten beim Großvater." „Ich

möchte darum gerne gehen, damit die Leute nicht lätz (unrichtig) beten, in der Meinung, der Großvater solle sterben. Denk', wenn sie es täten, und es fehlte dann? Wenn der Vater zum Pfarrer geht vor der Predigt, so wollen alle Leute per se (natürlich) wissen, warum. Vielleicht sind Schulmeister und Sigrist bei ihm und sagen es auch, der Großvater sei übel und lasse für sich beten, und was können sie anderes denken, als es sei, daß er sterben solle? Da ist es doch nötig, daß die Leute den rechten Bericht vernehmen." „Kannst gehen, wenn du willst," sagte die Mutter, „habe nichts darwider. Daneben denke ich, viel würde es nicht machen, wenn auch einer oder der andere lätz beten würde. Man kann ja vor Gott nie lätz beten, wenn man es gut meint, er weiß ja besser als der Mensch selbst, was den Menschen zum Guten ist."

Als sie draußen waren, lag der Großvater stille in seinem Bette, auf der Decke waren die Hände gefaltet, und sein Gesicht begann mehr und mehr zu strahlen wie das eines Engels. Er dachte, und sein Gedanke war eigentlich ein Dankgebet, wie er doch glücklich sei, in so hohem Alter solche Liebe zu besitzen, daß er niemanden verleidet, daß man seiner nicht müde sei, gerne ihn länger behalten wolle und mit Freuden mehr an ihm tue, als er verlange. Und wenn es schon noch länger daure, dachte er, wäre es immer das gleiche, ihr Gutmeinen sei so groß, daß man ihm nicht sobald z'Bode chäme (auf den Grund komme, daß es damit nicht sobald alle würde). Dafür habe er dem lieben Gott zu danken, daß er ihm so gute Menschen gegeben, denn was könne ein alter Mensch mehr und besseres verlangen als das? Aber es werde ihnen auch vergolten werden von dem, der mit seinem Segen guten Kindern Häuser baut und ihre Wege ebnet. Daran dachte der Großvater nicht, daß er die guten Leute sich erzogen und er eigentlich nur ernte, was er ausgesäet. Denn es ist mit der Liebe auch wie mit andern Pflanzen: wer Liebe ernten will, muß Liebe pflanzen. Aber daran dachte der Großvater nicht, sondern

ihm kamen die Gedanken an so viele tausend und tausend Alte, die es nicht so hätten wie er, die nichts von Liebe wüßten, die nirgends sein sollten, überall im Wege wären, die keine Wärme mehr hätten, innen nicht und außen nicht, die es immer friere am Leib und an der Seele. Er erinnerte sich, wie er einmal dabei gewesen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann gesagt, wenn er nur draußen säße, die Sonne scheine so schön warm und ihn friere so bitterlich, und man ihm antwortete, jetzt habe man nicht Zeit, ihn hinauszutragen, er müsse warten, bis man fertig gedroschen. Als man fertig gedroschen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne schien nicht mehr, war hinter Wolken und ihn fror noch bitterlicher. Man tröstete ihn, er solle nur sich leiden (ergeben) und Geduld haben, die Sonne werde schon wiederkommen. Die Sonne kam richtig wieder, aber als sie wiederkam, da war der Alte tot. Und solche Geschichten mehr fielen ihm ein, wie es den Alten geht im Alter ohne Liebe, und sie erbarmten ihn sehr. Wie kalt muß es für sie sein in den alten Tagen auf Erden ohne Liebe, denn Liebe ist noch mehr als Sonne. Ja, wenn ich es so hätte, dann blangete ich (sehnte ich mich) auch nach dem Sterben, und mein Seufzen wäre, wenn ich nur sterben könnte, weg könnte, allen aus dem Wege. Und wenn ich es nicht könnte, würde mir auch angst, und ich müßte denken, Gott hätte mich vergessen auf der öden Welt. O, das ist eine schreckliche Furcht, von Gott vergessen zu sein, wenn man immer ruft: „O nimm mich, o nimm mich!" und er kommt nicht, nimmt einen nicht, und es ist, als ob er nichts mehr hörte. So dachte der Großvater, und für diese armen Alten alle betete er, und bat Gott, er möchte ihnen Sonne und Liebe schenken die Fülle, daß nichts erkalte an ihnen, weder Glieder noch Herz, und wenn ihre Stimmen wimmerten: „Ach nimm mich, ach nimm mich!" so möchte er sie doch hören und sie holen, damit sie bei ihm sein könnten, nicht verzagen müßten auf der öden Erde und so allein, und so frieren in der kalten Welt.

Wenn man so mit seinen Gedanken bei Gott ist, weiß man nicht, wie schnell die Zeit umgeht. Es läutete in des Großvaters Gedanken hinein unerwartet, mahnend und nötlich (dringend), wie einer einem langsamen Wanderer ruft, wenn er einem Tore bequemlich naht, in dem schon der Schlüssel zum Schließen steckt, oder Verfolger auf seinen Fersen sind, nur in Eile die Rettung zu hoffen ist. Es steht nirgends geschrieben, aber denn doch ist das zweite Zeichen von Gott befohlen. „Eile, eile!" ruft es über Berg und Tal, überall den trägen Menschen, die in der Tiefe und in der Höhe wohnen, „eile, eile!" O Menschenkind, versäume nicht die gelegene Zeit, Zu spät, zu spät! klingt gar fürchterlich. Den torrechten Jungfrauen ward nicht mehr aufgetan, sie mußten draußen bleiben, „draußen — draußen" klingt gar fürchterlich! Darum läutet es Zeichen um Zeichen, damit nicht versäumt die Zeit das träge Menschenkind, läutet ihm alle Sonntage so dringlich, daß es des „Zu spät!" gedenke, daß Eile in seine träge Seele komme. Und trotz dem Läuten und Mahnen, wieviele kommen immer zu spät und wieviele rüsten sich gar nicht, weil es zu früh ihnen läutet, und wieviele hören kein Zeichen, kein Läuten mehr, einstweilen! Denn einmal werden sie wieder läuten hören, wenn am letzten Tage das Armesünderglöcklein geläutet wird, wenn seine Stimme in die Gräber dringt und vor den Richterstuhl Gottes die Sünder ruft.

Der Großvater kannte seines Sohnes Art, immer wohl (etwas) ängstlich und dennoch immer wohl spät, sandte einen seiner kleinen Hüter hinaus, nachzusehen, ob der Vater bald z'weg sei. Dem war der Auftrag, für den Großvater beten zu lassen, grusam z'wider, daher wollte ihm nichts von Händen gehen, er zögerte unwillkürlich. So haben es eben viele, leider, daß sie nie kommen zu dem, was sie sollen, aber nicht mögen. Der gute Sohn dachte nicht von ferne daran, den Auftrag seines Vaters nicht zu erfüllen, aber ohne Mahnung wäre es ihm doch vielleicht unmöglich geworden; denn wenn

der Pfarrer einmal in der Kirche ist, läßt sich wenig mehr bei ihm anbringen. Endlich stießen sie von Land (gingen sie ab), zum offenen Fenster hinaus sah der Großvater mit innigem Wohlgefallen seinem Bäbeli nach, ein lieblich Röseli in Gottes schönem Garten.

Wie er so hinsah, sein Blümeli ihm mehr und mehr entschwand, gingen ihm leise die Augen zu. Die beiden Kinder, welche im Stübchen waren als seine Engelein, die seine Botschaften verrichten sollten, hielten sich lange still, selten plauderten sie ein Wörtlein miteinander. Nach und nach ward ihnen bange, da Großvater die Augen immer zu hatte, sie güggeleten (guckten) alle Augenblicke, ob sie noch zu seien, schlichen immer näher und näher, aber der Großvater rührte sich nicht, tat die Augen nicht auf. Da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es stieg auf einen Stuhl am Bette und schob, freilich so sanft es konnte, dem Großvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Großvater und tat beide Augen auf. „Schlaf nur wieder, Großvater," sagte das Kind, „brauchst gar nicht zu erwachen, ich wollte bloß sehen, ob du schlafest oder nicht." „Schlief ich denn?" frug der Großvater. „Ja, lang, lang," antworteten die Kinder. „Es hat doch noch nicht zusammengeläutet?" frug der Großvater. „Nein," sagten die Kinder, „geläutet hat es hier noch nicht, aber unten wird es schon lange angefangen haben; denke, wie weit es ist von dort bis hier. Hinauf ist's noch viel weiter als hinab. Aber höre, Großvater, jetzt kömmt's, jetzt kömmt's!"

Und richtig zum Fenster herein begann ein Quellen von Glockentönen, leise erst und vereinzelt abgebrochen, als ob sie sich erst Bahn brechen müßten durch das vermittelnde Element, dann sich suchen und einen zu vollem Klang und einigem Geläute, dem mächtigen Rufen des Hirten, daß die Herde sich sammle an des Herrn Hütte, daß die Schafe von den einzelnen Weiden her, wo sie das tägliche Brot gesucht, eilen möchten, das geistige Leben zu nähren und zu kräftigen mit den Worten, die aus des Herrn Munde gehen. Es ist das

freundliche Rufen an alle, welche auf des Herrn Dornenpfade gehen: „Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, will euren Seelen Ruhe schaffen." Es ist das mahnende Wort des Vaters an seine Kinder: „Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, ich, der ich die Gedanken in den Herzen kenne, ehe sie aus eurem Munde sind, ich bin da, bin mitten unter euch, vergeßt mein nicht, meinem Auge entrinnt ihr nicht, aber wer lautern Herzens ist, der komme und gehe ein zu den Türen meines Hauses, wo gesättigt werden die Meinen mit den Gaben des Geistes und der Gnaden." Es gehören diese mächtigen Klänge, die schwellenden Töne über Berg und Tal zu den immer in vollen Fluten strömenden Offenbarungen Gottes, in denen der Herr sich kündet den armen Menschenkindern, die Augen dem Lichte öffnen will, damit sie seine Wege sehen und die rechte Türe zum Heil, nach welchem alle Herzen sich sehnen und doch soviele den Eingang nicht finden. Der Großvater lebte unbeschreiblich wohl daran. Er konnte zwar dem Rufen leiblich nicht folgen, aber im Geiste war er mitten unter den Scharen der Gläubigen und gedachte, wie oft er dort neue Kraft empfangen, zu schaffen und zu tragen, wie mancher helle Strahl der Wahrheit seine Seele erleuchtet, wie oft er mit herzinniglichem Verlangen die Pfänder empfangen, daß keine Kreatur weder im Leben noch im Sterben ihn von Gottes Liebe scheiden werde. Es ward ihm selig im Gemüte. Es war ihm, als hätten Ströme der Herrlichkeit Gottes sich in sein Herz ergossen.

Die Kinder hatten unter dem Fenster dem Läuten mit kindlicher Freude zugehört; als es verklungen war, kamen sie wieder zum Großvater, fragend, was er begehre, ob er zu trinken wolle oder zu essen. „Lernt ihr auch singen in der Schule?" frug der Großvater, der mit seinen Gedanken bei den Gläubigen in der Kirche war. „O ja, Großvater, wir singen auch, und der Schulmeister sagt, wir könnten es von allen am besten, wenn alle so wären wie wir, er wollte mit

uns durchs ganze Psalmenbuch fahren wie Schnupf (Schnupftabak)." „Könntet ihr mir einen schönen Psalm singen?" frug der Großvater. Das war ein Jubel, daß sie dem Großvater einen Psalm singen sollten. „Großvater, wollt Ihr den, der geht schön, o und der, und dieser geht am schönsten!" „Könnt ihr den fünfundzwanzigsten?" frug der Großvater. „Ja, ja," schrien beide und wollten beginnen und jedes besser anstimmen und jedes dem andern zeigen, wie es besser gehe und wie er es machen müsse, daß sie recht fortkämen, bis der Großvater ihnen sagte, am schönsten gehe es, wenn jedes es mache so gut es könne, keines das andere unterbreche, bis sie fertig seien. Hinterher sollten sie dann einander berichten.

Und sie sangen mit ihren hellen Stimmen:

Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens,
Nur die stürzet ihre Schuld,
Die dich hassen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du hast von Ewigkeit,
Und beweise an mir Armen
Deine Gnad' und Freundlichkeit.
Ach, vergib nach deiner Huld
Meiner Jugend schwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Lasse mich Erbarmung finden.

Wer ist willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt sich seiner an,
Ihn den besten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele lässest du,
Herr, im Guten lange wohnen;
Und du wirst ihn mit der Ruh
In dem Himmel einst belohnen.

Gelehrte hätten sich vielleicht an dem Gesang geärgert, aber dem Großvater floß er wie eine süße Labung ins Herz. „Könnt ihr vielleicht den fünfundsechzigsten auch?“ frug er. „Nein,“ antwortete das ältere, „singen nicht, der Schulmeister hat aber gesagt, wir wollten ihn lernen. Über acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir singen, aber aufsagen kann ich dir davon, wenn du willst, zwei G'satz kann ich:

„Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende.
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf,
Du selbst wirst meine Seele speisen
Mit Wonne und mit Freudigkeit;
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgesängen preisen.

Ich denke, Herr! bei stiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüte
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Trost bist du,
Mein Heil ist nur auf dich gegründet.“

„Aber Großvater, habt Ihr Schule?“ frug eine freundliche Stimme ins Stübchen hinein. „Kinder, Ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm sein, bin einstweilen fertig mit der Haushaltung.“

„Großvater, gäll, wir haben dich nicht geplagt, hießest du uns nicht auffagen?“ frugen die Kinder. „Wohl, Kinder, wohl! Ihr seid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer sehen. Sie muß soviel auf den Beinen sein, und eine Weile abzusitzen tut ihr auch wohl,“ fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausschicken sich verwahren und die Wache fürder behalten wollten.

„Aber Großvater," frugen sie, „wir sind dir doch nicht erleidet (unangenehm geworden), wir dürfen wiederkommen?" „Allweg, meine lieben Kinder," sagte derselbe. „Sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, soll sie euch rufen."

„Vater, soll ich Euch ein Kapitel lesen aus dem Testament oder aus dem Paradiesgärtli*)?" frug Kätheli. „Dank heigist (habest,)" sagte der Großvater, „die Kinder haben mir gesungen und aufgesagt. Hock (sitz) da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort sagen, wer weiß, ob ich es sonst noch tun könnte." „Aber Vater, aber Vater! was redet Ihr wieder, glaubt Ihr, es sei Ernst, und denket Ihr, es müsse gestorben sein?" jammerte Kätheli. „Ich weiß es nicht," sagte der Großvater. „Ich weiß nicht, was Gott mit mir vorhat, b'sunderbar bin ich erschwachet (schwach geworden), und allweg möchte ich z'weg (bereit) sein, wenn der Herr kömmt, daß ich nicht erschrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen niemanden so verfehlt als gegen dich. Das machte mir schon manchmal schwer."

„Ihr Euch gegen mich verfehlt, aber was denket Ihr? Ihr waret mir der beste Mensch auf Erden, Ihr truget mich auf den Händen, und wenn Ihr heimgeht, so möcht' ich mit, ohne Euch was soll ich? O mein Gott!" so jammerte die Frau und weinte bitterlich.

„Sieh, Kätheli, das ist eben, was mich drückt, und dein Weinen ist die schwerste Anklage gegen mich. Du bist mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn hast, daran trage ich schuld, das plagt mich." „O Großvater, was will ich mehr? Gläis (Nikolaus) ist ja so brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert andere betrachte, so habe ich ja Ursache, Gott auf den Knien

*) Bekannte Erbauungsschrift von Johann Arndt, Leipzig 1612 zuerst erschienen.

zu danken, daß ich es so habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtsinnig ich gewesen, wie kurz meine Gedanken waren, so wird es mir ganz angst, wie leicht ich der ärmste Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können."

„Manche," sagte der Großvater, „täte es nicht so aufnehmen, sondern sie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieser Ehe zuwächst, nachtragen, denn an dieser Ehe bin ich schuld, wie du wohl weißt. Ich wußte, wie Gläis ist, unschlüssig, alles schwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau sei ihm am besten nachzuhelfen. Du warest mir lieb von Jugend auf, schon als du noch in die Schule gingest, sah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das z'gutem ausfällt, so ist das wie gemacht für Gläis, das hat den heitern Mut, die raschen Gedanken und das anschlägige Wesen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er ist, geht es weiß Gott nicht gut, die werden nie fertig, wenn sie schon nicht zanken, so haben sie doch keine fröhliche Stunde; wenn sie Kinder bekommen sollten, so würden die die ärmsten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob sie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zueche mah (hinzu kommen kann), Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es ging. Ihr zoget einander beidseitig nit, es mangelte (es war nötig) z'spatten (nachzuhelfen) und z'stoßen, bis es ging. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte, weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hattest, aber ich hörte, wie du seufztest, als d'Sach' richtig wurde, und sah nachher oft rote Augen. Das kam mir schwer auf das Herz, erst jetzt sah ich recht, was einer auf sich nimmt, wenn er fast gewaltsam den Lebenslauf zweier Menschen ordnet. Öppe (etwa) rate und warne wird Eltern wohl erlaubt sein, aber das rechte Mittel z'treffe, das ist schwer. Auf einem Vater, der gesagt hätte: ‚Mira (meinetwegen), wes d's Käthi tue will, so ist's mir recht,' hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das sei auch einer von den Neumodischen, denen es gleichgültig sei, fahren

ihre Kinder hin, wohin sie wollen, von den gottvergessenen Vätern, die ihre Kinder betrachten wie Hunde ihre Flöhe, die nie lustiger sind, als wenn sie dieselben abschütteln können. Aber, aber zwinge oder Ernst brauchen, und wenn es schon zum Besten ist, wie man glaubt, wer sagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern sagten, aber ich sah deine roten Augen und hörte deine schweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt, und, glaub' es mir, ich trug schwerer daran als du, und immer schwerer, je lieber du mir wurdest."

„O Vater," schluchzte Kätheli, „hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir schwer, aber wo ist nichts, und wo ist immer ein solcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtsinnige zusammengekommen, und wo wären wir jetzt? Gläis ist mir lieb, er hat ja keine Untugend! Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der Sanftmut üben wollen, wenn er nicht gewesen wäre mit seiner langsamen Art? O Vater, ich verstund Euch wohl, wenn Ihr redetet, wie man in der Ehe sich gegenseitig heiligen, eins am andern nicht Bosheit auslassen, sondern die Fehler abreiben solle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich sah wohl, wie es ihm Mühe kostete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu streiten, und wie es Gewalt brauchte an sich, um nicht zu kummern (sich der Bekümmernis hinzugeben) und nötlich (ängstlich) zu tun, sondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unsere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt ist bei denen, welche die Narrheit zusammenbringt und die nur heiraten, um gut zu haben und lustig zu leben. Man kann d'Sach' zu schwer und zu leicht nehmen, und das letzte ist schlimmer als das erste, und wenn ich oft seufzte, so war es sicher mehr über mich als über Gläis, oder weil sonst etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krumme grad werden will. Aber, Vater, daß ich

gegen Euch etwas im Herzen gehabt, Vater, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott Euch nehmen sollte, das, Vater, glaubt mir. Wenn alle Menschen so wären wie Ihr, so wär' d' Welt ja der Himmel."

„Du nimmst mir viel ab dem Herzen," sagte der Greis. „O, wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn jede kämpfte wie du, wievieles würde sich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird. So überwindet man die Welt und nimmt dem Versucher seinen Stachel. Also du zürnst mir nicht? Gib mir die Hand. Jetzt ist es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten, und wenn es dort so freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl sagen: ‚Jetzt Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren'; denn was will ich mehr auf der Welt?" „Bei uns sein, Vater, bei uns sein, was sollen wir sonst und wie wird Gläis tun?" „Dafür sorge nicht, da wird Gott helfen."

Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo sie wirklich nötig war, und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen.

Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Atem zu fragen: „O, Großvater, wie geht's, hat es dir gebessert (ist es besser geworden)?" Darauf rollte dem Meitschi, das so glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht gestorben, sein dreistündiger Lebenslauf vom Munde wie vom Spulen der Faden. Wen es alles gesehen, was die Leute gefragt, was sie über den Großvater gesagt, und was der Vater mit dem Pfarrer geredet und der Pfarrer mit dem Vater, und was die Leute geraten, und was ihre Meinung gewesen über des Großvaters Zustand, daß sie nämlich alle gesagt, wenn er nicht Fieber habe oder Husten, so sei alles nichts, bloß wenn er Fieber hätte, wär's bös. Wie aber doch hier und dort jemand erschrocken und gesagt, um den wär's schad, für den

sollte alles beten, daß Gott nit pressierte mit ihm, und wie des Vaters Götti (Pate) Augenwasser bekommen, als er's gehört, und wie er gesagt, wenn er es verbringen (vollbringen) möge, so komme er diesen Nachmittag hinauf.

So schnäderte (plauderte) das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erschrocken gewesen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinaufkommen solle, und wie Gläis meinte und Bäbeli bestätigte, den Fall ganz bestimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Wasser in die Augen gekommen. „Gottlob!" sagte der Großvater. „Bös habe ich es mit niemanden gemeint, aber man kann nie wissen. Habe doch manchen schönen Sonntag erlebt, für den ich Ursache habe, Gott zu danken. Aber ich wüßte doch keinen, wo es mir so leicht ums Herz geworden und mein Geist so hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es ist mir, als gingen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es ist mir, als ob ich wirklich schon ein seliger Mensch sei. Gott Lob und Dank, so ist das Sterben schön und das Leben schön."

Der Sohn war düster. Der Pfarrer hatte ihm gesagt, eine solche Schwäche in so hohem Alter sei sehr gefährlich, er fürchte sehr, der gute Großvater erhole sich kaum wieder. Das sagte er aber niemanden, sondern verdrückte es in sich und machte dazu ein Gesicht, daß niemand wußte, was er hatte, ob er böse sei oder traurig. Der gute Gläis war von den seltsamen Menschen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen (zeigen) können, zu denen sich daher niemand gezogen fühlt, die darum glauben, sie seien zurückgesetzt, und niemand frage ihnen was nach, die darüber traurig werden, daß man sie nicht zu lieben scheint, darum dafür gelten, als ob sie niemanden leiden mögen. Er liebte seine Kinder, aber mit großer Ängstlichkeit, er fürchtete, sie möchten arm werden, wenn in so viele Teile das Vermögen zerfalle, er sparte für (vor), wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen fast den Schein, als ob

er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, diese goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn sie ist nicht bloß gegeben, sondern sie läßt sich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm gibt. Man wird diesen Mangel nicht so gewahr im Hause, wie es anderswo geschehen wäre, da der Geist des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Gesichtern mehr oder weniger sich spiegelte. Nur Käthi fühlte Gläises Art peinlich, und trübe Schatten zogen über sein sonst so heiteres Gesicht, und diese Schatten sah eben niemand so deutlich als der Großvater. Derselbe wußte, wie große Gewalt die Gemüter übereinander haben in der Ehe, wie die stärkere Kraft die schwächere überwältigt, die stärkere Natur der schwächern ihre Eigentümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdselig munter Wesen werde das düstere g'stabelige (ungelenke) seines Sohnes verschlingen und eine ebenrechte (gleichmäßige) Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin war seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegenteil schien ihm zuweilen, Gläis finde hier und da Freude am Wesen seiner Frau, fange an, es zu begreifen, während er früher oft sichtbarlich daran sich geärgert. Wenn es so käme, so sei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verschwanden diese Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht, woran er war.

Wenn d'Chilchelüt (Kirchgänger) heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Essen z'weg (fertig) sein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche gewesen und zwar andächtig, bessern Appetit, als die, welche daheim geblieben sind oder in der Kirche geschlafen haben. Fleisch fehlt Sonntags in guten Häusern eben so selten auf dem Tische, als man die Woche durch welches darauf sieht, dazu kömmt Gemüse oder gedörrtes Obst; die Suppe geht voran, und hie und da kömmt später Milch dazu, Wein nicht,

neben dem Hause steht für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen; Fleisch mache Durst, heißt es, vom Fleische kömmt die Lust, Fleischtage auch werden die Sonntage geheißen, an denen Fleisch auf dem Tische steht, und was das Fleisch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tische steht, mit dem Wasser, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Christ ein Exempel, wie er des Fleisches Lust zu meistern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durst löscht für immerdar. So ißt und trinkt der christliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speise dem Herrn für die nächste Woche und weist sein ganzes Haus, von bösen Werken zu feiern und des Fleisches Lust zu löschen mit Wort und Geist von oben. Leider aber geht es anders den Fleischlichgesinnten, ihnen ist der Sonntag des Fleisches Fest- und Ehrentag und das Fleisch auf dem Tische nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleisch sein Recht geworden, es alle seine Lüste loslassen könne, für alle Befriedigung suchen dürfe nach Belieben. Nun, da geht es dann lustig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Engeländer oder Angler ist, er findet nicht Kübel genug, um seine Beute zu bergen, und je schöner der Tag ist, desto größer wird seine Beute, und desto mehr tut es ihm an Kübeln fehlen.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleisch. Es hatte Hirn wollen nehmen lassen in der Schal (Metzgerei) und keins mehr gefunden; von dem groben Fleische, welches sie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brot geschnitten war, und sagte, er solle das einstweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätschli dazu, aufs künftig' wolle es sich besser versehen, er solle ihm doch recht nicht zürnen. „Häb' nit Müh' (trag keine Sorge), Kätheli," sagte der Großvater, „hab' ja gar nit Hunger, und wär's nit dir z'lieb, so nähme ich lieber gar nichts. Es ist mir jetzt so wohl, daß ich nichts bessern, nur bösern kann."

Aber Kätheli meinte, er schätze das nicht, es wollte ihm gerne was Besseres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn er von dem nichts möge, so müsse es glauben, er sei höhn (böse). Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte sehr, wie gut es sei, wenn er nur möchte. „Gib es den Kleinen, welche mir so gut abgewartet und denk' bald in die Kinderlehre müssen."

„Dürfen wir heute nicht daheim bleiben, wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater," sagten diese. „Nein, liebe Kinder, das geht nicht," sagte dieser, „denket, was würde der Schulmeister sagen, oder gar der Pfarrer. Wenn man gesund ist, so muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; sonst ruft er einem dann einst auch nicht, wenn er die Himmelstür aufmacht. Denket, Kinder, wie wär' es euch, wenn wir alle, ich und die Mutter und der Vater da ins Haus gingen, machten es zu, ließen euch draußen stehen, täten nicht aufmachen, gäb wie (wie auch) ihr riefet und döppeltet (klopftet). Wenn wir euch riefen, warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht mit uns? Denket, wie das schrecklich wäre hier und dann erst beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben!" „Ja, aber der liebe Gott macht es nicht so, er ist gar e gute!" „Ja," sagte der Großvater, „er ist e gute und e b'sunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: ‚Gott ist wohl barmherzig, aber er ist auch gerecht, darum will er auch mit der höchsten Strafe strafen die Sünden gegen seine allerhöchste Majestät.' Und denket, ist das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht?" „Ja, aber," sagten die Kinder, „der liebe Gott ruft nicht, ume (nur) d'r Sigrist (Küster) ist's, wo lütet (läutet)." „O, ihr guten Kinder," sagte der Großvater, „könnt ihr es auch schon, das Erklären und Vernütigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr' rufen, der Sigrist ist sein Diener, und wenn er in die Kinderlehr' läutet, so läutet er die Worte des Heilands: ‚Lasset die

Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich.‘ Geht Kinder, geht,“ sagte der Großvater, „geht immer, wenn der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er ist jetzt auch nicht reuig, daß er es so getan.“

„Zürnet mir nicht, Vater,“ sagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, „aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder so früh in die Kirche zu schicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, sie verstehen doch von allem nichts. Wenn einst der Verstand da ist, so geht es dann in einem Jahr schneller als sonst in dreien.“

„Du liebe Frau,“ sagte der Großvater, „es dünket den Menschen manches, es ist ganz das Gegenteil. Merkst an den Kindern, welche nie z'Chilche (Kirche) gehn, viel Religion, und hast du gehört, wieviel sie in der Unterweisung begreifen? Sagen ja unsere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne sie erbarmen; wenn er zu solchen rede, sei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Mensch nicht wissen, wie es dem Kind ist im Hause Gottes, und was das für einen Eindruck gibt, und die Worte, die hie und da ins Herz fallen und Gedanken machen, zählt auch nur unser Herrgott, und wie lange sie brauchen aufzugehen, weiß auch nur er, denn Samenkörner müssen oft lange im Boden sein, bis sie verweset sind und aufgehen. Glaub' mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte sind, desto tiefer greifen sie, desto besser ist aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geschrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, sonst sei es gefehlt, das ist läppisch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder so dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will, und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweise verachtet. O Kind, wenn die Menschen wüßten, wie niedrig ein Mensch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Wesen, und an ihm hat er keinen Teil.“

„O danke, Vater, aber Ihr zürnt mir doch nicht, es redet alles so und selbst alte Leute, und so dachte ich, so sei's.“ „O liebs Kätheli, alt Lüt sy nit immer witzig (gescheit), b'sunders wenn si meine, si müsse mit de Junge dr Narr mache. Ich werde schläfrig,“ sagte der Großvater, „ich glaube, schlafen täte mir gut, aber wenn Gläise Götti (Pate) kömmt, und der wird kommen, so schicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden.“

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle schlafen, ward es stille, die nötigen Geschäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgestorben halten können oder für ein Seeräuberschiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken soll, bis man seine Nase zu nahe hinzu steckt, wo es dann einem ergeht wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längsten zu tun, denn daß man unabgewaschen Geschirr in der Küche stehen lassen könne, fiel ihm nicht ein, hätte es ihm aber jemand zugemutet, so hätte es ihn angesehen, als mute derselbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte dasselbe so leise ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt sind, das Geschirr erst an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe sie es an ihren Ort stellen, mit offenem Maul stehen geblieben und wahrscheinlich versteinert wäre wie Loths Weib. Ganz sicher hätte sie geglaubt, sie stehe vor einer verzauberten Küche; und eine Hex' oder ein Gespenst sei drinnen und werde ihr jetzt was antun, sie verhexen. So wäre es einer der fürtauben (zornigen) Köchinnen vorgekommen; was gar so ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wissen wir nicht, vielleicht wüßte es uns ein begreiflicher (überkluger) Schulmeister begreiflich zu machen. Ein demütig Mädchen aber hätte ein Beispiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es niemand sieht und niemand hört, und ohne Schulmeister begriffen, was das Sprichwort sagt, die sei die beste Hausfrau, von der man am wenigsten höre. Nun glücklicherweise

verirrte sich keine rumpelsüchtige (lärmsüchtige) Köchin, kein Koch mit seinem halbheidnischen Huppi (barbarischen Schopf) hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und sauber war und glitzerte, ging es ohne Schuh in die Stube, sah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig wie sonst, und sein Gesicht strahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die sein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig sein, daß sie so hell und mächtig aufstieg und auf dem Angesicht sich kündete fast wie die aufsteigende Sonne. Gott Lob und Dank, dachte Kätheli, wo noch solch Leben ist, da ist ferne der Tod. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das sich kündet fast wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli ging leise wieder, ging ums Haus herum; da es niemanden hörte, nahm es ihn's doch wunder, wo sie wären, oder ob es alleine sei. Bei flüchtiger Umschau fand es niemanden, als es aber eine Türe aufstieß, sah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle sitzen, er weinte, daß es ihn schüttelte. „Aber mein Gott, was hast?" frug Kätheli erschrocken, und als er nicht antwortete, setzte Kätheli sich neben ihn, schlang den Arm um seinen Leib, frug zärtlich wie vielleicht nie: „Gläis, was hest, säg mrs, säg mrs doch fry (frei) recht?" „Der Vater wird sterben, was fangen wir an, wie soll es dann gehen?" schluchzte er. „Glaubst?" sagte Kätheli. „Ich kann es nicht glauben, wenn du ihn vorhin gesehen hättest, wie er so schön schlief, um zehn Jahre schien er mir jünger, du würdest nicht ans Sterben denken." „Der Pfarrer hat gesagt," antwortete Gläis, „wer so plötzlich erschwache, komme selten auf. Und wenn er stirbt, wie wollen wir es machen?" „Der Pfarrer kann sich auch irren," sagte Kätheli, „es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater ist gesunder Art, mochte arbeiten noch immer und vertrug die Speise manchem Jungen z'Trotz. Aber wegem machen, da kümmere dich doch recht nicht so, ich verspreche es dir mit

Gottes Hilfe, und wenn ich gesund sein kann, soll es gehen. Es ist wahr, das Vermögen schwachet. Zwei Teile von des Vaters Sache müssen wir herausgeben, wieviel ist ja geredet, und was uns noch bleibt, wissen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wieviel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verspreche dir, ich will abbrechen (den Aufwand meiden), wo ich kann und mit z'Unnützembrauchen dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nötig wird es nicht sein."

„O Frau," antwortete Gläis, „so meine ich es nicht, du verstehst mich ja nicht. O wegem Geld ist es mir nicht. Genug tun werden wir wohl müssen, doch die Zinse uns nicht plagen wie tausend andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es ginge, wenn der Vater bliebe, fing er ja fast mit nichts an. Aber wie soll es gehen ohne ihn, er verstund alles, und wo ein Mensch den andern nicht verstund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beste z'oberst. Da, wo er war, mußte Friede sein, und da war es einem wohl, es dünkte einen immer, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte mich lieb." „Und etwa sonst niemand mehr?" fragte Kätheli, dem diese Worte fast übers Herz kommen wollten. „Wohl, es wird wohl sein," sagte Gläis, „aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm wert war, von ihm wußte ich es, und wenn er gestorben ist" — seine Stimme erstickte im Schluchzen.

Da kam der gute Geist in Kätheli obenauf, und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in seinem eigenen Auge, ging unter, der Geist des Großvaters regierte in seinem Herzen. „O Gläis, wenn es nur das ist," sagte es. „Weißt du dann nicht, daß wir dich alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hattest du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du tatest so kaltblütig, daß man ganz erschrak und die Kinder oft klagten, der Ätti (Vater) sei höhne (böse), und wüßten

sie doch sicher nicht, daß sie was Böses gemacht. O nein, Gläis, die Liebe soll dir nicht ergehen (entgehen), wenn schon Großvater nicht mehr sein sollte. Aber nicht wahr, ein klein weneli erzeigst du (äußerst du sie) dann auch und machst es dem Großvater nach?" sagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläises Schulter. Da war's, als ob eine eigene Gewalt den Mann erschüttre, reden konnte er nicht, aber er legte seinen Arm um Kätheli, und Kätheli wußte, was er damit sagen wollte. „Aber er stirbt nicht," sagte Kätheli, „er soll noch eine rechte Freude an uns haben, und hättest nur sehen sollen, wie sein Angesicht geglänzt, fast wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und sehen, ob er vielleicht erwacht ist." Stillschweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an sich, und in junger Liebe schlugen freudig beider Herzen.

Der Großvater schlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war Gläise Götti (Pate) da, der Thürli Bauer, ein schöner alter Mann mit der schönen Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er ging mühsam am Stocke, denn er war gliedersüchtig (mit Rheuma behaftet), aber nicht vom Wohlleben oder Faulenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen. „Wie geht es ihm?" frug der Alte. „Gut," sagte Kätheli, „er schläft so schön, und fehlen tut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er sich mit den Kindern ab, mag reden, und etwas hat er gegessen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben sollte. Aber kommt und seht ihn selbst, er freut sich auf Euch." „Will ihn nicht wecken," sagte der Alte und ließ sich mühsam am Stocke auf die Bank vor dem Hause nieder.

Kätheli ging hinein auf diese Worte und lauschte nach dem Großvater. Unterdessen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm stund, ins Gesicht gesehen. „Du hest pläret (geweint)", sagte er, „glaubst du nicht, daß er z'weg (wieder auf-) kömmt?"

„Ach wenn es Gotts Wille wäre," antwortete Gläis, „aber ich weiß nicht, und was soll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben sollte?" „Das wird einmal sein müssen," sagte der Thürlibauer. „Wir müssen Platz machen, früher oder später, so ist es Brauch und Recht; was sollte aus den Jungen werden, wenn sie den Pflug nie führen lernten? Für dich ist's auch Zeit, und dazu hast eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zusammenzieht und du ihr das Maul gönnst (einig seid und du mit ihr redest)." „Der Großvater ist erwachet," rief Kätheli von innen heraus, „im Schlaf hat er Eure Stimme gehört und blanget (verlangt) nach Euch." „So," sagte der Alte, sich mühsam erhebend, „habe ich dann geschrien, daß es durch Tür und Fenster ging." „Sie waren offen," antwortete die Frau, „und dann hört der Vater so gut, wie ich's noch von keinem alten Menschen erfahren." „Ja, ja," sagte der Alte, „er hat ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böse wollte nicht hinein, darum ist's ihm so fein geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ."

Aufgesessen (sitzend) erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüß Gott und einem herzlichen Dank bewillkommten sie sich in heller Freude. „Wie geht's? Nit bös, wie es scheint," sagte der Thürlibauer. „Bist ganz der Alte, Fieber hast keins, deine Hand ist trocken und kühl." „Ja, es ist mir wohl," sagte der Großvater, „und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufstehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen ung'sinnet (unversehens), wenn man ihnen auch an der Rinde nicht ansah, wie mürbe sie waren. Nun wie Gott will, nit früher, nit später begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da bist. Sitz ab (setz dich), möchte gerne noch ein vertraut Wort mit dir reden." „Wirst öppe (eben) nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfst," sagte der Thürlibauer. „Gottlob! nit," sagte der Großvater. „Tat viel, was nicht recht war, aber räumte womöglich alle Tage ab, ließ nicht die Last sich auftürmen bis gen Himmel, daß kein Auge

sie mehr übersieht, sie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte sie dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben sich immer was zu sagen, besonders wenn einer geht, der andere bleibt, sie sich vielleicht über eine Weile nicht mehr sehen."

„Kätheli," sagte er zu der Sohnsfrau, welche mit einer Flasche Wein und Gläsern gekommen, „ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß sein Götti [Patenkind] Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubst, es müsse sein, so schicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß sie nicht meinen, sie müßten da bleiben bis z'Nacht." „Ich dachte, Ihr würdet viel Besuch haben, deswegen kam ich so früh, bin nicht mehr gerne im G'stüchel (Getümmel)," bemerkte der Thürlibauer. „Es ist eine Wohltat, daß du kamest," sagte der Großvater, „von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du tätest es ausüben auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen ist meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich; aber wenn du im Fall der Not sagst, der Vater hat es mir gesagt, so hilft es auch noch um etwas nach. Du kennst ihn, er ist im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen, und man weiß nie, ist er böse oder nicht. Daneben geht ihm das Geld schwer in die Hand und schwer aus der Hand, ich kam nie darüber, ist er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte (schenkte) den Kindern nicht, brauchte kein Geld für sich, es fiel ihm nie ein, seine Frau anzustrengen (anzutreiben), dieses oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böse, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böse, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beschenkte, angesichts ihm expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm aussieht und wie er tut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut ginge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirat gemacht, die arme

Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt (verlumpt, durchgebracht) würde die Sache nicht, aber was hülfen ihnen die paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz versäuert würden. Ich habe mit Kätheli schon gesprochen, an ihm wird der Fehler nicht sein, es wird das Mögliche tun; ob ich mit Gläis noch reden kann und ob's fruchtete, weiß ich nicht, so mit einigen Worten ändert man schwer einen Menschen; eine vierzigjährige Natur ist härter als Nagelfluh (ein Gestein), und Nagelfluh knübelt (klaubt) man nicht mit den Fingern auseinander. Bis jetzt war ich da, da ging's gut, bin ich fort, wird erst zum Vorschein kommen, was in ihm ist. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und stehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du bist der Götti (Pate); es ist das erstemal, daß ich dich daran mahne.

Mit dem Vermögen weißt du, wie es steht. Es ist in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunsch kennen sie, ich hoffe, sie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war Gott versucht; aber ich dachte, es wäre doch schlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht an mein Wort kommen (meinem Worte nachkommen) sollten. Es sind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe sie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, sie erzeigen sich als Söhne. Steh' Gläis bei, entweder gegen ihn selbst oder gegen die andern, wenn es nötig sein sollte. Ich habe oft gesehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Teil um Teil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das somit zu seinem Leben ihm zu gehören schien. Es kam ihm vor, als stehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts."

„Was ich tun kann, Uli, tue ich, solange ich kann, du weißt es wohl, hast es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wär's vielleicht besser gewesen, du hättest

was geschrieben, von wegen zwischen braven Leuten und Tochtermännern ist manchmal der Unterschied, daß der Tochtermann sich einbildet, er sei es seinen Kindern schuldig, das Wüsteste alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete (verweinte) Augen und Kätheli nasse, und wenn Mann und Frau zusammen plären, so ist d' Sach' so bös nicht. Aber wenn eins lachet und das andere weint, dann hat es der Teufel gesehen. Indessen denke ich, der Auftrag sei überflüssig, du bist ja besser z'weg, als ich fürchtete, siehst ordentlich aus, deine Stimme ist chäch (jäh, stark) und der Atem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen sollte."

„Kann dir es selbst nicht sagen," antwortete der Großvater, „aber es ist eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe sei, daß er jeden Augenblick vor mir stehen und sagen werde: ‚Komm, Uli, deine Uhr ist abgelaufen.' Die Sonne scheint klar, die Welt ist so schön, die Meinen haben mich so lieb, daß das Leben schön ist, daß es für keinen Menschen schönere Tage gibt, als ich heute einen erlebt, und doch möchte ich Gott nicht um mehr so schöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: ‚Vater, wie du willst!'"

Glaus sagte nicht viel dagegen, begann noch zu reden von diesem, von jenem; da kam Gläis und sagte, die Frau schicke ihn, zu fragen, was sie machen solle, es seien ein paar Personen da, die zum Großvater möchten, und sie wüßte fast nicht mehr, wie sie aufhalten.

„Gläis, los (horch)," sagte der Großvater, „wenn ich nicht mehr bin, so halt' dich an deinen Götti, er will für mich da sein, er hat mir es versprochen. Du bist zwar alt und verständig genug, aber es ist kein Mensch auf Erden, der nicht froh darüber sein soll, wenn er einen im Himmel hat, aber auch einen auf Erden, an den er sich wenden kann, wenn er Rat und Hilfe bedarf, welche Menschen leisten können. Dann hab' deine Frau lieb und hör' auf sie, sie verdient's. Ich müßte

mir noch vor Gott ein Gewissen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zusammengebracht." „O Vater, deswegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir gesagt, und wenn es mich lieb hat, so ist alles gewonnen. Aber, Vater, nit sterben, Ihr müßt sehen, wie wir uns lieb haben." „Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, einer säe, der andere ernte. Ernte, Gläis, ernte, ich wünsche es dir von ganzem Herzen." Gläis konnte nichts mehr sagen, er barg sein Gesicht auf das Hauptkissen neben seines Vaters Haupt. Da stund Kätheli vor dem offenen Fenster, es wußte seines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater sagte: „Bring sie in Gottsnamen," und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durchs Loch über dem Ofen ins Gaden hinauf und verschwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Über ein Dutzend Teilnehmende waren bei ihm aufgelaufen, und viele von ihnen pressierten sehr, wollten sich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten (ausrichten), was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich sterbenskrank geworden und habe für sich beten lassen, hatte wirklich viele bewegt und erschreckt. Von wegen der alte Uli war nicht gestorben bei lebendigem Leibe, von ihm konnte man nicht sagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: „O alte Ma, wie lebst so lang, ha g'meint, du sygist (seist) g'storbe, jetzt bist e Kindlifresser worde." Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche sah man ihn regelmäßig, manch guter Rat von ihm kam ins Tal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rat, gar viele Arme fanden bei ihm Trost, seine Fürsprache war wie bar Geld, und seine Göttin (Patenkinder) konnten ihn nicht vergessen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deswegen war er doch den Menschen nicht abgestorben, seine Teilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächsten nicht entfremdet, er war in Liebe tätig geblieben.

Es ist sehr merkwürdig, wie bei vielen Menschen, welche während ihrem Leben anderen wenig nachgefragt, am Schlusse desselben ein Bedürfnis auftaucht nach einer gewissen Anerkennung; man soll sie kennen, nach ihnen fragen, um sie sich kümmern. Sie nehmen es schwer, wenn man nichts um sie weiß, wenn ihnen niemand nachfrägt, sie klagen bitterlich, sie könnten sterben, es würde es kaum jemand merken, und wer es merke, dem sei es anständig. „Gott Lob werde er sagen, ist wieder einer weniger, der hätte schon lang abmarschieren können, es hätte es kein Mensch übelgenommen. Und wenn ich 'mal unter der Erde bin, wird kein Mensch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergessen sein, sobald ich einmal da unten bin." Das ist wohl das aufwachende Gewissen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht soweit gebracht, die freundliche Teilnahme eines Menschen zu gewinnen und uns sein Andenken zu sichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menschheit, oder vielmehr es ist ein Gefühl ausgegossen über alle, welches empfinden läßt, was andere empfinden in Freud und Leid. Es ist ungleich verteilt dieses Gefühl in den Kreaturen. Bei welcher dieses Gefühl am tiefsten geht, am weitesten reicht, die steht hoch begabt unter den Kreaturen hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht. Dieses Gefühl führt sie zu den Kranken, besonders zu denen, von denen man glaubt, sie würden bald scheiden von dieser Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man sie nicht vergessen, daß man ihr Bleiben wünsche, oder wenn es gestorben sein müßte, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichsam gute Zeugnisse zu ihrem Troste für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brot, Backwerk, Lebkuchen, und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es ist schon oft geschehen, daß gerade solcher Kram zum Leben zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugnisse der Liebe, die Versicherungen

des Nichtvergessens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt unwissentlich, man es ja nicht mitnehmen, sondern es beiseite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke grusam schlecht aussähe, es kaum lange mehr machen würde. Es stürben sehr viele Leute und gerade an solchen Krankheiten am allermeisten.

Kätheli machte es angst um den Großvater, der schon soviel geredet heute und noch soviel abtun sollte. Es sprach viel von seiner Schwäche, fast über Gewissen, und von seinen Hoffnungen, daß er wohl sich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt sei der Thürlibauer bei ihm; sie würden zusammen zu rechnen haben, sobald er fertig sei, könnten sie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, sagten die meisten, wenn sie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmüetti. Aber die meisten wußten auch, daß, wenn sie heimkämen, nicht wüßten, wie Uli ausgesehen und was er gesagt, sondern sagen müßten, sie hätten ihn nicht gesehen, man ihnen seltsame Gesichter machen und Lektionen geben würde für ein andermal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüstungen zu einem guten Kaffee bereits beschäftiget. Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken besuchen wollten, billig gingen die ältern voran ins Stübchen, alle auf einmal faßte der Raum nicht, die schüchternsten blieben draußen in der Stube stehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Besuch und sagte, wie es ihn freue, daß man seiner gedächte, und gab jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim.

Unglücklicherweise faßten zwei Weiber vor seinem Bette Posto, ein dickes und ein dünnes verschlugen (besetzten) den Platz, und nur von weitem, zwischen beiden durch oder von der Seite her, konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargestreckt werden, und manchmal war er von den beiden so in Beschlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht einmal erwidern konnte. Die zwei Weiber gebärdeten

sich, als wären sie zwei Ärzte, die am Bette eines Kranken eine Konsultation hielten, mit dem Unterschied jedoch, daß sie nicht ins Nebenzimmer gingen, um sich ihre Beobachtungen mitzuteilen und ihre Schlüsse zu ziehen, sondern ihre Verhandlungen auf löbliche Weise und ganz im Geiste der freisinnigen Fortschritte öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die Dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde sicher ein innerlicher Schlagfluß gewesen sein, und die andere, heftig den Kopf schüttelnd, sagte, jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Brustwassersucht sein, aber es sei sie doch nicht, es sei die stille Blutauszehrung, gegen die sei nicht viel zu machen, wenn sie einmal eingerissen sei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungesäumt. Nun begann die Dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die Magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten sehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte so wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung anderer an und wechselte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beschlag genommen und mit einem Kacheli Kaffee bewirtet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte sich wehren wie er wollte, Kätheli tat es nicht anders. Nun, sie ließen sich zwingen, entfernten sich aber bald in aller Bescheidenheit. Bald waren die weisen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit steigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade ist das eine Hauptregel, daß keiner mit disputieren nachgebe. Da kam Kätheli, tat einen herzhaften Anlauf und brachte sie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo sie aber, wie zwei Kämpfer, die ins Wasser fallen, sich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortsetzten, bis endlich die Magere die Dicke fragte: sie werde schon Schlagflüsse gehabt haben allem an (allem Anschein nach), daß sie die so wohl kenne. Das machte der Dicken die Zunge trocken und die Bissen im Halse quellen, sie ward bald

nicht mehr gesehen, die Magere blieb fest sitzen. Sie warf der Abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme sie wunder, was so eine vom Doktern wissen sollte, so ein Mehlsack, was wollte der wissen, was Kranksein sei. Man solle sie darüber reden lassen, die von Jugend auf keine gesunde Stunde gehabt, die wüßten, was Krankheit heiße und wie man doktern müsse, daß es gut komme. Aber was sie sagen wolle, sie hätte vorhin dem Vater ein Gebet lesen wollen, aber sie hätte drinnen auf dem Tisch kein Betbuch, nicht einmal ein Testament gefunden, wie sonst üblich und bräuchlich, wo kranke Leute seien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es sei ihr gleich, was für eins, das Lesen gehe ihr in allen Büchern gleich ring (rasch), wenn die Gschrift nit z'rein (klein) sei, so könne sie ihm jetzt noch ein Gebet lesen oder zwei. Kätheli sagte, sie solle nicht Mühe haben. Es sei drüben ein Buch gewesen, wahrscheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es sei dem Großvater heute schon viel gebetet worden, und das Stillha (Ruhe haben) werde ihm auch gut sein. He nun, sagte die Magere, das könne jeder machen, wie es ihm beliebe. Das sei so der Weltlauf, die einen hielten viel auf einer Sache und die andern d's Cunträri.

Auf diese tiefsinnige Bemerkung sagte Kätheli nichts. Bäbeli sagte nachher: „Aber Mutter, das ist eine unverschämte Frau, warum antwortetest du der nicht, als die dir mit dem Holzschlägel (grob) zu verstehen gab, du hieltest nichts auf dem Beten?“ „Meitschi,“ antwortete die Mutter, „das mußt du auch noch lernen, Schweigen hat seine Zeit, und Reden hat seine Zeit. Hättest mögen, daß ich mit einer Antwort in eine Disputation gekommen, und sie noch, es weiß kein Mensch wie lange, dageblieben wäre?“ „Das nicht, aber die verbrüllet (verklatscht) dich jetzt allenthalben, du hättest nichts auf dem Beten oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß sie ihm ein Gebet gelesen,“ sagte Bäbeli. „In Gottes Namen!“ antwortete Kätheli.

Bäbeli hatte recht. Das hätte sie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die Magere für sich selbst. Die hielte man für geistliche Leute, und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor sein, wenn jemand Erbarmen hat und ihm beten will! Verstellen sei kommod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich seien. Aber so gehe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Örter gehörten. Es werde auch nicht umsonst heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber selig seien sie, weil sie um seinetwillen verfolget würden. Sie wolle sich dessen trösten, das werde, so Gott wolle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die Magere, und da sie nicht die Person war, welche meinte, sie müsse ihre Gedanken unter den Scheffel stellen, sondern große Liebhaberin von der Öffentlichkeit, so redete sie auch also, als sie unter die Leute kam. Indessen zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröstete sich aber eben, so gehe es den Gerechten, dafür würden sie dann aber auch selig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli weiter gesprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte, und was sie vorkehren sollten. Das Geschwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen sollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorübergegangen.

Der Großvater schlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das älteste berichtete, der Pfarrer habe ihn's gerufen und nach dem Großvater gefragt; er lasse ihn grüßen und ihm gute Besserung wünschen, habe er darauf gesagt. „Hat er nichts weiter gesagt?" frug Kätheli. Auf die verneinende Antwort sagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zutage gekommen: „Es ist mir ein Stein ab dem Herzen. Du

weißt, der Pfarrer ist mir lieb und dem Großvater auch, aber heute ist mir doch lieber, er komme nicht. Es ist mir, wenn der Vater nur recht ruhen und sich stille halten könnte. Er sprach heute schon so viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unsern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder so recht stille wird, daß der Großvater schlummern kann, ich halte dafür, das werde das beste sein."

Da rief der Großvater. „Kätheli," sagte er, „da nimm die Sachen und esset sie, du weißt, ich mag solches nicht." Es hatten nämlich einige ihren Kram bis ins Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieses Mißtrauen ist ein allgemeines und hat allweg seinen guten Grund. „Will es nehmen, Vater," sagte Kätheli, „obschon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was soll ich Euch bringen, lieber Vater?" „Es Schlückli Kaffee, Kätheli," sagte er; „bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er solle nicht fort, wenn er gegessen, solle er hereinkommen." „Er kann gerade jetzt kommen und nachher essen," sagte Kätheli. „Nein, nein!" sagte der Großvater, „mach, wie ich es sage. Esset erst!"

Man kann denken, daß Gläis nicht so lange aß wie der alte Chorrichter (Kirchenvorstand) in der Stampfe (Ort), der achtzehn Stunden hintereinander essen konnte, ohne einmal z'gerechtem (ernstlich) aufzuhören. „Ich habe einen großen G'lust (Wunsch)," sagte der Großvater, „aber ich mache Euch Mühe, und das tue ich ungern, aber heute ist Sonntag, und Ihr tut mir den Gefallen schon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, sie scheint so schön und warm, und hier habe ich nur die Morgensonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, so wird es schon gehen. Es ist mir jetzt wieder wohl und leicht, und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch besser." Die Nachricht erfreute alle, alle regten emsigst sich. „D'r Großvater wott uf (will auf)! D'r

Großvater wott uf!" riefen die Kleinen aus ums ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wissen und sich freuen müßten.

Die Kinder suchten einen schönen Platz aus, wo man die Sonne sehen konnte, bis sie unterging. Dorthin schleppten sie einen alten Sorgenstuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines gestorbenen Pfarrers gekauft hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienst war er nicht gewöhnt. Wer es nicht gewöhnt ist, dem geht es fast so schwer, sich bedienen zu lassen, als es dem wird, den Dienst zu entbehren, der daran gewöhnt ist. Auf beide gestützt, ging's doch langsam bis an das Ziel seiner Reise. Betrübt merkten erst jetzt Gläis und Kätheli, wie groß seine Schwäche war, und erschrocken sahen die Kinder dem Großvater zu, der vor kurzem noch so fest einhergeschritten war und jetzt so mühsam den kurzen Weg verbrachte. In seinem Sessel hatte man es ihm so bequem gemacht als möglich, so daß er sich bald von seinem schweren Gang erholte und unbelästigt den äußern Eindrücken sich hingeben konnte.

Es war ein schöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Aussicht, wie es die Leute nennen, man sah die Erde in ihrem grünen Pflanzenschmucke, sah im Hintergrunde den blauen Berg, gegen den die Sonne sich zu neigen begann. Das höher stehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen besetzt, im dunkeln Laube röteten sich die Äpfel, unter der Last der Früchte beugten sich die Birnbäume. Zu seinen Füßen lag der schönste Kranz, seine blühende Enkelschar. Gläis saß neben ihm auf einem Dütschi (Holzblock), Kätheli, mit Abräumen beschäftigt, ging einstweilen zu und ab.

Lange hatte der Großvater die Landschaft betrachtet, an der Sonne in stiller Freude sich gelabet, endlich sagte er: „Es ist doch schön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr

die Welt erschaffen, die Erde ist voll seiner Güte, groß sind seine Werke und wunderbar. Sieh, Gläis, wie schön alles steht, selten habe ich um diese Jahreszeit alles so grün und üppig gesehen. Es ist gottlob! ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und b'sunderbar, wenn sie beidseits daran sinneten, von wem sie es haben. Aber da fehlt's leider! O! wenn die Menschen einander verstünden und Liebe hätten zu einander, so wüßte der Unmündige, was gut wär' und jeder dem andern schuldig ist, und man hätte den Irrgarten von Gesetzen nicht nötig, worin man je länger je weniger weiß, wo man ist und wo der Ausweg ist, und alles je länger je mehr verlyret und verhürschet (verwirrt und verwickelt) wird. O warum sind die Menschen so hochmütig geworden, meinen, sie seien zu Gesetzgebern berufen, und machen Gesetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken, und nach drei Tagen sieht sie niemand mehr an. Täten die Schuhmacher nicht bessere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längst liefe alles barfuß. — Darum ist's so, weil man den Gesetzgeber da oben verachtet und seine Gesetze, und doch kann er's alleine, und nur seine Gesetze sind klar und fest und halten die Zeit aus, bis sie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie schön wäre die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend, und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde ist. Da, Gläis, ist das Glück, nirgends sonst ist es. Sorg' dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann hast du ihnen gut g'huset, hast für ein schön' Erbteil g'sorget, sie werden es dir danken in der Ewigkeit." „O Vater, das haben wir Euch zu danken und werden einst den Dank vor Gott bezeugen," seufzte Gläis. „Aber wie soll ich es machen?" „Gläis, du hast eine Frau, die hilft dir. Gläis, du hast eine gesegnete Frau, sie hat Gaben, kostbarere als Gold und Edelstein. Meine verlor ich früh, mußte alles alleine machen." Während den letzten Worten war Kätheli

herangekommen, war, um nicht zu stören, weil der Großvater sprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf dessen Schulter gelegt. „O Vater," sprach Gläis, „ja gottlob! habe ich eine gute Frau, ich weiß es und wußte es immer, und sie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen wir machen, so gut als möglich, gäll Frau?" sagte er. Und die Frau schlang den Arm um ihn und sagte: „Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen tun, was wir vermögen in unserer Schwachheit, aber das Beste, das müßt doch immer Ihr tun, auch wenn Ihr einst gestorben seid. ‚Der Großvater hat gesagt', ‚Was würde der Großvater sagen, wie würd' es ihm vorkommen, wenn er das erlebte?', das werden die besten Sprüche sein im Hause, solange wir leben, und sie werden unsere Kraft sein über die Kinder. Aber Großvater," sagte Kätheli und legte den Arm um seine Schultern und seinen Mund an die grauen Haare, „nit sterben, bei uns bleiben, es ist ja so schön auf der Welt, wenn die Sonne scheint! Mit Euch geht uns die Sonne unter, und trüb würde es uns auf der Welt. Nit sterben, Großvater!", und die Stimme erlosch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen sahen, wurde angst, sie drängten sich um den Großvater, frugen: „Wott (will) Großvater sterben?" „Großvater stirbt noch nicht, die Welt sei ja so schön, hat er gesagt," sagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, streckte ihm die Hand dar und zog es an die Knie. „Ja, Kind," sagte er, „die Welt ist schön, aber im Himmel ist es noch schöner. Sag mir, was gefällt dir jetzt auf der Welt am besten von allem, was du jetzt siehst?"

Mit hellem Auge sah der Kleine nur einen Augenblick um sich und rief: „Sieh, Großvater, dort unten in der Hofstatt den schönen Birnbaum mit den Gelbbirlene*) und neben dran den kleinern, der hat Geißhirtli*), die fallen schon, die

---

*) Birnensorten, die erstere eine Dörrbirne.

Mutter sagt, es gehe nicht manche Woche, so könnten wir die essen, und dort den schönen Baum mit den roten Äpfeln, das sind Stryfech*), und dort dann den magern Baum, das sind Frühorenech.*) O Großvater, die sind b'sunderbar gut, ganz hungsüß (honigsüß), o Großvater, ich mag fast nicht warten, bis sie reif sind." „Was hast lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Öpfel?" „Großvater, d'Bire und d'Öpfel, was wett (wollt') ih mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die sy ja süst (sonst) nüt, wenn nit Bire u Öpfel dra sy."

„He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli gesagt hat, d'Bäume sy nüt, d'Öpfel und d'Bire sy d'Hauptsach. Es ist so. Aber denket, Kinder, die Welt ist dem lieben Gott sein Garten, und die Menschen sind seine Bäume, die pflanzet er und läßt sie wachsen, und nit bloß, daß sie dastehen und nüt (nichts) abtrage, wie Seppli sagt. Der liebe Gott läßt die Menschen wachsen, daß sie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbst kömmt, so kommt auch er und sieht, was an den Bäumen ist, ob sie was abtragen oder nicht. Nit Öpfel und Bire sucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er sieht, ob die Menschen gut sind, tun, was ihm wohlgefällt, fleißig, treu sind, den Eltern folgen, Friede haben, einer dem andern zu Gefallen tut, was er kann; das sucht der liebe Gott an seinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das flyssig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit ist, aus seiner Baumschule und pflanzet es hinauf in seinen himmlischen Garten, der viel schöner ist als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin ist und zu ihm sieht und seine Bäume lieb hat wie seine Kinder. So, lieber Seppli und ihr alle seid Gottes Bäumchen und wachset in seinem Garten, und jeder von euch soll seine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch b'richten (lehren) was fürigi (welche Art), und was sich für jedes am besten schickt, ihm am wöhlsten ansteht. Vater und

---

*) Äpfelsorten, der erstere ein großer streifiger Apfel.

Mutter wissen das, der liebe Gott sagt es ihnen alle Tage, wenn sie zu ihm beten. Dann sagen sie es euch, und wenn ihr ihnen schön glaubt und tut, was sie sagen, so sieht es der liebe Gott, wenn er seine lieben Bäumchen ansieht, hat Freude daran, denn das sind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, so nimmt er euch dann hinauf und pflanzet euch in seinen himmlischen Garten."

„Aber no nit grad (noch nicht gerade jetzt), Großvater!" rief Seppli. Da lächelte der Großvater und sagte: „Weiß nit, lieb's Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Versetzen ist. Er nimmt sie früh manchmal, aber er tut ihnen nicht weh, sie wissen es kaum, wenn er sie nimmt in seinen himmlischen Garten, und wenn sie droben erwachen, dann sind Engeli um sie, und es ist eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er sie alt, alt werden, ehe er sie nimmt, und sie müssen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden ist und sie in seinen Garten pflanzet."

„Aber Großvater, bist du dann auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannst ja den Eltern nicht mehr folgen?" „Allweg," sagte der Großvater, „ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menschen alt werden läßt, daß ihre Eltern sterben, so sollen sie dann, was sie von den Eltern gelernt, die Kinder b'richten (lehren) und dem lieben Gott sie zuführen und die Kindskinder, und sie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und sollen von allem das Beispiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will." „Großvater, da wirst du dem lieben Gott ein lieber Baum sein, du bist ja über und über voll Frucht, wie du sagst," rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben, und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab.

Der Großvater hatte langsam gesprochen, unterdessen war die Sonne vorwärts geschritten, nahte sich dem blauen Rande, wo sie verschwinden sollte für eine kleine Weile. Der Großvater schwieg, man sah, er ruhte, selbst die Kinder

störten ihn nicht. Er sah der Sonne zu, die näher und näher sank der Schwelle ihres nächtlichen Hauses; die andern folgten den Augen des Großvaters. Es schien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher sie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht strahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft schwamm die Erde, es war, als ob sie bräutlich sich röte. Der Großvater streckte seine Hand aus nach Kätheli und Gläis, sie legten ihre Hände in die seine. „Es ist doch schön auf der Welt," sagte er, — „wo Liebe ist," setzte er nach einer Pause bei.

Die Sonne sank. Es geht rasch, hat sie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch überm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte sein Haupt ein wenig gesenkt; als die Sonne sank, hob er es wieder, sah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wollte. Dann senkte er sein Haupt wie vorhin zum Ruhen. Plötzlich rief Kätheli aus: „Mein Gott, mein Gott!" Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in seiner Hand, und diese zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinstürzte, war auch sein Licht erloschen, sein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne schwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde stand, so warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben einen schwarzen Schatten, und groß war die Betrübnis bei allen, bei groß und klein. Die Kleinen weinten sehr, daß der liebe Gott ihn so plötzlich genommen. Als sie davon gesprochen, wie Großvater ein Baum sei für Gottes Garten, so hätten sie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn vergessen gehabt, so hätte er ihn auch noch länger können leben lassen.

Gar viele wurden betrübt, als sie diesen Tod vernahmen, es war auch ihnen, als erlösche ihnen ein Licht und im Schatten stehe ihr Leben. Aber die Sonne stehet wieder auf, und wo die Sonne scheinet, schwindet der Schatten. Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft,

vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtsein kommt, wenn der Tote zu Grabe kommt und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht. Der Sonntag, dessen Abend so trüb im Schatten stand, der ging in strahlendem Glanze wieder über der Familie auf, und kein Tag, wo sie in Liebe beisammen war, und namentlich nicht der Sonntag, ging vorüber, ohne daß sie sein gedachten in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der Sonntag des Großvaters.

Der Besenbinder von Rychiswyl.

(Deutscher Volkskalender von Nieritz, Jahrgang 1852.)

Glücklich möchten alle Menschen werden. Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein, meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten sich zusammen wie die Kartoffeln zur Kartoffelstaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie sich doch gröblich, wie wenig verstehen sie sich auf das Wesen der Menschen und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift sagt, denen die Gott lieben, täten alle Dinge zum Besten dienen, und so ist es auch. Geld ist und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zusammenkommt, sind so gar verschieden; daher erwächst aus den verschiedenen Ehen von Herz und Geld ein so verschiedenes Leben, und je nach diesem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Aufs Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider sehen die Menschen gar selten die klarsten Dinge klar, machen sie vielmehr dunkel mit ihrer selbstgemachten Weisheit. Am Besenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die

obige Wahrheit angeschaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen soll, dem Geld Glück brachte.

Besen sind bekanntlich ein schreiendes Bedürfnis der Zeit und waren das freilich schon seit langen Zeiten. Derartige Bedürfnisse, die täglich und wöchentlich befriedigt sein wollen, gibt es viele in jedem Haus und allenthalben Menschen, welche es sich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfnisse zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Personen, welche dieses tun, wenn man nur das Nötige kriegt und so wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht so. Ehedem ward das Besenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- (Tuffstein-) oder Sandmeitschi usw. so gleichsam zur Familie gerechnet; es war ein festes Verhältnis: man kannte die Tage, an welchen diese Personen erschienen; je nachdem sie in Hulden standen, ward ihnen etwas Absonderliches verabreicht, und fehlten sie um einen Tag, so entschuldigten sie sich das nächstemal, als hätten sie eine Sünde begangen, und sprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt, sie kämen nicht mehr, und sich daher anderweitig versorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuser als die Sterne an ihrem Himmel, gaben sich alle Mühe, sie gut zu bedienen, und wenn sie mit diesem Gewerbe aufhörten oder sich selbst auf einen höheren Zweig beförderten, so gaben sie sich alle Mühe, einem Kinde, einer Base, einem Vetter, oder sonst so wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenseitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unserer kalten Zeit, wo alle Familienwärme sich immer mehr und mehr verflüchtigt, immer lockerer und loser wird.

Ein solcher Hausfreund war der Besenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu sehen, so recht eigentlich aber in Thun angesehen und beliebt war. An kleineren Orten gestalten sich alle Verhältnisse viel inniger, einzelne Persönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das

Besenmannli in Thun. Er war nicht immer das Besenmannli gewesen, sondern lange, lange nur der Besenbub, bis man dahinter kam, daß der Besenbub Kinder hatte, die an seinem Karren stoßen (schieben) konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat gewesen und früh gestorben; der Bube war jung, seine Mutter kränklich, Vermögen hatten sie nicht, und betteln gingen sie nicht gerne. Eine ältere Schwester war schon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als sie sich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte sie sich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrschaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren stolz auf sie und redeten mit Respekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlassen, die mußte jemanden haben, der ihr für Holz sorgte und sonst half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös.

Da sagte einmal der Bauer, bei dem sie in Miete waren, zu Hansli: „Bub', es dünkt mich, du solltest was verdienen, wärst groß und listig genug." — „Wollte gerne," sagte Hansli, „wenn ich nur wüßte, wie?" — „Ich wüßte dir was, worin ein schöner Kreuzer Geld wäre (steckte); fange an mit Besen zu machen. In meiner Weide ist Besenreis genug, es wird mir nur gestohlen, und kosten soll es dich nichts als alle Jahre ein paar Besen." — „Ja, das wäre wohl gut, aber wo soll ich das Besenmachen lernen?" sagte Hansli. — „Das ist kein Hexenwerk," sagte der Bauer, „das will ich dich schon lehren, machte viele Jahre alle Besen, welche wir brauchen, selbst und will's mit allen Besenbindern probieren. Das Werkzeug ist eine geringe Sache, und bis du's selbst anzuschaffen vermagst, kannst das meine brauchen."

So geschah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache und der Bauer große Freude an Hansli: „Spar' nicht, mach' d'Sach recht,

mußt machen, daß du das Zutrauen bekommst, hast das einmal, so ist der Handel gewonnen," mahnte der Bauer immer, und Hansli tat danach. Natürlich ging es im Anfang langsam zu, aber er setzte doch immer sein Fabrikat ab, und im Verhältnis, als es ihm besser von der Hand ging, nahm auch der Absatz zu. Es hieß bald, es habe niemand so brave Besen wie der Besenbub von Rychiswyl. Je augenscheinlicher der gute Erfolg wurde, desto größer ward auch Hanslis Eifer. Seine Mutter lebte sichtbar auf. Jetzt sei es gewonnen, sagte sie, sobald man sein ehrlich Brot verdienen könne, habe man Ursache, zufrieden zu sein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu essen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brot essen, wenn sie wollte. Ja, es war schon geschehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütschli (Weißbrötchen) heimgebracht aus der Stadt. Wie sie so wohl dran lebte, und wie sie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein solches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte seit einiger Zeit ein sauer Gesicht, endlich fing er an zu muckeln (murmeln), so könne es nicht länger gehen, so stehe (halte) er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten solle und was er eigentlich meine, kam es heraus, daß er nicht imstande sei, die Besen zu tragen; auch wenn sie ihm der Müller zuweilen führe, so sei es ihm sehr unkommod, er sollte notwendig einen Karren haben, die Besen zu ziehen, das gehe ringer (leichter) und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu und wisse niemanden, der ihm es leihen würde. „Bist ein dummer Bub," sagte der Bauer. „Hör' du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf schieße, müsse es angeschafft sein. So kann man das Geld brauchen und andern die Fische ins Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach' einen!" — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge stand, sah Hansli den Bauer

an. — „Ja, mach' einen, das bringst z'weg (fertig), wenn du nur willst und Fleiß hast," fuhr der Bauer fort. „Du kannst ziemlich schnitzeln, und was du nicht weißt, kann ich dich b'richten (lehren). Das Holz wird dich nicht viel kosten, was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer, kannst Besen dafür geben. Zum Beschläg wird sich altes Eisen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch so ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannst es wohl ins Auge fassen und einstweilen meinethalben brauchen. Der Winter ist vor der Türe, dann kannst dran gehen, im Frühjahr ist's fix und fertig, und nicht manchen Batzen hast dafür ausgegeben. Kannst es vielleicht auch beim Schmied mit Besen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß."

Jetzt machte Hansli wieder große Augen: er und einen Karren machen! „Was denkst, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht!" — „Du dummer Bub!" fuhr der Bauer auf; „einmal muß immer das erste sein, kuraschiert dran hin, so ist es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraschi hätten, es säße mancher, der als Bettler herumläuft, im Gelde bis über die Ohren, und nicht etwa gestohlenes sondern rechtmäßig erworbenes." — Hansli hätte fast den Bauer fragen mögen, ob er Verstand habe oder keinen. Es kam ihm vor, als täte er ihm ein großes Unrecht an, so was ihm zuzumuten.

Indessen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging sachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Wasser. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienstag nach Ostern zog ihn Hansli zum erstenmal nach Bern, am Samstag darauf zum erstenmal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an seinem neuen Karren, davon kann sich schwerlich jemand eine richtige Vorstellung machen. Wenn man ihm auch den Osternmontagstier, der tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl seine fünfundzwanzig Zentner

wog, zum Tausch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewiesen. Es schien ihm, als stünden alle Leute still und schauten auf seinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit beredter Zunge alle Vorteile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nötig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbeselchen für den Herd obendrein, die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was anderes, als Verdrießlichkeit; sie verhalten sich zueinander wie ein scharfes und ein stumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: „Wenn du Reiser mangelst (bedarfst), so nimm nur in meiner Weid, aber g'schände (verderbe) mir die Birken nicht und denk' an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wieviel, das Jahr durch." — Das tat denn auch Hansli und war den Bäurinnen grusam anständig (lieb). Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennot kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen, ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: „Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten." Zudem waren

die Besen gut, ganz anders, als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt (zusammengepfuscht), die auseinanderfuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh.

Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren es nicht die wohlfeilsten, welche aus seinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreisern, welche er umsonst hatte, sondern wegen den Gaben, welche sie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brot, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: „Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hasen bringst, kannst Ankenmilch haben." Obst hatte er mehr, als er brauchte, und Brot brauchte er wenig zu kaufen.

So konnte es nicht fehlen, daß Hansli sich gut stand, denn er war sparsam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, so war es viel. Am Morgen sorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühstücken konnte, dann steckte er meist noch etwas zu sich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müsse alsbald gegessen sein, wenn es einen gelüste. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wisse, wann man zu essen bekomme, es dünke einen nur desto besser. Aber Hunger haben und nicht wissen, ob man je wieder was zu essen kriegt, das tue weh. Das wußte Hansli, daß, sobald er heimkam und seine Sachen geschermt (untergebracht) hatte, er essen konnte bis genug, dafür sorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Mensch, wenn er heimkömmt, zu essen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der ist nicht wohl daheim, sondern tut wüste.

Hansli war nicht geizig, aber sehr sparsam, für nützliche,

anständige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Essen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er schaffte sich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein schönes gutes Messer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen konnte. Er selbst kam brav daher, nicht kostbar, aber währschaft (dauerhaft). Wer ein gutes Auge hat, sieht es den meisten Menschen und Häusern an, ob es da auf oder ab gehe (hinauf oder hinab gehe). Bei Hansli war das Aufgehen recht sichtbar, aber eben nicht in der Hoffart, sondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu seiner Sache, sondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Besen, ging in die Kirche des Morgens, las nachmittags der Mutter, deren Augen stark böseten (sich sehr verschlimmerten), ein Kapitel vor und gönnte sich dann später wohl auch ein Privatvergnügen. Dieses bestand darin, daß er sein Geld hervorholte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehren werde usw. Unter dem Gelde waren schöne Stücke, überhaupt meist sauberes Silbergeld. Hansli war stark auf dem Eintauschen, er nahm gerne Münze (Scheidemünze) ein, aber bewahrte sie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage sie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberstücken, den schönen Bernertalern mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann. Wenn er ein solches erhaschen konnte, war er manchen Tag glücklich.

Er hatte aber auch Verdruß und seine bitterbösen Tage. So z. B. war es ein böser Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hause ein Dutzend Besen abzusetzen, und mit dem Bescheid: „Sind schon versehen!“ barsch abgewiesen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen, und die wußte nichts vom bekannten Besenbub und ließ ihre harthölzige Stimme

die Treppe herunter erschallen: „Wir mangeln keine!“ Nun dachte Hansli nicht an die wahre Ursache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechseln muß, wie mit den Hemden, manchmal fast noch öfter. Er meinte dann wunder, was er gefehlt, ob ein Besen nicht recht gebunden gewesen, ob er verleumdet worden? Er nahm's sehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohlbekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien sozusagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz ins Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen, Anne Mareili z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume usw. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er teilte die Lust, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten, als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren greulich gestumpet (zum Stumpf gemacht), der ganze Baum arg mißhandelt, dann tat es ihm im Herzen so weh, das Wasser lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmählich sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können.

Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Wertes der Reiser, son-

dern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschiertes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gottes willen anlag, er solle doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Tätern trachten, sie könnten ihn töten oder sonst unglücklich machen. Aber dem allen frug Hansli nichts nach, er lauerte und strich herum, bis er jemanden kriegte. Dann gab's Schläge, und mächtige Kämpfe geschahen in den einsamen Weiden. Manchmal siegte Hansli, manchmal kam er zerzaust nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr seine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit verteidigt wird. Warum soll man sich Schlägen aussetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr sich verschaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem mutigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezaust, so sagte ihm wohl der oder dieser: „Es macht nichts, der muß seine Heiligen wieder haben (geprügelt werden). Sag' es mir, wenn du wieder was merkst, ich will dann auch dabei sein, dem wollen wir das Besenhauen ein für allemal verleiden." — Dann sagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer versteckte sich, Hansli tat den Angriff; der Gegner in der Meinung, er sei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ sich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Fersengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein sehr wirksames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade so ziemlich sicher in den einsamsten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie; ehe er sich's

versah, war es Dienstag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienstag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen sollen ohne ihn? Zwischendurch hatte er die Hände voll zu tun, seine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. solchen, welche ihm anständig waren. Unser Hansli war auch ein Mensch, und jeder Mensch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht (etwa) je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Besen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Besen abgelassen; sie mochte schicken, wann sie wollte, so war es ihm immer leid, daß er keine vorrätig hätte. Sie hatte ihm einmal gesagt, er mache es wie andere, er tue einige lange Reiser außen um, in der Mitte sei dann lauter kurzes G'stümpel (von stumpf). In diesem Falle komme es ja auf eins heraus, ob sie ihre Besen bei ihm oder bei jemand anderem nehme, sagte er darauf, und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin starb, ehe sie wieder einen Besen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienstags fuhr er wieder auf Bern mit schwer beladenem Karren, den schönsten Besen von seinen liebsten Bäumen, von Röseli, Sternenblume usw. Er zog mit Mühe und schwitzte stark. Er dachte, es sei kurios, sein Karren gehe nicht mehr so von selbst wie anfangs, er müsse gar zu schwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Atem zu kommen und die Stirne abzuwischen. Wenn er nur den Stalden (Abhang) auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch still beim Murihölzli *), gerade vor der Leubank (Ruhebank). Auf der saß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben sich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: „Was weinst?" Das Mädchen sagte, es

---

*) Parkanlagen ½ Stunde südöstlich von Bern.

sollte in die Stadt, und es sei ihm so z'wider, es dürfe (wage es) fast nicht. Sein Vater sei ein Schuhmacher und habe seine beste Kundschaft in der Stadt. Da habe es schon lange Schuhe hineingetragen und nichts anderes gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haschirer (Hartschierer, Polizisten) gegeben, gar e grusam bösen; der habe es schon mehrere Dienstage, wenn es zum Tore hineingekommen, schrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch einmal komme, so nehme er ihm die Schuhe weg, und es müsse ins Gefängnis; es sei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hausieren. Es hätte sagen mögen, was es gewollt, alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er solle es nicht mehr schicken, aber der sei gar ein exakter und preußischer (aufbrausender), der habe gesagt, es solle nur gehen, er wolle dann schon sehen, wenn man ihm was tue. Aber was ihm das helfe? D'Sach hätte es dann ausgestanden und die Schande gehabt, daß die Haschirer (Polizisten) es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, besonders weil das Mädchen solch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm sein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht jedem getan. Aber es hab' es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er nicht der Wüsteste sei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache selig, heißt es.

„Meitschi (Mädchen), da ist dir z'helfe," sagte er; „gib mir deinen Sack, ich kann ihn zwischen die Besen tun, daß ihn kein Mensch sieht. Ich bin wohlbekannt, da kommt keinem Menschen in Sinn, daß deine Schuhe zwischen meinen Besen sind. Kannst mir sagen, wo ich sie abgeben oder dir warten soll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menschen z'Sinn kömmt, daß wir etwas miteinander hätten." Das Mädchen machte keine Komplimente: „Wolltest?" frug es mit aufgeheitertem Angesicht, „das ginge mir viel zu gut." Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. „Soll dir stoßen (schieben) oder helfen ziehen?"

fragte das Mädchen, als ob es sich von selbst verstehe, daß es das Seine beitrage. „Wie du lieber willst, eigentlich wär's nicht nötig, g'schweret hat's (schwerer geworden ist's) wegen der paar Schuhe nicht."

Anfangs stieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange ging's, so war es vorne und zog an der Stange. Es dünke ihm, es schicke (passe) sich ihm hier besser, sagte es. Es zog brav, man kann sich's denken, und hatte doch noch Atem genug zu reden und beiher von allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee schien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu sein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Besen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen seinen Bündel, aber ehe sie noch weiter miteinander gesprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden sie durch die Flut von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte sorgen, daß sein Karren ihm nicht entzweigerissen würde.

Somit war die Bekanntschaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch sann er der Sache nicht weiter nach, geschweige, daß er sie zu Herzen nahm. Wir können leider nicht sagen, das Mädchen hätte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht danach. Es war ein vierschrötig Ding mit breitem Gesicht, seine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, diese Züge stechen aber gewöhnlich nicht besonders hervor, und viele halten nicht einmal viel darauf.

Am folgenden Dienstag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm sehr schwer vor; er hätte nicht geglaubt, sagte er zu sich selbst, was das mache, wenn zwei dran zögen, statt nur eins. „Ist's wohl wieder da?" sagte er, als er gegen das Murihölzli kam, „ich wollte ihm gerne sein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe. es geht ohne-

hin nirgends so sauer, als von hier bis in die Stadt." Und richtig, das Mädchen saß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen tat es aber nicht. „Hast mir wieder was zu laden?" frug Hansli, dem der Karren schon vom bloßen Sehen des Meitschis ganz leicht wurde.

„Es ist mir doch nicht bloß wegen diesem, daß ich dasitze; wenn ich schon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen," antwortete das Mädchen; „konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koste." „Das fehlte mir noch, gingest mir ja für ein Handroß*), und fragte dich auch nicht, was du fürs Ziehen wollest."

Wie wenn es sich von selbst verstünde, brachte das Mädchen seinen Bündel, Hansli barg ihn, und als ob es gelernt, stellte sich das Mädchen an die Stange. Es hätte erst gedacht, als es schon von Hause gewesen, es hätte einen Strick mitnehmen sollen, den man hinten am Wägeli hätte befestigen können, so könnte es viel mehr abbringen (leisten). Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergessen. Dieses Bündnis in betreff gegenseitiger Hilfleistung ging ohne weitläufige diplomatische Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es sich, daß sie auch zusammen heimwanderten, soweit ihre Wege zusammengingen, doch so klug waren beide, daß die Haschirer (Polizisten) sie nie zusammen im Tore sahen.

Die Mutter hatte seit einiger Zeit sonderbare Freude an Hansli. Es dünke sie, er sei so aufgeheitert, sagte sie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder singen, und er pützerle sich z'weg (putze sich auf), es habe keine Gattig (Art). Er habe sich letzthin eine halbleinene Kutte (Bauernrock) machen lassen, er komme darin so staadisch (stattlich), nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch

---

*) Wenn der Fuhrmann reitet, so sitzt er auf dem Pferde links, das Pferd rechts ist das Handroß.

gönnen, er sei so gut gegen sie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, sie könne es nicht, sie könne nichts, als für ihn beten. Es sei denn aber doch nicht, daß er alles an die Hoffart hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er schon lange geredet, aber sie werde es nicht erleben, es sei auch nicht, daß sie so dran hange und meine, es müsse sein.

„Mutter," sagte einmal Hansli, „ich weiß nicht, wie es geht, ob der Karren schwerer wird oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da so viel bergauf." „Glaub's wohl," sagte die Mutter, „warum ladest alle Wochen mehr auf, es grusete mir schon manchmal für dich, von wegen das gibt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl g'fahren wie ehedem." — „Mutter, das kann ich nicht wohl," sagte Hansli, „habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort." — „Hansli, und wenn du sehen würdest, ein Eselein zu bekommen? Habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Tiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerte (wertlose) Sachen, zögen trotz einem Roß, und sogar die Milch könnte man brauchen — nit, daß ich möchte, aber nur so zu sagen."

„Nein, Mutter," sagte Hansli, „sie sollen auch b'sunderbar köpfig (widerspenstig) sein, so daß man längs Stück (eine geraume Weile) nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt Ihr dazu?" — „Aber, Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? Was willst mit einer Frau machen?" — „He, Mutter, öppe (eben) was ein anderer,"

sagte Hansli, „dann dachte ich, könnte sie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir eine Hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anreisen (anleiten) kann." — „Aber, Hansli, meinst, du findest eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist?" frug bedenklich die Mutter. — „O, Mutter, es ist eine, welche mir schon oft geholfen hat, den Karren ziehen," antwortete Hansli, „und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau werden wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es Euch zuerst sagen." — „Du Dillersbub (Donnersbub), was du mir nicht sagst! Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen," rief die Mutter. „Was, bist du auch so einer? Das hätte ich unserm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir gesagt hätte. Was, eine hat dir am Karren geholfen, und hast sie expreß angestellt dafür? Nein, aber jetzt traue einer noch einem Menschen!" — Da erzählte Hansli die Umstände, wie das so zufällig sich getroffen, und wie das ein Meitschi sei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffärtig, nicht vertunlich (verschwenderisch), und ziehen tue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte (vermöchte) es nicht. Geredt mit ihm derentwegen habe er nicht, aber er glaube, unanständig (zuwider) sei er ihm nicht. Es habe oft gesagt, z'heiraten pressiere es ihm aparti (durchaus) nicht, aber wenn's es zu machen sehe, daß es nicht noch böser haben müßte als jetzt, da besänne es sich nicht lang' und tät's. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngern Geschwister wüchsen nach, und es wisse wohl, wie das gehe, die jüngeren seien immer werter als die älteren, und man sinne den älteren nicht daran (rechne es ihnen nicht an), daß sie die jüngeren hätten nachschleppen müssen. — Das gefiel der Mutter nicht schlecht, und je mehr sie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, desto anständiger (passender) kam sie ihr vor. Sie legte sich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wisse

man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fischen werde es da nicht viel geben. He nun sodann, desto besser, dachte die Mutter, so hat doch keins dem anderen was vorzuhalten. Als am Dienstag Hansli den Karren rüstete, sagte ihm die Mutter: „He nun sodann, so red mit dem Meitli, wenn es will, mir ist's recht, aber nachlaufen tue ich ihm nicht, es soll am Sonntag zu uns kommen, so kann ich es g'schauen, und man kann miteinander reden. Wenn's gattlich (artig) tun will, so wird es schon gut kommen, einmal wird es doch sein müssen." „He Mutter, das steht nirgends geschrieben, daß es sein müsse; ist's Euch nicht anständig, so kann man es ja unterwegen lassen," entgegnete Hansli. — „Stürm' nur nit (brause nur nicht auf) und fahr' du jetzt und sag' dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, so solle es mir Gottwilche (Gottwillkommen) sein."

Hansli fuhr und fand sein Meitschi, und als Hansli in der Stange, das Meitschi jetzt am Strick wacker zogen, sagte er: „Es geht doch mehr als d's halb ringer (leichter), wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich fast töten." — „Habe es schon oft gedacht," sagte das Meitschi, „es sei einfältig von dir, daß du nicht jemanden anstellest; es ging dir alles d's halb leichter und der Verdienst wär' größer." — „Was willst," sagte Hansli, „bald sinnet man zu früh auf eine Sache, bald zu spät, man ist halt geng (immer) e Mensch. Aber jetzt düecht es mich, ich möchte eine anstellen; wenn du wolltest, du wärst mir gerade recht. Ich wollte dich heiraten, wenn es dir anständig ist." — „He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüst und z'arm bin," antwortete das Meitschi. „Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel besser treffen; öppe (irgend) einen bekömmt man immer, aber dann was für einen? Mir bist brav genug, hast Sorg' zur Sache und wirst e Frau nit für e Hund haben." — „He sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht

gut genug, so kann ich nicht helfen," antwortete Hansli. „Aber ich denke, schlimmer als du's bisher gehabt, würdest du es bei mir nicht haben. Ist's dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir sagen, du sollest Gottwilche sein, wenn du sie für die Mutter halten wollest." — „He," sagte das Meitschi, „was sollte ich anderes, bin's gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen (unterzuordnen) und es anzunehmen, wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am ganzen Leib." Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter (deren Einwilligung) vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erschien das Meitschi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut b'richtet, so daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Besenbinder wohne. Die Mutter examinierte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wissen, was es bete und ob es lesen könne im Testament und auch in der Bibel — es sei für die Kinder bös, und die hätten sich dessen zu entgelten (es zu büßen), wenn eine Mutter sich nicht darauf verstehe, sagte die Alte. Ihr gefiel das Meitschi, und die Sach' ward richtig. „Eine Schöne hast nicht," sagte sie vor dem Meitschi zu Hansli, „und wegem Reichtum wirst auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübschi (Hübschheit) hat man nicht gelebt und mit dem Reichtum ward schon mancher angeschmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe, und hinterdrein konnte er dem Schwäher (Schwiegervater) die Schulden zahlen. Wenn's gsunder Art ist und werkbar (arbeitsam), so wird die Sache sich schon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, sondern dich anders anziehen kannst, wirst du

wohl haben." — „B'hütis ja (Gott behüte ja)," sagte das Meitschi, „wegen selbem braucht Ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles (besonders) sind. Aber die Mutter hat gesagt, ich müsse noch eins haben, und der Vater hat gesagt, er wolle mir die Hochzeitschuhe machen, und sie sollen nichts kosten. Dann habe ich noch eine b'sunderbar gute Pate, die gibt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi (metallener Topf), und wer weiß, ob's da nicht einmal was zu erben gibt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten sterben."

Gegenseitig vollkommen befriedigt, besonders von des Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die sauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leisten und Kinder wie ein Palast vorkam, gingen sie auseinander, um bald wieder zusammenzukommen und zusammenzubleiben. So geschah es auch, Einspruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd sind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu zwei den Karren nach Thun, und kurios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von selbst. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren sich so zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Mensch an ihm ein Exempel nehmen.

Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem pressiere es, so hätte es ihm schon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergesicht (häßliches, derbes Gesicht) nicht mit dem Rücken angesehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli so dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzustellen; der werde noch reuig werden vor der nächsten Fastnacht, aber es möge es ihm gönnen, selber tan (getan), selber han (haben). Aber Hansli war nicht so dumm und ward nicht reuig, er hatte gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demütiges, arbeit-

sames, genügsames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheiratet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einspännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröstete er sich; ein b'sunderbar munterer sei er, sagte er, im Hui sei der nachgewachsen, daß er ihm helfen könne, und unversehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder sich einspannen. Wenn sie sich pressierten mit Heimkommen, so möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdessen schon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marsch. Sie hatten sehr pressiert mit dem Heimfahren, aber noch waren sie mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt, als das Fraueli ausrief: „Mein Gott, was hört man?" Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Messer hätte. „Mein Gott, was ist dort, was hat's gegeben!" rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Ängsten, er falle in Krämpfe. Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Atem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange ging's, bis sie sagen konnte: „Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen handlichen (tüchtigen) habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen." — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war.

Das tat aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie er gut z'weg kam mit einer Frau,

und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Teil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer tat ihm weh, der nebenaus ging.

Hanslis Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte es ab, es schrie alle Tag ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt (im Handumkehren) konnte man es schon brauchen. Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser, als an junge Katzen, die nach sechs Wochen schon mausen könnten.

Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn sie aber nicht gesehen hätte, wie Hansli sie bezahlt, sie hätte sich kaum ausreden lassen, er habe sie gestohlen.

Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte sie erlebt, daß Hansli Eigentümer wurde des Häuschens, in welchem sie seit Jahren gewohnt, mit einer Tauner-(Tagelöhner-)Gerechtsame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche besonders kommod sind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf schuldig, aber es war festes Geld, welches ihm stehen blieb, solange er fleißig zinsete. Übrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, sagte er, und er hatte recht.

Hansli erfuhr es, wie die ersten Kreuzer zu erübrigen am

schwersten hält. Es ist immer ein Loch da, durch welches sie entschlüpfen wollen, oder ein Mund, der sie verschlingen will. Ist einmal nachgewerchet (nachgearbeitet, erreicht), daß man ohne Schulden ist, mit ganzen Kleidern behaftet (versehen) und ohne was vorgefressen (auf Kredit genommen) zu haben, dann geht es schon. Es bildet sich der Boden unter den Füßen, es zaunet (reicht) immer besser, der Bach breitet (wird breiter), d. h. das Vorschlagen (Sparen) wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht ist: wenn sich die Lebensweise nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank nebeneinander, und die Durchfahrt ist merkwürdig schmal. Da wachsen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfnisse über Nacht wie Schwämme auf dem Mist, und wenn nicht beim Mann, so doch beim Weib, und wenn nicht bei den Eltern, so doch bei den Kindern. Auf einmal sind hundert Dinge nötig, an die man nicht gedacht, und anderer schämt man sich, wo man sonst nichts anderes gewußt. Man überschätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überschätzt sich, weil man das Gedeihen sich selbst zuschreibt, überschätzt seine Zukunft, weil man sie für notwendige Fortsetzung der Vergangenheit hält, und ändert die ganze Lebensweise. Im Verhältnis, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und somit der Erwerb, und wie man aufgeschossen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie sie gekommen, denn es ist noch immer wie ehedem: der Hochmut kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und schaffte durchaus im gleichen fort, vertat fast kein Geld, freute sich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden, und tat sich daran gütlich. Es änderte nichts, als daß nach und nach die schaffenden Kräfte sich mehrten. Das Fraueli besaß, sich selbst ganz unbewußt, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich

darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht. Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müßigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines strapliziert oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narretei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältnis der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten!

Ja unser Hansli war selbst unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Respektsperson. Er war so bestimmt, so zuverlässig, gescheite Worte gingen von ihm, man sah ihn niemals anders als ehrbar, er tat nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn sie hörte, das Besenmannli sei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe und wie dies und wie jenes gerate. Ja, in manchem Hause in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräten an, und das trug manchen schönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort ist jede Frau Ratsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menschen und Vieh, daß es sie fast versprengt (zum Platzen bringt). Aber sie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten (verplauderten) mit ihm manch trautes Halb-

stündchen bei süßem Thunerwein. Denn wenn sie schon selbst pflanzten, so meinten sie deswegen nicht, daß sie nicht das Recht hätten zu klappern (plaudern) mit wem sie wollten, so gut wie die andern Frauen Ratsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja sogar die Frau Schultheißin sprach mit ihm, es war sozusagen ihr zum dringenden Bedürfnis geworden, ihn alle Samstage zu sehen, und wenn sie mit ihm sprach, so war es sogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es tut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geschah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Besenmannli zu sehen. Das gab großes Aufsehen und bedenkliche Gesichter. Manche Köchin stand unter der Türe mit eingestemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne ineinander wachsen, daß man mit keinem Lieb sie mehr auseinander brachte. „Hast ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört?" frug eine die andere. Manche Frau schoß in die Küche und wollte der Köchin abputzen, daß sie ihr nicht gerufen, als das Besenmannli dagewesen. Aber da fand sie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das stank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbst die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erst ihren Herrn, dann den Landjäger vor, und als beide nichts wußten, stieg sie nach dem Essen selbst ins Städtchen hinab, um nach ihrem Besenmannli zu fragen. Sie sei ganz aus mit Besen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Besen, man solle denken!

Aber das Besenmannli erschien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewisse Leere fühlbar in der Stadt und am nächsten Samstag große Spannung. „Kommt er? Kommt er nicht?" war das Losungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer (besser) wäre er daheim geblieben. Wenn

er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, so hätte er acht Tage in Thun bleiben müssen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Bescheid ab, er hätte z'Leicht (an eine Begräbnis) müssen. — „Wem?" frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht so kurz abfertigen konnte. — „Meiner Schwester," antwortete das Besenmannli. — „Wer war sie und wo wurde sie begraben?" frug die Dame weiter. — Das Besenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: „Aber mein Gott! was? Seid Ihr der Bruder von der Köchin, die so großes Aufsehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn sich herausgestellt, daß sie seine Frau gewesen und ihn also erbe, und die dann darauf plötzlich starb?" — „Gerade der bin ich," antwortete Hansli trocken. — „Aber du meine Güte!" rief die Frau Schultheißin und schlug die Hände zusammen, „fünfzigtausend Taler geerbt zum wenigsten und jetzt noch mit Besen im Lande herumfahren!" — „Warum nicht," antwortete Hansli, „habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache lasse ich den Spatz in der Hand nicht fahren." — „Taube auf dem Dache!" rief unwillig die Frau Schultheißin. „Erst diesen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß miteinander darüber geredet, und der sagte, d'Sach' sei richtig, das Vermögen müsse dem Bruder zufallen." — „He nun, desto besser," antwortete Hansli. „Aber was ich fragen wollte, soll ich über acht Tage Besen bringen oder über vierzehn?" — „Ach, bah, Bese!" rief die Frau Schultheißin, „kommt herein, ich möchte sehen, was mein Herr für Augen macht." — „Ich wär' pressiert," antwortete Hansli, „ich habe weit heim und die Tage sind kurz." — „Kurz oder nicht kurz, kommt," befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, versteht sich.

Sie führte ihn nicht in die Küche, sondern ins Eßzimmer, befahl der Gattung (Caton, Kätchen) oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu sagen, das Besenmannli sei da, und eine Flasche Wein zu bringen, und hieß das Mannli

sitzen, wie auch das Mannli protestierte, es habe nicht Zeit und müsse weiter. Der Herr war da im Augenblick, setzte sich, schenkte sich auch Wein ein, machte Gesundheit, wünschte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel sagen, erzählte er. Bald, als die Schwester vom Herrn (von der Kommunion) gekommen, sei sie fortgegangen, um Arbeit aus. So sei sie von Platz zu Platz gekommen und stark gefördert (aufgebessert) worden mit Schein (wie es scheint). Um sie daheim habe sie sich nie viel gekümmert, sei in der Zeit bloß zweimal heimgewesen und seit der Mutter Tode nie. Er habe sie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe sie ihn heißen ins Haus kommen, wo sie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl gesagt, sie komme nächstens, aber es sei nie geschehen. Freilich sei sie nicht viel in Bern gewesen, sondern habe viel in Schlössern auf dem Lande herum gedient, sei auch im Weltschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Daneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbesorgt anvertrauen, was man wollte. Vor kurzem sei die Rede gegangen, seine Schwester habe einen alten, reichen Herrn geheiratet, der es den Verwandten zum Trotz getan, weil sie ihn schwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Bescheid bekommen, er solle alsbald zu seiner Schwester gehen, wenn er sie noch lebendig antreffen wolle, sie wohne im Murtenbiet; das habe er getan und sei noch früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als sie beerdigt gewesen, sei er wieder hergekommen, es habe ihm pressiert; seit er hause, habe er nie soviel Zeit versäumt. „Du mein Gott," sagte die Frau Schultheiß, „versäumt, wenn man dabei fünfzigtausend Taler erbt? Und wollet Ihr denn bei einem solchen Vermögen fortfahren Besen machen und damit

hausieren?" „He, das ist so, Frau Schultheißin," sagte Hansli. „Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig (Art), daß ich soviel erben sollte. Daneben sagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um sei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, sei das wie es wolle, so fahre ich einstweilen im Alten fort. Wenn es fehlen sollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat schon gemeint, er sei ein Herr und kann schön wieder an seinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Besen wohl lassen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet (zuwider geworden) ist. Aber die Leute würden doch reden und ein Gespött haben, wenn ich es täte, und das mag ich auch nicht. Bauer sein, ist auch eine schöne Sache, und wenn man Geld hat, wird schon ein Hof zu kaufen sein. Ich habe gottlob! ein Häuschen und Land fast für zwei Kühe, und bei meinem Fahren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Besenmannli, so möchte ich Bauer sein, und vielleicht brächte ich es z'weg, so einen mindern (kleinern) Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu essen genug wäre, fest kann man dann sitzen."

„Aber ist das Vermögen in saubern Händen? Können da keine Gefährde (Schwindeleien) getrieben werden?" frug der Herr Schultheiß. „Ich glaube, es sei sicher," sagte Hansli. „Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probiert. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt, g'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seinerzeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist." — „Nein aber," sagte die Frau Schultheißin, „das ist mir unbegreiflich; das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich Eure Frau wäre." — „Die tut es nicht," sagte Hansli,

„bis sie jemand b'richtet (belehrt), wie sie wieder hinein könnte."

Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen versöhnte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheit sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm angst zu machen und hintendrein mit dem Anerbieten ihrer Hilfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nie erlebe; wo da Geld nehmen, um sie zu speisen (unterhalten)? „He," sagte Hansli, „es sei alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug zuzusehen, wenn die Sache sich stecken (ins Stocken geraten) sollte."

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit erhielt er Bericht, er solle auf Bern kommen; d'Sach' sei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: „Was hat's gegeben, ist ein Unglück geschehen?" — „Jetzt," sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, „jetzt wirst mich verachten, da du so reich bist, und denken, hättest nur eine andere. Ich tat, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten (eigentlich Korb). O, wenn ich nur schon unter der Erde wäre!" — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: „Hör', Frau, du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das eine wollte, wollte das andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüst zu tun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim alten bleiben. Das Erb

kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kömmt von Gott für uns beide und für unsere Kinder. Das kann ich dir sagen, und das soll fest sein wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald du mir noch einmal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach', was du willst!"

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Österreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim alten. Sie zogen einträchtig am Karren, und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für seine Kinder zu arbeiten und zu essen hätte. Aber ehe er als Besenmannli abtrat, machte er ein schön Stücklein: allen seinen Kunden brachte er ein Dutzend Besen als Geschenk ins Haus. Er sagte nachher oft und gewöhnlich mit Wasser in den Augen, das sei der Tag, den er am wenigsten vergessen könne; er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten so lieb sei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher, und doch wußte er zwischen Bauer und Besenbinder den Unterschied zu machen, daß der erste zu geben, der andere zu nehmen hatte, tat beides gleich unbeschwert. Er hatte längst gewußt, was einem Bauernhause wohl anstehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in seinem Hause aus. Was er gerne gehabt für sich, das tat er auch an andern.

Das gleiche Maß hielt er mit den Kindern, das war wohl der schwerste Punkt. Er wußte wohl, daß er sie jetzt etwas besser kleiden mußte als des Besenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht; nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht schrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und

seine Frau stimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und stattlich, meist in selbstgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er sagte ihnen oft: „Kinder, tut nicht groß, macht nie den Narren, sei es mit was es wolle. Sobald eins von euch die Leute ärgert, sei es mit diesem oder jenem, so zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: ‚Das mag wohl (das hat alle Ursache), es ist ja des Besenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt.‘ Es wäre noch mancher reich, wenn er es erben könnte, das ist keine Kunst. Ich schäme mich mein Lebtag dessen nicht, es kann mir Besenbinder sagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmütig; werdet ihr es aber, so werdet ihr euch des Vaters und der Mutter schämen, und die Leute werden euch den Besenbinder vorhalten euer Lebenlang. Darauf zählt!"

Die Kinder glaubten daran und taten danach. Indessen wollen wir nicht sagen, daß Eltern und Kinder alle Färbung ihrer frühern Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden umhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hineinzuleben, und je ängstlicher man es will, je verlegener man tut, was jedoch bei unserem Besenbinder nicht der Fall war, desto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ sie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu sehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn sie noch jetzt auf Erden wären, so würden sie sehen, wie die Familie Wurzel geschlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn sie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währschaft (dauerhaft) kernhaft Wesen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umstände wechseln.

Niggi Ju.

Ein Lebensbild unserer Zeit.

(Fr. Hofmanns Illustr. Volksbuch 1852.)

Er hätte Speckſyte (Speckſeiten) lieber als Viſite, hat einmal ein reicher Bauer geſagt. Der Bauer war aber auch konſequent, er tat zwei Dinge nicht, er ging weder z'Viſite noch lud er welche ein. Nun aber gibt es noch andere Leute, die ebenſo ungern Viſite haben, als jener Bauer, und zwar aus drei guten Gründen: erſtlich aus Mangel an einem geeigneten Lokal, zweitens aus Mangel an etwas, womit ſie aufwarten können, und drittens aus Mangel an Geld, derlei Dinge zu kaufen, und wenn man wollte, könnte man ganz füglich noch hinzuſetzen, aus Mangel an Kredit, etwas auf Borg zu kriegen. Dagegen gehen ſie für ihr Leben gern z'Viſite und laden ſogar z'Viſite ein, und je weiter von der Heimat, um ſo dringlicher, in Chur oder Genf laſſen ſie es ſich wenigſtens dreimal in die Hand verſprechen, in Kroatien oder Dalmatien würden ſie ſich kaum mit einem feierlichen Eid begnügen, es müßte wenigſtens noch ein Handgelübde dazu ſein.

Unter dieſe Leute gehörte Niggi Ju, ein freier Schweizer und ſogar Leutnant zu Schoppenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dürren Ägerten, einige Stunden von Strängelbach*) anmutig gelegen. Niggi Ju war ein herrlicher Pantoffelzapfen (Korkpfropfen), ein luſtiger Bruder, beſonders wenn er nicht daheim war, immer obenauf, immer hellauf (wohlgemut), und wenn er kanonenvoll war, ſang er am ſchönſten und machte ſich am angenehmſten. Er hatte Bildung und las die ausgezeichnetſten Werke der deutſchen Literatur, z. B. den Pilger von Langenthal**), ja, was noch mehr ſagen will, er ver-

---

*) Alles anzügliche Ortsnamen.

**) Der „Vaterländiſche Pilger", eine politiſche Zeitung, die zu Langenthal 1849—1852 wöchentlich zweimal erſchien.

stund ihn. Auch sprach er ein reines Französisch. Sein Vater hatte die Kosten nicht gescheut und ihn zwei Sommer hindurch bei einem Käser auf den Pieterlen Bergen gehabt, wo bekanntlich das reinste Weltsch um Biel und anderen Orten herum gesprochen wird, was man besonders dem Umstand zu verdanken hat, daß der Pfarrer von Pieterlen verpflichtet ist, alle drei Jahre einmal französisch zu predigen. Ja, Niggi Ju konnte sogar Reden halten, confédérés und Eidgenossen fuhren ihm aus dem Munde wie Blitze aus dem Himmel, aber viel anhaltender noch, ganze Tage hintereinander als wie in einem Atem. Man begreift, wie prächtig der Bursche war in unserer festreichen Zeit, darum war Niggi Ju überall dabei, überall beliebt und liebte wieder.

Er hatte bloß zwei Fehler, sonst wäre er vollkommen gewesen, ein wahrer Engel, er hatte gewöhnlich kein Geld bei sich, und wer ihm lieh, der sah nie was wieder. Dies ist gewissermaßen fatal, besonders wenn man für sich nur mit Mühe das Nötige aufgebracht und zusammengekratzt hat. Indessen wollten doch die meisten lieber den Niggi Ju so gleichsam als ihren Opferstock betrachten und etwas an ihn wenden, als selbst Reden halten, lieber mit Kugeln in die Scheibe schießen, als mit confédérés und Eidgenossen die Wände prätschen (anprasseln). Wo Wein war, da hatte Niggi Ju auch welchen, solange als da war. Er war eine von den glücklichen Naturen, die auch gar keine Neugierde im Leibe haben, nie frug er: „Was kostet die Flasche, oder was sind wir schuldig?" Er war ein praktischer Kommunist und zeigte, wie leicht der Kommunismus einzuführen wäre, denn Widerstand fand er keinen, und wenn jemand was dawider hatte, sagte er es doch nicht laut. Wo er war, ging es lustig zu, um seinetwillen war die Gesellschaft, welche ihn bei sich hatte, ästimiert und um so mehr, je weiter man von der Heimat war. Nach und nach erwuchs Niggi Ju zu einer Persönlichkeit, er begann sich zu fühlen, besonders seit er Leutnant wurde und dazu noch Pintenwirt (Kneipenwirt). Als Leutnant ließ er sich erst den Schnauz (Schnurrbart) wachsen, dann

noch den Bart, und beides machte sich in seinem Gesichte, das alle Tage breiter wurde, recht stattlich. Als Pintenwirt stellte er noch mehr vor, er war Dozent oder außerordentlicher Professor, der einen weiten Kreis von Zuhörern hatte, ja mancher ordentliche Professor, der in einem Semester selten drei Schüler einen Tag lang, verschweige (geschweige) zwei, zusammenkriegt, hätte Ursach gehabt, unsern Niggi Ju bitterlich zu beneiden, denn dem fehlten ein halb Dutzend Zuhörer nie, und oft brachte er es zu einem ganzen Dutzend. Eigene Hefte hatte er nicht, allgemeine Grundsätze trug er nach dem Zeitgeist vor, das Speziellere dann aus zwei Zeitungen, die ihm gratis zukamen, und beides mit einer Kraft und einer Eindringlichkeit, wie sie weit um Strängelbach herum noch nie gehört worden ist. Er donnerte jeden nieder, der nicht vollständig mit ihm übereinstimmte, und half mit grimmigen Blicken seinen Worten mächtiglich nach. Am meisten jedoch wirkte er mit seinen Anspielungen, wie es einmal beim Völkergericht den Pfaffen, Jesuiten und Aristokraten ergehen werde. Da fühlte man nicht bloß, wie eine kalte Schlange den Rücken heraufkroch, man fühlte das blanke Messer am Halse; da setzte jeder mit Disputieren ab.

Er begann viel zu gelten, er ward ein Mann von Gewicht, ein Vertrauensmann, war Schmollis mit allen Majestäten, tat dick mit geheimen Mitteilungen und meinte oft, wenn er alles sagen wollte, was er wüßte, der Schlaf verginge manchem, ja und d's Fressen auch. Er ward nach und nach nicht bloß ein Professor, sondern ein Orakel in seiner Gegend, und wenn Niggi Ju von bös Wetter sprach, so achtete man viel mehr darauf, als ob der Niesen*) einen Degen habe oder einen Hut. An den Festen war er indessen immer der gleiche Niggi Ju, nur daß er von Mal zu Mal seine Fahne stattlicher trug.

Ja, so eine Fahne tragen, das hieß bei den alten Schweizern etwas. Wem eine anvertraut wurde, dem drang heiß das

*) Berg bei Thun.

Blut zum Herzen, der faßte, wenn sie ihm zum erstenmal in die Hand gegeben wurde, den Schaft mit starker Hand, daß kaum der Tod Hand und Schaft voneinander trennen konnte. Die alten Fahnenträger waren Helden, seine Thut, Kollin, Wendschatz*) und andere mehr wird der Schweizer nie vergessen. Das ist nun anders geworden, seitdem man nur unter Fahnen ziehen zu können glaubt zu Suiten und Saufgelagen, daß, wer eine Fahne auf der Straße sieht, frägt, wo eben eine Lumpete (Lumperei) los sei, und neben die Straße steht, um nicht beleidigt zu werden, wo man die Fahnen ansieht als Deckmäntel für Roheit, Bosheit, bestialische Brutalität. Da in der Tat mag der Träger einer solchen Fahne nichts fühlen als die Verpflichtung, am meisten zu saufen, am lautesten zu brüllen, am wüstesten sich zu gebärden. Daß man Fahnen so entweihen konnte! Die Folgen solcher Entweihung werden sichtbar werden, wenn ein blutig Morgenrot über die Schweiz aufgehen sollte. Die Obrigkeit sollte gebieten, daß an Festen, heißen sie nun wie sie wollen, wie z. B. mehrere im Kanton Bern waren, nichts getragen werden dürfe, als Banner mit dem Bilde eines Schweines und eines Kolbens (Narrenkolbens).

Das war das Banner der tollen Bande, der Buben aus den vier Kantonen, wie sie sich nannten, die sich im Jahr 1477 zusammentat. Damals hatte man Sinn für Wahrheit, wollte nicht mehr sein, nicht anders heißen, als man war und tat; in den letzten Jahren dagegen tat man wüster als die Buben der tollen Bande vor vierhundert Jahren und wollte die Gebildetsten des Volkes heißen und dafür anerkannt sein.

---

*) Nikolaus Thut, Schultheiß von Zofingen, riß 1386 bei Sempach das Stadtbanner in Stücke, um es nicht in die Hände der Eidgenossen fallen zu lassen, und wurde tot gefunden, mit den Zähnen die Stange festhaltend. Peter Kollin, Bannerträger von Zug, fiel bei Arondo 1422 über seinem Banner, ebenso sein Sohn. Vanner Wendschatz von Bern rettete sterbend 1346 am Loubergstalden das bernische Stadtbanner.

Nun, unser Niggi Ju war nur Leutnant und Pintenwirt (Kneipenwirt), aber als moderner Fahnenträger der geschilderten Art kam ihm der Gebildetste nicht gleich, er hatte sich in seinem Fach ganz vollendet herausgebildet. Mit dem Bewußtsein seiner wachsenden Persönlichkeit wuchs auch das Verlangen, für einen gewichtigen Mann zu gelten, nicht bloß leibeshalber, sondern auch in bezug auf Geld und Gut. An dieser Meinung war ihm je länger je mehr gelegen, er suchte sie zu pflanzen mit allem Fleiß. Das tat er nicht in den Hütten, wo getafelt und toastiert wurde, wo allerlei Volk war und er nicht wußte, was für Ohren seine Rede hören könnten, sondern in Privatzirkeln. Er gehörte natürlich unter die Glücklichen, welche fast immer freies Quartier hatten oder eingeladen wurden von alten Freunden, die sie hier oder dort angetroffen, und welche dann aus dem FF traktiert wurden.

Hier im Familienkreise, wo man es dem Gast so recht wohl und heimelig zu machen suchte, hier war es, wo er so recht gemütlich sprach von seinen Geschäften und Besitzungen, von Erziehung und Familie, von seinen Absichten mit derselben, ihrer Lebensweise, so daß man in vielen Familien, namentlich in solchen, die auf dem neuen Loche pfeifen, die daher den klaren, einfältigen Wahrheitssinn und namentlich das richtige Maß zur Schätzung der Leute verloren haben, ihn für einen sehr begüterten Honoratioren seines Ortes hielt, der eine glänzende Zukunft vor sich hatte, und wo eine Verbindung mit ihm von Glück und Vorteil sei. Das sei ein Mann von treuherzigem Wesen, so von rechtem Schrot und Korn; von wegen mit schönen Manieren sei die Sache nicht gemacht, so einem könne man trauen, da wisse man doch, woran man sei, hieß es.

In andern Familien, doch in solche kam er seltener, wollte es ihm nicht geraten; es war ihm unheimlich, je mehr er es fühlte und nachbessern wollte, desto weniger geriet es ihm. In solchen Familien hielt man ihn für einen Narren, der etwas scheinen wollte, was er nicht war. Auf diesen Schluß brachte sie nicht

bloß das Gerede, sondern auch die Kleidung, die etwas vorstellen sollte und eben nichts vorstellte, als das Mögen und nicht Können. In solchen Familien war es Niggi Ju nie wohl; das seien verfluchte Aristokraten oder Jesuiten, dachte er, wenn er gewußt, wie das wäre, dahin wäre er nicht gegangen, hätten keine Lebensart, wüßten gar nicht zu leben. Die Söhne, welche ihn in solche Familien eingeführt, fielen aus seinen Gnaden, er hielt sie für verdächtig, er sagte, aus solchen gebe es in wenig Jahren die ärgsten Reaktionäre und Aristokraten. Solche lud er sehr kühl ein oder gar nicht, solchen Leuten müsse man es zu merken geben, daß man ihnen nichts nachfrage, sagte er.

Er kriegte aber nach und nach einen gewissen Takt, er tat selten mehr Fehlgriffe, bettete sich meist wie in Abrahams Schoß. So war er auch einmal an einen Ort gekommen, wo er vor Lust und Wonne die Füße kaum unter dem Tische stillehalten konnte. Es war ein reiches Handelshaus, handelte mit Taubenmist und Sägespänen, Kaffeesatz und Cichorien. Der Vater war ein wütender Fürsten- und Pfaffenfeind, haßte alles, was einen Kreuzer mehr hatte als er, bitterlich, ebenso alle, welche vornehmer waren. Die hätten ihm alle müssen gehängt sein, wenn er versichert gewesen wäre, daß er dann ihren Adel und ihr Vermögen geerbt und nicht etwa jemand anders. Wie der Vater war auch die Mutter akkurat, ja selbst die Großmutter gab eine Geschichte nach der andern zum besten über die Junker ihrer Zeit und was sie von ihnen ausgestanden, dieweil sie sehr hübsch gewesen. Ein Rudel dralle, fidele Mädchen und zwei Söhne, sehr fein angezogen, dachten gleich, es war da eine Harmonie sondergleichen, nur mit dem Unterschied, daß der junge Geist bedeutend mehr schäumte und brauste als der alte. Da ging es ganz kreuzfidel und kannibalisch lustig zu, denn der Papa nahm gerne einen, die Mama nahm gern einen, die Großmutter nahm gern einen, die Söhne gerne zwei, wenn sie es dahin brachten, und je mehr man nahm, desto besser gefiel es

den Mädeln, denn desto lustiger ging's zu. Da war Niggi Ju an seinem Platz, man kann es sich denken. Mahomets Paradies schien ihm eine Spelunke dagegen. Als er aber fort sollte, da war es nicht bloß wie der Abschiedstag vor der Reise ins heiße Afrika, da war's, als ob der jüngste Tag da wäre, der ewige Sonnenuntergang. Er hing der ganzen Familie am Halse, selbst der Großmutter, es fehlte nicht viel, die ganze Familie wäre ihm nachgezogen. Aber siebenmal siebenmal mußten alle beim Aldeboran, bei der Cassiopeja und allen schönen Namen versprechen, ihn zu besuchen, selbst die alte Großmama mußte schwören, es zu tun. Die behielt sich doch das Leben vor, denn tot werde er sie nicht begehren, sagte sie in allem Ernst, aus Furcht, ein unbedingtes Versprechen wäre sie verbunden gewesen noch nach dem Tode zu lösen. Der Abschied machte Niggi Ju wenigstens einen halben Tag lang schwermütig. Das seien jetzt einmal Leute gewesen nach seinem Herzen, so werde er es sein Lebtag nicht mehr antreffen, sagte er.

Eine geraume Zeit war vergangen, derweilen manch Gräslein gewachsen, manche Blume abgefallen war, als an einem schönen Nachmittag vor dem Hotel zu Schoppenheim ein elegantes Fuhrwerk vorfuhr mit einem eleganten Herrn darin. Das Hotel hieß zur goldenen Giraffe und war berühmt zu Stadt und Land. Dort aß man Sachen, denen der berühmteste Naturforscher keinen Namen geben konnte, nicht wußte, ob sie zu den Dingen, die auf der Erde, oder zu den Dingen, die unter der Erde, oder zu denen, die im Wasser sind, gehören. Ein Gelehrter aus dem hohen Norden erklärte bestimmt, es seien Überbleibsel der Urwelt, die man finde entweder im Jurakalk oder in den Steinkohlenlagern des Oberlandes, so können die Gelehrtesten sich verschießen (sich irren)! Man kann begreifen, wie berühmt das Hotel war, und zudem war es noch das einzige im berühmten Schoppenheim, daher kein Reisender von Distinktion ohne einzukehren an ihm vorüber ging oder fuhr. Der kundige Stallknecht mit tapfer angerauchtem Ge-

sichte, seine vorjährige Griechenkappe (Fez) auf dem wollenen Kopf, stund zufällig vor der Türe seines Departements, in welchem er besser daheim war, als mancher Minister in dem seinigen, und sagte für sich: „Allweg e Müsterler, aber der war noch nie hier.“ Als derselbe anfuhr, fuhr der Stallknecht mit der einen Hand ans Käppchen, mit der anderen griff er in die Zügel, stellte das Fuhrwerk am geeigneten Ort, wo der Herr beim Aussteigen gleich auf die Treppe zu stehen kam, nahm das Leitseil ab, frug: „Ich werde sollen ausspannen?“ „Bleibe wahrscheinlich über Nacht hier,“ sagte der elegante Herr. „Also das Gewohnte?“ frug der Stallknecht. „Versteht sich,“ sagte der Herr. „Sagt mir,“ frug er weiter, „wo wohnt der Herr Hauptmann oder Leutnant Ju?“ „Ich kenne keinen, es ist kein solcher hier,“ sagte der Stallknecht. „Das ist doch Schoppenheim?“ frug der Herr. „He, was wollte es sonst sein,“ antwortete der Stallknecht. „So muß da ein Herr Ju wohnen,“ sagte der Herr ungeduldig, „Hauptmann oder Leutnant. Ich traf ihn oft an, z. B. vor zwei Jahren war er am großen Schießet (Schützenfest) und trug die Fahne.“ Darauf sagte der Stallknecht: „Das wird der Niggi sein, kein anderer als dä donners Niggi.“ „Er soll große Güter hier haben, ich möchte ihn besuchen,“ meinte der Herr. Da machte der Stallknecht sein famösestes Gesicht und brummte: „Ja wolle, dä Güter, der wird aber an einem andern Orte ein Fuder gelogen haben.“ „Ja, der wohnt hier,“ sagte der Stallknecht, „ich erinnerte mich seiner nicht gleich, vonwegen bei uns sagt man ihm nur der Niggi.“ „Hansli,“ rief er einen Jungen, „zeig' doch dem Herrn, wo Niggi wohnt.“ „Wo wohnt er jetzt?“ frug der Junge. „He weißt nit? Bim Lumpesami (Lumpensamuel) im Dreckgäßli?“ „He wohl,“ antwortete der Junge. „Gibt er mir aber öppis (etwas)?“ „Gang ume (nur), und wenn er dir dann nichts gibt, so sag mir's, du mußt das nicht vergeben (umsonst) machen, von wegen ins Dreckgäßli geht niemand, wenn es nichts abträgt, ume öppe (nur etwa) wegem Pläsier.“

Der Herr hatte unterdessen dem Kellner seine Effekten übergeben, das Gespräch hinter seinem Rücken überhört, und als er sich umwandte, sagte der Stallknecht: „Dä Jung da will dem Herrn den Weg zeigen.“ „Gut so,“ sagte dieser, zog die Manschetten z'weg, die Handschuhe an, fuhr damit über den untern Teil des Körpers und ging ab. „Wo will er hin!“ frug der Kellner. „Zu Niggi,“ antwortete der Stallknecht, „er werde große Güter haben hier, hat er gefragt,“ und krümmte sich und lachte, daß der Rücken hoch auf stund. „Der wird luegen (gucken)!“ Der Kellner lachte auch und nicht wenig, doch sagte er: „Sami, Ihr hättet ihm das nicht machen sollen, konntet Ihr nicht sagen, er sei nicht hier, er sei in einem Bad oder sei auf Reisen gegangen?“ „Nein, das hätte ich nicht gesagt, und wenn man mir den Gring (Kopf) abgeschnitten hätte. Der mangelt nicht, daß andere für ihn lügen, der kann's selber. Der lachet über alle Leute und hat Freude, sie zum besten zu halten, dem schadet es gar nichts, wenn einmal andere auch über ihn lachen. Wenn er nur daheim ist. Es nimmt mich wunder, was er angibt, usehelfe (heraushelfen) wird er sich allweg.“ „Selb habe ich nicht Kummer,“ sagte der Kellner, „aber eintreiben wird er es Euch auch, Sami.“ „Probier er's nur,“ sagte Sami, „so weise ich ihm alle Tage jemanden zu, d's Dreckgäßli muß noch berühmt werde, my armi Türi (meine arme teure Seele)!“ Ein bedeutender Teil des Wirtshauspersonals hatte sich herbeigelassen, Gäste waren dazu gekommen, es verbreitete sich eine große Heiterkeit, die um so größer war, je seltener was Neues hier passierte und besonders was Lustiges. Alles war gespannt auf die Entwicklung des Knotens.

Es hatte sich nämlich in Niggi Jus Verhältnissen eine fatale Veränderung zugetragen. Glänzend waren dieselben nie gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Geißenrechte auf dem Kutzen, ein Siebentel von einem Kühfuß auf der steinigen Alp*), ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete hinter-

*) Spöttische Ortsnamen.

lassen. Von seiner Frau hatte er einige hundert Franken erhalten. Sie war eine sehr hoffärtige Tochter gewesen, hatte sehr viele Kleider eingekehrt (eingebracht), unter andern wenigstens zwei Dutzend Mänteli, von denen einige brodiert, und ein halbes Dutzend Hemder, drei mit kuderigen (schlechtleinenen), drei mit knöpfigen (schlechthanfenen) Stöcken (Rumpfteilen). Indessen hatte ihn einige Zeitlang ein gewisser Glanz umgeben, gute Kameradschaft hatte ihm einigen Kredit verschafft. Niggi Ju stellte was vor, man hätte meinen sollen, was hinter ihm stecke und welch bedeutender Mann er in seiner Gegend sei.

Liebenswürdigere Herren als die, die in Wein machen, gibt es nicht, solange man ein Abnehmer ist und zahlungsfähig scheint. Sie haben eine Zärtlichkeit im Leibe, die unbeschreiblich ist. O, es gibt nichts Rührenderes auf der Welt, als so ein saftiger (vollblütiger) Weinmüsterler (Weinreisender), der in Liebe schwimmt wie ein Fisch in einer Sauce. Aber wie in einer Fischsauce gewöhnlich Zwiebeln sind, die bekanntlich die Augen übertreiben (übergehen lassen), wenn man ihnen zu nahe kommt, so fehlen in der Sauce, worin diese Herren schwimmen, die Zwiebeln, und zwar scharfe, nicht. Wenn die Zahlungen ausbleiben, die Ausstände sich mehren, die Unterpfänder nicht mehr hinreichend scheinen, und was will z. B. der siebente Teil eines Kühfußes auf der steinigen Alp sagen, so trocknet die Liebe ab, wird rächelig (ranzig), die Zwiebeln stechen vor, und endlich gibt es aus den Zwiebeln Agenten, die setzen sich zwischen Haut und Fleisch, saugen sich erst die eigene Haut voll, dann treiben sie die Geliebten der Müsterler (Reisenden) unbarmherzig zur Güterabtretung, und der Müsterler kriegt was, hie und da Geld, aber selten, meist eine Kostensnote (Kostenrechnung) des Agenten, dem er die Gelegenheit zum Saugen noch teuer bezahlen muß.

So etwas hatte Niggi Ju nie erwartet. Er sah wohl, wie es rings um ihn ging, aber daß es ihm so gehen werde, daran dachte er nie. Er meinte wie die meisten in ähnlichen

Fällen, er mache eine Ausnahme, er habe zu gute Kameraden, er sei zu geliebt, zu respektiert, er brauche nur den Finger auszustrecken, so hingen ihm zehn Helfende daran, oder einen Gux (dumpfen Laut) auszulassen, so kämen seine Freunde alle daher geflogen und geritten. Die Eidgenossen und Schützenbrüder, die Gerichtspräsidenten und Regierungsstatthalter, deren Augen er so oft mit seinem Besten gewaschen, würden ihn heraushauen mit Bruderliebe und Tapferkeit und im Triumphe gen Himmel tragen, d. h. ins Bierhaus, wo ein Faß den König macht.

Aber es ging anders, Niggi Ju machte keine Ausnahme. Er winkte wohl, aber wer vorüberging, blinzte (sah an ihm vorbei), er ließ Guxe aus, aber alle Ohren waren verstopft mit Baumwolle, wenn er nach barem Gelde schrie; dagegen ward ihm mit vollen Händen die allerneueste Münze gespendet, Hoffnungen, Verheißungen, Anweisungen, zahlbar in der Zukunft von denen, die was hatten und das per se (natürlich) gestohlen, vorenthalten hatten, Bauern, Herren, Bürger und Fürsten. Und die wurden ihm mit soviel Zuversicht und Bestimmtheit gegeben, daß er das ganze Gemüt voll Trost bekam und seinen Geißenrechten auf dem Kutzen, seinem siebenten Teil von einem Kühfuß, seinem halben Häuschen noch die Kappe nachwarf und noch der lustigere Niggi Ju wurde, als er vorher gewesen; denn wenn er nur den halben Teil erhielt, was ihm verheißen worden, so war er siebenhundertmal reicher, als er gewesen. Und Niggi Ju glaubte daran, denn etwas muß der Mensch haben, auf das er sein Vertrauen setzt. Einstweilen mußte er freilich von seinem Thron herab. Pintenwirt war er nicht mehr, aber was machte ihm das! Bald kam er auf einen zehnmal höhern, bald war er vielleicht Amtsschaffner oder Finanzminister oder irgendwo Bärenwirt. Unterdessen, bis er nächstens wieder oben, zog er zu Lumpensami ins Dreckgäßli, der seiner Frau Schwester ebenfalls zur Frau und gerade ein leeres Stübli gegen das Höfli hatte.

Dorthin sollte der Junge den Herrn führen. Der wunderte sich sehr, als der Junge von der Hauptstraße abbog, das honette Quartier verließ und den in kleinen Städten wohlbekannten hintern Gassen zusteuerte, tröstete sich indessen mit der Hoffnung, sein Freund wohne vor den Toren auf einem Landhause, und sie seien auf einem näheren Wege dorthin. Ihre Bahn wurde immer beschwerlicher, sie gerieten zwischen Mistkarren und Mistpfützen, Kinder und Gänse liefen scharenweise ihnen um die Füße, Burgerknebel (Scheiter aus Gemeindewaldungen) und andere Stöcke (Baumstrünke) füllten jedes freie Plätzchen. Der Fremde kam in bedenkliche Gefahren wegen Stiefel und Hosen; trabte er links, so kam er in eine Pfütze; trabte er rechts, so geriet er in Burgerknebel oder in die versalbten (beschmierten) Räder eines Mistkarrens. Er fluchte mit dem Jungen, rief ihm zu, sie wollten andere Wege gehen, und als der ganz kaltblütig fortging, als ob ihn das Fluchen gar nichts anginge, drohte er bei Haar und Haut ihn zu führen, bis sie aus dem Mistloche raus wären. Aber ganz ruhig ging der Junge zu, als ob er weder Haut noch Haare hätte. Wird gedacht haben, spring nach, wenn kannst! Der Zorn hatte den höchsten Grad erreicht, hätte, wenn die Beine nichts verrichtet, mit Handhabung von Wurfgeschoß sich entladen, wozu Burgerknebel hinreichend in Vorrat lagen, wenn der Junge nicht über einen Haufen Stöcke an eine enge Türe kletternd, jenseits stille gestanden wäre und gesagt hätte: „Lueget (schaut), Herr, da wohnt der Lumpesami und Niggi ist bei ihm z'Hus."

Aus Schrecken, oder weil unter seinen unkundigen Beinen ein Stock wackelte, rutschte der Herr aus, stolperte unwillkürlich zur engen Türe hinein, überwarf ein Kind, welches aus G'wunder (Neugierde), was für eine ungewohnte Kreatur über die Stöcke klimme, ihm entgegenrannte. Das schrie Zetermordio, er fluchte französisch, tröstete auf deutsch; aus einer hintern Tür stürzte ein Weib in sehr auffallendem Negligé und schrie und fluchte, beides deutsch. Vor der Türe gab

das ganze Tierreich Laut, es war ein Spektakel zum Entsetzen, und obendrein begann es im dunkeln Hintergrunde an zu grollen, zu rumpeln, zu donnern, als ob in seiner Höhle ein Löwe erwache und sich rüste, Ordnung zu schaffen, und da es nicht Ordnung, nicht Stille gab, mit gewaltigem Schritt der Donner näher schreite, und da er zum Eingang der Höhle kam, wo ein Stücklein Tag war, da war es unser Niggi Ju, schmutzig, struppig, ohne Rock, des Dreckgäßleins würdiger Bewohner. Als unser Niggi Ju den Fremden sah, dachte er, wär' ich dahinten geblieben, aber kannte ihn nicht gleich. Der andere den Niggi Ju auch nicht, aber beide hielten dafür, sie hätten einander schon gesehen.

Als der fremde Herr anfing zu reden, erkannte ihn Niggi Ju alsbald. Im ersten Augenblick schoß ihm das Blut zum Schädel. Aber unser Niggi Ju war nicht umsonst Soldat und sogar Leutnant, er besaß eine der ersten militärischen Eigenschaften, die Geistesgegenwart, im hohen Grade, er hatte sie auch nicht bloß in Garnison, sondern in seinen vielfachen Feldzügen, an Sänger- und Schützenfesten, an Volksversammlungen und Privatversammlungen beträchtlich ausgebildet. Plötzlich schlug er ein helles Lachen auf und rief: „Mein Gott, bist du es! Ach, das ist ja brav von dir. Aber wie triffst mich an, ich muß mich ja schämen, daß es kei Gattig (Art) het. Geh einen Augenblick aus dem Säustall heraus, vor die Türe, ich komme alsbald nach." Der Fremde hatte auch gesagt: „Mein Gott, bist du es, habe dich wahrhaftig nicht gleich gekannt," ihn immer verwunderter angeglotzt, ließ sich jetzt das nicht zweimal sagen, dachte dabei: „Da habe ich es übel getroffen, hätte ich nur das verfluchte Nest nie gesehen. Meine Stiefel mit der englischen Glanzwichse sind ruiniert." Aber kaum hatte er das gedacht, kam mein Niggi schon daher in einem alten militärischen Überrocke, die Polismütze (Militärmütze) auf dem Kopf, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte und rief: „Du triffst mich sauber an, du wirst denken, was ich für ein Kerli sei! Aber sag mir, wer hat dich

hergeschickt?" „Der Stallknecht bei der Giraffe," antwortete der Herr. „Er wollte erst nichts von dir wissen, endlich schickte er mich mit einem Jungen hierher." „Dem Schlingel will ich den Marsch machen," rief Niggi, „der soll wissen, daß er mit meinen Freunden nicht den Narren treiben soll. Du mußt wissen, ich habe hier meine Güter verkauft, meine Familie macht eine Luftänderung am Genfersee, und einstweilen, bis ich mich neu eingerichtet, meine Geschäfte geordnet und eingezogen, was ich zu beziehen habe, gehe ich in der Giraffe aus und ein. Nun bin ich noch Fürgschauer (Feuerstättenschauer). Das Amt ist noch nicht besetzt, und man hielt mir an, es zu versehen, bis ein neuer gewählt sei. Nun kömmt diesen Morgen ein Besitzer aus dem Dreckgäßli und klagt, sein Nachbar habe einen feuersgefährlichen Ofen, ich solle alsbald kommen und ihn untersuchen, sonst mache er mich verantwortlich. Ich versprach, gleich nach dem Essen zu kommen. Als ich in der Giraffe fortging, frugen mich Kellner und Stallknecht, wo ich hinginge, um es sagen zu können, da immer viele Leute mir nachfrügen. Da sagte ich: „Zum Lumpensami ins Dreckgäßli, einen bösen Ofen zu untersuchen"; jetzt, statt mir Bescheid zu machen, schicken sie dich her. Wohl, denen will ich was sagen."

Und richtig, das tat denn auch Niggi mit großer Kraft. Natürlich hatte man in der Giraffe über den Austrag des Handels in großer Spannung gelebt. Als man die beiden daherkommen sah und den Niggi in der Polismütze und dem Offiziersrock, stellte die Einwohnerschaft der Giraffe sich z'weg (in den Weg), um zu hören und zu sehen, was Niggi sage, natürlich war Sami, der Stallknecht, nicht der hinterste. Niggi kam bolzgrad daher, machte ein preußisches Gesicht, und sobald er Sami in Sprachweite kriegte, donnerte er ihn an: „Bist so alt geworden, und nicht witziger, solche Späße mach' mir nicht mehr, solange ich hier noch ein- und ausgehe, sonst will ich dir! Du hast gewußt, daß ich als Fürgschauer ins Dreckgäßli mußte, dem Lumpensami seinen Ofen zu untersuchen, da konntest mir Bescheid machen

lassen und nicht den Herrn selbst hinschicken. Wenn er die Beine gebrochen, hättest du sie ihm auf deine Kosten wieder ganz machen lassen müssen."

Wie aufs Kommando kehrte die wie zufällig versammelte Menge sich um, denn alsbald begriff und bewunderte man Niggis Witz. Er ist immer der gleiche, lachte jeder dem andern zu. Nur Sami hielt ruhig stand und sagte: „Verzeiht, Herr Hauptmann. Ich glaubte, der Herr wolle nur ein paar Worte mit Euch reden, da wollte ich Euch nicht von Euren wichtigen Geschäften sprengen (abhalten), ich dachte, er habe akkurat gleich weit zu Euch als Ihr zu ihm und weniger zu versäumen." „Du hast gar nichts zu denken, Sami, weißt! Und damit Punktum für jetzt. Aber mach' mir das noch einmal, so sollst du erfahren, mit wem du es zu tun hast. Jean, bringt mir Wasser, ich habe mich in dem Ofen ganz versalbet, von wegen, wenn ich etwas untersuchen soll, so mache ich es nicht von weitem."

Dem Herrn war der ganze Handel anfangs sehr aufgefallen, er glaubte, der scharmante Herr Ju habe ihn famos angelogen, und er hätte nicht geglaubt, daß einem Eidgenossen von so echtem Schrot und Korn nicht mehr zu glauben wäre; wenn so was beim grünen Holz geschehe, was werde dann erst beim dürren sein. Aber bald stellte sich sein Vertrauen vollständig her. Wie leicht man doch einem Menschen Unrecht tun könne, dachte er. Das sämtliche Personal im Hotel zur goldnen Giraffe wetteiferte, dem Herrn Hauptmann Achtung zu erzeigen, man begegnete ihm fast wie einem Engländer, Niggis Selbstvertrauen stieg von Minute zu Minute und wenigstens ebenso rasch das Vertrauen des fremden Freundes. Er eröffnete ihm, sein Vater hätte sich in Ruhe gesetzt und ihnen, den Söhnen das Geschäft übergeben, er habe selbst gefunden, ihm gehe immer mehr die Rüstigkeit ab, welche der Zeitgeist fordere. Nun gedächten sie, dasselbe auch über die Schweiz, besonders die westliche, auszudehnen. Laut eingezogenen Nach-

richten würden besonders die ersten Artikel, Sägespäne und Taubenmist, ziehen. Bekannt sei, daß namentlich Genf nicht genug fremden Mist zusammenbringen könne. Darum suche er ihn auf, weil er ihn für den Mann gehalten, der sie in ihrem Vorhaben am besten unterstützen könne, entweder daß er sich selbst dabei beteilige oder ihm vertraute Leute angebe, mit welchen sie in sichere Verbindung treten könnten.

Das war ein gefunden Fressen für Niggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald und mit großer Geschicklichkeit apportierte. Beteiligen wollte er sich zwar einstweilen nicht dabei, er müsse sich vorerst in seinen eigenen Geschäften gehörig orientieren und sich recht einhausen, aber befassen damit von Herzen gern. Er sprach von glänzenden Erfolgen mit Sicherheit. Er schraubte den Freund hinauf zu seligen Hoffnungen, daß der allfällige (etwaige) Vorschüsse anbot, die Niggi nicht von der Hand wies, Hitz bekam und abreisen wollte, um so rasch als möglich das Geschäft zu betreiben, was Niggi auch recht war. „Jean," rief er, „fragt doch Sami, ob er mir den Fuchs habe beschlagen lassen, ich möchte den Herrn begleiten." Jean kam bald wieder mit dem Bescheid, es sei Sami nicht möglich gewesen, aber wenn es der Herr Hauptmann befehle, so könne man für ein anderes Roß aus. „Nein," sagte Niggi. „Ich lieb' es nicht, auf fremden Rossen zu reiten, ich begleite den Freund bis zum Krätzige Hüsli, wo der große Käshändler bayerischen Käs vermosten (zu Most machen) und ihn dann durch seinen Bruder als zehnbatzigen Wein auswirten läßt, habe dort noch was zu verrichten." Niggi hatte gehört, daß sein Freund dort noch was zu verrichten hätte, da wollte er dabei sein. Wenn man Gespräche verhüten oder wenigstens ihren Verlauf überwachen kann, ist's manchmal von Nutzen.

Somit fuhren die beiden gegenseitig glücklich ab. Der endliche Ausgang kümmerte Niggi halt nichts; er war einer von den glücklichen Leuten, welche jeden Tag tun und genießen, was sie können und vermögen, gehe es morgen, wie es

wolle, und mit unvergleichlicher Frechheit allezeit tun, als ob sie im göttlichsten Recht seien und mit der größten Klugheit sich benähmen. Unterdessen hatte der schöne Witz die Aufmerksamkeit von halb Schoppenheim erregt. Sami, der Stallknecht, rief es ordentlich jedem Vorübergehenden nach, was der Niggi aber gemacht und was dem in Sinn komme. Seinesgleichen habe der keinen auf der Welt, der komme nie an Haag (in Verlegenheit). In einem Tage balbierte der siebenmal siebenzig über den Löffel und wenn sie die Ausgespitztesten (Schlauesten) schickten aus Bayernland oder Schwabenland. Es sammelten sich bei der goldenen Giraffe viele Gäste, um das Nähere zu erfahren, um Niggis Rückkunft zu erwarten und ihm die gehörige Freude zu demonstrieren für die Ehre, welche ein solcher Witzkopf ihrem Orte bringe. Es kostete große Geduld und viele Schoppen, ehe die Erwartung in Erfüllung ging, ehe Niggi kam.

Mit unermeßlichem Jubel wurde er empfangen, zahllose Gläser streckten sich ihm dar. „Fürgschauer (Feuerbeschauer)", „Hauptmann Niggi", ward gebrüllt von allen Seiten. Niggi war nicht sein selbst, kam fast ums Leben aus lauter Liebe, und wer weiß, was geschehen, wenn nicht seine Frau gekommen und gesagt hätte, es täte sie wunder nehmen, ob der Hudel (Lump) einist (einmal) heimkäme oder nicht. Nu, sie war eine ausgefegte (ausgepichte) Pintenwirtin, ließ sich gerne etwas versäumen, benutzte klug die Zeit, sorgte aber dennoch dafür, daß Niggi wirklich lebendig heimkam. Sami, der Stallknecht, half ihr treulich und zündete ihr nebenbei mit der Laterne.

Von diesem Tage an nahm Niggis Schicksal eine andere Wendung, sein Kredit mehrte sich, er stieg in Ehren, er ward ein Mann der Zukunft, und viele sagen, wenn der einmal recht bekannt werd, so wüß kei Tüfel, was dä no werd, es syg alles mügli (möglich), von wegen der Zytgeist sei dem der Götti (Pate)."

Qui vivra verra!

Inhalt.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.



Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke

in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Zehnter Band.

Ausgewählte Erzählungen IV.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ausgewählte Erzählungen

von

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius).

In vier Bänden.

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Vierter Band.

Inhalt: Der Ball. — Der Oberamtmann und der Amtsrichter. — Barthli, der Korber. — Der Besuch. — Die Frau Pfarrerin. — Anhang: Albert Bitzius' Studenten-Reisetagebuch. — A. E. Fröhlich, Aus Jeremias Gotthelfs Leben.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Der Ball.

(Alpenrosen, Jahrgang 1853.)

Es war einmal ein Mann, der war Vater und sogar Ratsherr, war mit sechs Kindern gesegnet und namentlich mit einem Sohne, den man Jacot nannte. Auf diesen hatte er gehofft, er solle sein Nachfolger sein in Ehr und Ämtern, seine rechte Hand in Familie und Haushalt, und aus dem allem wollte es nichts werden. Jacot war ein herzguter Bursche, aber über seiner Wiege hatte die Sonne nicht geschienen; er war unbehilflich, hatte immer Unglück, was er anfing, lief ihm krumm. Er hatte ein Pöstlein, aber ein sehr mageres, es erhielt ihn dürftig beim Ordinäri (bei den gewöhnlichen Ausgaben); gab's aber leicht etwas extra, mußte der Vater an Tanz (heran), und Väter haben eine sehr große Ähnlichkeit mit den Kühen, bei denen nichts schmerzlicher ist, als wenn man immer noch rupft und milcht, und ist längst keine Milch mehr im Euter, kein Geld mehr im Sack. Herrn Gygampf*) plagte dieses schmerzlich, er hatte seinen Jacot deswegen an einen großen Schießet (Schützenfest) gesandt, wo er sich mit Schießen und Reden einen Namen machen, mit hohen Eidgenossen bekannt werden könnte, wo ihm dann eine gute Anstellung nicht fehlen konnte; hatte eine beträchtliche Handvoll Geld geschwitzt, und es war wieder all nichts. Jacot hatte nicht geredet, schlecht geschossen, nicht einmal eine Nummer im

---

*) Gygampfi = Schaukel.

Stich (auf der Stichscheibe); und von den hohen Eidgenossen sagte er, man habe sie ihm gezeigt von weitem und beinahe hätte er sie gehört, aber er sei wohl weit von der Tribüne gesessen; wie sie hießen, wisse er nicht mehr recht, man hätte es ihm gesagt, aber er habe es wieder vergessen. Dieser arme Jacot stund vor seinem Vater Ratsherr, und dieser las ihm ein streng Kapitel.

„Und jetzt, d's Geld ist den Bach ab (hinunter) und du der gleiche Schlufi (gedrückter Mensch), was soll's jetzt? Was Kinder doch für eine Plage sind, nichts als Verdruß und für was am End'? Wenn man alles macht, sie vorwärts zu bringen, d's Geld am Maul abspart, sich duckt und bückt, jedem Schelm und jedem Babi (einfältigem Frauenzimmer oder Menschen), die zu was stimmen können, die höchste Ehre erweist, den Staub von den Schuhen leckt, so müssen die Kinder weiß Gott auch nachhelfen, sich etwas gefallen lassen, sich Mühe geben und nicht den Löhl (Pinsel) machen wie du, sonst hilft weiß Gott alles nichts. Natürlich liegen sie einem am Herzen, dafür kann man nichts, das ist Natursache; man möchte sie versorgen, wenn sie irgendwo in einem Spital sterben müßten, hätte man es doch ungern, obschon, wenn man gestorben ist, es auf eins herauskommt, sei man in einem Spital gestorben oder in einem Palast. Aber da schreit alles nach Geld, die Frau will Geld, die Kinder wollen Geld, der Anstand will Geld, die verfluchte Wohltätigkeit, was in der Mode ist, will Geld, von Vorschlagen (Sparen) ist keine Rede, ein Quartal reicht kaum zum andern, und wenn das Jahr um ist und wie Heuschrecken obendrein noch die Kontos (Rechnungen) kommen und die heillosen Büchlein (Kontobücher), möchte man manchmal aus der Haut fahren und diese dem Schinder verkaufen. Vermögen sammeln kann man bei den Lumpenbesoldungen also nicht, außer in den Kantonen, wo man schöne Gelegenheit hat, etwas nebenbei zu machen; man muß suchen, die Kinder gut zu plazieren, im Staat oder mit Heiraten, aber da müssen

sie selbst auch Beine machen und nicht bloß die Maulaffen. Und beim Heiraten heißt's auch immer wieder Geld, Geld. Der Hause muß zum Hausen, und unsereiner mag sein Gärnli (Netz) auswerfen, wie er will, so fischet er nichts, kann allemal, wenn er nachsieht, sagen: ‚Aber nüt (abermals nichts), aber nüt!' Höchstens sieht er einen alten, abgemagerten, halbabgestandenen (-toten) Hürlig (Barsch), den man noch selbst erhalten sollte. So kann ich d's Lisette und d's Gritli (Gretchen) da haben, sie auf die Bälle schicken, allemal in einem neuen Rocke, und hier und da tanzt einer, der ein Pöstlein will, mit ihnen, macht sich zärtlich mit süßen Augen, und hat er das Pöstlein, sieht er sie nicht mehr mit dem Rücken an. Am Ende muß ich alles entgelten, an allem schuld sein, heulen mir die Ohren voll: wären sie elegant gewesen, hätten sie wenigstens einen gekriegt, wenn nicht zwei, die dummen Dinger, die nicht wissen, wo Barthlome Most holt und was Trumpf ist auf der Welt! Wenn ich nicht mehr da bin, hast du sie auf dem Hals, kannst da sehen, wie machen und wie weit man kommt, wenn man nichts ist, gar nichts als ein hölzerner Stock."

„Vater," sagte Jacot, dem diese Predigt durchs Leder zu dringen begann, „Vater, Ihr seid ungerecht gegen mich, ich tue, was ich kann, bin immer zu rechter Zeit auf dem Bureau, mache meine Arbeit fertig, ehe andere dieselbe angefangen, muß daher doppelt soviel machen, als andere, weil der Chef sagt, ich mache sie am besten und werde damit auch zu rechter Zeit fertig. Ich besuche die Vorlesungen regelmäßig, schreibe sogar nach, ja repetiere selbst zuweilen, ich will's im Examen mit jedem probieren."

„Pah, Examen, Dummheiten!" schreit Herr Ratsherr Gygampf, „mach', daß du zu guter Gesinnung kommst und dieselbe an den Tag legen kannst. Trage die Standesfarbe Tag und Nacht, wo man sie am weitesten sehen kann; stelle dich dar als Trumpf, mit dem man stechen kann Könige, Köni-

ginnen und Äser (Asse) soviel man will, opfere dich dem Vaterland, trage nur, z. B. wo vaterländische Feuer brennen, einige Reiswellen dazu, wirst du deinen Weg hundertmal besser machen, als wenn du alles wüßtest, was in den Büchern steht, und die andern alle nicht wissen. Mach jetzt, was du willst, entweder tue, wie ich dir sage, oder suche eine reiche Frau; aber das sollst wissen, daß ich dir nicht mehr mit Geld nachhelfen kann oder will."

Jacot stand da wie die Butter an der Sonne, und als er wieder was sagen wollte, war der Vater fort. Es wurde ihm ganz elend im Gemüte, er fiel in sehr bedenkliche Gedanken. Er dachte, wenn ihm bis dahin nichts geholfen, was noch sein könnte, was ihm helfen könnte, und wenn nichts sei, was dann? Endlich schien sein Gesicht sich aufzuheitern; es war ihm nämlich etwas eingefallen.

In einem der vielen eidgenössischen Feldzüge in den vierziger Jahren, in welchem, wissen wir nicht, hatte er als Unterleutnant seinen Mut ebenfalls im Lande herumgetragen und war einige Zeit in einem Quartier gelegen, wo zwei Töchter waren, ein Sohn und zwei lebende Eltern, wie man zu sagen pflegt. Die Leute waren sehr reich, aber so recht bäurisch, wie man sie selten mehr sieht, waren sehr mißtrauisch und sehr stolz, aber eigentlich mehr innerlich als äußerlich, denn Stolz und Reichtum hätte man von weitem nicht hinter ihnen gesucht. Nur wenn ihnen jemand zu nahe auf den Leib rückte, gaben sie zu verstehen, sie seien dann (denn doch) noch wo daheim, zählten sich nicht zu allen Leuten (zum gewöhnlichen Volk) und könnten es machen ohne irgend wen, und ob höflich oder nicht höflich, sei ihnen ganz gleichgültig, sie täten, wie es sich ihnen schicke (wie es ihnen passe), hätten (hielten) nicht viel auf dem Federlesis machen, könnten es ohne das. Sie arbeiteten wie Pferde, und Vergnügen kannten sie weiter keine, als zuweilen z'Märit (Markt) gehen und an den üblichen Tagen brav kücheln (Krapfen backen) und Fleisch kochen,

daß jeder sich zweimal mehr als satt essen konnte und noch übrig blieb, oft mehr, als gegessen wurde, fast soviel als jener Witfrau, die an einer Aufrichti (Richtfest) kochte, nicht nur, daß zweihundert Personen mehr als satt wurden, die meisten heimtrugen, sondern endlich nach vier Wochen die Arbeitsleute allesamt fortliefen, weil die Reste noch kein Ende nehmen wollten und nicht mehr recht appetitlich waren. Dabei waren sie nicht zänkisch, aber ebensowenig freundlich, es war, als wenn über ihrem Hause immer ein umwölkter Himmel sei, die Sonne nie scheine. Mit Lesen gaben sie sich nicht ab, außer an einem Sonntag, wo Betbücher zur Hand genommen und in der Bibel gelesen wurde. Wissentlich und absichtlich taten sie nichts Böses, aber sie forschten nicht sonderlich nach, was böse sei, und hielten gar manches nicht für schlimm, weil es ihnen kommod war und von Jugend auf angewöhnt, und es paßte doch zur rechten Frömmigkeit wie eine Faust auf das Auge. In ihr Haus war noch keine Zeitung gekommen, und wer sich darüber wunderte, den ließen sie es merken, daß sie Zeitungen für eigene Werke des Teufels hielten, und die, welche an den Zeitungen Freude hatten, für leibhaftige Kinder des Teufels. Sie waren wohltätig, aber nach ihrer Weise, und wollten selbst die gütigen Geber sein. Wer für sogenannte wohltätige Zwecke sammelte, kriegte nie einen Kreuzer, konnte froh sein, wenn er vom Ringgi (Haushund) nicht belästigt wurde. Man könne nie wissen, wer die Sache am Ende bekäme, es sei nicht alles sufer (sauber) in der Welt, und wenn solche Stürmine (unstete Menschen) recht Lüt wären, so hätten sie nicht Zeit, für andere im Lande herumzufahren, sondern genug zu tun, zu sich selbst zu sehen.

Bei diesen Leuten war unser Jacot einquartiert gewesen längere Zeit und war wohl (angenehm) für die Leute gewesen. Jacot war gutmütig, belästigte nicht, bramarbasierte nicht, wußte in langen Abenden kurzweilig zu erzählen, ging sogar in die Kirche, ohne daß er expreß hineinkommandiert war.

Mit dem Sohne stand er auf gutem Fuße und mit den Mädchen auf noch besserm, besonders mit Trineli, welches die feinere Art hatte, als Stini, die jüngere, welche die größte Freude und volles Genügen hatte, wenn die Schweine wuchsen, zum Mästen sich gut anließen, die Kühe viel Milch gaben und das Heu melchig (milchreich, milcherzeugend) wurde, während Trineli etwas an Weltschmerz litt; europamüde und lebenssatt war es zwar noch nicht, aber es klagte sehr, wie sie keine Freude hätten, nirgends hinkämen, ganz versauern müßten. Werchen (arbeiten) und immer werchen, ohne zu wissen warum, weil man längst mehr als genug hätte, und ohne was davon zu haben, als im Sommer zu schwitzen und im Winter zu frieren, selb sei doch auch nichts, so wisse man ja gar nicht, für was man auf der Welt sei und was für ein Unterschied sei zwischen Mensch und Vieh.

Solche Reden hatte Jacot gerne gehört und Trineli in diesen Ansichten sehr bestärkt, denn er fand einen höheren Zug darin, ein Zeugnis, daß Trineli zu Höherem geboren, als Kraut z'bschütten (begießen) und Schweine zu mästen, und sagte es Trineli auch, aber ohne alle besondere Anwendung. Auf zweckdienliche Applikationen verstund es sich durchaus nicht. Seither hatte er oft gedacht: „O, Jacot, was bist doch für e Löhl (Pinsel)! Hättest da eine reiche Frau nehmen und noch dazu eine hübsche haben können, und sinnetest (dachtest) nicht daran! Ja, dumm bist du, selb ist wahr, und wenn du zu nichts kömmst, bist du selbst schuld. Der Vater hat recht, aber ich will ihm zeigen, daß ich's auch anders kann." Und er ward sehr gedankenvoll, unser Jacot. Es war, als ob sein Kopf sich ausdehne wie die Flügel einer Henne, wenn sie auf einem Dutzend Eier sitzt und brütet, und Jacots Seele brütete wirklich auch, aber nicht über Eier, sondern über Gedanken.

Es gibt auf Erden nicht bloß melancholische Menschen, es gibt auch melancholisches Wetter, und zwar zu allen Jahres-

zeiten. Bekannt sind die herrlichen Herbsttage mit ihrer milden Sonne, dem klaren Himmel und im Hintergrunde das duftige Wehen des wunderbaren Schleiers, gewoben aus den feinsten Atomen im Gebiete der Dünste, welcher das Letzte birgt, Herbsttage wie die spätern Tage des Christen, der die Hitze des Tages ertragen, durch die Mühen des Lebens glaubensfroh und siegreich sich durchgerungen und nun Früchte des Geistes trägt, an dessen mildem Wesen die Menschen sich erquicken, dessen blaues Auge sehnsuchtsvoll nach dem Schleier blickt, hinter welchem sein Jenseits liegt. Um so häßlicher stechen dann die Tage ab, und um so melancholischer sind sie, an welchen grauschwarzes Gewölke am Himmel hängt, wüste unheimliche Bysennebel (Nordostwindnebel) und ein saurer (scharfer) Wind über die Erde streicht, sauer und frostig die ganze Luft ist und sauer und frostig jedes Menschen Gesicht, jedes Gesicht der Abdruck eines Gemütes, das mit nichts zufrieden ist, nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit sich, das alles vergrännet (über alles sauer sieht) und vergiften möchte im Himmel und auf der Erde samt dem Teufel und allen seinen Geistern. Und wenn man dann noch gar an einem solchen Tage in einem offenen Schopfe (Schuppen) oder einem zügigen Tenn (die Tenne) sitzen muß, an einem unendlichen Haufen weißer, bekanntlich so schrecklich erkältender Rüben, daß selbst viele Kühe sie nicht ertragen mögen, und da Laub abhauen muß von einer Tagheiteri (Dämmerung) zur andern, ja vielleicht noch beim Laternenschein, so möchte ich denn doch fragen, ob sich wohl etwas Melancholischeres zwischen Himmel und Erde denken läßt, als das Sitzen an frostigen Herbsttagen beim Bysennebel an einem unendlichen Rübhaufen, der gar nicht mindern will, gäb wie (wie auch) man sich schicken (anstellen) mag. Und wenn man dazu noch ein junges hübsches Meitschi ist und Geld hat mehr als genug und das Sitzen am Rübhaufen noch für eine Lustbarkeit nehmen soll, wenn man nicht ausgelacht oder gar gescholten werden will, ja, da soll es doch niemanden

wundern, wenn das Meitschi melancholisch wird und brütet über trübseligen Gedanken. Oder was meint ihr, ihr Töchter zu Stadt und Land mit den Rosenfingern in dänischem Leder und den Füßen in galanten Bottines (Stiefeln), wenn ihr so sitzen solltet und Rüben abhauen in zügigem Tenn, und die Rüben wollten nicht mindern und die Luft würde alle Stunden saurer, was meint ihr, was kämen euch da für Gedanken, dächtet ihr ans Hängen oder ans ins Wasser springen?

Ganz sicher werdet ihr es daher Trineli, das eben an einem solchen Tage an einem solchen Rübhaufen saß, nicht verunguten (übelnehmen), wenn es weinerlich war durch und durch, seufzte ohne Unterlaß und wirklich streng ans Sterben dachte in allem Ernste. Nicht daß es an einen frevlen Tod dachte, bewahre, aber es sagte sich, es glaube, es habe die Auszehrung, es sei ihm seit einiger Zeit so schwer im Gemüt und in den Beinen und habe an nichts in der Welt mehr Freude, und darum sei ihm das Sterben recht. Was es doch auch auf der Welt für gut Sach hätte? Essen und Trinken genug, jawohl, aber keine Freude. Einen Tag wie den andern am Angstkarren der Haushaltung ziehen, fast mehr als man möge, und nicht etwa wegen der Notdurft, sondern wegen dem Überfluß, daß man noch alle Tage noch mehr z'viel hätte. Vater und Mutter hätten daran ihre Freude, es gönne sie ihnen wohl, aber warum auch es daran seine einzige Freude haben solle, das dünke ihns strengs (stark, schwer). Es arbeite recht gerne, aber unnötig Hund sein, selb nit. Warum da jetzt Tage hintereinander Rüben abhauen, wo man es in der halben Zeit machen könnte, wenn man armen Kindern einige Batzen für z'helfen geben würde. Die täten es nicht nur gern, sondern wünschten noch Gottes Glück und Segen dazu. Aber das müsse nicht sein, weil Großvater und Groß-mutter es auch nicht gemacht und sich im Grab umdrehen wür-den, wenn nicht alle im Herbst halb erfrieren und die Gesund-heit verderben würden, wie sie es auch getan. Ein Bettler-

kind hätte es besser. Komme eins vor die Türe und begehre sich zu wärmen, so lasse man es in die Stube und einen ganzen Tag auf dem Ofen, bis es Wärme genug habe. Und gehe es zweimal hinein im halben Tag, so sage die Mutter: „Bist schon wieder da, du magst doch weiß Gott nichts erleiden (aushalten)," und der Vater sage: „Wenn es länger währte, so wollte ich dir einen expressen Ofen im Tenn (auf der Tenne) machen lassen."

So trüb sah es in Trinelis Seele aus, und wollte es Stini klagen, so lachte dasselbe es aus und sagte, es sei ein Zipperynli (schwächliche und arbeitsscheue Person) und möge nichts ertragen. Was es doch für eine Arbeit wolle, die ringer (leichter) gehe, als diese? Hocken (Sitzen) könne man ja dabei, und wieviel man abhaue, zähle niemand nach. „Was wotsch (willst du) Bessers, he?" Bei der Aussicht auf solchen Trost klagt man lieber nicht und seufzet eben bloß. Als es am besten daran war, sah man von weitem den Polizeier (Polizisten) kommen.

So ein Polizeier, wenn er sein Handwerk versteht, ist ein wichtiger Mann und, namentlich auf abgelegenen Höfen, ein wahrer Weibertrost. Er weiß zu berichten, was man begehrt, verrichtet alles, was man will, gibt allen recht und besonders den Weibern, wenn der Mann nicht daheim ist und sie über die Männer klagen, er macht für die Mutter den Spion, für die Tochter den Botschafter, rühmt seine Heldentaten gegen die Bettler, versichert, sie vollständig bettelfrei machen zu wollen. Er hütet sich aber wohl, einen Bettler anzurühren, ja, er ist imstande, wenn er einen von weitem sieht, einen andern Weg einzuschlagen oder wenigstens hinter einen Baum oder Hag (Zaun) zu stehen, um ihn nicht sehen zu müssen; er weiß aber wohl warum. Es geht den Gemeinden zuweilen wie den Bettlern. Wenn diesen nämlich die Läuse gar zu lästig und üppig werden, so setzen sie sich an einem schönen Nachmittag an die Sonne und beginnen einen Läuslefet (Lauslese)

und verschaffen sich für einige Zeit einige Erleichterung. So machen es zuweilen auch die Gemeinden, wenn sie vor Bettlern und Vagabunden fast nicht mehr Platz haben vor ihren Häusern. Sie geben scharfe Befehle an ihre Polizeier, bei Verlust ihrer Stellen sich hinter die Bettler herzumachen, Bettlerleset zu halten und bettelfrei die Gemeinde zu machen. Nun müssen die Polizeier doch ein Zeichen tun, wenn sie bei ihrem wichtigen Amte bleiben wollen, müssen einige Personen mit großem Lärm aufgreifen und mit vielem Bombast aus der Gemeinde führen, alles im Troste, daß nach vierzehn Tagen das Gebot veraltet, kurz alles im Alten sein werde.

So kam einmal ein solches Bettlerfieber zwei aneinanderstoßende Gemeinden an, und die Polizeier kriegten Instruktion bei Hängen und Köpfen. Es war den Mannlene (Männern) zuwider, aber Mues ist über Suppe (Wortspiel von Mus und Muß). An einem schönen Morgen griff der Polizeier von Körbliwyl eine Frau auf, tat, als ob er sie fressen wollte, und führte sie ihrer Heimat Salbinigen zu. Die Frau starb nicht am Schrecken, sondern wartete ihm auf dem Wege mit Redensarten auf, daß er dachte: „O, hätt' ich sie nicht, o hätt' ich sie nicht, so kann ich es ausfressen, was die Manne einbrocken." Als er gegen das Brücklein kam, welches die Grenze zwischen Körbliwyl und Salbinigen ausmacht, sah er von der andern Seite her den Polizeier von Salbinigen kommen, und der eskortierte ebenfalls eine Frau. He, dachte er, das trifft sich, da können wir tauschen, ich komme der Täsche (leichtfertigen Person) los und kann es kürzer abtun. Wahrscheinlich dachte der von Salbinigen das nämliche. Als der von Körbliwyl näher kam, dachte er: Was hat der andere für eine, sie kommt mir ganz bekannt vor, die sollte ich kennen, wohl der will ich! Akkurat das gleiche dachte der andere über des Körbliwylers Frau. Aber kurios war's, je näher sie sich kamen, pressierten sie immer weniger; sonst macht der G'wunder (Neugierde) schnelle Beine, aber es verging

ihnen je länger je mehr der G'wunder, und wenn sie jüngere Beine gehabt, sie hätten rechtsum gemacht, ehe sie an der Grenze zusammengetroffen. „Da hab' ich dir eine," sagte der Körbliwyler zu dem Salbiniger, „das ist e Rechti, kennst sie?" „Warum sollt' ich nit," sagte der Salbiniger kleinlaut. „Da hast aber auch eine, und die ist dem Teufel ab dem (vom) Karren gefallen, kennst sie?" „Nur z'gut," sagte der Salbiniger. „Wie heißt sie?" frug der andere. „He, es ist meine Frau," antwortete der Salbiniger, „und die deine, wie heißt die?" „Es ist auch meine," antwortete der Körbliwyler. „So, das chunt sufer use (kommt sauber heraus)," sagte der Salbiniger zu dem Körbliwyler, „du meine und ich deine, wem sollen wir sie jetzt bringen?" Verstummt sahen sie einander an und stunden da, wie Butter an der Sonne. Aber nicht lange, denn nun ging das Mundstück den Weibern los, fast wie eine verdeckte Batterie auf unvorsichtige Baschkiren oder Kosaken. Das feuerte, als ob sie es lange vorher abgeredet, aufs Tempo, die Polizeihelden verstummeten ganz, und erst als Kinder und Weiber herbeiliefen, um sich gratis zu ergötzen, ging ihnen das Maul wieder auf und der tusig Gottswillen (um tausend Gottes willen) hielten sie den Weibern an, sie sollten schweigen, an ihre Kinder denken und heimgehen. „Ja, du," krachte es wie aus einem Munde, „du Pudel und Saufhund, denke du zuerst daran und gib d's Exempel. Wart' du, ich will dir auch den Marsch machen, nicht acht Tage geht's, so will ich dich auch auf dieses Brücklein führen bei den Ohren, wenn du statt zu polizeiern bei deiner Vrenle hockest und säufst und spielst und Bettelmenscher gastfrei hältst, und dann will ich mit dir zu wem du willst, nur zum Schinder nicht, sonst müßte ich am Ende noch die Kosten zahlen, und was gilt's, die andere bringt ihren, wo (welcher) der Mann sein sollte, auch daher. Kein Haar besser als der meine ist er, und wissen wird sie auch, mit welcher Täsche er sein Geld verbraucht, sonst kann ich es ihr sagen; dann wollen wir abraten (ratschlagen), zu wem

wir sie führen wollen, und nicht fragen, zu wem sie begehren." So ging's fort, und je mehr Leute kamen, desto lauter schrien sie und machten die Polizeimänner ganz zu Staub und Asche. Sie taten es in vollem Bewußtsein, daß sie dem ganzen Publikum Autoritäten sein müßten in diesem Fache, und im Interesse aller Bettlerorden, denn vor diesen zwei Helden waren eine gute Weile alle Bettlerweiber und andere Bettler vollständig sicher.

Ob der anrückende Polizeimann einer von den beiden war, welche von ihrem Weibe so zusammengedonnert wurden, wissen wir nicht, aber er hätte es ganz gut sein können, er und seine Frau. Derselbe war auch Briefträger, was aber in dieser Gegend wenig oder keine Bedeutung für seine Person hatte, denn ein Brief war in diesen Landen ein rarer Vogel, und brachte er einen, der nicht frankiert war, kriegte er Verdruß wegem Porto, und war einer sogar mit Nachnahme behaftet, da konnte er Vorsicht brauchen und zusehen, daß er nicht die ganze Pastete auf dem Hals behielt. Der war Trineli ein großer Tröster, war ihm wie ein Stern einem Schiffer, der demselben den Weg zum Hafen zeigt. Denn wenn der Polizeier kam, konnten die Mädchen, wenn nicht dringliche Arbeit draußen war, ohne Anstand in die Stube. Denn daß, wenn der Polizeier da war, die Meitschi der G'wunder (Neugierde) treibe und der G'wunder eine Berechtigung habe, darüber hatte die Mutter keine Zweifel, sondern war vollständig einverstanden. Gravitätisch kam der Mann daher, wurde von weitem von Stini angerufen: „Lebst du auch noch, hab' gemeint, du seiest gestorben und e Kindlifresser worde!" „Wenn selb' wär'," antwortete der Polizeier, „so hätte ich gleich bei dir angefangen, ich glaub', das schlechtest Fleisch hättest nicht, nit d's zärtest aber küstigs (schmackhaft)." „Bidank mih," sagte Stini, „bigehre emel einist (einstweilen) noh nit so vo me ne alte Polizeier g'fresse z'werde." „Lieber de (dann) vo mene Junge?" antwortete der Polizeier. „Allweg," sagte Stini,

„wenn's g'fresse sein muß, vo wege ein Junger hätte bessere Zähne, machte g'schwinder. Es weiß kein Mensch, wie lange du mit deinen Storzen (Stümpfen) machen würdest, käulst (kaust) ja an einem Brotrauft(-ranft) vom Neu bis zum Wedel (vom Neumond bis zum ersten Viertel)."

Der Polizeier, der fühlen mochte, daß hier sein Mundstück so wenig ausreiche, als jenen die ihren gegen die Weiber, wandte den Diskurs und frug: „Wo habt ihr den Bruder? Hätt' einen Brief für ihn." „Was, einen Brief, woher, von wem, gib her, zeig' ihn," scholl es wie aus einem Munde. Ein Brief bei ihnen war eine seltene Sache, und daß gar der Bruder welche bekam, unerhört. Aufgebote erhielt er wohl zuweilen, aber Briefe, wer sollte ihm welche schreiben? Gravitätisch zog der Polizeier seine Brieftasche aus einem seiner Hinternklopfer (Rockschöße), sperrte sie auseinander, blätterte langsam drin herum, daß die Mädchen ungeduldig auffsprangen, ihm wollten suchen helfen, bis die Brieftasche ihm aus den Händen fiel und der ganze Inhalt unter Kraut und Rüben kam. „Ihr dillers Meitscheni (Donnersmädchen), daß ihr doch nicht warten könnt! Ihr könnt jetzt zusammenlesen, mein altes Kreuz mag das Bücken nicht ertragen, aber ume (nur) hübschli, ume hübschli, wo wege er kostet e Batze, und ich muß machen, daß ich ihn kann wiedergeben, wenn er ihn etwa nicht wollte. Wenn er versalbet (beschmiert) ist, nimmt der Posthalter mir ihn nicht wieder ab, von wegen das ist e kuriose." Die Mädchen schossen in den Papieren herum, lagen auf den Knien, wollten lesen, was auf den Briefen stand, brachten es selten weiter als bis zum Buchstabieren, konnten mit der neumodischen G'schrift gar nichts machen, rissen einander die Papiere aus den Händen, weil jede glaubte, sie könne es besser, als die andere. Dem Polizeier ward himmelangst.

„Nit, nit," rief er in einem fort, „laßt mich machen, ihr verderbt mir ja alles," warf sich endlich auch auf die Knie,

suchte zu retten, soviel möglich, schrie mit den Mädchen, sie mit ihm, bis es endlich unter dem Tennstore dunkel ward, weil unter demselben stund die kleine dicke Haselbäurin, hastig fragend: „Was Tüfels gibt's?" Sie hatte den Polizeier auch gesehen, und ordentlich heiter war es ihr ins Gesicht gefahren, aber da er so lange ausblieb, sprengte sie die Ungeduld vor die Türe, um zu erkunden, bei welchem Babi (dummen Mensch) er stehe oder in welchem Loch er stecke. Vor der Türe hörte sie mit großem Zorn den Lärm im Tenn und kam daher wie ein Pulverfaß, imstande, die ganze Scheune samt der Mannschaft in die Luft zu sprengen. Als sie alle auf den Knien sah, sogar den Polizeier, und der Ruf ertönte: „Mutter, e Brief, Bäni (Benedikt) hat einen Brief, er seyt d'r vo (sagt davon), er söll' e Batze koste"; „Ja, und da leerten sie mir die Tasche aus und hurschen (werfen) mir alles durcheinander," da kam die Neugierde über den Zorn, sie schalt ein wenig wegem ungattlig (unartig) tun, frug aber um so eifriger: „Wo ist er, wo habt ihr ihn?" Endlich ward der rechte gefunden, in die Stube gezogen, nach dem Bäni gerufen.

Der wollte lange nicht kommen. Was ihn der Brief angehe, sagte er, es hätte ihm niemand zu schreiben. Man könne nicht wissen, es könnte was darin sein. Akkurat das gleiche sagte im Sonderbundsfeldzuge ein Dragoneroffizier. Es marschierte eine Kolonne gegen Luzern, vorauf an der Spitze eine Abteilung Dragoner. Plötzlich stockt die Kolonne, will gar nicht mehr ab (vom) Platz. Ein Major sprengt vor, kommt zu den Dragonern, findet sie halten ein paar hundert Schritte vor einem Wäldchen, durch welches die Straße führt. „Z'Donner, Herr Leutnant, was soll's, warum rücket Ihr nicht vor?" brüllt der zornige Major. „Verzeiht, Herr Major," antwortete der Leutnant, „es könnt' öpper (jemand) drinne sy." Gerade so hatte es Bäni, er fürchtete, es könnte öppis drinne sy. Es wäre ihm doch z'wider, den Brief zurückzunehmen, sagte der Polizeier, er sey

geschmuslet (beschmutzt), er zwyfli, daß der Posthalter ihn wiedernehme, und ein Batzen sei schon Geld für ihn. „Es wär' doch auch nicht recht," sagte Trineli, „wenn er unseretwegen in Schaden käme, tu' du ihn auf, Bäni, und zahl' d'r Batze." „Mach' es nit," sagte er, „ha den Brief nicht verschmuslet, wer's g'macht hat, soll's zahle." „Du meinst nur," rief Stini, welches d'r G'wunder (Neugierde) am meisten plagte, „es schreibe dir eine, sie hätte dich nötig und mach dir e B'stellig (Bestellung), und das soll niemand wissen; wenn's nur d'r Batzen wäre, würdest du wohl aufmachen." „He, wenn's dich wunder nimmt (wenn du neugierig bist), so zahle du den Batzen und mach' ihn auf." „Gibst einen halben Batzen," sagte Stini zu Trineli, „so gebe ich den andern, und dann ist er unser. Was gilt's, er ist einen Batzen wert?"

Trineli willigte mit Freuden ein, die beiden Halbbatzen wurden zusammengesucht, da keine für die andere einen ganzen geben wollte, und endlich der Brief behändigt und aufgemacht. Die ganze Haushaltung stund eng gedrängt d'rum herum und guckte drein, der Polizeier ausgenommen, der behaglich an (bei) seinem Schnapse saß. „Teurer Freund," konnte endlich Trineli, welches die gelehrtesten Anlagen hatte, lesen. „Wie thür wohl?" glossierte Stini; „wenn einer kein Kreuzer wert ist, so ist öppis (etwas) z'viel." Nun waren sie aber auch mit ihrem Latein zu Ende, es war ihnen alles ganz (verschwommen, unklar), aus dem sie nichts machen konnten, denn es war wieder neumodische G'schrift. Endlich brachten sie von der Unterschrift das Wort „Gygampf" und endlich „Leutnant" heraus, und endlich dämmerte es ihnen, und endlich rief Trineli: „Ei, das ist ja der Leutnant, wo bei uns einquartiert gewesen, u so e ordliche gsy ist und gseyt het, er well dr schrybe, und mr so höhn (böse) worde sy, daß er's nit ta het."

Nun wollten alle den Brief haben, sehen, ob's wirklich von dem sei und was drin sei, besonders Bäni, dem es ordentlich gewohlet zu haben (besser zumute geworden zu sein)

schien. Er sagte, er sei an ihn gestellt, die Schwestern aber sagten, sie hätten ihn bezahlt, so daß ihm das Schicksal wieder nahe stand, das ihm schon einmal gedroht. Zum Glück konnte Bäni am allerwenigsten damit machen, denn er war noch in dem seligen Glauben erzogen, was er nicht könne, das vermöge er ums Geld durch andere machen zu lassen. Trineli kam wieder ans Brett, und mit Hilfe des Polizeiers, der als Briefträger in diesem Fach Studien gemacht, brachte es heraus, daß der Brief wirklich von Jacot Gygampf sei, der sich noch einmal bedanke für alle erhaltenen Guttaten, und wie er sie alle nie vergessen könne und noch auf dem Todbett ihrer werde gedenken müssen und die bei ihnen verlebten Tage nie werde vergessen können, denn es seien die glücklichsten seines Lebens gewesen. Es war so rührend, daß selbst die Mutter und Bäni nasse Augen bekamen, und der Polizeier sagte: „Das ist e G'schichte (Geschickter); ich las viel Briefe, aber ein solcher kam mir noch nicht unter die Augen. Und ein Guter muß es sein, er könnte sonst nicht so schreiben, es könnte es mancher Pfarrer nicht so, er würde sonst nicht so trocken predigen, daß man daran fast erstickt, wie an sechswöchigem Krüschbrot (Kleiebrot) oder a nere ung'schmuzete Erdäpfelrösti (Röstkartoffeln ohne Fett). He nun, die einen sind so, die andern anders, es wird halt o (auch) nit alle gäh (allen gegeben sein) sy." Schließlich kam man noch darüber, daß er verlange, sie wieder zu sehen und nicht erst änet (jenseits) d'm Grabe, sondern noch diesseits auf dieser Welt. Jetzt begann es der Mutter stark zu rinnen, man denke, wie es den Töchtern ging! Es sei ihm, er habe von einer Partie gehört, welche der Adel ihrer Gegend alle Winter hätte an einem bestimmten Tage, wenn ihm recht, am alten Neujahr. Nun hätte er großen Mut und sein Herz verlange sehr danach, derselben beizuwohnen, wenn er wüßte, daß er seine teuren, ewig unvergeßlichen Bekannten dort antreffen würde. Wenn sie auch noch an ihn dächten und wenn sie teilnähmen an dieser Partie, so sollten sie es ihm doch melden

und zugleich auch, wann das alte Neujahr sei, ob vor dem Neujahr oder nach dem Neujahr, damit er sich zu rechter Zeit einrichten könnte.

„Herr Jeses," sagte der Polizeier, „es Ratsherre Sühnli (Söhnchen) und weiß nit, wann das alt' Neujahr ist. Es gibt doch dumm Lüt in den Städten, viel dümmer als auf dem Lande; wenn das alt' Neujahr ist, weiß doch bei uns jedes Kind. Mit Schyn (anscheinend) weiß dann der auch nicht, wenn der alt' heilig' Tag ist, und ist doch so e wichtige! Ja, man sagt nicht umsonst, sie lernten in den höchsten Schulen am mindesten und gar keine Religion, vo wege da seien nur Fremde angestellt mit langen Schnüze (Schnauzbärten), und kämen die meisten aus Heidenländern, wo man Kinder fresse und ander Lüt. Allweg wüst Uflät (Unfläte) sys," sagte der Polizeier, „ih ha nere afe g'seh (ich habe ihrer wohl gesehen)." Endlich schloß der Brief mit so schönen Worten, daß es selbst dem Polizeier übers Herz kam und er sagte: „Nun, es ist zwar eine strenge Sache, daß e Mönsch und gar noch es Ratsherre Sühnli nit weiß, wenn das alte Neujahr ist, aber ganz möge (bezwingen, gegen jemanden einnehmen) habe (haben) sie ihn doch noch nicht, Religion hat der noch, er glaubt noch an etwas, das merkt man gut dem Schreiben an, und wenn der zu rechten Leuten käme, wohl, der ließe sich berichten (belehren), der wäre noch auf den rechten Weg zu bringen."

Jacot hatte aber auch wirklich sehr angewendet. Auf des Vaters Herzensergießungen hin war er innerlich ganz zerschlagen worden und hatte einen festen Entschluß gefaßt. Das müsse jetzt ganz anders kommen, dem Vater wolle er zeigen, daß er nicht ein solcher Maulaff sei, wie er meine, daß er für sich selbst zu sorgen wisse. Trineli wolle er heiraten, seinen Posten aufgeben, zur Frau aufs Land gehen und in der Landluft vergnügte Tage leben. Wenn er einmal eine reiche Frau habe, dann hätte man ihn gerne wieder in der Stadt, er wisse es wohl, und ein schöner Posten könne ihm nicht fehlen, denn

Leute mit Geld fehlten da, und hätte man sie doch so nötig wie Milchküh', aber oha, dann wolle er auch nicht, dann habe er sie auch nicht nötig, dann wolle er ihnen sagen, wo ihm wohl sei, und wenn selbst der Vater komme, wolle er ihm sagen: „Vater, du wolltest ja selbst, daß ich einmal zu mir sehe und dir ab dem (vom) Hals komme, jetzt wirst doch nichts dawider haben." Wenn es dann endlich doch sein müßte, so wolle er auslesen, wenigstens ein tausendkröniger *) Posten müsse es sein, anders gehe er nicht. Darum hatte er mit dem Brief so angewendet (sich so angestrengt) wie noch nie.

Darum hatte er aber damit einen so tiefen Eindruck gemacht, so daß sogar niemand mehr daran dachte, daß er nicht wisse, ob das alt' Neujahr vor oder nach dem Neujahr sei. Den Mädchen ging damit eine Sonne auf. Von dieser Partie hatten sie mit dem Leutnant wohl gesprochen, waren aber nie dran gewesen, die Eltern hatten es nicht tun wollen. Von selligem (solchem) Zeug, sagte der Bauer, hätte man seinerzeit nichts gewußt und sei doch wohl dabei gewesen, das sei nüt anders als e Meitschimärit (Mädchenmarkt), und auf solchem hielten sie nichts, die besten Kühe kaufe man bekanntlich im Stall. Auf solchen Plätzen wolle eins d'r größer Narr sein als ds andere, und brächten nichts heim, als d'r Gring (Kopf) voll neue Sachen und meinten, gleich müßten Schneider, Schuhmacher, Näherin und d'r Hung (Hund) wisse, wer noch alles, z'weg (daher) und alles machen, was sie noch nicht hätten, und alles muß zwängt (erzwungen) sein, und hätten den Hals voll Plärens (Heulens), bis d's letzt' Nägeli eingeschlagen sei, und sollte es ein ganzes Jahr gehen und pläret sein müssen dreimal im Tag, morgens, abends und nachts. Die Mutter redete ungefähr ebenso und machte besonders den Trumpf geltend, daß sie nie auf einem Tanzboden gewesen und doch einen Mann bekommen mit einem zahlten (schuldenfreien)

---

*) Krone = 25 alte Batzen (34 alte Batzen = 5 heutige Franken).

Hof und anderes dazu, und sei doch nicht die reichste gewesen, viel reichere als sie stünden noch jetzt bei jedem Zaunstecken still und frügen: „Wettisch mih öppe (Willst mich etwa)? We' d' mih neuis (etwas) schäztist, du chöntisch mih vielleicht übercho (überkommen, haben), wär für mys Alter noh e versflucht e Bravi u wüßt afe neuis (sonst etwas) vo dr Hushaltig und angere (andere) Sachen."

Solche Reden hatten die Mädchen beschwichtigt, wenn auch nicht befriedigt. Sie dachten, wenn es die Mutter so z'weg (fertig) gebracht ohne Partie, so wüßten sie nicht, warum sie es nicht noch viel besser machen müßten, denn sie hätten doch ganz andere Nase und wären gegen die Mutter ein Herrenfressen. Aber, wohlverstanden, so dachten sie, sie sagten es der Mutter nicht ins Gesicht, sie waren zu wohl erzogen dazu, d. h. die Mutter hatte für ihr Alter noch eine verdammt brave Hand, und wo sie hinschlug, da klepfte (klatschte) es, wie wenn die beste Wäscherin ein achtpfündig Hemd auf einem Waschbrett sauber klopft.

Indessen waren die Dinge denn doch anders, als zu der Mutter Zeiten. Damals waren noch keine Bälle gewesen wie jetzt; bei der Mutter Eltern war kein so vornehmer Leutnant, dessen Vater Ratsherr war und der Jacot Gygampf hieß, einquartiert gewesen, und es nahm sie gar zu wunder, wie es so an einem Ball gehe, und wie man mit einem Leutnant fortkomme im Tanzen. Ein glücklich Zeichen war, daß die Mutter am Brief Freude hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß e sellige (solcher) Herr an sie noch denke, es Ratsherre Sohn, man denke!

Sobald der Vater heimkam, erzählte sie ihm die wichtige Begebenheit, von wem sie einen Brief erhalten, und wie sie das für eine Ehre anzusehen hätten, und daß Bäni ihm schreiben solle, ob das alt' Neujahr vor oder nach dem Neujahr sei, von wegen er möchte gerne an den Ball kommen und sie sollten auch kommen. Der Vater war nicht halb so hingerissen, wie die Mutter. „Ho," sagte er, „wegen der Ehre

möge er nicht viel hören und auch wegen der Liebe nicht. Man könne leicht zehn Ratsherren auf die Wage tun, sie zögen nicht, was ein währschafter (solider) Bauer, und wegen der Liebe denke er, der Leutnant erinnere sich mehr an ihre Hammen (Schinken) und Magenwürste, nach denen werde er mehr Appetit haben, als nach ihnen. „Aber, Vater, nicht wahr, wir können gehen, Bäni soll ihm schreiben, wenn das alte Neujahr ist?" schrien die Mädchen. „Wegem Schreiben kann Bäni machen, was er will. Es ist die Frage, ob er euch nicht will für e Narre ha. Daß einer in der Stadt nicht weiß, wenn das alte Neujahr ist, selb b'richtet mich niemand (das macht mich niemand glauben) und noch dazu es Ratsherre Söhnli." „Aber, gehen können wir doch?" frug Stini. „Es ist noch lang," sagte der Vater, „man kann sich b'sinne! Daneben wüßt ich nicht, warum ihr gehen solltet, ihr seid ja noch nie gewesen, was brucht es sich jez?" „He einmal muß immer das erstemal sein," antwortete Stini. „We (wenn) niemere (niemand) hürate wett (wollte), wenn er nit scho g'hüratet gha hätt, wer wär uf der Welt?" frug Stini, des Vaters Liebling. „Allweg du, du hättest deine Nase z'vorderst gha (herausgesteckt), gäb (ob) g'hüratet oder nit g'hüratet," antwortete der Vater und brach ab.

Damit aber war die Sache begreiflich nicht abgetan; wenn die Könige auch schweigen, deretwegen redet das Volk doch. Bäni mußte erstlich schreiben, d. h. Trineli mußte in seinem Namen schreiben, und setzte auch keck, ohne von dem bedenklichen Falsum Notiz zu nehmen, Bänis Namen unter den Brief. Der Brief lautete:

Geliebter Freund!

Deinen Brief hat mir der Polizeier gebracht, und es hat uns gefreut, daß Du uns nicht vergessen hast und noch weißt, wo wir wohnen. Es wird uns freuen, Dich zu sehen, denn wir hatten lange Zyt (Sehnsucht) nach Dir und taten

Dich zum Essen rufen, als Du lange schon fort warst. Aber mit dem alten Neujahr tust Du vexieren. Du weißt so gut als wir, daß es nach dem Kalender aufs nächste Jahr am 13. Jänner ist. Du kannst zeigen, ob es Dir Ernst ist, wenn ich kann, komme ich auch, und vielleicht meine Schwestern kommen auch, wenn Vater und Mutter es erlauben. Es wird mich freuen, Dich zu sehen, um wieder Bekanntschaft mit Dir zu machen. Du warst uns allen gar anständig (lieb), und ich und die andern auch haben oft zusammen gesagt, wenn man immer solche Einquartierung bekäme, so hätte man sich ihrer nicht zu erklagen, ds Gunträri (im Gegenteil), sie wären einem noch wert, und wenn sie fort ginge, täte man noch an sie denken. Denk auch an uns und komm am alten Neujahr, wir wollen auch kommen, wenn Vater und Mutter es erlauben, aber es täte uns sehr g'mühen (ärgern, betrüben), wenn Du nur vexieren würdest. Ich soll viele Grüße vermelden und grüße Dich aufrichtig und vergiß nicht

Deinen

aufrichtigen Freund

Bendicht (Benedikt) Treu.

Es ist doch sonderbar, wie so ein Brief verschiedenen Klang haben kann, je nachdem ein Name darunter steht! Nun, dem Jacot Gygampf klang er gar nicht schlecht, mit dem Bendicht Treu darunter, aber was meint man, wenn unter demselben Trineli Treu gestanden wäre, wie hätte er dann geklungen, was meint man?

Der Brief hatte die trüben Gedanken aus Trinelis Seele verjagt wie ein frischer Morgenwind die Nebel auf dem See, ja er hatte selbst das Rübenabhauen in die angenehmste Arbeit verwandelt, er hatte Stoff zu Gesprächen gebracht, die am schönsten ungestört sich führen ließen, denn weder Vater, noch Mutter gaben sich mit Rübenabhauen ab. Beim jungen Volk war der Besuch eine vollendete Tatsache, aber

die Vorbereitungen zur definitiven Vollendung dieser Tatsache boten eine Welt voll zum Reden dar. Wer einige Erfahrungen in der schönen Welt gemacht hat, weiß, daß vor einem Ball die Mädchen zwei Hauptstoffe zur Unterhaltung haben: wer ihn besuche und was sie anziehen wollten, die Toilette. Mit dem ersten Stoff wollen wir uns nicht beschäftigen, da das umliegende Publikum uns nicht interessiert, es uns ganz gleichgültig, ist, was für Notabilitäten der Umgegend am Rübhaufen gemustert und durch die Hecheln gezogen wurden. Von den Toiletten dagegen müssen wir etwas erwähnen, indessen nur kurz, wie weitläufig auch die Verhandlungen geführt wurden.

Als reiche Töchter waren sie ziemlich versehen, hatten schöne und kostbare Kleider, sogar sehr schöne Strümpfe, welche sonst zuweilen selbst bei den Hoffärtigsten, die aber doch das comme il faut nicht verstehen, zu fehlen pflegen. Aber zwei Faktoren fehlten ihnen, welche in jüngerer Zeit in der ländlichen Toilette sich Rechte erworben — Mäntel und Schals. Mit dem einen oder dem andern kann man es auch schon machen, aber wer es zu beiden bringen kann, feiert Triumphe. Ob Mantel oder Schal oder beide und wie dazu kommen, das waren die zu lösenden Hauptfragen.

Mit denselben wurde begreiflich zuerst um die Mutter herumgeschwänzelt, denn in der Regel muß man erst mit dieser im reinen sein, ehe man solche Gegenstände vor den Vater bringen darf. „Aber, Mutter, wie habt Ihr es gemacht, ohne Mäntel, ohne Schals, wenn es regnete, schneite oder so recht kalt war und man noch wenig gedeckte Fuhrwerke hatte, wie brachtet Ihr weiß und trocken die Hemden davon und erfroret nicht halb oder ganz?" „O, wegen solchem hatte man keinen Kummer, man hatte wärmer als jetzt. War's kalt, so zog man von des Vaters Mutzen (Westen) unter dem Hemd an, und machte es strub (unfreundlich) dazu, so zog man große weiße, tuchene Kaputröcke (Mantelröcke), wie man sie in jedem

Hause hatte, über alles an, und auf den Kopf nahm man einen großen Wetterhut, wie ihn das Mannevolk beim Wässern braucht, da konnte man fahren, wohin man wollte, man wurde weder naß, noch hatte man kalt, und wenn man auspackte, kam man wie aus einem Druckli (Schächtelchen)." Die Mädchen lachten hell auf über diese Schutzmittel, wo man ausgesehen haben werde wie ein alter Chorrichter (Kirchenvorstand). In der Tat, geschmackvoll mögen die weiten elben (schafwollgelben) Röcke mit den großen Knöpfen und die niedern, breiten Hüte nicht ausgesehen haben, aber praktischer waren sie sicher als Parapluie, Mäntel und Schal, des sind wir sicher, selbst wenn in Ermangelung einer tuchenen Kutte (Rock) ein alter Chorrichtermantel den Dienst verrichten mußte. Endlich möchten wir doch fragen, was für ein Mädchen vorteilhafter war, wenn das Publikum in der Vilmergerkutte (Rock aus Villmergen im Aargau) einen alten Chorrichter oder Gerichtsäß erwartete und dann auf das angenehmste überrascht war, wenn ein munter lustig Meitschi unter dem Wetterhut hervorblickte und aus der Kutte sich wickelte, oder wenn aus der eleganten Hülle, in der man eine Löwin des Tages erwartet, ein gelbes Granggelbein (magere Person) sich herausschält?

Die Mutter war bald erobert, die Mädchen brauchten nur ihren Stolz in Wallung zu setzen, sie wußten, daß sie nicht die sein wollte, welche es weniger vermöchte, als die und jene, oder daß man sagen könnte, sie vermöchten's, aber sie sind zu geizig, b'sunderbar die Mutter, sie ließe sie nackt laufen, wenn sie nicht fürchtete, sie müsse vors Chorgericht (kirchliches Sittengericht).

Als die Sache vor den Vater kam, sagte dieser: „Das ist nur es G'stürm (Rederei); wer sagt, daß sie gehen, wer hat's erlaubt? Es braucht sich dessen nicht. Ich war auch niemals an einem Dinggeläri(Dingsda)-Ball oder wie man sagt, und wurde doch Chorrichter, und wer weiß, ob ich nicht Ammann werde, weiß darum gar nicht, warum sie so unnütz

Geld verklopfen (durchbringen) wollen." Die Mutter begehrte sehr auf, ob er denn den Kindern nichts gönne, man müsse den Kindern auch was gönnen, wenn sie arbeiten sollen, und es nehme sie wunder, ob sie nicht auch so gut seien als andere Leute, welche auch an den Ball gingen. „Ball, Ball," sagte der Vater, „es ist nicht nur der Ball, d'Sach' hat eine noch ganz andere Nase, da kann man Schneider, Schuhmacher, Näherinnen sieben Wochen auf der Stör (im Hause) haben und d'Krämer manche Stund ringsum auskaufen, daß es kei Gattig (Art) het und einem das Liegen weh tut und es ist, als ob alles eines Tages vertan sein müsse." „Ja, hast du nicht Geld, so muß man sehen, daß man es bekommt, es ist schon jemand, der vorstreckt, und wenn wir gedroschen haben, so können wir Korn verkaufen und können es dann wiedergeben." „Halt d's Mul, Frau, so komm mir nicht; hab' genug des Kärs (Gekeifs). Es ist noh lang bis derthi (dorthin), me cha genug noch luege (zusehen)." „Mi cha de luege," das ist ein mächtig Wort, das ist kräftiger, als viel Pfund Pulver, mit dem hat man schon manche schwere Frau alle Wände aufgesprengt.

Jacot Gygampf hatte große Freude am Briefe, wenn er auch die Hand nicht kannte, die ihn geschrieben, daher auch den rechten Geist nicht fassen konnte, der in den Buchstaben lag. Aber der große Schiller singt davon, wie sich auf Erden mische das Weiche mit dem Harten, und das wäre gut so, aber es mischt sich auf Erden auch das Süße mit dem Sauren, und das lieben nicht alle Leute; die Mischung wird nicht bloß bitter, sondern geht oft bis zur Gattung der Wienertränkli (Abführmittel aus Sennesblättern und Glaubersalz). Die haßte Jacot in den Tod, und doch war es sein Schicksal, nicht selten solche zu sich nehmen zu müssen, und zwar gerade in Zeiten, wo er Hoffnung kriegte, jetzt könnte es ihm bald werden wie einem Fischlein im Bache.

Wir wissen schon, daß Jacot eine oder zwei erwachsene

Schwestern hatte, von denen eigentlich nur eine so recht zählte, sintemalen, man denke, sie bereits über zwanzig Jahre alt und äußerst sehnsüchtigen Gemütes war. „Ach, wenn Liebe nicht wär', ich lebte nicht mehr," war der Text zum Grundton ihrer schönen Seele. Wenn Lisette sich im Spiegel besah und endlich so recht besehen hatte, hinten und vornen, so sagte sie: „Schön, was man sagt, schön bin ich nicht, das muß ich selber sagen, auch eigentlich nicht recht, was man sagt, lustig, aber dagegen angenehm, höchst angenehm, und das ist doch die Hauptsache, das bleibt, von wegen das kommt vom Herzen. Hergegen, was ist mit der Schönheit? Die ist übernächtig, und man hat viel Exempel, daß es in kurzer Zeit aus den Schönsten die wüstesten alten Hexen gegeben hat und böse notabene. O ja, wenn man mir ins Herz sehen könnte, da könnte man sehen, was für eine Liebe und was für ein Glück für alle, die auch mich lieben wollten, darin wohnt. O, wenn ich doch nur bald an Tag legen könnte, was mein Herz schwellt, daß es zerspringen möchte!" Man sieht, echt weibliche Gesinnung durchströmte die gute Lisette, und sie war nicht hohl, schwach, konnte höchstens Worte gebären wie andere Sorten von Liebe, z. B. die vom Vaterland und von der Freiheit, o nein, sie war lebensfähig, bereit, je eher je lieber tatsächlich sich zu bewähren. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen, denn wenn sie gekommen wäre, Lisette hätte sie ganz gewiß beim Schopf ergriffen. Ihre Schuld war es also nicht, sie lag darin, daß leider die Gelegenheit nicht kam, nur hier und da schimmerte Morgenröte von irgend einem Aspiranten her, der auf des Vaters Gnade lauerte. War aber der Moment vorbei, wo er sich erzeigen konnte oder erzeigt hatte, verfinsterte sich der Himmel wieder, statt Sonnenschein gab es Regenwetter, weil der erschienene Stern sich unsichtbar gemacht. Nun, mit dieser Lisette wäre einer gewiß nicht so schlecht gefahren, denn neben ihrem Herzen hatte sie noch Fleiß, war gutmütig, konnte Strümpfe flicken und eine Suppe kochen und schrie nicht alle Tage nach einem neuen

Rocke; auch konnte sie ganze Abende daheim bleiben, ohne sich aus Langerweile und zugleich als Mittel dagegen am Boden herumzuwälzen oder die Haare sich aus dem Kopfe zu raufen. Aber das sind halt Tugenden, nach denen der Zeitgeist eben nicht schreit wie ein Hirsch nach einer Wasserquelle, und Lisette machte sich nicht splendid, war nicht reich, und der gute Herr Gygampf war nicht der Mann, der eine solide Garantie eines immerwährenden Kredites darbot, man sah ihn in kundigeren Kreisen bloß als eine zufällig aufgetauchte, schnell vorübergehende Zelebrität an.

Der gute Jacot ließ nun unglücklicherweise in seiner Freude Worte von dem Balle und seinen Aussichten fallen, und diese Worte waren in Lisettes Herzen, was Funken in einem Pulverfaß, mit dem Unterschiede nur, daß Funken in einem Pulverfaß eine Explosion verursachen, hier jedoch Lisettes Herz bloß mit starker Glut und stillen Flammen füllten. Begreiflich wollte sie mit Jacot, mit ihm fischen gehen nach dem lange ersehnten Glück, denn das war eine Gelegenheit, und was sie da gelten, was sie für Aufsehen machen müßte! Als er nicht gleich sich willig zeigte, ein ärgerlich Gesicht machte, da weinte sie der Mutter, wie Jacot so unartig sei, so selbstsüchtig, da flatterte sie um den Vater und sagte ihm, er sei das beste Papali unter der Sonne, wenn jemand ihr ein Freudeli gönne, so sei er's. Nun wolle der Jacot an einen Ball und sie nicht mitnehmen, und doch koste ja ein Chaisli oder ein Schlitten gleichviel, fahre eins oder fahren zwei. Und wenn man den Schlitten brauchen könnte, hätte sie eine schreckliche Freude, denn mehr als sieben Jahre sei sie nicht im Schlitten gefahren. „Bei solchen Gelegenheiten macht man oft die angenehmsten Bekanntschaften, Vaterli! Vaterli, gäll, ich kann gehen?" „Mi cha de luege (Man kann sehen)," sagte Herr Gygampf. Das stellte Lisette vollständig zufrieden; wenn Herr Gygampf einmal gesagt hatte, „mr wei (wollen) de luege," so wußte man, die Sache war vollständig entschieden, wenn man sie nicht

selbst verdarb. Herr Gygampf dachte nicht daran, daß Lisette dem Jacot lästig sein könnte, sondern seufzte bloß über vermehrte Kosten; indessen in der Hoffnung, es sei eine Wurst an eine Speckseite, ließ sich schon was wagen. Übrigens gehörte Herr Ratsherr Gygampf zu den Vätern, welchen es keine Beschwerde war, sondern eine Freude, vorauf auf der Chaise eine Tochter im Lande herumzuführen und dabei in väterlichem Ergötzen zu denken: „O lueget doch und sehet, was das für eine ist, o wenn ihr recht wüßtet, wie das eine ist, ich wäre des Lebens nicht sicher, weil sie alle wollten und doch nur einer sie haben könnte." Es ist wirklich rührend, Väter zu sehen, wenn sie mit ihren Töchtern z'Märit (Markt) fahren in väterlicher Zärtlichkeit und diese Zärtlichkeit nicht abnehmen will, im Gegenteil zunimmt, wie sie viele, viele Jahre durch die gleichen Töchter z'Märit führen und jedes Jahr besser vorauf auf der Chaise.

Ein ganz anderes ist's mit den Brüdern, bei denen ist die Zärtlichkeit nicht halb so groß und währt nicht so lang, es sei denn die Schwester ein Liebesleiter nach Art, wie man auch Weinleiter (Spaliere) hat. Aber wenn man das Schlepptau sein soll und bei jedem Schritt und Tritt wenigstens zwei an den Kuttensecken (Rockschößen) hat und viere haben müßte, wenn man vier Kuttensecken hätte, ja, dann wird das Leben schwer. Ach, der gute Jacot war schon so oft Schlepptau gewesen, und behilflich war ihm die Lisette nie gewesen, und hier konnte sie es am allerwenigsten sein, sie kannte die Mädchen, nach welchen Jacot angeln ging, nicht, sie konnte ihm nur im Wege sein, sie gab ihm nicht Ansehen, Relief, wie der Weltsch (Franzose) sagt, sie zog mit ihrem unscheinbaren, auf dem Lande lächerlichen Wesen ihm zum allerwenigsten Spott zu, vielleicht gar die Frage, wie manche solche Schwester er noch habe. Jacot ward unwirsch, ja er kriegte sogar ein Stück Weltschmerz, er frug, ob er denn dazu geboren sei, keine Freude ungetrübt genießen zu können. Einer nach dem alten Glauben

hätte gefragt, ob ihm keine reine Freude geordnet (bestimmt) sei. Am Ende kömmt's auf eins hinaus, klingt aber ganz anders, und so ist's noch mit vielen andern Redensarten.

Desto größere Freude hatte die gute Lisette, die jetzt wieder einmal an die Sonne sich stellen konnte, sie erzählte allen Menschen ihre Aussichten, die Glückliche. Sie hatte eine Freundin, Rosalie Gälblächt (Gelblich), eine scharmante Person, ihr Vater hatte ein Spezereilädeli und sie war Modiste, hatte einen besonders guten Ruf, fürs Montieren (Arrangieren) nämlich. Die Familien waren befreundet, man sah Herrn Gygampf oft in Herrn Gälblächts Lädeli, er versah sich dort mit Schnupf (Schnupftabak), Zimmet und andern häuslichen Bedürfnissen, und wollte er seinem Weibervolk Neujahrsgeschenke machen, so besorgte sie ihm Rosalie Gälblächt oder war wenigstens seine Ratgeberin. Er aber leistete, wenn der Staat Bedürfnisse hatte, Karrensalbe für den Staatswagen, Salatöl oder Schwefelpulver zum Ausputzen und, wenn Herr Gälblächt Lieferant sein wollte, die nötige Fürsprache.

Als Rosalie Gälblächt vernahm, was Lisette Gygampf für ein Glück bevorstand, da glich ihr Gemüt einem Apothekerlaboratorium, in das Feuer gekommen; Feuerströme von allen Farben, einer feuriger als der andere, durchflammten ihr Gemüt, sie war ganz weg, sie mußte hin, sie mußte mit, sie versprach Lisette alle Himmelsgüter, wenn sie ihr dazu behilflich sei. Sie versprach ihr, alles, was nur zu montieren war, gratis zu montieren, ja sie wollte was am Chaisli bezahlen und noch mehr an einem Schlitten. Gewiß finde man noch eine vierte Person, dann koste es noch weniger, und was sei dagegen das Glück, an der Seite des herzigen Jacot durch die Gefilde zu rasen, daß Roß und Reiter stoben und Kies und Funken schnoben. „Ja, Lisettli, du herzigs Lisettli, du Mignone (ma mignonne), dazu mußt du mir verhelfen, ich weiß zwar wohl, daß der gute Jacot die größte Freude hätte, wenn ich ihn selbst fragen würde, dä Läker (der Schäker) hat

mir schon manches zu verstehen gegeben, aber mit der Sprach' darf er nit recht füre (heraus). Ach, dä gut Mönsch ist noh so schüch (schüchtern), und gäb was me (was man auch) macht, die Schüchi (Schüchternheit) wott ihm nit vergah, und er wär' imstand us luter Schüchi mih nit mit z'welle. Drum Lisettli, sag' du ihm's, ich will dann nachher auch noch döppele (anklopfen), bis er's recht begreift." Lisette war bestochen, wäre eigentlich lieber die einzige Sonne des Tages gewesen, trug indessen den Trost der Mädchen im Busen, der in eine kurze Formel gefaßt so lautet: „Mach' nur, was du kannst, magst mich doch nicht." Nun hatte Jacot bereits zwei Begleiterinnen, ob er auch noch zur dritten kam, wird sich zeigen. Aber ob es eigentlich zweckdienlich sei, zwei mitzubringen, wenn man eine erobern will, ist wirklich eine bedenkliche Frage.

Ein solcher Tag, wo eine Partie ist, wie man zu sagen pflegt, mit Ball und Tanzen, Essen und Trinken, an welchem die edelsten Söhne durch das ganze Land weg teilnehmen, ist ein ungeheuer wichtiger Tag, er kann viel wichtiger sein als hundert Tage voll Heldentaten, welche in der Weltgeschichte verzeichnet stehen, und doch verzeichnet sie solche Tage selten oder nie. Die Weltgeschichte hat es wie die Parvenus im allgemeinen, sie schämt sich zumeist des Schoßes, aus welchem sie geboren worden. Es ist bekannt und angenommen, daß aus Studenten nie was Rechtes geben würde, wenn nicht Examen wären, ja nicht einmal das Saufen würden sie gehörig lernen, was doch eigentlich nichts anderes ist als die Steigerung einer natürlichen und ganz von selbst zutage tretenden Anlage, wenn nicht das Stürzen, das Vor- und Nachsaufen wäre und ganz besonders das Setzen (Ponieren, ausgeben), wobei man den Stoff ums Vaterlands willen gratis kriegt, wie man sich auf Kosten des Vaterlandes im Schießen übt mit geliefertem Pulver. Warum sollte nun das weibliche Geschlecht nicht ähnlicher Erziehungsmittel bedürftig sein, wenn es die Stufe erreichen soll, welche ihm von der Natur angewiesen ist, und

das ist denn doch wohl keine andere als Freiheit und Gleichheit, Gleichstellung mit dem Manne. Und wie nahe wir der Verwirklichung dieses Zieles sind, sehen wir daraus, daß im großen Rate des Kantons Bern bereits zwei Stimmen, und nota bene von einem Stadtberner, gefallen sind, den Mundtod (politische Rechtlosigkeit) des Weibes aufzuheben und ihm Stimme zu geben in der Gemeinde.

Ein vortreffliches Erziehungsmittel wie die Examen bei den Studenten sind Bälle und Partien bei Mädchen. Da zeigt es, ob es zieht oder nicht, was für eine Stelle es einzunehmen vermag in der Welt, wie es Reize entfalten, Garne auswerfen, Menschen fischen kann. Ja, es sind nicht bloß Examentage, sondern eigentliche Schlachttage und noch mehr. Die heutigen Helden gehen selten selbst ins Feuer, sondern schicken andere hinein, machen niemanden nieder und lassen sich nicht niedermachen, von wegen sie gehen zur rechten Zeit. Die Mädchen dagegen gehen selbst ins Feuer, schicken niemanden für sie; je feuriger es hergeht, desto feuriger schlägt ihr Herz, desto kühner trotzen sie mit offener Brust allen Geschossen, Spießen und Schwertern, schießen nach allen Herzen, verwunden bis in Tod, nehmen gefangen, schleppen die Gefangenen hinter sich her, je mehr desto lieber; so legen sie Proben ab, und zwar nicht gegenüber alten verwitterten Professoren mit großen Perücken wegen Mangel an Haaren, Perücken, welche die Diebe freilich nicht gestohlen, die Motten dagegen halb gefressen und bald ganz gefressen haben werden, sondern gegenüber der Blüte der Menschheit, herrlichen Jünglingen mit kühnen Herzen und schönen Handschuhen, frisierten Locken und geschornen Nacken. Ja, das will was sagen, da ist's begreiflich, daß auf solche Tage die Mädchen mit der größten Sorgfalt sich vorbereiten, mit viel größerer, als die englischen Jokeys ihre Renner auf den Tag des Rennens, ja selbst mit noch größerer als gewisse Kriegskommissäre auf Lager oder Feldzüge, wo auch nicht das Düpflein (Tipfel)

fehlt, ausgenommen alles, was Roß und Mann bedürfen. Daß man auf solche Tage sich gründlich vorbereitet und zwar viel gründlicher als die Studenten zumeist auf ihre Examen, versteht sich von selbst.

Des Haselbauern Töchter hatten endlich durch Vermittlung der Mutter die erwünschte Erlaubnis erhalten, und nun ging's mit Macht ans Zwegmachen (Zurechtmachen) und Präparieren. Wo Geld genug ist und es einen nicht reut, da macht es sich, da ist bloß der Kummer, daß man das Schönste und Beste treffe beim Kaufen und das Gekaufte nicht verpfuscht werde durch unkundige Hände. Wo aber das Geld fehlt, wo man die Kreuzer sollte z'weg ziehen (zurecht ziehen) können, daß Franken aus ihnen würden, ja da geht es mühsam zu, da muß man zehnmal stadtauf stadtab, bis man das Wohlfeilste hat und doch das Schönste, das glitzert und glaret (gleißt) in alle Gäßlein hinein, daß man von weitem meint, was es sei, und sieht man es näher an, ist's kreuzerige Rustig (Zeug, das nur einen Kreuzer wert ist). Die guten Kinder meinen durch den Schein ersetzen zu können, was dem Wesen abgeht. Die guten Kinder gedenken es gut zu machen und machen es gerade schlimm, für alle Kundigen legen sie damit ein Zeugnis ab über den Zustand ihres Geldsäckels, vom Mögen und Können, ein Zeugnis über ihren Geschmack, ja ein Zeugnis über ihren Sinn, dem das Scheinen genügt, der das Sein für überflüssig hält. Das ist ein fataler Sinn das, besonders bei Mädchen, denn was hat man am Ende von ihrem Liebenswürdigscheinen, wenn sie später als Frauen als das Gegenteil sich erzeigen?

Ungefähr so ging es bei Haselbauern und bei den Gygampfischen. Die beiden Töchter im Haselhof kriegten famose neue Mäntel. Der Stoff war schön, und der Hofschneider der dortigen Gegend hatte sich verflucht und vereidet, er wolle ihnen Mäntel machen, wie man noch keine gesehen, man werde Respekt haben nicht für G'spaß (ernstlich), wenn sie mit denen daherkämen. Er hielt auch Wort, er machte Mäntel, für die

es starke Schultern erforderte, sie zu tragen, und ersinnete Zutaten, Bequemlichkeiten daran, daß es einen wundernahm, warum er nicht noch Platz für eine Bettflasche und einen dito für eine Kaffeemaschine angebracht. Die guten Mädchen meinten auch, was sie hätten an diesen Mänteln, und kaum ging ein Tag vorüber, daß sie dieselben nicht probiert hätten; und richtig, die Freude erlebten sie, daß keine auf den Platz kamen, die von weitem ihren ähnlich gewesen wären.

Bei der Lisette und der Rosalie da war's anders, da sagte die Rosalie des Tages oft: „Habe doch nicht Kummer! Ich montiere (arrangiere) dir dann, daß man meint, was es sei, daß du die Reichsten ausstichst, hier ein Bändeli, dort ein Meyeli (Blümchen) und kühn Schwüng an allem, du glaubst nicht, was das für Effekt macht. Es müßt kurios gehen oder es wird heißen, an Jungfer Gygampf hat man gesehen, was G'schmack sei, und G'schmack ist immer die Hauptsache." Aber es kostete wirklich viel Scharfsinn, um die ganze Lisette geschmackvoll herzustellen, denn Herr Gygampf schwitzte sehr schwer und spärlich, und wenn Madame Gygampf nicht noch mit einigen Fähnlein ausgerückt wäre, die vor dreißig Jahren in der Mode gewesen waren und es nächstens wieder werden könnten, womit also Lisette den Schein gewann, als ginge sie der Mode voran, es hätte vielleicht Tränen gekostet; so gab es jetzt ein glücklich Gesicht, und Lisette hatte den heimlichen Trost, daß selbst Rosalie Gälblächt, die offenbar für sich viel mehr angewendet hatte, gäb wie sie das Gegenteil versicherte, ihr nicht nachkomme, denn was Dreißigjähriges brachte die nicht auf.

Von einer vierten Person abstrahierte man, erstlich konkurrierten drei Töchter um die Mitfahrt, man wollte keine böse machen, begehrte wirklich auch nicht so große Konkurrenz, und Jacot ward es himmelangst, ein ganzes halbes Dutzend gaumen (behüten) zu sollen, wo da Zeit nehmen zu den eigenen Geschäften? Darum wurde ihm insinuiert, mit dem Fuhrwerk es so wohlfeil als möglich zu machen; bei einem mindern Kut-

scher mache man es viel billiger; wenn alles auch nicht so elegant sei, so sei die Hauptsache, daß man fahren könne und wohlbehalten ans Ort komme, und in der Regel sei das der Fall mit den Rossen bei den mindern Kutschern, die seien viel sicherer, hätten weniger Mucken und stellten nie draus (gingen nie durch), besonders wenn man mit dem Hafer vorsichtig umgehe.

Je näher das alte Neujahr kam, desto feuriger schlugen ihm die gedachten Gemüter entgegen. Andere, welche es schon oft mitgemacht, nahmen es freilich viel kaltblütiger, sie hatten es erfahren, daß nicht halb soviel herauskomme als man sich vorstelle, viele werweiseten (überlegten hin und her), ob sie gehen wollten, ja, es waren sogar welche, die gar nicht gingen, sie hätten's schon oft probiert, aber es helfe alles nichts, klagten diese. Von vielen wurde über das Verderben der Welt geklagt, wie alles alle Jahre schlechter werde und die Menschen unverschämter. Noch vor einigen Jahren habe man eine anständige Gesellschaft angetroffen, seinesgleichen. Man habe gewußt, mit wem man tanze, sei nicht Gefahr gelaufen, mit Menschern, die aus der Stadt verwiesen worden, zusammenzutreffen, mit Wirten, die neu rekrutieren wollten, mit Besenbinderstöchtern und verlumpeten Schreibern, kurz mit allem Güschigut (Plunder, Lumpenvolk), zu Stadt und Land tanzen zu müssen, wie es jetzt geschehe, wo jedes Gassenmensch meine, es hätte das Recht, an allen Orten zu sein, wo andere Menschen auch seien, und je schlechter eins sich aufführe, desto vornehmer sei es, von wegen der Aufklärung und Bildung.

Auch am Orte selbst, wo das Fest stattfinden sollte, fand man Mißvergnügte, namentlich alle Köchinnen unter sechzig Jahren, welche weibliche Ansprüche machten. Die schimpften schrecklich über die Ungerechtigkeit in der Welt, daß sie am Feuer verschmachten müßten, damit andere sich lustig machen könnten und nichts davon hätten als Zorn und halbtote Glieder. Auch unter den Stubenmädchen gab es Mißvergnügte, sowohl unter denen, welche Liebhaber hatten, als unter denen, welche

gerne welche gehabt hätten. Sie klagten bitterlich über das G'schleipf (Schleppen) mit den Mänteln und andern Sachen, über den Verbrauch von Schuhen, und alles umsonst, ohne daß man ihnen nur Dankeigist (hab' Dank) sage.

Im ganzen genommen ist es sonst stille am Orte. Wer am Feste teilnehmen will, hat mit der Toilette zu tun oder tut Geschäfte ab. Die Wirte sind in großer Geschäftigkeit, machen Weine, fassen Hafer, schießen in Metzg (Schlachtraum) und Küche herum, machen mit Befehlen den Metzger sturm (wirblig) und die Köchin z'Teufels, bis die Geschäftigkeit mit dem Vorrücken der Zeit in Spannung übergeht. Der Wirt stellt sich unter die Haustüre, beide Hände auf die Hüften gestemmt, sieht nach dem Wetter, sieht nach dem Kirchenzeit, schießt dann ins Haus, rennt die Frau fast um und schreit: „Mach noch mehr Pasteten, das Wetter chunt (kommt) gut!" Die Frau sagt: „Sorg du für den Keller, mach, daß man weiß, wo man Wein nehmen muß, für die Küche laß mich sorgen, da hat es noch nie gefehlt." „Darf man denn keinem Menschen mehr was sagen?" schreit der Wirt, „die Köchin ist auch wie ein Säugfuchs (bissige Person), wenn man unter der Türe steht, riskiert man, daß sie einem in die Beine schießt (gegen die Beine fährt)." „Und wenn sie es täte", sagt die Frau, „so täte es dir recht geschehen, du wüßtest doch dann, was du das Haus vollzubrüllen hast für nichts und wieder nichts." Der Wirt streicht sich aus dem Feuer, schießt in ein Nebenstübli, dort sitzen Stubenmeitli, vielleicht auch eine Tochter (junges Mädchen zum Aufwarten) oder zwei, ruhig am Tisch und essen behaglich. „Seid ihr noch da, es dünket mich, ihr solltet die Ranzen voll haben, daß es euch hinten einen Hoger (Höcker) austreibt." „He," sagt eins aufstehend, „wir müssen selbst den Verstand haben, und wenn wir's haben, nehmen, daß wir es einstweilen machen (aushalten) können. Wenn andere den Verstand hätten, von Zeit zu Zeit zu sagen: ‚Wenn du was magst, so findest dort und nimm', so müßten wir nicht für d'Fürsorg futtere (im voraus essen)."

„Ho," sagt der Wirt, „dich braucht man weder zu fragen noch zu heißen, du greifst zu, wo was ist, aber wart nur," und schoß weiter. Grinsend sehen die Mädchen ihm nach. „Das ist doch hüt aber e Stürmi (unruhiger Geist)," sagt die Sprecherin. „Ich will unserem Regieriger (Regierungsstatthalter) sagen, er solle ihn allemal, wenn's so was gibt, vierundzwanzig Stund hintern tun (einstecken), es ging alles noch einmal so ring (leicht)."

Der Wirt ist wieder unter die Haustüre geschossen, es schlägt ein Viertel über Zwei, und sein Gesicht wird lang. Er weiß zwar wohl, daß die Leute nie um diese Zeit da sind, daß sie alle erst nach dem Essen daheim verreisen (fortfahren), aber er ist ein unerträglicher Jasti (heftige Person), mag nie warten, bis die bestimmte oder gewohnte Zeit da ist. Es schlägt halb drei, da wird sein Gesicht noch länger, kein Bein hat sich noch gezeigt. Er schüttelt den Kopf, er dreht sich um, er läuft ins Haus, er steht unter der Küchentüre, die Köchin sieht ihn nicht an, er läuft ins Lokal der Stubenmeitli, es ist keins sichtbar, er begegnet im Hausgang seiner Frau, er sieht sie bedenklich an und sagt: „Heute fehlt's, noch niemand da, kannst sehen, daß du nicht aber zuviel kochest, sonst mache ich dich verantwortlich." Sie sieht ihm über die Achsel nach und sagt: „Bist e Stürmi!" Drei Uhr schlägts, der Wirt schießt vom Stalle her um eine Ecke wie eine Mauerschwalbe; da er im Hause wenig Anklang fand, hatte er seine Aufmerksamkeit dem Stalle zugewandt.

Horch, es klingelt, es ist ein Schlittengeschell, hochauf gumpet (hüpft) es ihm innerlich und äußerlich, die Tabakspfeife fliegt in die Tasche: „Mareili! Stüdeli (Christine)! Gretli!" schreit er ins Haus. Die weißen Präservativscheuben(-schürzen) fliegen weg, die Halstüchli um die Ohren werden festgezogen, es ist das Gürten der Morgenländer und anderer Juden, ehe sie in Kampf sich stürzen, sie schießen daher wie Möven übers Meer, ehe der Sturm angeht, und draußen klingelt es näher und näher, und um die Ecke kommt's trapp, trapp, schwer und

doch schnell, ein mächtiger Gaul erscheint, ein grüner Schleier weht hinter ihm, ein Herr in weitem Mantel sitzt daneben, hat eine große Tabakspfeife im Maul, lüpft den Deckel, schreit „Servitör" und fährt vorüber. Höflich war der Wirt gar nicht, sondern zornig dreht er sich um, schreit zum hintern Glied „Ume 's Pfaffs (Nur die Pfarrersleute)!" läuft in die Küche, schreit in Teufels Namen, sie sollten abgeben mit Feuern, heute gebe es nichts, es sei ein Pfaff vorbeigefahren, die seien wie rote Schnecken auf den Wegen, bedeuteten schlecht Wetter.

Während er noch schimpfte, ging es draußen mächtig los mit G'schell (Schellengeläute) und Springen und Schreien: „Johannes, Mädeli (Magdalene), Peter" und noch mehr. Johannes, der Wirt wädelete (wackelte) in seinem schnellsten Schritt zur Haustüre, war auf einmal ganz voll Zärtlichkeit, Peter, der Stallknecht ebenfalls, und Mädeli lief sie sogar über. Überdem glänzte der Wirt über und über wie Moses, als er vom Berge kam, bekannte, daß noch niemand da sei, aber wenigstens vierhundert Personen erwartet würden, öppis (etwa) wenigs, wo vielleicht in die andern Wirtshäuser ging, nicht gerechnet, fragte, was man befehl, schrie plötzlich: „Mädeli, e Schlitte, lauf, Mädeli lauf, hörst, noch einer, ruf Sami, Bäbi, Stüdi, sie sollen helfen. Man kann die Leute nicht draußen stehen lassen bei solchem Winde und dazu die Kälte."

Endlich kamen die ersten Gäste dazu, zu sagen, sie möchten ein warmes Zimmer. „Frau, Frau, es warms Zimmer," schrie der Wirt auf der Treppe, schellte im Zimmer, schoß dem Schellen nach, schreiend, „es warms Zimmer," als ob die arme Frau es auf einem Präsentierteller die Treppe aufbringen sollte. Mit den neuen Gästen kam Mädi die Treppe auf, und unten fuhr ein frischer Schlitten an, und rasch hintereinander einer nach dem andern, als wär's ein Wettrennen oder Wettfahren, wie viele zusammen abgefahren, von denen jeder der erste sein wollte.

Da ward es sehr lebhaft im berühmten Gasthof zum

weißen Ochsen. War der Wirt unten, sollte er oben sein, war er oben, sollte er unten sein, hier schrie man nach Schlüsseln zu Zimmern, dort nach Leuten zum Auspacken, hier nach Wein, dort nach Tee; wer Wein bestellt, kriegte Tee, und Wein, wer nach Tee geschrien, und gar nichts, wer zuerst bestellt, es hürschete (herrschte Unordnung) schrecklich im Hause, und schrecklich ward geschrien, viel ärger als in der Arche Noah, wo doch auch viele Männlein und Weiblein zusammenkamen, aber Noah verstand die Sache besser als der weiße Ochsenwirt. In der Arche waren keine Stubenmeitli, und die Männlein und Weiblein brauchten Verstand, wollten nicht alles durcheinander und alles auf einmal.

Draußen war nicht minderes Gewühl und Geschrei und alles durcheinander, Rennschlitten und Holzschlitten, elegante Chaislein und G'stellwägeli (Stuhlwagen), auf denen noch Borsten sichtbar waren von Schweinen, die man jüngst darauf geführt. Indessen auf die Fuhrwerke achtete man wenig, sie waren es nicht, an denen man über den Wert der Leute das Maß nahm, den eigentlichen Maßstab gaben die Rosse ab. Vor Fuhrwerken, auf denen keine hoffärtige Näherin z'Märit (Markt) gefahren wäre, tanzten dreißig-dublönige Rosse. Fußgänger sah man keine. Wer nicht ein Fuhrwerk vermochte, schlich hinten um und zu hintern Türen ein. Die zuerst Angekommenen hatten großen Vorteil, großes vorläufiges Vergnügen, besonders die Frauenzimmer. Sobald sie sich notdürftig gewärmt, stellten sie sich an die Fenster, inspizierten die Ankommenden, ließen Witze fliegen, ungehechelt kam niemand an, und wo man weder Roß noch Fuhrwerk, weder Gang noch Kleidung was anhängen konnte, nahm man wenigstens die im scharfen Winde rot angelaufene Nase z'weg. Die Schwestern Treu samt ihrem Bäni waren zeitlich angekommen in mächtigen neuen Mänteln, welche zarte Schultern aus der Stadt eingedrückt hätten. Ihr Schlitten war nicht hoffärtig, aber das Roß desto schöner. Sie taten sehr schüchtern in der ungewohnten

Versammlung, aber als man einmal wußte, wie der Bauer hieß, der ihr Vater war, fand man sie reizend und angenehm, besonders der männliche Teil der Gesellschaft, der war ganz einig in diesem Urteil.

Der Strom der Ankommenden nahm immer noch zu, und von ferne her hörte man ungattliche Töne (Mißtöne) von allen Sorten, endlich kam man darüber, daß sie herkämen von stimmenden Musikanten, man sprach vom Anfangen und wie es am lustigsten wäre, wenn nur noch wenige seien und hergegen viel Platz.

Da kam langsam um eine Ecke eine alte demütige Kreatur mit tief gesenktem Haupte, daß man unwillkürlich ausrief: „Häb Sorg (nimm dich in acht), häb Sorg, du trappest (trittst) dir ja selbst aufs untere Maul!", das weit vorhing, ob von Natur oder aus Gewohnheit oder aus Hunger, blieb unbekannt. Hinter ihm her kam ein alt verwittert Chaisli, in welchem drei Personen mit Not zu unterscheiden waren. Es war ein Fuhrwerk, von dem man glauben konnte, es habe sich im Siebenjährigen Kriege verirrt oder sei von Kirgisen in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen, in die Steppen geschleppt worden und erst jetzt wieder zum Vorschein gekommen. An den Fenstern geschah ein groß Geschrei: „Luegit (guckt), luegit," und wer einen Kopf hatte, fuhr damit ans Fenster, „e Hebräer!" schrien diese, „e Muser (Mäusefänger), e Muser!" jene, und trotz der Kälte sprangen Fenster auf, um besser zu erkunden, ob ein Muser oder ein Hebräer daherkomme mit Sack und Pack. Ein Hebräer war es nicht, denn zuerst stieg ein Herr aus in einem Mantel mit einer sogenannten Polismütze (Soldaten-Quartiermütze) auf dem Kopf, und bekanntlich lassen sich nur in Rußland die Hebräer zum Militär verstehen (einstellen), weil sie halt müssen, denn sie lieben halt das Schießen nicht, d. h. das Schießen, welches klepft (knallt); auf das Schießen, welches nicht klepft, sondern ganz im stillen getrieben wird (Mausen, betrügen), verstehn sie sich schon besser. Mauser konnte er schon sein und sein Roß mit dem hängenden Kopfe dressiert haben,

die Mäuselöcher aufzuspüren. Andere meinten, das Roß sei kurzsichtig, suche z'fresse und könne ohne Brille keins finden. Während man darüber stritt, half der Herr zwei Wesen aus dem Chaisli, himmlische Wesen waren es nicht, sondern blasse Frauenzimmer, sie hatten keine Polismütze auf den Köpfen, sondern etwas anderes, man wußte aber nicht recht was. Plötzlich stieß ein Kopf einen Schrei aus, es war Bäni Treus Kopf. „Tusig (der Tausend)! Tusig! das ist der Leutnant Gygampf, d's Ratsherre Sohn, ich kenne ihn wohl, er war bei uns einquartiert." „Was, es Ratsherre Sohn und schämt sich nicht, so zu fahren, das muß e sufere Ratsherr sy, dr Alt, daß er den Sohn so laßt fahre! Da sieht man, was für Pack das Land regiert. Es wird ihm niemand ein recht Fuhrwerk anvertraut haben, und das wird er nur bekommen haben, weil man dachte, in dem mache er sich kaum mit dem Schelmen draus (mache er sich kaum wie ein Dieb davon)."

Jacot hatte keine Ahnung vom Aufsehen, welches er mit seiner Equipage machte, und seine Töchter noch weniger. Er hatte die Maschine zehn Batzen wohlfeiler per Tag, als er sonst wo eine hätte erhalten können, und war sehr zufrieden damit. Man sitze darin vortrefflich, etwas eng freilich, die Beine könne man nicht recht strecken, und die Kissen seien gleichsam zusammengesessen, aber das seien Nebensachen, das Roß laufe sehr gut, sechs Stunden hätten sie in fünfen gemacht, sagte er. Der Stallknecht hatte endlich geruht, mit spöttischen Mienen heranzutreten und den Engeländer, wie er das Roß nannte, auszuspannen. Jacot trat mit Würde herzu, der Stallknecht frug: „Was muß dä Engeländer ha (haben)?" „Ob es wirklich ein Engeländer ist, weiß ich nicht bestimmt," antwortete Jacot, „jedenfalls ist's ein vortrefflicher Läufer, wir machten fünf Stunden in sechs. Denket! Er muß aber jetzt seine Sache recht haben, gebet ihm diesen Abend ein halb Imi (Viertelmaß) Hafer und morgen auch ein halbes, und wenn er daneben noch Heu mag, so gebt ihm auch, aber überfüttert

mir das Roß nicht, hört Ihr's?" „Habt nicht Kummer, Herr, da ist keine Gefahr, an einem halben Imi Hafer hat sich noch kein Roß überfressen, ja wenn's ein halb Mäß (Maß) wäre." „Ja," sagte Jacot mit kundiger Miene, „es mögen darum nicht alle Rosse den Hafer gleich ertragen, es ist ein großer Unterschied, so zwischen einem groben Bauernroß und einem feinen Chaisepferd." „Allweg," sagte der Stallknecht mit spöttischem Blick, von dem aber Jacot nicht Notiz nahm, sondern dem Rufe seines Schwesterchens folgte, das mörderlich fror da draußen und doch nicht gerne allein seinen Eintritt in die große Welt machte.

Jacot trat unter seiner Polismütze sehr militärisch auf, man hätte glauben sollen, er sei ein erprobter Held, eine kühne Seele. „Sind die Töchter aus der Haslere da?" frug er das geleitende Mädchen. „Kenne die nüt," antwortete dieses unerschrocken, denn es war unter mehr Bärten schon gestanden, als der halbe eidgenössische Generalstab vor Kanonen. „Kenne nit die Halben (Hälfte), sie fliegen daher wie Käfer an einen Weidstock, es ist gerade, wie wenn es nachher nie mehr gut wäre." „Ist auch ein Perrüquier oder ein Coiffeur hier?" frug Rosalie Gälblächt. „Kann nit weltsch (französisch) und Welschli wohne keine hier." „Ich meine jemand, der Haare schneidet und strählt," frug Rosalie. „O ja," sagte das Meitschi, „der Gattig (Art) gibt es schon. Da gleich oben ist einer, der soll das Haarabhauen b'sunderbar gut könne, es ist der Vehdoktor. Danebe weiß ich es nicht, wir Weibervolk können das selbst, aber das Mannevolk rühmt ihn," und dazu machte das Meitschi ungefähr ein Gesicht wie der Stallknecht hinter dem Engeländer hervor. Offenbar war das Meitschi mit dem fremden Zuzug wenig zufrieden, hatte es wahrscheinlich wie eine Hausfrau, wenn Tessiner daherkommen als Einquartierung; wird gefürchtet haben, für ihn's bleibe nichts mehr übrig.

Lisette wandte sich zum Bruder und wollte ihm sagen, es wäre vielleicht besser, sie gingen erst in eine besondere Stube, um Toilette zu machen, ehe sie sich präsentierten in der Welt,

da machte das Meitschi ung'sinnet (unversehens) die Türe des Empfangszimmers auf, welches ganz voll Leute war, daß man eigentlich gar nicht wußte, wo die hin sollten, welche noch draußen waren. Die sämtlichen Füße zögerten, die verhängnisvolle Schwelle zu überschreiten, denn es hat eine Nase (seine Bedenken), so in eine unbekannte Stube voll unbekannter Leute zu treten, besonders wenn man Pläne im Kopfe hat. Man kann eben auch nicht wissen, wer alles da drinne ist und was alles einem begegnen kann. Indessen bei Jacot dauerte dieses Zögern nicht lange, unter seiner Polismütze wohnte das Bewußtsein, als Leutnant seinem Zuge voran sich stürzen zu müssen ins Gemenge. Er grüßte mit Manier, sah sich um nach den lieben Gesichtern mit Adlerblicken, fand sie endlich halb versteckt in einem Winkel und stürzte mit einem Ha! gegen sie vor. Den armen Dingern ward fast übel, viel ärger als armen Küchlein, wenn der Habicht auf sie niederschießt; die Küchlein haben doch Flügel und können ins Weite oder wenigstens sich bergen unter der kühnen, schlachtfertigen Mutter, die Mädchen hatten aber keine Federn und stunden an der Wand, und durch diese konnten sie nicht, hatten keine Gluggere (Gluckhenne), welche sich vor sie stellte, und der Bruder, der Schlufi (hier etwa Schlauberger, sonst das Gegenteil), hatte sich abseits gedrückt, als er den Freund gegen das Haus rücken sah, ohne sich um die Schwestern zu kümmern.

Sie schämten sich so sehr der Bekanntschaft, seit der liebe Herr Gygampf mit dem Engeländer gekommen, seit sie das Gespött und das Gelächter über ihn gehört, sie hätten in die Erde hineinkriechen mögen. Da sie das nicht konnten, so wurden sie böckisch, taten fremd, gaben kurze schnippische Antworten, daß Jacot ganz verlegen wurde und zweifelhaft, seien sie es eigentlich oder nicht. In seiner Verlegenheit stellte er ihnen seine Schwester und Jungfer Gälblächt, eine gute Freundin von seiner Schwester, vor und sprach den Wunsch aus, da diese hier fremd seien, möchten sie dieselben in ihren Schutz nehmen.

Statt daß sie nun artig wurden, wurde Trineli rot, und Stini lachte bei dem Namen Gälblächt laut auf, sagte, sie wären selbst zum ersten Male hier und hätten selbst gerne jemand, der zu ihnen luegte (sie beschützte); Lisette redete sehr höflich, fast zärtlich, wie sie nicht habe warten mögen, ihre werte Bekanntschaft zu machen, so viel Liebs und Guts habe der Bruder von ihnen erzählt. „Jh wett (wollte) nit so viel Müh ha mit Vexiere, sövli umerkig (unmerklich, leicht zu täuschen) sy mr nit, we mr scho a me ne Nebensort (abgelegenen Ort) wohne," antwortete Stini. Nun wollte Lisette hoch und teuer versichern, wie von Vexieren nit die Rede sei, sondern alles der ernsteste Ernst, aber die höfliche Antwort, welche die gute Lisetti erhielt, gab Trineli. Me wüß wohl, wie ds Militär syg u b'sungerbar so d'Lütenante, das syg öppe überall bekannt, sie liefen füre Zytvertrieb jedem Haaghuri (Zaunhure) nah, es bruch nit emal d'Nase mits im Gesicht z'ha.

Das weibliche Gefühl ist empfindlich und fein das weibliche Ohr, wahrscheinlich empfand Trineli zu dem übrigen noch die Gegenwart der Jungfer Gälblächt, und Jungfer Gälblächt meinte, Trineli stichle auf sie, und hielt die Antwort für eine anzügliche Rede. Man hätte einander nicht viel vorzuhalten, antwortete Jungfer Gälblächt, wo einem Fürtuch (Schürze) ein Leutnant von ferne in die Nase käme, habe es keine Ruhe, bis es ihm vor den Füßen sei. Der Stich wegem Fürtuch, das bekanntlich nur zur ländlichen Kleidung gehört, ging Stini durch die Haut, und was es gegeben, wissen wir nicht, denn es hatte schon angefangen zu sagen: Das wisse dann noch niemand, wenigstens sie seien ohne Leutnant gekommen und wüßten den Weg heim ebenfalls ohne Leutnant, wenn nicht in Lisettes Ohren das Quieken und Prüfen der Geigen und Klarinetten gedrungen und ihr himmelangst geworden, sie könnte das Beste versäumen, den Anfang, wo das Anknüpfen am besten sich macht, weil am wenigsten Tänzerinnen noch da sind.

Sie hatte an der Schwestern Bruder gedacht, geschwärmt für das Leben im Grünen, gesagt, Herrlicheres könne sie sich nichts denken, für das Essen brauche man nicht zu sorgen, das wachse einem gleichsam unter den Füßen, den schönsten Speck brauche man nicht zu kaufen, man habe ihn selbst, Milch brauche man nicht, man habe nur Nidle (Rahm), Äpfel und Birnen ungezählt. Da sei ein frei Leben, da könne man wohltun, habe Zeit, sich zu bilden und Bildung zu verbreiten auf dem Lande, und wie schrecklich gerne würden die Bauernweiber und Töchter sich bilden lassen und einführen in die Geheimnisse der Natur. O so an einem schönen Nachmittage mit den Nachbarsfrauen und Töchtern am Schatten im Kühlen sitzen und ihnen vorlesen aus dem Buch der Welt*) oder vom ewigen Juden und die Teilnahme in ihren Gesichtern und das Beben im Herzen und Heben der Seele und das Ausdehnen des Blickes, o wie herrlich, o wie schön! Und alle diese Träume hatte sie an den Bruder Bäni geknüpft, er war gleichsam das Dampfschiff, an dessen Schlepptau sie in diese Herrlichkeiten hineinfahren wollte.

Dieser Bäni war nicht da, drüben rixete, raxete (von der Musik) es schon so schön, gewiß war der schon drüben, und sie stak noch in ihren Hüllen, so gleichsam eine Auster in der Schale. Die gute Lisette fuhr daher wie eine Bombe ins anzügliche Gespräch. „Mein Gott," rief sie, „sie fangen schon an, und wir sind noch nicht toilettiert. Ich bin freilich schon angezogen, aber man muß sich doch z'weg machen, in denen kezis (verdammten) Mänteln verdrückt und verrumpfet (zerknittert) man alles. Wo können wir das wohl machen, hier ist's mr z'wider, die Leute gaffen einen so unverschämt an, ja ich glaube gar, sie lachen über uns?" So frug die gute Lisette und Stini antwortete: „Was wollt ich wissen, bin nicht bekannt hier, müßt ein Stubenmeitli fragen." „Wo ist ein Stubenmeitli?" frug Lisette. „Ho," sagte Stini, „Ihr müßt luege (aufpassen),

*) In Stuttgart erscheinende Zeitschrift jener Zeit.

sie stürmen ja immer aus und ein," aber ein Fuß war ein Fuß, den Stini Lisette zu lieb bewegte. Rosalie Gälblächt wurde ganz zornig, fing an weltsch (französisch) zu reden, was heutzutage etwas mißlich ist, wenn man nämlich schimpfen will, doch so, daß es niemand hören soll. Endlich wurde ein Stubenmeitli aufgetrieben, die zornigen Schönen verschwanden, hörten aber noch das Gekicher, durch welches man sich wegen dem Weltsch rächte.

Der Bäni war dem Jacot ausgewichen und zu seinem Roß gegangen. Der Jacot war dem Bäni nachgegangen, bis er desselben habhaft geworden, und derselbe hatte vorgeschlagen, um nicht mit Jacot zur Gesellschaft zu müssen, eine Flasche zu trinken, und Jacot hatte es nicht ausgeschlagen: so waren sie miteinander unten in die Gaststube gegangen, welche an solchen Tagen durch die eigentliche Gesellschaft gemieden wurde. Lisette und Rosalie kamen in große Aufregung, zwei Mächte balgten sich in ihnen, sie wollten pressieren, von den Ersten sein auf dem Schlachtfelde, aber auch von den Schönsten, dazu aber mußten sie anwenden (Anstrengungen machen), Zeit brauchen, sie hatten es nicht von Gott empfangen, mußten die Schönheit selbst machen, demnach Wahlspruch: Helf, was helfen mag. Endlich waren die Schönen mit der Schönheit fertig, wußten nichts mehr nachzubessern, hatten ihre Schnupftücher mit den gestickten Zipfeln graziös in den Händen. Rosalie stellte einen blaßblauen, Lisette einen blaßroten Schmetterling dar, nur eins fehlte: der Kavalier, der unten gemütlich mit Bäni eine Flasche trank, ohne alle Ahnung, wie es droben über ihn herging. Endlich riß der Jungfer Gälblächt die Geduld. „Komm," rief sie, „sie werden uns nicht fressen, aber ich hätte nicht geglaubt, daß dein Bruder ein so wüster Mensch wäre. Erst läßt er nicht nach, bis wir mitkommen, und jetzt läßt er uns so schändlich im Stich." So können Mädchen und andere Menschen die Sachen kehren (umdrehen), ihnen Turnüre geben, wie man in Weltschland zu sagen pflegt.

Und sie gingen, die zornglühenden Jungfrauen mit flatternden Nastüchern, blaßblau und blaßrot. Wären sie geritten, man hätte sie für Walküren nehmen können, die am rosenroten Blut der Jünglinge ihre Freude hätten. Als sie mit Majestät in den Saal traten, ganz anders als vorhin ins Empfangszimmer — damals waren sie nicht zornig, noch in den Schalen, das Bewußtsein ihrer Schönheiten hatte sich noch nicht entfalten können, denn sie hatten sich noch nicht schön gemacht — da war er zum größten Teil noch leer, bloß einige Paare trieben sich den Wänden nach, und in der Mitte stund der Wirt und fluchte schrecklich. Die niedrige Dienerschaft, Kindermädchen, Sudelmägde (Aufwaschmägde), Herdknechte und einige Schönen des Dorfes, welche es nicht zu seidenen Schürzen und silbernen Göllerkettlein und weißen Strümpfen gebracht, hatten die Zeit, wo die Meisterschaft (Herrschaft) mit Empfangen vollauf zu tun gehabt, klug benutzt, waren in den Saal geschlichen und hatten sich ein Privatvergnügen verschafft. Die Musikanten, welche in dieser Schichte der Gesellschaft die vertrautesten Freunde besaßen, hatten mit Freuden ihnen gratis aufgemacht und wärmten sich dabei im noch kalten Saale die halb erfrornen Finger. Das ging ganz prächtig, aber unten vermißte man die Leute doch, da fluchte man übers Babi (Bärbchen), dort über den Joggi (Jochen), die sich unsichtbar gemacht. Hatte man das Babi nicht, suchte man das Mädi (Magdalene), wollte den Kobi (Jakob) nach dem Joggi ausschicken, aber es war das eine Kunst, denn sie waren ebenfalls unsichtbar. Als das Notgeschrei nach Leuten größer ward als bei einer Feuersbrunst das Geschrei nach Wasser, schoß der Wirt daher. Die Donnstige (Donnersvolk) wolle er runter geben (hinunterwerfen), es komme ihm schon z'Sinn, wo die Hagle (Bande) seien, schoß die Treppe auf, fand sie richtig im Tanzsaale in vollem Vergnügen und war Selbstsüchtling und Aristokrat genug, sie darin zu stören und zwar grob. Die Gestörten fanden das weder artig noch volkstüm-

lich, sie murreten sehr und frugen, ob sie Hunde seien und nicht Menschen wie andere. Sie ließen sich durch das Bewußtsein nicht heben, vermißt worden zu sein. Wer vermißt wird, der ist was wert, der kann nicht sagen, man achte sich seiner nicht, „ih bi nüt (nichts), mr sy alle nüt, i Gotts Name!“ wie einst ein Ratsherr sagte. Wer vermißt wird, kann an die Brust schlagen und ausrufen: „Hier ist der Mann!“ und wäre es auch nur die Sudelmagd (Aufwaschmagd). Die Eingeschmuggelten strichen sich eben vor dem Donner des Wirtes der Türe zu, durch welche unsere Schönen eintraten.

Der Wirt erblickte sie, erschrak, denn er hatte vernommen, daß Ratsherrenzeug da sei. Wirte gehören in der Regel zu den Unzufriedenen, lieben daneben Gönner in der Höhe sehr. Unzufrieden sind sie wegen erlittenen Ungerechtigkeiten, d. h. weil sie gebüßt (bestraft) wurden wegen Übertretungen; Gönner lieben sie im Glauben, solche würden sie bei zukünftigen Sünden vor Strafen bewahren. Es behaupten viele, Wirte täten sich nie bekehren, sie würden bloß klüger. Wir haben in diesem Punkte keine Erfahrung.

Es hörte daher plötzlich das Donnern auf, der Wirt ward wie der Mond im blauen Himmel, er schwamm in lauter Holdseligkeit. Er befahl einem dienstbaren Geiste, seiner Frau zu befehlen, sie solle doch die Gäste einladen, den Ball zu beginnen, es sei alles z'weg (in Ordnung), und wenn es nicht anginge, täten ihm die Musikanten erfrieren. So hätten es die Leute, klagte der Wirt, könnten nie anfangen, wollten nie aufhören, man wäre immer übel dran. Ob er die Ehre haben könnte, einen mit ihr zu tanzen und bot recht artig der Rosalie die Hand. Er hielt sie für die Ratsherrntochter, weil sie etwas Steifes im Rücken hatte und etwas Verächtliches in den Maulecken. Er strengte sich sehr an und schwenkte sein kurzes Röcklein, daß es recht rührend war. Jungfer Gälbläc«ht developpierte dagegen ihre Kunst nicht. Ihr Herz war nicht im Tanz, sie tanzte wie eine Dulderin, um nicht zu sagen wie ein Schaf,

das zur Schlachtbank geführt wird. Ja sogar die Lisette kam zum Tanzen. Die Wirtin hatte ihren Bruder ausgesandt, den Wirt zu suchen und ihm zu sagen, es sei pure Unvernunft, ihr das zuzumuten; er wisse ja, daß sie nicht angezogen sei, dafür sei er da oder für was sonst? Daß der Wirt die Tochter nicht fahren lasse, ehe der Tanz aus war, begriff er. Er nahm die beste Partie und tanzte mit, und wenn die Wirtin noch andere nach dem Manne gesandt, sie hätten sicher ebenfalls getanzt.

Als der Geige letzter Strich gestrichen war, sagte der Wirt: „Excusez, ich will machen, daß es rückt," setzte seine Jungfer Gälblächt auf eine Bank ab und winkte, wie es schien mit Nachdruck, denn es kam ganz schwarz einher, Pärlein um Pärlein, jeder mit der seinen. Zuletzt kam das noch ungeregelte Volk, e Tschuppele (Häufchen) Weibervolk, e Tschuppele Mannevolk, ganz zuletzt Jacot und neben ihm noch einer. Lisettes Herz pochte stürmisch. „Ist das ihn, ist das my Bäni?" frug dasselbe mit freudigem Bangen und Schlottern. Jacot war weg, suchte mit den Augen, stürzte vor, auf Trineli zu, faßte es bei der Hand, d. h. wollte es fassen, denn als er es beinahe hatte, war einer da, ob vom Himmel herab oder von unten herauf, begriff er nicht, hatte Trineli bei der Hand, sagte: „Exgüsi, dä Kehr (die Reihe) ist's an mir," trampelte mit Trineli weiter, und Trineli seufzte nicht, sah ganz vergnüglich aus, obgleich er tanzte, daß das ganze Haus erzitterte, ungefähr als ob der Christoffel in Bern endlich einmal ab Platz gekommen und ein Tänzlein wagen wolle. Wahrscheinlich war es ein Dragoner, ob auch ein Leutnant oder nur ein Wachtmeister, wissen wir nicht. Jedoch ist bekannt genug, daß auch die ganz gemeinen Dragoner ganze Burschen sind und mit dreißig Jahren alle wenigstens dreizentnerig.

Da wurde Jacot von seiner unglücklichen Stimmung ergriffen und zwar sehr. Er konnte sehr melancholisch werden, meinen, er sei zum Unglück geboren und das Schicksal hätte ihn

besonders auf dem Strich; was er tun möge, verderbe es ihm; was er noch so gut planiert (geplant), dadurch mache es ihm einen Strich. Da habe er sein Glück z'weg (an der Hand) gehabt, da müsse ihm der Teufel zwei Weibsbilder mitgeben, und die hätten ihm alles verdorben, denn da habe Trineli denken müssen, er sei bereits doppelt versehen, obgleich er doch ausdrücklich von seiner Schwester gesprochen. Das Schicksal weise alle Menschen gegen ihn auf, niemand habe ihn lieb, der Packesel aller solle er sein, und alle seien gegen ihn, und seine Liebe werde mit Undank vergolten. Er lehnte sich an die Wand und wurde sehr interessant, d. h. er machte ein schwermütig Gesicht ganz jämmerlich, es war zum Erbarmen. Da säuselte es neben ihm ganz leise und rauschte so wunderlich, und als er aufsah, stund Jungfer Gälblächt neben ihm, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und frug ganz hold: „Herr Jacot, Herr Jacot, warum so trübselig und geht doch so lustig? Fehlt Euch was, Kopfweh etwa, wollt Ihr Schmöckwasser (Parfüm)?" Und als er es barsch verneinte, sagte sie: „So kommt und tanzt mit mir, die Musik ist nicht so schlecht, aber sie trampeln wie die Elefanten, es nimmt mich nur wunder, daß das Haus es hält. Kommt, wir wollen ihnen zeigen, was tanzen ist."

Der Jacot dachte: „Herr Jeses, da hey (haben) mrs, die bringt mich my Seel noch um alle Kredit"; daß der Engeländer ihm wegem Kredit viel gefährlicher sei als die Rosalie, daran dachte er nicht. Aber was machen? Absagen konnte er nicht und mit schön Tanzen doch vielleicht ein Herz rühren, wenigstens Trineli neben ihrem Trampeltier schalus (eifersüchtig) machen. Er nahm also die Gälblächt in Arm, und sie legte zierlich eine Hand auf seine Achsel, senkte das Haupt seitwärts, streckte eins ihrer Äugelein aufwärts, und nun schwebten sie miteinander dahin, leise, leicht, sanft, zwei Engeln gleich, die auf blaßblauen Wölklein gen Himmel fahren. Dann schaukelten sie sich wieder wie mutwillige Schwimmer auf des Meeres schäumenden Wogen auf den Wellen des Tanzes, bald rasch

und wild, wiegten sich rechts, wiegten sich links, fuhren gradaus, fuhren rundum, warfen den Kopf auf und hin und her, und alles so sittig und doch so kühn, daß aller Augen sich auf sie richteten. Die Jünglinge lachten und meinten, die täten wie Komödianten, als ob sie z'Narre geraten wollten, die Mädchen aber wurden vor Eifersucht und Zorn ganz aschgrau und klemmten ihre Tänzer in die Schultern, daß mancher das Jahr darauf nach Schinznacht (Schwefelbad) mußte der gefährlichen Wunden wegen, welche den Knochenfraß fürchten ließen. Neutrale, die an den Wänden herumstunden, sagten dagegen: „O schön, o schön!" Das waren Töne für Rosalie, die salbeten ihr Herz mit Öle, daß es ganz wurde wie Sammet und duftete wie Rosenöl und Müsc (Moschus).

Da schwebte noch ein ander Paar daher, als ob es einen Wettkampf gelte, fast als ob ein venezianischer Gondolier mit seiner Gondel daher käme und zeigen wollte, daß er noch schöner gondeln könne als der andere mit seiner blaßroten Gondel. Das war die Lisette, welche mit noch einem daherkam, aber von weitem sah man, daß die den andern nicht nach möchten, von wegen der Tänzer schlängelte seine Beine gar schrecklich um die arme Lisette herum, als ob sie ihm nur mit Packfaden (Bindfaden) angemacht seien und er sie umarmen, d. h. genauer umbeinlen wollte. Was das Schönste an der Sache war, das war nämlich Lisettes Gesicht; das war akkurat wie der Himmel, wenn er offen ist und alle Engelein mit Zimbeln und Schalmeien den Vater im Himmel preisen. Das war nämlich so. Begreiflich machten die beiden städtischen Damen großes Aufsehen, besonders unter den männlichen Anwesenden, die weiblichen rümpften fast alle einfach die Nase und sagten: „Pfi Tüfel, das wird was Gräubäsigs (Anrüchiges) aus der Stadt sein; man kennt solche Vögel, wenn ich nur nicht neben ihnen sitzen muß, es gruseti mir, ich muß es sagen." Das männliche Geschlecht ist solchem Grusen viel weniger unterworfen. Es ist sonderbar, in der Stadt gruset es den Städte-

rinnen vor den Bäurschen und auf dem Lande den Bäurschen vor den Städtlichen, und manchmal haben es die Männer akkurat umgekehrt.

Endlich vernahm das Publikum, es seien Damen, nicht G'schöpfe oder gar Kreaturen, und zwar vornehme Damen, sie seien von den Obersten an der Regierig (Regierung). Wir können nicht sagen, daß diese Kunde den Eindruck beim weiblichen Teil verbesserte. Was brauchen die hieher zu kommen, hieß es, wenn es was mit ihnen wäre, könnten die in der Stadt bleiben die brauchten nicht hieher zu kommen und den andern den Platz zu verschlagen (beschränken). Wenn was mit ihnen wäre, so würden sie nicht so weit herkommen und in solcher Kälte; es werden von denen sein, welche in die Weite müssen, wo man sie nicht kennt, damit jemand sich mit ihnen abgebe. Und nun wurden sie einer Inspektion unterworfen, die bis am Morgen dauerte und nichts an ihnen schonte, von obenan bis untenaus, hinten nicht und vornen nicht. Die adeligen Bauernsöhne sahen sich gar nicht nach ihnen um, die arme Lisette schmachtete umsonst nach ihrem Bäni; aber sie sollte getröstet werden, so hatten es die obern Mächte samt dem Schicksal beschlossen.

Es waren noch andere Leute da, Leute der Neuzeit, denen die Zukunft gehörte, Leute mit moderner Bildung, die herkamen zu Fuß und zu Roß aus allen Schreibstuben und Bureaus aller Arten in weiter Runde, wie die Geier in Südamerika in ihren Hungermonaten ein Aas wittern auf hundert Meilen und sich auf dasselbe stürzen zu tausenden. Die Hauptnhechte darunter waren erprobte Fürsprecher (Advokaten), denen nichts mehr fehlte als Geld, die Hürlig (junge Burschen) bildeten die Subjekte (Subalternbeamten), welche Sinns waren, nach zehn Jahren, wenn es gut ging, ein Examen zu machen, aber noch nicht wußten, was für eins, wenn sie nämlich nicht früher irgend ein Posten der sauren Arbeit des Kopfbrechens überhob. Der Glücklichen auf diese Weise

gab's wirklich viele, und doch ward viel geklagt, daß man im Kanton Bern keine Klöster aufzuheben gehabt. „O Klostervogt wäre schön, wäre schön!" hörte man überall seufzen.

Einer aus diesen Modernen, der für sein Leben gerne einen Posten glücklich gemacht, vernahm kaum, daß eine Ratsherrentochter da sei und zwar des berühmten Herrn Gygampfs Tochter, als er vorschoß wie eine Spinne, die eine Fliege am Netz verspürt, und die erstaunte Lisette faßte, als ob er Fangzähne hätte im Maul. Aber er hatte eigentlich keine Fangzähne, sondern lange Beine, ein dünn Schnäuzchen, schöne grade Haare, die er hin und her warf wie ein Roß den Schwanz, wenn die Bremsen bös sind, auch hatte er etwas steife Ellbogen, denn er war seines Handwerks ein Schreiber. An den Ellbogen sah man es ihm an, auch wenn er sein Handwerkszeichen nicht trug, die Stößli (Vorstöße, Überärmel) nämlich. Bekanntlich erkennt man die meisten Handwerker an ihren Schurzfellen. Ob weiß oder schwarz, ob kurz oder lang merket man den Zimmermann, Schmied, Maurer usw., den Schreiber aber an den Stößlene an den Armen. Die ledigen tragen sie elegant aus neuem graublauem Tuche, den verheirateten machen sie die Weiber, wenn sie nämlich nähen können, aus alten Schürzen. Der hatte erkundet, wes Vaters Kind die Lisette sei, und als er mit Staunen vernommen, derselbe sei Ratsherr und noch dazu der berühmte Gygampf, da kam große, große Glut in ihn und Heldenmut. „Jetzt oder nie, Bastian Krebsli!" (so hieß er nämlich) rief er aus, warf sich vor und eroberte richtig die Lisette. Ach, in was für ein Glück der Mensch versank, als ihm der große Wurf gelungen, eines Ratsherren Kindes Tänzer zu sein! Millionen hätte er umschlungen, Millionen abgeküßt Stück für Stück, nicht bloß der ganzen Welt einen Kuß gegeben so gleichsam en bloc, was eigentlich gar nichts sagen will.

Und wie nun der Glückliche tanzte! Jedes Glied an ihm arbeitete wie ein Pferd. Wer nun weiß, wie manches Glied

ein Mensch hat, der rechne, mit wieviel Pferdekraft er tanzte! Es hätte es diesem Menschlein, der noch dazu ein Schreiber war, kein Mensch zugetraut. Wenn der sich nicht einen nahrhaften Posten erwerchete (eroberte), so spielt die Gerechtigkeit keine große Rolle in der Welt. Und was fortan die gute Lisette glücklich war und wie sie in Huldigungen schwamm, denn es waren sehr viele von diesem Handwerk da, die durch eines Ratsherren Tochter glücklich zu werden nötig hatten, das kann man sich denken.

Ach dem guten Jacot ging's anders, der war geschwebt, der hatte sich gewiegt von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, schöner hätte nichts genützt (wäre nicht möglich gewesen), und als der Tanz fertig war, hatte er galant seine Tänzerin zu einem Sitze geführt und sich so rasch, als er konnte, auf Trineli gestürzt. Aber da kam er übel ab. Der Dragoner hielt das Meitschi noch fest bei der Hand und sagte: „O hä, ume hübschli (nur sachte), das Meitschi ist mir einstweilen noch nicht erleidet", und das Meitschi zuckte nicht in des Dragoners Klauen, und der arme Jacot mußte abfahren mit Glanz. Er fuhr aber auch zurück, als sei ihm ein Hurnuß (Wurfscheibe beim Hurnußspiel) ins Gesicht gefahren, hinter ihm gab's einen mörderlichen Schrei, und als er erschrocken nach dem Schaden sah, stund ein Mädchen da, hob den Fuß auf wie ein überfahrner Hund — würden wir sagen, wenn das Gleichnis nicht zu despektierlich wäre — und grännete ihn an (sah ihn sauer an) gar grimmiglich. Jacot machte seine höflichsten Entschuldigungen und fragte demütig, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu tanzen. Er meinte, es sei ein vornehm Fräulein, so wie sie glänzte und glitzerte prächtiglich. „Wie wollt' ich auf einem Bein? Das andere habt Ihr mir ja abtrappet (abgetreten)," häßelte sie (antwortete sie übellaunig) im ersten Augenblick, ließ aber alsbald etwas runter und sagte: „Wenn hoppe gilt, will ich's probieren."

Und sie tanzte zu Jacots Verwunderung gar nicht schlecht,

tat noch artig dazu, nur kam sie Jacot doch wohl zimperlich vor. Indessen tanzte sie gegen die andern genommen recht gut, hatte Manschetten und, wie es schien, nicht bloß baumwollene, hatte Bildung, sie sprach zur Verwunderung vom Theater, von der Lektüre, wie die ihr Leben sei, kannte die großen Dichter dieser Zeit, die Luise Morgenthau, *) den Victor Hugo, den Arthur Bitter *), den Sue, den Postheiri *) und den berühmten Wälti *), und sie kannte einige sogar persönlich und konnte nicht genug rühmen, was das für artige Herren seien, ganz gemein, schier noch g'meiner als ander Lüt. Dann sprach sie von ihren Verwandten, das waren lauter reiche Wirte, Müller und andere Magnaten, ließ weltsche (französische) Worte fliegen und merken, daß sie auch außerhalb der Kuhweide gewesen. Jacot dachte, da erwahre sich auch wieder das Sprichwort, es sei kein Unglück so groß, es sei noch ein Glück dabei, wenn es mit Trineli fehle, so hätte er nicht bessern Ersatz finden können. Allem Anschein nach sei das ein fetter Vogel. Jacot meinte das nicht eigentlich, sondern uneigentlich wegen den reichen Vettern von allen Arten. Am Leibe war seine Tänzerin nicht fett, sondern schlank und in der Mitte nicht ganz wie ein Wespi (eine Wespe), aber fast, daneben hatte sie schöne Züge, lebhafte Augen, Augen, die spielen konnten einem Dudelsack z'Trotz, nicht so schmachtende wie die Jungfer Gälblächt, so blaßblaue, sondern glitzerige dunkle. Jacot dachte, das Gescheiteste sei, er mache es wie andere, er behalte die einstweilen, bis was Besseres ihm anlaufe, doch nahm es ihn wunder, wer sie denn eigentlich sei und woher. Das ist bei solchen

---

*) Über Luise Morgenthau konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Arthur Bitter, Pseudonym für Samuel Haberstich, bernischer Unterhaltungsschriftsteller, 1821—1872. Der Postheiri war ein politisch-satirisches Wochenblatt, der berühmte Wälti ein katholischer Geistlicher im Kanton Aargau, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen vielfacher Brandstiftung hingerichtet wurde. — Gotthelf benutzt ihn also als Spott über die Zeitberühmtheiten.

Bällen, wo die Tänzer aus allen Windgegenden sich zusammenfinden, eine Hauptsache, sich möglichst bald im Personal (über das Persönliche) zu orientieren, von wegen Mißgriffe können sehr fatal werden. Die ersten Stunden werden daher hauptsächlich dem Informieren geweiht, erst nachher bilden sich die Liaisons und das Gleiche gesellt sich zu Gleichem. Das giltet jedoch hauptsächlich vom hergelaufenen Volke; was die eigentliche Noblesse betrifft, die Ausschließlichen, die kennt sich. Da muß jedes geneigte Ohr herhalten, ja bis zum Stallknecht steigt man nieder, will wissen, ob die von Süd oder Nord kommen, in welchem Fuhrwerk, mit welchem Roß. Manchmal vernimmt man was, und manchmal nicht das Rechte. Unser Jacot fühlte sich auch gedrungen, näheres über seine Begleiterin zu vernehmen, die ihm mit jedem Tanze liebenswürdiger erschien. Es sei kurios, dachte er, wie es Leute gebe, zu denen man ganz von Natur unwillkürlich hingezogen werde. Es sei, als ob man expreß füreinander geschaffen und nur darauf warte, bis man sich gefunden, um dann ewig beisammen zu bleiben.

In einem Zwischenraum, wo die Geiger äußerlich ruhten und innerlich sich erquickten und stärkten, setzte Jacot seine Tänzerin neben seine Schwester, unter dem Vorwand, er wolle einige Bekannte grüßen, gleich wiederkommen, noch ehe der Tanz beginne und daß Jungfer R. sage, sie sei engagiert und ihm nicht untreu werde. Jacot marschierte lange nach Entdeckungen aus, aber es erging ihm wie vielen Entdeckungsreisenden, er machte lange keine Entdeckungen, und bis zum Stallknecht hinunter stieg er nicht, vielleicht hätte der alsbald aushelfen können. Aber Jacot kannte diese Quelle nicht, er kannte, da er kein Pferdekundiger war, die Bedeutung der Stallknechte nicht. Endlich kam er zu einem Kameraden, d. h. der Kamerad war Major, während Jacot bloß Leutnant war, allein im Alter waren sie nicht viel verschieden. In der eidgenössischen Armee avanciert man gar kurios und zwar ohne Heldentaten,

Waffentaten wollten wir sagen, denn Heldentaten geschehen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ohne Schießen und ohne Stechen. Die Geschmäcke sind sehr verschieden. Es bliebe wohl der eine oder der andere ein simpler Hundsfott, ohne daß er Major würde, wenn man nur durch Hauen und Stechen dazu avancieren könnte. Solche Hundsfötter, d. h. Majore ohne Hauen und Stechen, kommen in die Mode, scheinen bei gewissen Geschöpfen beliebt und bevorzugt zu sein, begreiflich wegem Adel der Gesinnung, und weil sich gleich und gleich immer findet, und weil man nach der Achtung der Nachwelt trachtet, und weil man den Kindern ein Exempel hinterlassen will, was die Väter für Begriffe gehabt und wen sie für ehrenwert gehalten und für des Vaterlandes würdigen Sohn.

Nun auf einen solchen Major, ob von den Dragonern oder von der Infanterie, wissen wir nicht, stieß Jacot und frug: „Kennst du meine Tänzerin dort, die Hübsche gleich neben meiner Schwester?" „J der Tausend, wie kömmst du zu der, du Glückskind? Da hast einen schönen Griff getan, mach' nur, daß du den Fisch behältst, von wegen solche Fische sind rar und glatt," lautete die Antwort. „Wer ist's, wie heißt sie?" frug Jacot in vaterländischem Eifer. „Kann dir den Namen nicht sagen," antwortete der Major, „aber sie soll da unten herauf sein, eines Großrats Tochter, reich, Verfallenes und Zukünftiges, es wahrs Hunghäfeli (Honighafen). Paß auf, sonst steche ich sie dir ab." „Das wirst mir nicht machen," sagte Jacot, „das wäre kein Freundschaftsstückli." „Ich sage dir nichts als: Paß auf," antwortete der Major. Jacot war befriedigt, schoß wieder zu seiner Schönen, welche mit Lisette auf den liebenswürdigsten Fuß sich gesetzt hatte, sie waren zunächst am Du und Du. Wenn ihnen was Nasses serviert worden wäre, das Schmollis wäre sicher schon abgetan gewesen. Erst jetzt bot Jacot allem auf, tat mehr als das Mögliche mit Reden und Tanzen, und nach dem nächsten Tanz

ließ er servieren eine ganze Flasche Neuenburger, und Bastian Krebsli zog ein großes Paket Feigen aus der Tasche und servierte sie ebenfalls und schnetzelte (zerschnitt) sie sogar mit seinem Sackmesser, als die Damen sie wohl sehr angenehm fanden, aber wohl (zu) groß für das Loch, worein sie sollten.

Das Nachtessen nahte, das Verlangen war groß danach. Vielen ist es Hauptwitz, den einen einfach wegem Essen, den andern wegen den Bekanntschaften, welche sich da machen, hauptsächlich aber fortsetzen und kultivieren lassen. Wem es Ernst ist ums Herz und der Geldsäckel es zuläßt, der hält sein Augenmerk z'Gast und macht sich splendid nach seinen Umständen. Ja, es war eine Zeit, man spricht von ihr wie die Juden vom Paradiese, wo man sich nicht bloß zum Roten, wo man sich zum Champagner verstieg, während sich jetzt so viele beim besten Willen nicht über ein Glas Bier zu erheben vermögen. Jacot dachte stark daran, sich seine Tänzerin zuzugesellen. Man müsse das Eisen schmieden, während es warm sei, dachte er.

Während er noch so dachte, klopfte ihm Bäni auf die Achsel und sagte: „Los neuis, du wirst doch das Mensch, mit welchem du tanzest, nicht z'Gast haben wollen?" Jacot ward ergrimmt in seinem Gemüte. So, dachte er, nicht mit mir tanzen wollen und jetzt noch befehlen wollen, mit wem ich nicht tanzen soll! Was sich das Bauernpack nicht einbildet! „Hör' du," sagte er und maß den guten Bäni mit großen Augen von oben herab, „ich muß mir verbeten, meine Tänzerin Mensch zu nennen, sie wird wohl so vornehm und so brav sein als deine Schwestern und die andern." Nun streckte sich Bäni und sagte: „Hör' du, wenn ich nicht dächte, du wüßtest nicht, was das für ein Mensch wäre, ich hätte dir eine gesteckt, daß du das Feuer im Elsaß hättest brennen sehen. Lue (schau), das ist die Schwester von des G'schäftsmann Schallers Frau, du hast sicher von dem schon gehört, dem Bluthund, wo es eine Gnade für ihn wäre, wenn man ihn hängen täte und erst nach-

her schindete und nicht vorher. Es sind hübschi Meitschi gsy, aber ganz von gemeinen Leuten her, der Vater war Wegknecht (Straßenarbeiter), die Mutter handelte mit Zwiebeln und Körblikrautwasser, beide starben im Umgang (als Gemeindearme, die jeden Tag bei einem andern Bauern essen). Die da hat eins oder zwei Uneheliche, und letztes Jahr sollen die Landjäger sie gebracht haben aus dem Aargau; jetzt ist sie beim Schwager, macht d'Dame, kommt daher wie ein Pfau, daß man meinen sollte, wer sie sei, aber lue recht, alles was silbrig scheint, ist Neusilber, nicht manchen Batzen wert, und unter dem hoffärtigen Mänteli ist gewiß nur ein kudriges (schlechtleinenes) oder verfötzelt baueligs Hemli (zerfetztes baumwollenes Hemd). Sie wird gedacht haben, es kenne sie hier niemand, aber ich sah die zu oft hier und dort auf den Märkten, wo sie nach gut Schick (auf gut Glück) fischte."

„Du bist ganz an der Unrechten," sagte Jacot, „es ist eine Großratstochter unten herauf von reichen Leuten her." „Wer sagt das? Die kenne ich zu gut," sagte Bäni. „He, wer sagt's? Dort der Major Federenstiel hat es gesagt." Da lachte Bäni sehr. „Ja, der wird Ursache haben, sie zu kennen, besser als ich und du, und wird nicht umsonst der Lugi-Jacobli (Lügenjakob) heißen. Als der Ball war auf dem Flöhboden, du weißt, da war ich gerade in Garnison, mußte auch auf den Ball, und da tanzte der Major mit der und mit keiner andern, und sie kannten einander gut, das sah man wohl. Zudem ist der Major mit dem Schaller gut verbündet, sie spielen einander arme Teufel in die Hände zum Aussaugen, von wegen es ist ein Blutsauger wie der andere. Der hätte schön den Buckel vollgelacht, wenn er dich da hätte hineinsprengen können." „Dumm," sagte Jacot, „daran dachte der nicht, wir sind Duzbrüder." „Ja, Fründ wie Hünd, das ist Trumpf gegenwärtig. Daneben mach', was du willst, behalte sie, dir se abspenstig z'machen, wird niemand bigehre."

Das fiel Jacot wirklich auf. Er hatte ganz ruhig mit ihr

tanzen können, nicht einmal einer aus der zweiten Klasse war gekommen und hatte gefragt, ob er nicht auch einmal die Ehre haben könnte. Er fuhr auf den Major los, obschon die Geiger bereits stark an einem neuen stimmten, mit der hastigen Frage: „Aber was hast du mir gesagt, meine Tänzerin sei eines Großrats Tochter und von reichen Leuten her, es soll ja ein Mensch (eine Dirne) sein und von verlumpeten Leuten her?“ „So,“ sagte der Major kaltblütig, „soll sie das? Habe mich geirrt mit Schein (anscheinend), tut mir leid; nimm eine andere.“ „Es heißt, du kennest sie wohl, sie sei d's Schallers Fraue Schwester, und wenn ich wüßte, daß du mich zum besten halten wolltest, so wollte ich es dir zeigen,“ sagte Jacot. „Wie?“ fragte der Major kurz und strich den roten Schnauz.

Jä, wie? Da war Jacot an. Eine Ausforderung (Herausforderung) zu riskieren, fiel ihm gar nicht ein, und wäre sie ihm eingefallen, so hätte er sich lächerlich gemacht und hätte er dem Major siebenmal Hundsfott gesagt, so hätte der gelacht und gesagt: „Geh' mir vom Leibe, bist ein Tropf. Meinst, ich hätte mein Leder dafür, um Löcher darein machen zu lassen mit Stechen oder Schießen?“ Heutzutag gilt d's Maul, mit dem schießt und sticht man; hat man nicht wahres Blei, schießt man die Leute mit erlogenem D., d. h. erlogenen Tatsachen, z'tot. Das ist die neue Mode, wobei man nichts riskiert als einen Prozeß, dessen Ausgang aber nie zweifelhaft ist, insofern man für Richter oder Geschworne von seiner Partei sorgt, von wegen Eid hin, Eid her, oder das Verdrehen kann ihn hinausziehen bis ins ewige Leben. Er durfte überhaupt dem Major nicht zu nahe treten, da derselbe zu den Hauptthelden seiner Partei gehörte, vor denen die zweifelhaften, etwas unentschiedenen Ratsherren, wie z. B. Herr Gygampf, zu schlottern hatten und demütiglichst bei jedem Anlaß um ein gnädig Urteil bei der nächsten Wahl baten. Dem armen Jacot tat es im Herzen sehr weh, daß nicht bloß die rechten Mädchen nichts von ihm wollten, sondern auch der Freund ihn verriet. Der Tag war

also hin. Karriere sollte er also keine machen und dem Vater sagen: „Aber nüt! (Abermal nicht)“ Er ließ die Geiger geigen, die Mamsell sitzen, stellte traurig sich in eine Ecke und machte schwere Gedanken.

Da seufzte es neben ihm zart und zwar zweimal, da er es das erstemal nicht recht hörte; als er sich umsah, siehe, da war es Rosalie Gälblächt. Ach „sic transit gloria mundi,“ wie der Lateiner sagt, und die Würmer, welche in Jonas Kürbisstaude kamen, leben immer noch. Im Anfang war sie so glücklich gewesen, d. h. fetiert, sie hatte Hof gehabt, viel mehr als die Lisette. Sie war größer als die Lisette, lebhafter von Gebärden und konnte sich recht anmutig machen, wie es einer Tochter in einem Lädeli, besonders wo man montiert, wohl ansteht; auch hielt man sie für Lisettes Schwester, also auch eine Ratsherrntochter. Wie da die Subjekte (Subalternbeamte), das ganze Stößli-(Überärmel-)Regiment, um sie flatterte und stolperte, es läßt sich nicht beschreiben, ja sogar zwei Sekundarlehrer zeigten sich im Gewühle, selbst ein Fürsprecher (Advokat) spannte seine Bähre (sein Netz) aus. Lisette war dagegen fast einsam, die Anbeter machten sich nicht Plätze ab (rieben sich nicht wund). Mit Bastian Krebsli rivalisierten bloß Samewel Gröggel und Josephli Guggus, und von allen dreien hatte nur einer eine Brille. Man denke, welche Gemeinheit! Das stach (ärgerte) die Lisette begreiflich, so gut sie war, war sie doch weiblicher Art, und bekanntlich heißt es nur von den Tauben, daß sie weder Galle noch Gift hätten, und nicht von den Weibern. Samewel Gröggel wollte mal auch was sagen. „O was doch Euere Jungfer Schwester für eine scharmante Tochter ist, die kann tanzen, als wenn sie es expreß gelernt und Tanzleszge(-lektion, statt „lezge“) gno (genommen) hätt’,“ sagte er. „Das ist nicht meine Schwester,“ begehrte Lisette auf, „o b’hütis (Gott behüte)! Die geht uns gar nichts an. Wir trafen sie auf dem Wege an, und da wir zuweilen etwas bei ihr schneidern lassen, luden wir sie aus Erbarmen

auf, weil sie fast erfroren war." So was fällt selten auf unfruchtbaren Boden. Josephli Guggus hatte auch gehört, was Lisette sagte und Bastian Krebsli ebenfalls. Wohl die lachten schön, daß sie den besseren Teil erwählt, und ihre Herzen brannten, es den andern merken zu lassen, wer feinere Nasen gehabt und den bessern Bissen gewittert, und lange ging's nicht, so hieß es allenthalben: „Nit e Ratsherre Tochter, ume (nur) e Schneidere, hei se nume (nur) us Erbarme mitgno," und auseinander stoben die Anbeter wie Krähen von einem Düngerhaufen, wenn man einen Schuß unter sie gelassen. Bloß ein Sekundarlehrer, der etwas morgenländisch sprach (d. h. mauschelte) und mit seinem Einkommen in Zwiespalt lag, blieb kleben.

Als der von einer Schneiderin oder Modistin hörte, schien ihm ein großes Licht aufzugehen. Eine solche Person schien ihm das schreiendste Bedürfnis dieser Gegend, und wenn es ihm gelingen sollte, diese Lücke auszufüllen, dieses Bedürfnis zu befriedigen, so werde ihm ein Monument der dankbaren Nachwelt nicht fehlen. Gerade eine solche Person fehlte, welche den Geschmack verbesserte und der Industrie aufhalf. Eine solche Person konnte große Arbeitsschulen errichten und leiten, in denen man mit Häkeln, Sticken, Strohflechten, Seidespinnen und Weben, Baumwollenzwirnen, Montieren (Putz arrangieren, aufputzen) und Modearbeiten von allen Arten Tausenden Brot verschaffen könne. Wenn man damit einen größeren Modeladen und andere Laden oder Magazine verbinden würde, wo man alles finde nach dem allerneusten Schnitt und wohlfeiler als in London und Paris, weil man hier wohlfeiler arbeiten könne als dort, so sei man imstande, dem Geschäft einen solchen Schwung zu geben, daß Pariser hieher reiseten, um sich mit den neusten Artikeln zu versehen, und Millionen ins Land brächten. Und ob Geld nicht das schreiendste Bedürfnis des Vaterlandes sei? Wenn jemand es nicht glauben wolle, der solle nur zu ihm kommen, dem wolle er schreiende Beispiele von Exempeln vor Augen stellen. So dachte der Mann, und

man sieht, er dachte großherzig und echt vaterländisch. Er beschloß sich zu opfern, er kultivierte Jungfer Gälblächt und begann folgende Betrachtungen.

Er hätte schon lange im Sinne, sich ehelich zu verbinden, aber er finde hier nicht, was sein Herz und seine Stellung bedürfen. Er sehe hauptsächlich auf Bildung, auf eine Person, die imstande sei, ihn zu verstehen und zu begreifen, kurz, wo man Freude habe, mit ihr zu leben und ein vernünftig Wort mit ihr sprechen könne. Auf Vermögen sehe er gar nicht, er habe eine schöne Stelle und brauche wenig, aber er sehe auf eine Person, welche ihm würdig zur Seite stehe und ihm helfe, seinen Einfluß auf die Jugend, namentlich den weiblichen Teil sichern, ja ausdehnen. Denn endlich sei die Zeit gekommen, wo dem Lehrstand die Gewalt über das Menschengeschlecht gegeben sei. Bildung sei die Hauptsache in der Welt, und die Lehrer seien die Träger der Bildung, somit seien sie die Hauptmacht auf der Welt, und von ihnen hingen jetzt die Völker ab, vielmehr als ehemals von Königen und Fürsten. Nicht durch die Waffen, durch Kanonen und anderes Geschütz werde ein Volk mächtig, sondern durch Bildung, das gebildetste Volk sei das Hauptvolk, und von wem hätten die Völker die Bildung? Also! Wer Verstand habe, könne es greifen. Und so sei es recht, denn wie die Könige die Raubtiere gewesen, schädliches Ungeziefer, seien die Lehrer so gleichsam die Engel, welche den dummen Menschenkindern das Licht brächten in die Finsternis, viele Kenntnisse von allem Nützlichen, ja den eigentlichen Fortschritt in allen Dingen. Hätte er eine Person, wie er sie haben sollte, so wollte er großes verrichten für Kinder und Kindeskinder, Millionen wollte er ins Land ziehen, über Mangel an Arbeit sollte niemand mehr klagen, was kein Staat vermöge, das wollte er tun, wenn er schon nur ein Lehrer sei; aber eben darum suche er eine anständige Person, die ihn begreife und die gehörigen Fähigkeiten besitze. „Um Vergebung z'frage, sind Sie nicht eine Schneiderin

oder Modiste oder beides zusammen, was noch vorteilhafter wäre?"

Da war Jungfer Gälblächt aufgefahren und hatte gefragt, warum er so frage und wer ihr nachrede, sie sei eine Schneiderin. Und der Lehrer hatte gesagt, sie solle ihm das nicht übelnehmen, das tue ihrer Ehren keinen Abbruch, denn gerade deswegen und weil sie ihm so gebildet vorgekommen, auch spreche sie ja französisch, wie er gehört, habe er sich entschlossen, ihr Herz und Hand anzubieten, sie würden miteinander sehr glücklich sein, sie würden einen ausgezeichneten Platz einnehmen in der Welt, davon sei er ebenfalls überzeugt. Daraufhin protestierte Jungfer Gälblächt wiederholt gegen die Schneiderin, verwarf seinen Antrag mit Heftigkeit. Da sagte der Lehrer, he nun, wenn sie keine Schneiderin sei, so sei es ihm leid, daneben sei sie doch Modiste, das genüge ihm einstweilen; sei das Schneidern notwendig zu seinen Plänen, so werde das einer Modistin ein leichtes sein, sich dasselbe zuzueignen.

„Ganget m'r furt, Ihr syt e wüste, e unverschante (unverschämter) Mensch," rief Jungfer Gälblächt und lief fort, wollte Lisette klagen, aber die widmete ihr wenig Aufmerksamkeit, schien auffallend das Weite zu suchen, wenn die Freundin in die Nähe kam, während der Lehrer desto eifriger um sie herstrich, ungefähr wie ein Hai um das Schiff, von welchem aus ihm ein Opfer entrissen worden, das er sich schon sicher glaubte. Kaum hatte Rosalie Jacot ihre Erlebnisse mit großem Abscheu summarisch mitgeteilt und wehmütig um Schutz gebeten, als der greuliche Hai schon wieder sehbar war und gegen sie zu manövrierte in immer engern Kreisen.

Da kam der Wirt und verkündete mit großem Pathos, die Suppe sei serviert, wenn es den Herrschaften gefällig sei, könne man speisen. Es war sehr merkwürdig, dem Prozesse zuzusehen, welcher jetzt im Tanzsaale vor sich ging. So ein Tanzsaal gleicht dem Weltenraume, in welchem der Weltstoff

schwimmt, aber in noch ungebundenen Atomen. Wie das sich sucht und findet, bindet und abstößt, auseinandergeht und wirbelt und kreiset, weiß jeder, der Blicke geworfen in diese seltsamen Räume, wo es so wunderlich wirbelt und das eine ans andere sich hängt, und von einem das andere sich löst. Rollt aber aus des Wirtes mächtigem Bauche das holde Donnerwort: „Die Suppe ist serviert," dann faßt es mit Geistergewalt den ungebundenen Weltstoff, plötzlich erfolgt ein Niederschlag, die meisten Atome binden sich, und alles fährt durch eine enge Röhre, die Türe des Saales ab, die gebundenen voran mit Gewicht, die ungebundenen werden später nachgeschwemmt, langsam. Sie fahren gleichsam in eine andere Retorte, d. h. in Eßsaal, eine Menge Bindemittel werden in Anwendung gebracht, namentlich ansehnliche Massen Wein werden zugegossen, auch hie und da wird Bier gebraucht, fördert aber das Binden nicht sonderlich, steht daher auch bei solchen Operationen nicht in großem Ansehen. Nachdem die Masse einige Stunden gestanden oder vielmehr gesessen, wird sie wieder nach und nach in den ersten Weltenraum zurückgebracht, um zu endlicher Entwicklung noch einmal tüchtig durcheinander gerüttelt zu werden, bei welchem Rütteln noch viele flüchtige Atome sich binden.

So ungefähr war es auch hier, und mit Sturmesgebraus strömte aufs Zauberwort des Wirtes die Menge in den Eßsaal und erschien bald in langen Reihen geordnet, sich unterwerfend den fernern Behandlungen. Jungfer Gälblächt hing mit Hast sich an Jacots Arm und floh, so rasch sie konnte, den immer näher kreisenden Hai, dessen Zähne bereits entblößt ganz nahe glänzten, und flüsterte sanft und zart: „O, Herr Jacot, nicht wahr, Ihr erlaubet, daß ich an Euch mich halte, Ihr schützet und rettet mich vor dem abscheulichen Menschen, es wäre mein Tod, wenn ich wieder in seine Nähe müßte! O, warum blieb ich nicht daheim! O, Herr Jacot, was das für ein unverschämt, ungehobelt Volk ist, da mir so nir nüt (nichts) dir nüt zu sagen,

ich sei eine Schneidere und er wolle mich heiraten! Ist das nicht gräßlich? O mein Lebtag bringt man mich nicht lebendig mehr an einen solchen Ort. O wie wahr, wer Pech anrührt, besudelt sich!"

Jacot hatte nichts dawider. Ein verwundet Herz hat keinen bessern Trost als eine mitfühlende Seele, und an Jungfer Gälblächt erhielt er doch eine Art von Haltpunkt, er war nicht einsam an fremdem Ort. Lisette war nichts für ihn, die war weg, die saß glücklich zwischen Seelen, die ihr Reverenz bewiesen, absonderlich Bastian Krebsli, dem jedoch Samewel Gröggel wie Josephli Guggus sehr heiß machten.

Wer beobachtet, dem fällt bei solchen Staatsmahlzeiten immer eine andächtige Stille auf, welche über die Suppe hinaus bis zum dritten und vierten Gerichte dauert. G'wunder, was kömmt, und Appetit über das, was da ist, versenken den Menschen in diese rührende Beschaulichkeit. So geschah es auch hier. Mit Bedenken wurde die Suppe genossen, sie war dünn, Krebse blieben unsichtbar, Kuchipulver (Küchengewürz) stach auffallend vor. Die Nasen windeten nach Besserem, die Augen lagen in den Türen, es trat Spannung ein und zwar große. In der Küche schien weise Bedächtigkeit zu herrschen und angenehme Berücksichtigung, nicht des ungeduldigen, sondern des verständigen Publikums. Man wollte die Suppe sich erst ordentlich setzen und Platz machen lassen für was Besseres, ehe man weiter schritt. Wie es scheint, war da in der Küche größere Weisheit als in mancher eidgenössischen Weisheitsbüchse, d. h. Ratssaal, wo man von einem so entsetzlichen Fortschrittsteufel behaftet ist, daß alles hoggisboggis (holtergepolter) übereinander purzelt, was oben sein soll, unten ist, und das Hinterste das Vorderste wird und selten was lebendig zum Vorschein kommt, ungefähr wie in einem großen Theater oder Schulhause, wo viele Kinder beisammen sind und ein einziger Ausgang, wenn es Feuer ruft, jedes das erste sein will, die eine Hälfte bloß tot rauskömmt und die andere halbtot.

Am Ende kam das Essen doch und zwar nicht so schlecht, offenbar war grusam angewendet worden (an Zutaten), was man übrigens schon dem von weitem durch alle Dunkelheit in hellem Schweiße glänzenden Wirte ansehen konnte. Das Mahl trug merkwürdig auffallend den Charakter der Gesellschaft, es war halb herrschelig (herrschaftlich), halb bäurisch, und auffallend besser und währschafter (kräftiger) war der bäurische Teil, als der herrschelige. Der erste Teil war repräsentiert durch schönes Schweinefleisch, gutes Voressen, mächtige Bratenstücke, fette Gänse und handfeste Pasteten, der andere durch miserable Salätchen, charakterlosen Senf, sauersüße Zwetschen, mondsüchtige Cremchen und schauderhafte Blancmangers, die halb den Fröschen, halb den Hafneren (Töpfen) entstammt schienen, und deren dunkelgelbe Schybli (Scheiben), wo (bei welchen) die einen haben wollten, es seien Läkerli (Leckerli), und die anderen behaupteten, es seien gedörrte oder altbackne Küchelschnittli (Kuchenschnitte), daß es bald blutig Köpf gäh (gegeben) hätt deretwege. Sie hatten offenbar den guten Willen, es allen zu treffen, allen alles zu sein, und verstunden halt nicht alles, sondern das eine besser als das andere, wurden deshalb ausgehöhnt und verdienten es doch eigentlich nicht, denn sie meinten es gut; aber so geht es Wirten oft und andern Leuten ebenfalls; je mehr man es allen treffen will, desto wenigern trifft man's.

Der Wein war just nicht gälblächt (gelblich), aber sauerlächt (säuerlich). Böswillige behaupteten, er stehe eigentlich für nichts da, als um Appetit nach besserem zu machen; während andere behaupteten, der Wirt kenne gar keine Geographie, er meine, die Welt gehe nicht weiter als bis Pfauen*) oder höchstens bis Cudresin**), dort wachse der beste Lacôte***), hier der allerbeste Neuenburger. War der den Leuten dann nicht gut

*) Am Murtensee (Faong).

**) Am Neuenburgersee.

***) Berühmter Küstenwein vom Genfersee bis Nyon.

genug und wollten sie Mehbessern (Mehrbessern), Bouschierten (Flaschenwein), so brachte er greuliche Flaschen daher, voll Staub und Spinngewebe, und fluchte schrecklich, er wisse nicht, was es für welchen sei, aber was Famoses, sein Großvater habe ihn dem Noah abgekauft bei der Steigerung, welche derselbe gehalten, als er aus der Arche gekommen, über die Vorräte, welche ihm übrig geblieben.

Nun, mit dem Weine ging es eigentlich erst später recht an; nur einige, welche sich ordentlich sehen lassen wollten oder wirklich Bessern und Roten brauchen (haben) mußten, gaben sich mit dem Getränk von Pfauen her nicht ab. Man ließ sich wohl sein, erwarmete nach und nach, aber doch kaum jemand mehr als unsere Rosalie neben ihrem Jacot. Sie saß weit von ihrem Hai, sah kaum seine schrecklichen Blicke, die noch viel spitziger waren als die preußischen Spitzkugeln, aber desto näher bei ihrem Jacot und je länger je glücklicher. Mit weiblichem Scharfsinn erfaßte sie alsbald dessen Gemütszustand. Sie sah, er war verletzt, hintangesetzt von der Menschheit, sie wollte ihn heilen; sie war nicht unkundig in solchen Kuren, sie griff nach guten Mitteln. Sie suchte nicht nach Trostpredigten, wo sie sein Unglück ausstrich (herausstrich, hervorhob, ausmalte) und vom Hängen und Erschießen der Missetäter sprach, aber sie rückte ihren Stuhl nicht weiter von ihm weg, als daß es durchaus sein mußte, damit eine Aufwärterin ein gut Plättlein zur Not und zwar von weitem her zwischen ihnen durchschieben konnte.

Sie machte sich ganz traulich, sagte bald „Herr Gygampf," bald „Herr Jacot" (als Hausfreundin konnte sie sich das wohl erlauben), „soll ich Sie servieren? Unsereins, der in der Küche bekannt ist, kennt die guten Bißchen besser als so ein Herr, der eigentlich nie recht weiß, was er ins Maul stößt (steckt), Kabis (Weißkohl) oder Rosekö̈hli, und von wessen Fleisch er ißt, ob von einem Auerhahne oder einem Güggel (Gockel)." Sie vertraute ihm, welche Macht sie daheim sei und welche sie noch werden könnte, wenn sie die gehörige Hilfe und Unterstützung hätte,

und was hier für ein Volk sei, daß eine gebildete Person siebenmal aus der Haut fahren müßte täglich, wenn sie mit derlei Volk leben müßte jahraus, jahrein. Wer sich an die Stadt gewöhnt, begreife eigentlich erst, daß er ein Mensch sei und was für ein Unterschied sei zwischen ihm und einem Hornvieh, wenn er aufs Land komme. Sie kriege Gänsehaut über und über, nur bei dem Gedanken, daß sie drei Tage mit solchen Menschen leben müßte, geschweige dann drei Jahre, Herr Jeses! „Und wie grob es uns Eure Bekannte gemacht haben. Ihr glaubt es gar nicht, es war ganz, als ob sie sich unserer zu schämen hätten, ja wolle! Es dünkte mich, auch gegen Euch seien sie recht grob gewesen, und ich glaubte, wie groß Eure gegenseitige Freundschaft sei. Aber so hat man es mit diesem Volke, man weiß nie, woran man mit demselben ist. Wo sind sie jetzt, ich sehe sie nirgends," dabei musterte sie mit der Lorgnette, welche sie umgehängt, die Gesellschaft, als wäre sie bestellter Inspektor, teilte dann dem Jacot ihre Bemerkungen treulich mit. Sie waren spitzig, man kann sich's denken, sahen zuweilen wie drollig aus, machten Jacot lachen. Daß Jungfer Gälblächt soviel Geist habe, hätte er nicht geglaubt, dachte er. Dieses Benehmen stach gar auffallend ab gegen das der übrigen Damen.

Diese waren im allgemeinen schweigsam, ließen sich unterhalten, was ebenfalls dürftig geschah, hocketen (saßen) sich selbst, wie man zu sagen pflegt, auf dem Maul und lachten nur vermeukt (verstohlen). Man ärgerte sich daher über Jungfer Gälblächt, wie billig, vergalt ihr Lorgnettieren mit giftigen Bemerkungen. Es sei eine freche Person, sie möge sein, wer sie wolle, allweg nichts Rechtes. Dere (der) wolle man auf die Spur kommen, man werde saubere Dinge hören. „Wenn sie noch einmal mich so ansieht durch ihr Glas, so gränne (greine) ich sie an," sagte eine; „und ich gaffe durch die hohle Hand, die ist doch meine, wer weiß, ob sie ihr Glas nicht bloß entlehnt hat, um hier damit vornehm aufzuziehen?" bemerkte eine andere. Einige meinten, es würden Mann und Frau sein, sie täten sonst

nicht so zusammen, und andere sagten das Gegenteil, wenn es Mann und Frau wären, so würden sie sich besser in acht nehmen, wie sie täten. Eine strenge (schlimme) Sache sei's, wenn man jetzt das Graubäsige (Zweideutige) aus der Stadt auf dem Lande haben müsse. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man ein wenig räumte, es wäre für ein andermal. Wenn man dem Wirte es auftragen würde mit der Erklärung, wenn er die Gesellschaft nicht säubere, so komme ihm das nächste Jahr niemand mehr, er täte es schon.

Am meisten schien das die Mädchen Treu zu empören, besonders Trineli, d. h. es tat ihnen weh, daß der Leutnant nicht bei ihnen saß, daß alles so gegangen. Es klemmte Trineli förmlich das Herz zusammen, es hätte die abscheuliche Täsche (boshafte Person) verkratzen mögen, daß sie ein Gesicht bekommen, als hätte man es geegt (geeggt), aber daß das Eifersucht sei, das wußte es nicht; daß sie durch ihr sprödes Wesen und ihre grobe Unhöflichkeit schuld an diesem Stand der Dinge seien, daran dachte Trineli ebenfalls nicht und Stineli noch weniger. Wie der Leutnant unschuldig sei an seinem Begleit und ein alter Schimmel kein städtischer Maßstab sei für den Wert der Personen, daß sie also Sachen für übel aufnahmen, die gar nichts zu bedeuten hatten, wußten sie noch weniger.

Aber so geht es allenthalben in der Welt seit Urzeit, und wird so gehen in allen Zeiten: man macht dem Nächsten eine schreckliche Rechnung über seine Sünden, welche man ihm von Gott und Rechts wegen übel nehmen müsse, und diese Rechnung macht man täglich größer und wird alle Tage bitterer, eben daß er die Rechnung alle Tage größer mache, statt einmal ans Abzahlen zu gehen, und hat keinen Gedanken daran, daß am Wachsen der Rechnung gar niemand, oder doch wenigstens zum großen Teil, anders schuld sei, als der, welcher die Rechnung macht, und nichts, oder zum wenigsten Teil der, welchem man die Rechnung aufstellt. Noch weniger hat man einen Begriff davon, daß der Nachbar eben so eine Rechnung haben könnte und viel-

leicht hat, die noch viel verflüchter aussieht, nach welcher der Schuldige nach Kaiser Karlis Halsgerichtsordnung zum allerwenigsten an seiner Haustüre aufgehängt werden müßte, bis der Strick verfaulet sei, daß also, wenn es ans gegenseitige statt nur ans einseitige Rechnen ginge, man in der allergrößten Verlegenheit wäre, auszumachen, wer dem andern heraus schuldig sei. Da haben die rohen, sogenannten ungebildeten Menschen einen unendlichen Vorteil über die quasi feinen und sogenannten gebildeten Leute. Den ersteren läuft endlich der Zorn über, sie packen aus, sie sagen einander tapfer wüst, sie machen sich so gleichsam gegenseitig offene Rechnung, kommen dabei unwillkürlich über viele irrige Ansätze, die Spannung weicht, sie geben sich endlich die Hände, sagen: „He nu so de, so wollen wir wieder z'friede sein miteinander," und werden nicht bloß z'friede, sondern wieder gute Freunde. Diesen Vorteil haben aber eben die feinen Leute nicht, das Auspacken ist nicht anständig, das Wüstsagen giltet (gilt) erst (recht) nicht, selbst feinere Anspielungen wagen wegem guten Ton die meisten nicht, sie müssen alles bei sich behalten, kommen nie zum Frieden, leiden schrecklich an den immer wachsenden Rechnungen, die kein Ende finden bis vor Gottes Richterstuhle, wo sicher manche umgekehrt werden wird.

Wir sind überzeugt, der Friede zwischen Jacot und Trineli wäre unter vier Augen mit wenig Worten geschlossen und die Rechnung getilgt worden, sobald Jacot die Erscheinung der Jungfer Gälblächt und des fatalen Schimmels erklärt und gerechtfertigt hätte. Leider geschah das nicht, die Lorgnette der Jungfer Rosalie war eine schlimme Vermittlerin. So eine, welche nichts zu tun wisse, als die Leute auszuführen (zu verspotten), gehöre gar nicht hieher, so eine könne ein andermal daheim bleiben, so einer sollte man, wenn man sie nicht fortjagen wolle, doch wenigstens eintreiben, daß sie nach Gott schreien lerne, hieß es allgemein.

Diese Rache schien ein elegant gekleideter Mensch über-

nehmen zu wollen. Derselbe war schön ausstaffiert mit Nadel, Ringen und Ketten, trieb Luxus mit Weste und Hemd, machte sich durch vielerlei Bewegungen wichtig und saß Jacot und Rosalie gegenüber, es war ein Indienne- oder Cotonne-Prinz aus dem Elsaß, wahrscheinlich von Mühlhausen, oder ein Durenänderler (Durcheinander, Gemisch von allerlei Gerüchen) von Lörrach oder gar Vollblut aus Frankfurt. Derselbe machte, wie alle von dieser Sorte, sich gerne wichtig, faßte die allgemeine Stimmung mit Takt auf und fand darin die schönste Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, der Held des Tages zu werden. Er machte sich anfangs recht artig, leitete mit einigen Aufmerksamkeiten gegen Rosalie die Bekanntschaft ein, erwarb sich das Recht zum Gespräch, machte allerlei Bemerkungen, frug allerlei und endlich auch, wo sie herkämen, denn er sähe es ihnen sehr wohl an, daß sie nicht aus der Nähe seien. Sie kämen von Bern, sagte Rosalie geschmeichelt und hoffte daraufhin Komplimente zu kriegen, daß man es ihr eben von weitem ansehe, daß sie aus einer großen Stadt und gebildeten Kreisen komme.

„So, von Bern!“ sagte der Mann, „da bin ich ganz gut bekannt, mache Geschäfte dort, aber nicht bedeutende, es ist kein ordentlich Handelshaus daselbst, eigentlich nur Krämer. Bin allemal froh, wenn ich aus dem Nest bin, denn langweilig ist es dort ganz schuderös. Eine Straße wie die andere, ein Gesicht wie das andere, alles so steinerne, steife Brunnröhrengesichter, es ist zum Tollwerden. Ich wette, es gibt in der ganzen Stadt nicht drei passable Mädchen, von hübschen will ich gar nicht reden.“ Jungfer Gälblächt wurde bei so anzüglichen Reden ganz rötlich. „Und wie sie äußerlich sind, sind sie auch innerlich,“ fuhr der Göttliche fort. „Mein Lebtag, und doch kam ich weit herum, war dreimal in Amerika, sah ich keine so steifen, kalten, vornehm sich streckenden Menschen. Offenbar wollen sie die Engländer nachahmen, da geht es ihnen wie allen Affen, sie übertreiben es himmelweit. Es ist ein ungut, engherzig, ungastlich Volk. Redet ein Berner einmal

mit einem Fremden, meint er, er habe sich schon viel zuviel verköstigt (in Kosten gestürzt), höher es zu treiben sei Sünde. Keine Tasse Tee, keinen Löffel Suppe bietet er einem Fremden an, keinen ladet er in sein Haus. Zutritt in anständige Gesellschaft erhält man nicht, geschweige daß ein Berner, was man sagt, ein Haus macht, teils haben sie es nicht, teils sind sie zu stolz, teils zu bequem. Das macht auch das Leben in Bern so unangenehm und so teuer; da man nirgends eingeladen wird, nichts umsonst kriegt, muß man selbst zahlen; und verschafft man sich ein Privatvergnügen, so ist es hundemäßig teuer. Ich habe einen guten Bekannten und Freund, der sich jetzt in hoher Stellung in Bern befindet und sehr reich ist, der hat sich über dieses gemeine, engherzige Wesen der Berner gar bitterlich beklagt. „Freund,‘ hat er zu mir gesagt, ‚du glaubst gar nicht, was hier für ein ungefreutes (freudloses) und kostspieliges Leben ist für einen Fremden,‘ nirgends wird er eingeladen, nie kann er sich ein Diner oder ein Abendessen ersparen, nie darauf rechnen, einen Abend ohne Auslagen zuzubringen; will er was haben, muß er in Kneipen gehen und bezahlen, will er mal seiner Familie was verschaffen, muß er wieder in Kneipen gehen nach Weiermanns Haus oder ins Meyerysli (Maiglöckchen, Name einer bekannten Wirtschaft) und kann bezahlen, statt wie anderswo, wo in Familienkreisen er sich kann vergnügen lassen. ‚Du weißt,‘ hat er gesagt, ‚ich bin reich, habe nicht nötig, exakt auf den Kreuzer zu sehen, aber ich tue es gerne. Daneben will man selbst leben und auch etwas den Kindern hinterlassen, das ist doch ganz natürlich, und doch braucht kein dummer Berner Verstand, begreift's und tut seine Schuldigkeit. Die meisten derselben haben Landgüter, haben Equipage, wäre es nicht höchst anständig, wenn sie mir Sonntag morgens Equipage schickten, daß ich mit meiner Familie bei ihnen auf dem Landgut den Sonntag zubringen könnte? Aber auch nicht einer hat es getan; da lassen sie mich ganz kaltblütig auf meine eigenen Kosten bei Weiermanns Haus sitzen oder

auf dem Breitenrain an der Sonne oder beim Käser im Staub. Da ist's denn doch nichts als billig, daß man sich hohe Besoldungen dekretiert, der Gugger (Kuckuck) möchte sonst dabei sein. Am bösesten machen sich,' hat er g'sagt, ,die Mitglieder der Behörden, die hasse ich noch viel mehr als die Patrizier; die machen es am schlechtesten, sind noch ärgere Aristokraten als die Patrizier. Man denke, keins der Mitglieder ladet ein, kein einziges traktiert, bei keinem konnte ich noch so viel genießen, als mir im Auge weh getan hätte.' Er war in schrecklicher Indignation, als er das g'sagt hat, mein Freund. ,Und doch wär' es ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn sie sich an mich, an uns lehnen würden, denn was sind sie ohne das, nichts, gar nichts, hell nichts. Aber wohl, denen treibt man es ein, die müssen es büßen, die kujoniert man, daß sie nach Gott schreien möchten. Da ist kein Anlaß so unbedeutend, daß man ihn nicht ergriffe, um sie zu lähmen, der öffentlichen Verachtung preiszugeben, das Volk gegen sie zu erbittern, und beim ersten besten Anlaß muß das ganze Pack in die Luft, es ist auch nicht schade darum; ich glaube nicht, daß ein einziger darunter sei, der einen faulen Rappen (falschen Rappen, die geringste Kupfermünze) wert sei,' hat mein Freund gesagt, ,und hat man keinen Anlaß, macht man einen.'"

So sprach der Indienne-Prinz, nur hier und da von giftigen Einreden der Jungfer Gälblächt begleitet, von denen er nicht die mindeste Notiz nahm, dagegen unter großer Aufmerksamkeit der Umsitzenden, vielen beißenden Bemerkungen und großem Gelächter bei den gesalzensten Stellen, und beim Schluß wurden sogar viele Bravos laut. Es war gerade die Zeit, wo an Bern jeder Sturmbock gesetzt war, um es zu vernichten, wo jede Schmach ihm nachgeredet, jeder Frevel ihm angedichtet, wo es zum Schandpfahl gemacht werden sollte, um von jedem Buben mit Hohn angespuckt zu werden, wo man das Schlechteste von ihm glaubte, nichts von ihm hoffte, als es werde an einem schönen Morgen in Flammen aufgehen

und mit Stumpf und Stiel verbrennen, nichts von seiner Herrlichkeit übrig bleiben, als das Inseli und das innere und das äußere Bad und vielleicht sonst noch hie und da eine Gelegenheit (ein Ort). Es war zur Zeit, wo man gegen alle Städte, und namentlich die Hauptstädte, auf neue Art, welche selbst Napoleon nicht kannte, Schulmeister die Trommler, Musterreiter die Pfeifer waren, zu Felde zog. Die dummen Leute wußten nicht, was sie trommelten und was sie pfiffen, am allerwenigsten, wem in diesem Feldzuge die allerschärfsten Schlappen warteten.

Nun unser Mühlhauser blickte glücklich um sich, er hatte zwei Würfe mit einem Steine getan, er strich sein dünn Bärtchen mit Behaglichkeit, lächelte schlau ringsum und sammelte den Beifall ein, der ihm wurde, den niemand durch Widerspruch verkümmerte; denn es war eine angenommene Sache, ein ausgemachter Satz, daß Städte dem Lande seien, was Wölfe und Bären den Schafen, Feinde von Natur zum Ausrotten.

Jacot worgete (würgte) es aber schon lange im Halse, daß er fast blau wurde, endlich sagte er: „Ich komme aus Bern und mein Vater sitzt dort in bedeutenden Behörden." „So," sagte der goldene Prinz gegenüber. „Soviel ich weiß, hat mein Vater seine Besoldung für sich und nicht für andere, welche eine viel größere haben als er," sagte Jacot weiter. „Ja," sagte der Prinz, „er wird es haben, wie es im Sprichwort heißt, er wird meinen, selber essen mache fett." Ein gewaltig Gelächter machte den Chor. „Er macht es wie andere," antwortete Jacot, „er meint nicht vom Schmarotzen leben zu sollen und glaubt daher auch nicht Schmarotzer erhalten zu müssen, so gleichsam Kostgänger." „Ja, ja, das glaube ich," sagte der baumwollene Prinz, „der Berner hat nur Klauen zu nehmen, nicht zu geben, er weiß besser ziehen wann (als) steuern."

Ein schrecklich Gelächter donnerte den armen Jacot nieder, keine Stimme erhob sich für ihn, es war niemand aus Bern da, Lisette war in eigne Angelegenheiten verwickelt, und

Bastian Krebsli und Kompanie ignorierten den ganzen Handel. Sobald das Gelächter etwas verhallt war, rief der Herr in majestätischer Ruhe: „Herr Wirt, Champagner!" Hui, wie da der Wirt geflogen kam, man hätte glauben können, es wäre ein Engelein, wenn irgendwo geschrieben stünde, daß Engelein drei Zentner schwer würden und Rücken hätten wie Tennstore (Tennentore).

In göttlichem Selbstbewußtsein, welches diesen reisenden Weltgöttern eigen ist, gab er dem Wirt splendide Orders und zwar laut, der Respekt vor diesem Herrn wuchs ins Unendliche. Die Masse ist selten in einem klaren Bewußtsein über den Wert und die Natur dessen, was um sie vorgeht, sie spendet Beifall und Tadel nach der Luft, die da geht, ungefähr wie der Rauch, der auch vom Winde getrieben wird. Bei allen Kämpfen aber, von den kleinsten bis zu den größten, von den Kriegen der Spatzen auf den Dächern bis zu den Kriegen der Völker, ist die Menge auf Seite des Tapfersten, bangt um ihn, freut sich über ihn; Fußtritte dem Besiegten zu geben, juckt es überall die Menge, und sie tut es, so oft sie kann. So geschah es auch hier. Der glänzende Mühlhauser oder Lörracher oder gar noch Frankfurter hatte ungeteilten Beifall, war der Held des Tages, und noch lange wird von dem vornehmen Herrn die Rede gewesen sein, der einem Ratsherrnsöhnchen von Bern so donnersschön den Marsch gemacht. Auf dieser Stimmung der Masse, zu welcher wir voran die holden Krämer und Krämerinnen, den größten Teil der Wirtshausbevölkerung zählen, beruhten die glänzenden Siege, welche diese Wandergötter zur Zeit ihrer Herrlichkeit gemacht. Später, als nach Erfahrungen die Besonnenheit kam und die Not die Augen auftat, nahm ihre Herrschaft ein traurig Ende, und ihre hohle Heldenhaftigkeit platzte meist ohne großen Donner. Um zur selben Zeit einem solchen trompetenden Helden standhaft die Spitze zu bieten, weder durch Schlagworte noch durch eine brüllende Menge sich einschüchtern zu lassen, dazu brauchte es einen erprobten Mut und kluge Kalt-

blütigkeit. Wer wollte die einem jungen abhängigen Menschen und noch dazu auf so ungünstigem Terrain zumuten? Jedenfalls will es was sagen, einzig Stand zu halten, ohne irgend welche Aufmunterung, ohne irgendwie eingeschüchtert zu werden. Leonidas hatte doch dreihundert Spartaner bei sich, als er auf das unermeßliche Heer der Perser fiel, und Jonathan, als er sich an die Philister machte, wenigstens einen Waffenträger. Aber Jacot hatte gar niemanden, Jungfer Gälblächt war längst verstummt; ein Wunder war's, daß sie nicht vor Gift verspritzte (platzte).

Da machte Jacot das Dümmste, was er machen konnte: er stund auf und strich sich (drückte sich). Da geschah ihm auch, was jedem Tiere, das einem Gefecht entrinnt, begegnet: es folgte ihm ein schallend Gelächter, und dann ward flott in Champagner auf die Heldentaten des Helden und die Niederlage des dummen Berner Söhnchens getrunken.

Unser guter Jacot war ganz zerschlagen in seinem Herzen, so drinnen war er noch nie gewesen, wo alles gegen ihn war, eine allgemeine Verachtung über ihm zusammenschlug, er mit vollem Rechte hätte singen können, wenn es ihm eben ums Singen gewesen wäre: „Feinde ringsum." Und dazu noch das demütigende Bewußtsein, daß er nicht bloß unterlegen, sondern daß er aus dem Kampfe gelaufen sei, und daß hinter ihm her schrecklich werde gelacht werden. O dies Ausgelachtwerden ist ein fürchterliches Gespenst, ausgelacht zu werden ist schwachen Gemütern eben so schrecklich als gehängt werden; die Furcht, ausgelacht zu werden, hat unendlich viel Böses getan und noch unendlich mehr Gutes verhindert. Und diese Furcht ist nichts anderes als Gespenstersucht, denn das Auslachen ist eigentlich nur dem ein Etwas, der sich davor fürchtet. Wer ihm kühn auf den Leib geht, sieht, daß es höchstens ein Irrwisch ist, der flieht, wenn man ihm näher rückt, und endlich verschwindet.

Als Jacot hinausging, wußte er wohl warum, aber nicht

wohin. Instinktmäßig ging er die Treppe ab zum Haus aus (hinaus), wir glauben, er wäre instinktmäßig weiter gegangen, ohne Engeländer bis nach Hause, wenn es draußen nicht so heillos kalt gewesen wäre. Die Kälte war's, die ihn plötzlich an seinen Engeländer erinnerte, er bekam damit sein Ziel; er trappete (eigentlich: trabte) über die Straße dem Stalle zu. Es war Mondschein und zwölfe schlug es eben, er trappete in den Stall; finster war es drinnen, an einem Balltage gibt es um Mitternacht keine Geschäfte im Stall, und draußen schien der Mond. Daher und weil jetzt an den meisten Orten die Stallknechte das Öl selbst anschaffen müssen, wahrscheinlich aus gewissen Gründen und weil damit der Wirt bedeutende Ersparnisse zu machen glaubt, worin derselbe recht haben mag, wenn nicht zufällig der Stallknecht mit der Köchin in magnetischen Rapporten steht, löscht der Stallknecht das Licht lange, ehe der Wirt Feierabend macht drinnen. In einem solchen Sack finde er seinen Schimmel nicht, dachte Jacot, ließ die Türe offen, damit der Mond die Laterne mache. Aber Mond hin, Mond her, er fand den Schimmel doch nicht, schritt wieder der Türe zu, da donnerte es draußen: „Welch verflucht Kalb läßt die Türe offen bei solcher Kälte!" und die Türe wurde zugeschlagen und ernstlich zugemacht, denn als Jacot endlich dazu gelangte, da war's zu, er konnte nichts dran machen.

Ja, jetzt war Jacot doch wirklich übel dran. Sicher vor dem Elsässer oder Lörracher war er freilich, aber in totaler Finsternis in einem unendlichen Stalle voll wilder Rosse hinter verschlossenen Türen, das war denn doch mehr, als er wollte; es ward ihm wirklich angst, die Rosse konnten ihn ja beißen oder schlagen, von beidem war er nicht Liebhaber, und die Rosse liebte er überhaupt nicht, daß ihm etwa ihre Gesellschaft das schönste Ende einer kostbaren Partie gewesen wäre. Ein heller Ballsaal und ein finsterer Roßstall, man denke, welcher Gegensatz! Aber was machen? Endlich sah er einen hellern Punkt, wie er glaubte, in der Gegend, wo er herein-

gekommen, er hielt es, wie es auch war, für ein Fenster; bekanntlich sind Stallfenster nicht besonders hell, wegem Brechen hat man sie je dicker desto lieber, daher man sich auch keine Mühe mit Waschen gibt. Er tappete mit den Händen hin, dachte aber nicht daran, daß Vorsicht mit den Füßen noch nötiger sei, stolperte über die Schale (Rinne), trat stolpernd einem Roß auf den Stiel, das glich unglücklicherweise seinem Engeländer nicht, sprang wiehernd und schlagend auf die Beine. Andere Rosse wachten erschrocken auf, wußten nicht, was es gebe im fremden Stall unter lauter fremden Gesellen, sprangen auch auf, brüllten, schlugen, es war plötzlich, als sei der Teufel los. Zur Not hatte sich Jacot auf den Beinen erhalten, an die Wand geduckt, doch jeden Augenblick des Todesstreichs gewärtig; denn retten konnte er sich nicht, er sah die schlagenden Beine nicht, nicht die Richtung, in welcher sie fuhren.

Da erhob sich plötzlich im Hintergrund eine schreckliche Stimme: „Was donners soll das, was ist los?“ und hintendrein klatschte es gewaltig von mächtiger Peitsche, und in die Peitschenschläge donnerte es fort: „Wollt ihr stille sein, ihr verflucht Vieh!“ und nachgerade ward es stille, und die donnernde Stimme wurde sanfter und sprach endlich: „Muß Licht machen, sehen: ob eins ab ist, oder was das Wesen angerichtet.“ Es war ein Gehilfe des Stallknechts, den er als schlafende Wache im Stall gelassen, um im Fall der Not Ordnung zu schaffen oder allfälligen Dieben den G'lust (das Gelüsten) zu vertreiben, der in Erwartung dieser Fälle zuhinterst im Stalle sich ins Stroh gelegt und da entschlafen war. Jacot glaubte sich gerettet, dachte nicht daran, daß noch eine Anfechtung kommen könne, nahte sich dem Lichte vorsichtig, damit er ja keinem Roß auf den Schwanz trete. Kaum sah ihn der Bursche, als der einen gewaltigen Brüll ausließ und frisch nach der Peitsche griff, denn er nahm ihn für einen Dieb. Mit großer Not konnte der arme Jacot dem Burschen bedeuten, daß er kein Dieb sei, sondern ein Gast und zwar ein vornehmer, eines Ratsherrn Sohn.

„Was! bist der, wo mit dem weißen Schimmel kam, dem Engeländer, wo ein halb Imi (Viertelmaß) haben muß z'Abe (Abend) und es halbs z'Morge, damit er sih nit überfreß?" „Ja," sagte Jacot, „gerade der bin ich, wollte sehen, ob er seine Sache habe, da schloß mich einer aus Bosheit ein, jetzt möchte ich wieder hinaus." Der Bursche brummte allerlei, das einen sehr anzüglichen Inhalt erraten ließ, doch nicht ganz verständlich war, und machte endlich auf.

Als Jacot hinaustrat und im Schatten der Scheune stehen blieb, um zu überlegen, was er jetzt machen solle, sah er zwei Wesen ums Haus schweben, hastig in entgegengesetzter Richtung stillestehend, hinausspähend in die Nacht. Es waren weibliche Wesen, in bäuerscher Kleidung das eine, in städtischer das andere. Jacot wußte nicht recht, waren es wirkliche lebendige Wesen oder waren es gespenstige Schatten, welche wiederkommen mußten, wenn irgendwo gegeiget und getanzt wurde. Sie liefen so wunderlich, kamen ihm so seltsam vor, und seine Mutter erzählte oft, wie sie Mädchen gekannt, welche die Tanzwut gehabt und wahrscheinlich an derselben gestorben, und welche man jetzt sehen könne, wie sie herumführen um die Wirtshäuser, in denen man tanze, aber nicht hinein könnten, wenn sie nicht einer hineinführe und mit ihnen tanze; wer es aber tue, der müsse sterben. Sie habe solche Fälle erlebt und von vielen gehört, man solle ein Exempel daran nehmen, sonst könnte es einem auch so gehen, wenn man vor dem Tanzteufel sich nicht hüte. Am besten sei's, man lasse ganz vom Tanzen, von wegen der Teufel sei ein Schelm; wenn man gar nicht tanze, könne er einem aber nichts machen. Jacot hatte eigentlich nicht daran geglaubt, sondern gedacht, es sei ein Kniff der Mutter, ihnen das Tanzen zu verleiden; jetzt kam's ihm vor, man könne nicht wissen, was dran sei, vielleicht sei doch was, jetzt könnte man es erfahren. Aber hitzig drauf war er doch nicht, er tat einen Schritt und dann noch einen, da verschwand das bäurische Wesen in der Türe des Hauses.

Wird nichts sein, dachte er, die ist einmal hinein ohne einen, der sie führte. Er trat aus dem Schatten der Scheune hervor in hellen Mondschein; es war wie am Tag.

Da kam von der andern Seite her die Städtische ums Haus geflogen, erblickte ihn, stund stille, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, stürzte auf ihn zu, schrie: „O Jacot, seid Ihr's, warum macht Ihr mir das, was geht Ihr und hängt Euch? O Gott, o Gott!" „Dumm," sagte Jacot, „wenn ich mich gehängt hätte, ich stünde ja nicht da." „O Gott, o mein Herz!" und Jungfer Gälblächt fällt ohnmächtig zusammen, doch so glücklich, daß sie an Jacots Halse hängen blieb. Jacot war gerührt über diese Angst um ihn, aber doch in etwelcher Verlegenheit mit der Jungfer Gälblächt am Halse mitten in hellem Mondschein.

Da kam aus der Türe die Bäursche wieder und hinter ihr her ein Mann; sie blieb plötzlich stehen, zeigte mit dem Finger und der Mann kam auf Jacot zu, es war Bäni. „So," sagte der, „mit Schein lebst noch, und es ist nicht Gefahr um dich." „Komm, hilf mir," sagte Jacot, „ich glaub, es sei der Jungfer Gälblächt übel geworden, wir sollten sie ins Haus tragen." „Die magst alleine (kannst allein haben), nimm sie nur recht, so kömmt die schon zu sich," sagte Bäni, ging auf die Bäurische zu und verschwand mit ihr im Hause. Den guten Mädchen, denn die Bäursche war Trineli, war doch um den Jacot, als er nicht wiederkommen wollte, angst geworden. Trineli hatte schon lange Mitleid gehabt mit ihm, und das war über die Eifersucht gewachsen und machte ihr angst, er könnte was Lätzes (Fatales) machen oder doch wenigstens sich sehr härmen oder trinken im Zorn; es wollte Schlimmes verhüten, wollte ihm sagen, sie hätten das Spiel mit ihm nicht angezettelt, es machte sich still vom Tische auf und suchte ihn. Ähnliche Gedanken trieben auch die Rosalie nach, sie wollte ihn retten. Sie suchten beide, beide fanden nichts, es trieb sie ums Haus herum mit dem gleichen Erfolg, es trieb Trineli zum Bruder, er solle doch

den Leutnant suchen, sie hätten es ihm wohl stark gemacht vor der ganzen Gesellschaft, er sei nirgends zu finden, es sei die Frage, was er anstelle. Bäni war gutmütig und ging Trineli nach, freilich mit der Bemerkung, es wär sich wohl dr wert wegen einem Selligen (solchen). Wenn sich alle hängen wollten, wo ausgeführt worden seien, die Welt wär längstens ausgestorben. Als er nun die Gälblächt an Jacots Halse fand, so kann man sich denken, was er dachte, und wie es Trineli ward, als Bäni die Nachricht brachte. „Pfi Tüfel," sagte es und tanzte bald darauf wie Ketzer mit dem Dragoner. Jacot begriff bald, daß er aus dem Mondschein kommen müsse, und trug halb, schleifte halb die Rosalie dem Wirtshause zu und machte, daß er in ein Zimmer kam, wo er sie absetzen oder ablegen konnte. Hier ging die Ohnmacht bald zu Ende, und das Leben kehrte mit den Worten wieder: „Wo bin ich, mein Gott, wo bin ich?"

„Hier, Rosalie, wird es Euch wieder besser?" antwortete Jacot. „Wer redet mit mir?" sagte Rosalie träumerisch, „es ist eine bekannte Sitmme; mein Gott, seid Ihr es, Jacot? Was ist mir begegnet, wie kam ich hierher?" Jacot erzählte und frug, ob sie denn so Angst um ihn gehabt. „O Jacot, wenn Ihr wüßtet!" seufzte Rosalie. „O was?" frug Jacot weich. „O Jacot, ich sage es Euch nicht, wenn Ihr es nicht selbsten wißt, das muß Euer Herz Euch selbsten sagen." „Habt Ihr Angst gehabt um mich, Rosalie?" frug Jacot zärtlich. „O Jacot," seufzte Rosalie schmachtend. „O, mys Rosalie." „My Jacot, o Jacot!" „O mys Herz, mys Leben," und zwischendrein knatterte es wie das Bataillonsfeuer zwischen den Kanonendonner, es werden wahrscheinlich Küsse gewesen sein. Endlich hörte man wieder Rosaliens zarte Stimme in verständlichen Tönen, fragend: „Wann wollen wir annoncieren, was werden die Leute sagen?" „Und die Mama," sagte Jacot mit etwas bedeckter Stimme. „Was hat die Mama zu sagen," frug Jungfer Rosalie, „was soll es anders als sie freuen, ich möchte wissen? O Jacot, was wollen wir für ein göttlich Leben führen,

wie die Engel im Himmel, das soll eine Freude geben." „Ja," sagte Jacot, „ach was für ein Leben! Wenn wir nur wüßten, wo das Geld nehmen, es ist doch teuer zu leben in Bern, wir werden vielleicht einstweilen noch warten müssen; vielleicht wäre es besser, einstweilen noch nicht zu annoncieren." „Aber Jacot, Jacot, wie redst, einstweilen nicht annoncieren, von was leben! Wir wollen leben wie die Vögel im Hirse, und woher Geld nehmen! O Jacot, wir wollen zusammen ein Geschäft betreiben, das ganz anders rentieren soll als ein Lumpenposten, wo einer am Ende gar nichts davon hat, als daß er dumm wird wie ein Hornvieh, das sollte deine Mama doch am besten wissen. O Jacot, mein Lieber, Lieber, und was für ein Geschäft! Du weißt, ich habe schon jetzt in unserem Lädeli einen scharmanten Verdienst, wenn ich bis dahin schon meinen amies und besonders deinen Schwestern alles umsonst machte. Ich eröffne einen eigenen Laden oder Magazin, stelle ouvrières an, besonders Lehrtöchter (Lehrmädchen), die kann man mager halten und zieht doch schönes Lehrgeld, ich regiere das Geschäft, betreibe Arbeit und Handel, du führst die Bücher, behältst einstweilen deinen Posten, bis unser Geschäft schwunghaft geht und es Summen regnet durchs Kamin hinunter, ich dir Reitpferde zum Neujahr gebe und du mir Landgüter. Deine Mutter soll erfahren, daß eine Tochter wie ich, eine Modiste vom Fach, welche montieren und troussieren (bebändern) kann, eine ganz andere Partie ist als so ein Bauerntotsch (unbehilfliche Person), welche ihre Strümpfe muß vom Schneider plätzen (stopfen) lassen, die Schwiegereltern hundertjährig werden und der Tochtermann grau wie jährigs Brot, ehe er endlich zu seinen paar tausend Pfündlein kömmt. Nein Jacot, my Jacot, du sollst erfahren, was du an deiner Rosalie hast, und deine Mutter soll einmal noch Gott danken, wenn sie es bis dahin schon nie getan, als wenn irgend ein Mensch, den sie haßte, unglücklich wurde." „O Rosalie, du schwärmst, oder hat dich der Herr Lehrer angesteckt, der dir so schöne Propositionen

machte?" „Pfytusig (Pfui Teufel), aber wie der Mensch die Träume geschmöckt (gerochen) hat, die ich schon lange hege, begreife ich nicht. Es ist nur korrumpierts Zeug, was er vorbrachte, und wo käme man hin mit einem halbverrückten, rohen Menschen, wie er ist. Nein, aber du und ich, freue dich doch recht, o freue dich, wir wollen unser Glück machen, wir wollen glücklich sein."

Es ist wahr, Jacot freute sich nach und nach sehr, indessen begann ihn auch die Verlegenheit zu plagen, wie sie unverdächtig in die Gesellschaft wieder einrücken könnten. Er teilte sie endlich Rosalie mit. Die war aber nicht halb so erschrocken, sondern ganz kuraschiert. „Vor dieser Gesellschaft habe ich gar keinen Respekt, es ist mir daher auch hell eins (ganz egal), was sie sagt, Schlechts haben wir nichts gemacht. Wer weiß aber, was geschehen wäre, wenn die andere, die dich auch suchte, ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, dich gefunden hätte, du Vögeli, was du bist. Wir wollen gleich miteinander gehen und nicht verstohlen zu verschiedenen Türen ein, es hat sich keins des andern zu schämen," dozierte Rosalie. „Ja, miteinander," sagte der nicht halb so kühne Jacot, „aber erst in Eßsaal und von da in Tanzsaal. Ich ging vom Tische fast ungegessen (ohne gegessen zu haben), der Kerl verdarb mir den Appetit, jetzt käme er mir noch, und zur Freud' eine Flasche vom Bessern, es lohnt sich wohl." „Meinst? Du Vogel, aber Champagner," sagte Rosalie, grübelte ihr Geldsäckeli hervor und gab Jacot einen Fünfunddreißiger. „Nimm," sagte sie, „ohne Kompliment, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein, nicht wahr Jacot, o my Jacot?"

Im Eßsaal achtete man, wie Jacot gerechnet hatte, sie wenig, sie konnten auf diesem Wege am unbemerktesten in die Welt eintreten. Er hatte ganz recht. Der Eßsaal war ziemlich belebt von Ab- und Zugehenden und von Stammgästen. Die letztern bestanden aus solchen, die im Tanzsaal absolviert hatten, es waren teils Ehemänner, teils Unglück-

liche, denen ihr Glück abgeblüht war, die im Tanzsaal keine Aussichten, keine Hoffnungen mehr hatten und sich andern Trost suchten. Aus dem Tanzsaal strömte es ab und zu, einzelne Herren, die der Durst plagte oder denen für den nächsten Tanz ein Fisch entgangen, nach welchem sie geangelt; dann kam hier ein Paar, dort ein Paar, Hand in Hand mit glücklichen Gesichtern. Es waren zumeist wirklich Glückliche, die nach dem Grundsatz, daß man jedes Stüdeli (Staude), das man gesetzt, alsbald begießen müsse, wenn es wachsen solle, die neugepflanzte Liebe mit Wein erkräftigen wollten. Dahin gehörte also das Paar recht eigentlich, und sie ließen sich eine gute Weile kreuzwohl sein. Rosalie selbst hatte Hunger gekriegt und famösen Durst. Sie speisten ab (von) einer Gans und tranken Markgräfler dazu, und zum Champagner ließen sie einen Zuckerbrotkuchen anwachsen und wurden sehr merklich glücklich dabei. Unterdessen kam auch Lisette herein mit Bastian Krebsli und hintendrein noch einige, welche das Glück ihrer Gesellschaft genießen wollten. Krebsli bestellte Wein, Bouschierten (Flaschenwein). „Zehnbatzige die Flasche?" frug die Stubenmagd. „Warum nit gar, Zehnbatzige," begehrte Krebsli auf, „fünf Batzen die Flasche." „Wir haben den Zehnbatzigen nur offen, der wohlfeilste Bouschierte, den wir haben, ist sechs Batzen die Flasche." „Aber er ist doch dann gut?" frug Krebsli. „Bessern gibt es nicht für sechs Batzen die Flasche," antwortete die Stubenmagd.

„Herr Jeses, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen!" schrie auf einmal Lisette. „Sitzt dort nicht mein Bruder?" „Ja," sagte Krebsli, „dort sitzt er, und neben ihm sitzt die Schneiderin, welche Ihr mitgebracht." „Und trinken Champagner, Herr Jeses! Nein, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, der abscheuliche Mensch! Ich will es der Mama sagen und auch dem Papa, wie der sich aufgeführt hat. Wohl, die werden ihm schön!" jammerte Lisette.

Unterdessen erhoben sich Jacot und Rosalie, die letztere mit

strahlendem Gesichte; schwebte mehr als sie ging, war fast gar wie ein Engel, wenigstens wie einer von den mindern. Und erst im Tanzsaal, wie sie sich da machte, wie sie schwebte, wie sie sich wiegte, wie sie sich gehen ließ, bald links, bald noch mehr links und dann rechts, es ist unbeschreiblich, es läßt sich gar nicht sagen. Und Jacot war ihr würdiger Tänzer, ein junger Kriegsgott, ein Alexander. Sie kümmerten sich um die ganze Welt nicht, sie taten, als wären sie alleine hier, als bedürften sie keines Menschen mehr, hätten das vollste Genüge an sich selbsten. Einmal, als Lisette, die mit ihrer Flasche Zwölfbatzigen bald fertig worden war, besonders da sie nicht Zuckerbrot dazu hatte, sondern nur einige vertrocknete Mandeln für einen Batzen, mit zornigem Gesicht an ihr vorüberrauschte, wiegte sich Rosalie ganz graziös und lächelte die Lisette selig an, daß diese flammte vor Zorn und mit ihrem Krebsli davonschnurrte in allen Ecken herum wie ein entronnener Schwärmer oder ein in einen Frosch verkleideter Feuerteufel. Da lächelte Rosalie noch seliger.

Nach und nach minderten die Tänzer, die Geigen wurden heiser, der Tag kam langsam und sah wie ein wüster, alter, grauer Mann zu den Fenstern herein, und wen er ansah, der wurde auch grau und wüst, daß es dem einen vor dem andern graute, eins nach dem andern verschwand, weil keins das andere mehr ansehen durfte, bis endlich alles verstoben war. Und als alles verstoben war, tanzte noch der Stallknecht mit der Köchin den letzten.

Die Schlacht war also geschlagen, die Wahlstatt leer, kein Kämpfer behauptete sie, und doch gab es Sieger. Sie war hart gewesen, die Schlacht, und doch hatte sie einstweilen kein Leben gekostet, was es nachher geben konnte, wußte man nicht; die Zahl der Verwundeten kann man nicht angeben, nur soviel läßt sich sagen, daß bei den Ärzten des Orts sich niemand gemeldet, dagegen hatte es Glückliche gegeben, vide Exempel an Jacot und Rosalie; hinwiederum waren ganze Schiffs-

ladungen Hoffnungen untergegangen, viel Säcke waren leer geworden, viel Köpfe dagegen voll. Wollte man die Wirkungen der Schlacht recht erkennen, so mußte man in die untern Zimmer gehen, wo die einen frühstückten, andere zur Abreise sich rüsteten. Da sah man schachmatte Menschen, aschgraue Wangen, gläserne Augen, hängende, verlampete (schlaff herabhängende) Haare und Toiletten ganz schuderöse (schauderhafte). Wenn man die Mannschaft gesammelt in eine Kolonne auf zwei oder vier Glieder und mit ihr auf die Straße gezogen wäre, so hätte männiglich geglaubt, das sei eine Karawane, die über die höchsten Schneegebirge Tibets und durch die heißesten Wüsten Afrikas gezogen und durch die Hände aller wilden Völker, von den Afghanen weg bis zu den Kabylen gegangen, die furchtbarsten Reiseabenteuer durchgemacht hätte. Nun, das geschah nicht, man kriegte die Masse nicht zu Gesichte, es g ng den meisten wie dem Reiter in der Leonore, als er Morgenluft witterte; fort ging es, Hurra, Hopp, Hopp, Hopp, in sausendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben.

Unsern Lieben, d. h. dem Jacot, der Lisette und der Rosalie, war das Davonsausen verhalten, ihr Engeländer liebte es nicht. Zudem mußte gefrühstückt sein, die Liebe hatte ihnen Hunger gemacht, ein Zeichen, daß es eine gesunde, währschafte (dauerhafte) Liebe war, nicht eine der schmachtenden, die bloß von der Luft zu leben vermag. Zum Rat, was man frühstücken wolle, ob Kaffee oder Kässuppe oder saure Leber oder sonst noch was, wollte die Lisette sich nicht einfinden, sie war lange wie verschwunden. Im Roßstall war sie nicht, das wußte Jacot, der sie dort suchte; wo sie gewesen, blieb ein Geheimnis. Sie kam endlich mit verweinten Augen, woraus sich mit Sicherheit schließen ließ, daß sie geweint, aber worüber, was jedenfalls die Hauptsache gewesen wäre, vernahm man nichts. Eins von zweien muß es gewesen sein, entweder war ihr das Herz gebrochen, als sie aus dem Kreise ihrer An-

beter scheiden und Abschied nehmen mußte von ihrem Bastian Krebsli, Samewel Gröggel und Josephli Guggus, oder es lief ihr das Herz über, weil sie mit zweien fahren mußte, alleine ohne einen. Ach, sie hatte wohl Hoffnungen, schöne Hoffnungen, aber was sind Hoffnungen gegen einen, gegen einen Leibhaftigen. Ach, die gute Lisette hatte es vielfaltig erfahren, wie eitel alle Hoffnungen sind, wie ein Spatz in der Hand unendlich besser wäre als eine Taube auf dem Dache. Ach, und sie hatte keinen Spatz in der Hand, und die Tauben waren übers Dach geflogen, sollten freilich wiederkommen, aber man weiß ja, wie es die Vögel dem Noah machten, und seither sind sie sicher nicht besser geworden. Und mit diesen zweien sollte sie heimfahren, diesen abscheulichen Menschen, die Skandal gegeben, die sich offenbar versprochen, die sie kompromittiert und den Vater blamiert und wahrscheinlich heiraten wollten und leben, aber von was um Gottswille, von was? Wohl denen wolle sie bei der Mutter einbrocken, die sollten ihre Heiligen kriegen, die müßten erfahren, was es heiße, einer ganzen Familie den Todesstich geben. Hätte Jacot eine gute Partie gemacht, er hätte damit die ganze Familie gehoben, mit dieser schlechten Heirat bringe er alle in Mißkredit, untergrabe sie, statt sie zu heben. Es sei so viel für ihn getan worden, und er denke nicht, was er der Familie dagegen schuldig sei. Sie lebte bloß noch durch den Trost, wenn auch nicht blutiger, doch schrecklicher Rache, sobald die Mama es wisse, die werde dann, wohl die werde! Aber mit denen mußte sie heimfahren! Ach, wenn doch nur Gott gewollt, daß ihr Bastian Krebsli ein Fuhrwerk gehabt, der hätte sie sicher heimgeführt, aber eben da lag's. Gott hatte es nicht gewollt, daß der ein Fuhrwerk haben sollt.

Sie wollte weder Kässuppe noch saure Leber, auch nichts von Kaffee, gar nichts, sie kehrte ihnen den Rücken, antwortete kaum, gab alle Zeichen stärkster Verachtung von sich, und Rosalie

lächelte selig und frug einmal um das andere: „Aber mein liebes, herziges Lisette, ist dir nicht wohl, sag', was fehlt dir, bin ja deine beste Freundin und — doch, wenn du so böse dreinsiehst, mußt es nicht wissen." Man kann denken, was bei solchen Worten Lisette für Augen machte, eine Tigerkatze, welche man in den Schwanz klemmt, ist sicher ein Turteltäubchen gegen sie.

Doch da war nichts anderes zu machen, sie mußten endlich zusammen von Land stoßen, aber langsam ging's, der Engeländer meinte nicht, daß er für zwei halbe Imi des Tags sich den Atem auslaufen müßte, der nahm es langsam vorab, als ob er vor Altem einem Trompeter in der österreichischen Landwehr angehört hätte. Es mußte daher noch einmal eingekehrt sein, wo es dem Schimmel gut ging, denn da redete ihm Rosalie für ein Imi (Viertelmaß) z'best, statt nur für ein halbes. Sie war in einem Zustande, wo das Herz für alle Geschöpfe empfindet, für vernünftige und unvernünftige, ausgenommen für ihresgleichen, die eifersüchtelnde, koldernde (zürnende) Lisette per Exempel. Als sie an der Wärme auftauten, ward auch die Rede flüssig, nur die von Lisette nicht. „Das war ein merkwürdiger Tag," sagte Jacot, „und wieviel man doch erleben kann an einem Tage." „Ja, und ganz andere Sachen als man denkt, oder was meinst, my Herzige?" sagte Rosalie. „Gäll (gelt), du hast es erfahren, wie wahr es ist: der Mensch denkt und Gott lenkt. Aber gäll, was das für es grobs Volk ist auf dem Lande, es uflätigs, hochmütig, dumm, uverschant (unverschämt). Wenn sie jemanden, der keinen Kittel an hat und nicht nach Mist stinket, beleidigen können, so meinen sie, was sie gemacht haben. Nein, mit solchen Leuten zu leben, wäre eine Höllenqual, ich habe an einmal genug. Ich verachte sie souverän, ich glaube wirklich nicht, daß viel Gutes an ihnen, als Hochmut, Neid und Bosheit. Der liebe Gott wird wohl wissen, warum er die Art von Kreaturen etwas nebenaus auf das Land getan hat." Der Jungfer Gälblächt

Großvater war als Eselibub in die Stadt gekommen, d. h. er hatte säugende Eselinnen für Milchkuren aus dem Guggisberg in die Stadt gebracht alle Sommer, hatte als lustiger Junge gefallen, Platz gefunden als Laufjunge in einem Handelshause und endlich einen bleibenden Wohnsitz in der Stadt. Jacot Gygampfs Aristokratie schrieb sich bloß vom Vater her. Der war in die Stadt gekommen, er haßte eigentlich noch die Städter, da sie ihn nicht für ebenbürtig nahmen, war aber schon nicht mehr daheim auf dem Lande und bemitleidete die Menschen, die auf demselben leben mußten. Seine Kinder zählten sich dagegen vollständig zu den Städtern, sagten höchstens: „Eigentlich wären wir auch vom Lande, aber wir kennen niemanden mehr dort, und der Vater hat schon lange gesagt, er wolle das Bürgerrecht kaufen."

Jacot sagte: „Etwas recht hast, Rosalie; ich hielte es auch nicht mehr aus auf dem Lande. Aber man muß es ihnen nicht übelnehmen, sie sind vielfach betrogen, lange vernachlässigt worden, man muß sie heranbilden, das ist die Aufgabe der Aufgeklärten im Volke. Einstweilen, nun ja, ist es schwer mit ihnen umzugehen, es ist ein Verding (eine schwere Arbeit), ihre Grobheiten zu schlucken, und es ist ein Glück für mich, daß ich es einstweilen nicht nötig habe, und an einen Ball zu fahren, wird mir kaum mehr einfallen, wo der der Größte ist, der unsereinen, einen Städter, am tiefsten beleidigen kann. Aber von allen die Gröbsten und Uverschantesten sind die Herren Lehrer und die Herren Schreiber; die müssen einen Magen haben mit Büffelhaut gefüttert, welche solche Kreaturen vertragen mögen." Potz, wie war das der Lisette ins Fleisch geschossen, jetzt ging ihr das Maul auf, und was die den neuen Stadtaristokraten den Pelz wusch, Stern und Granaten! Es sei gut, daß der Engeländer ein ganzes Imi habe, statt nur ein halbes, je eher er die auseinander bringe, desto besser sei es, dachte er.

Wenn es uns nicht ginge mit der Zeit wie Jacot mit dem

Gelde, der sein letztes ausgab für diesen Halt, so könnten wir noch ein Gespräch erzählen, das einige Stunden von da, aber zu gleicher Zeit zwischen den Kindern Treu abgesponnen wurde, ganz in der nämlichen Tonart, nur daß die Städter Bauern und die Bauern Städter waren, und daß alle einig waren und den Städtern die Schatten noch etwas dunkler auftrugen und unter städtischer Kleidung eine gar zu schlechte Haut beargwohnten.

Das Imi Haber stärkte den Engeländer so, daß Jacot meinte, es sei gut, daß er ihm nicht noch eins hätte geben lassen, er hätte ihn nicht halten können, er liefe ja schon jetzt wie ein Tüfel, er wolle wetten, in zwei und einer halben Stunde führen sie die drei langen Poststunden. Lisette war aber nicht der Meinung, häßelete (redete übellaunig) beständig mit dem Bruder, warf ihm vor, er glaube, er führe Mist; sie plagte die Ungeduld, der Mama zu stecken, was hinter ihrem Rücken angestellt worden, ein famoses Wetter den Glücklichen zusammenzublasen.

Endlich langte man an, Lisette schoß wie ein Pfeil heim, Jacot mußte das Fuhrwerk an Ort und Stelle bringen, und Rosalie, nachdem sie mit Jacot die nötigen Abreden getroffen, wanderte mit Stolz nach Hause, sie hatte den großen Wurf getan, sie hatte eine Seele erworben und zwar eine männliche, lebenslängliche. Lisette traf die Mutter nicht zu Hause, auch nicht die Magd, der Vater war da. Sie fuhr fast aus der Haut vor Ungeduld, dem Vater wollte sie keine Eröffnungen machen; sie wußte, von der Mutter Seite her donnerte das Geschütz am kräftigsten, die Schüsse wirkten unwiderstehlich. Sie nahm sich kaum Zeit, die Füße etwas zu wärmen, sie schoß fort in der Stadt herum, die Mutter zu suchen. Unterdessen kam Jacot heim, ging zum Vater. Der Vater frug: „Nun, wie ging's?" „Gut, aber ganz anders als wir gedacht," antwortete er, erzählte seine Abenteuer und setzte dann auseinander, wie seine Rosalie eine bessere Partie sei als Trineli Treu. Er

hätte nicht gewußt, was mit derselben anfangen in der Stadt, und was hätte er auf dem Lande anfangen sollen, ausgerückt wäre der Alte doch nicht, und zäh sei er noch wie Händscheleder. Rosalie dehne ihr Geschäft aus, nehme Lehrtöchter an, er führe die Bücher, behalte seinen Posten, und nach welcher Seite hin es besser gehe, im Geschäft oder im Staatsdienst, dahin könne er sich hauptsächlich werfen. Der Herr Ratsherr überschlug die Sache, fand sie nicht so dumm, sagte endlich: „He nun, eine Laus im Kraut ist besser als gar kein Fleisch. Große Sprüng' wirst nicht machen, daneben ung'sinnet (unvorhergesehen) gibt's auch was."

„Aber und d'Mama," sagte Jacot. „D's Lisette tut wie ein Säugfüchslein (reizbare Person), wird mir eine schöne Suppe gebeizt (angerichtet) haben." „Häb nit Kummer," sagte Herr Gygampf, „die Mutter kam ihr gestern über einige Schüldchen und ist fürtaub (schrecklich ärgerlich), die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater ist gar nicht ohne Vermögen, hat Kredit im untern Gewerbsstand, d'Sach' wird sich schon machen. Die Hauptsache wird die sein, daß du der Mutter ab der Kost kömmst und zu ihnen ziehst, sie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenn's den Alten freut, bring' ihn gleich mit, sag', ich wäre selbst gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeschen zu beantworten hätte."

So ging's. Es gab einen glücklichen Abend, alle Gesichter glühten vor Freude bis an das der armen Lisette. Als sie es endlich wegen schrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erst recht alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geschäft zu besorgen, holte sie selbst vom Allerbesten im Keller, und Mitternacht schlug's, man wußte nicht wie. Da rief Jacot: „O wie doch in vierundzwanzig Stunden alles ändern kann! Gestern um diese Zeit war ich im Roßstall in Höllenangst, erst wollten mich die Rosse totschlagen,

dann der Stallknecht, und jetzt, o Rosalie!" und hingerissen sank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wissen wir nicht, aber wir glauben's.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter.

(Erschien zuerst 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben".)

Es war ein schöner Herbsttag, der rote Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Äckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden schlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menschheit als Silber und Gold, der Säemann, der mit ernstem Gesichte und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Säemann schreiten sieht über den dunkeln Acker, dem rieselt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe sei das unsichtbare Wesen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es sieht. Der Säemann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Säemann, der das ewige Wort aussät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen speiset: der Säemann ist ein Gehilfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft sich den Stoff zu einem Geräte, schafft daran, bis er fertig ist, oft mit selbstgemachtem Werkzeuge, und was seine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Besteller es ab, zur bestimmten Zeit, d. h. je nachdem er sein Wort hält oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, setzt

sich in seine Werkstatt unabhängig von Wind und Wetter; scheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an, und das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, ist, wenn er's kann, am Abend fertig. Er ist gewissermaßen Herr seiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Säemann, er ist nur Gottes Ackerknecht und tut am großen Werke das Geringste. Den Samen hat Gott geschaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen sammelt der Mensch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber ist der Säemann einstweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in seine Hand und tut das Wichtigste, was kein Säemann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, säe er mit der Hand oder der Maschine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn sprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruste und in hoffnungsreichem Grün die Felder schmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt sie in die warme weiße Decke, hebt diese wieder zu seiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigsten den Acker ihm bestellte, am sorgfältigsten säete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beste Gehilfe ihm war, lohnt er mit dem besten Segen. Darum ist auch der gute Landmann so fromm, er hat das sicherste Maß für das, was er tut, und was Gott tut, das Gefühl seiner Ohnmacht ohne Gottes Hilfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtsein: Mit mir ist Gott, und wenn er mit mir ist, was vermag, wer wider mich ist?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Äckern, auf denen viele Säemänner gingen, stand ein Schloß, kein modernes oder verschnörkeltes, sondern ein einfaches, ehrenfestes, in das man mit getrostem Mute trat, man wußte weshalb. Aus dem Tore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem schlanken Manns-

bild begleitet, den Zug schlossen zwei stattliche Herren. Der eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in einem gewissen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsstatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unserer Zeit und zum entschiedenen Fortschritt, daß fast mit jedem Mondwechsel Moden, Gesetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort stürmer (betäubter) und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zersetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuschrecken das Gras. Der andere Herr war des ersten Bruder und Vater des jungen bei den Damen, der in fremdem Dienst und im Urlaub war. Es war eine echt patrizische Familie, noble Leute, gerecht, praktisch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbstbewußtsein, daher keinem Adel nachstehend. Fürst Windischgrätz soll in jüngern Jahren einmal diesen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem bernerischen Rittmeister, der diesem Adel angehörte und mit Windischgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu besuchen, es war nicht zum erstenmal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorsitzer des Amtsgerichts, lud nach abgetanen Geschäften in der Regel die Amtsrichter zum Essen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältnis erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angesehensten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein samt Familie, was für diese gewöhnlich ein Fest war und mit Recht, denn es ging stattlich zu, und die ländlichen Weisen behagten ihnen besser als die köstlichste Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäurinnen daheim hatten, taten mit den Einladungen nicht nötlich (dringend), und wenn sie übergangen wurden, nahmen sie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäurin; fehlt diese, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäurin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigsten durch ein

Gesellschaftsfräulein, welches anständig den Tee serviert, ersetzt werden; es muß halt eine Bäurin sein, es tut's nicht anders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen (Löwenzahn) zu sehen waren.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zueinander wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Mönner, beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher keiner geneigt, dem andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetze kannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, jeder wußte, was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte, was mutwillig Tröhlen (in die Länge ziehen) war, konnte einen verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Prozesse, und wo jetzt zehn Fürsprecher (Advokaten) reichlich schneiden, fand damals kaum einer sein mäßig Brod. Der Landmann behielt sein Geld im Sack, und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn, aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand und zwar als einen, der recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent

sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn er links sieht, der andere eine administrative Klage ausspielt, wenn er rechts sieht, während der Agent auf der Lauer steht und jeden aufhetzt, der zum Schloßtor aus und ein geht, wenn der Regierungsstatthalter nicht reine Sache hat. Es sind grundarme Bursche, die nämlich, welche regieren sollen, sie dürfen nicht, wenn sie schon möchten, man findet daher selten einen rechten Mann am Brett. Es wurde ehedem viel besser regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein christlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zuviel sogenannte Justiz.

Der Amtsrichter hatte auch seine Schwächen, er war unbestechlich, aber über Sympathie und Antipathie soll er sich bei aller Gesetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohltätig in der Gegend, beide waren so ehrenfeste Männer, daß die Menge Glauben hatte an sie; das ist eine seltene Sache und viel wert. Die Menge hat sonst in der Regel mehr Glauben zu schlechten Ratgebern als zu ehrenfesten, dieweil jene nach Gunst reden, diese nach ihrem Besten. Sie lebten in anständigem Verhältnis, schnitten sich nicht hinterrücks die Ehre ab, aber Freunde, wie man sie dafür hielt, waren sie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwischen ihnen gewesen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters beteiligt waren, sehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleisch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann stand auf gesetzlichem Boden. Solche Besuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verschaffte mit solchen Partien seinen Gästen Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war schön und die Aufwartung mit echter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichtum der

Bauern, und wenn er sie auch in einzelnen Fällen untertäniger wünschte, so hatte er doch im allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und stolze Bauern sind, da muß die Regierung, auch wenn sie eine aristokratische ist, doch nicht ganz schlecht, selbstsüchtig oder despotisch sein, sondern sich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem stolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberst in fremden Diensten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müsse die Bauern unter der Schere halten, sonst wüchsen sie unversehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberst mit glänzenden Augen von seinen herrlichen Burschen im Regiment, wie sie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn sie ihn einmal hätten, und wie er mit seinem Regimente stehen bleiben wolle, und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf sollte sich rückwärts wenden, geschweige ein Fuß. Mit sichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhaftesten Burschen, die niemanden fürchteten, selbst die Offiziere nicht, wenn sie im Recht waren, doch alles in den vorgeschriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberst begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Bursche wachsen konnten, wie er zu kommandieren das Glück hatte. Es ging ihm halt so wie noch höher Gestellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zusammenhang zwischen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Gespräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du hast es doch dem Amtsrichter sagen lassen?“ — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbeiging, melden,“ antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur getan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die

Hitzköpfe, und wie der Jäger die verschiedenen Töne in den Stimmen seiner Hunde kennt, so wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegenging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen schollen; ihrer Einigkeit tat es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück, sie trotzten niemals, sie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich französisch geredet, aber Brüllen ist Brüllen, sei es französisch oder deutsch, und französisches Gebrüll oder deutsches verstanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirst ihm ein Billett geschrieben haben?" frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!" antwortete der Oberamtmann heftig. „Er versteht besser mündlich als schriftlich!" — „Es gibt noch mehr Leute, die es so haben," lachte der Oberst; „kein Wunder, daß ihr euch so gut zueinander schickt." Allerdings nahm der Oberamtmann fast ebenso ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militär gewesen; auf dem Lande erwachsen, sollte er von Präzeptoren geschult werden, hielt sie zum besten, ärgerte sie, bis sie fortliefen, und strich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörst meine Frau," sagte der Oberamtmann, „die meint es erst gut mit den Bauern, und wenn du sie mit dem Amtsrichter zusammensiehst, so wirst du finden, daß ich Ursache hätte, eifersüchtig zu sein." Nun erhob sich ein anmutig Wortgeplauder zwischen den Herren und Damen, denn des Obersten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber sie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichsten Emsigkeit räumte sie ihm alle Steine aus dem Wege, suchte allenthalben gut Wetter zu machen und wußte dazu die Stimmungen

seiner Seele zu beherrschen wunderbar; das ist eine unendlich größere Kunst als Klavierspielen oder Geigen. Wer ein Klavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verstand, es ist ihm niemand im Weg, pfuscht ihm niemand darein; wer aber auf einem Herzen spielen will, dem will die ganze Welt und alle Menschen mithelfen, bald von rechts, bald von links trampeln sie auf den Tasten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es, die Töne, die andere greifen, zu meistern, daß sie klingen schön und fein, wie der Meister oder die Meisterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Diese Kunst ist nur ähnlich der großen Kunst Gottes, der jedem Esel seinen Willen läßt und jeden Menschen machen, was er will, und doch es macht, daß alles seinem Willen dienet und alles kömmt, wie er will. Diese wunderbar große Kunst, die heilig ist und teuflisch, je nachdem sie mit heiligem oder teuflischem Sinn getrieben wird, diese Kunst ist hauptsächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigstens mehr im Vordergrund, als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigstens in Anwendung auf den einzelnen, wenn auch nicht auf die Massen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber (Käse- und Kohlverkäuferinnen), ihre Mädel diese Kunst lehrten oder lehren ließen, statt die des Klavierens, und das christliche Musikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es schön auf Erden, und die verklungene Sphärenmusik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo sie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft feingebildete Frau; das Neueste hatte sie zwar nicht gelesen, war auch nicht in allen freien Künsten bewandert, aber sie besaß das richtigste Gefühl für alles, was andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprechstoff bei der Hand zu haben, hatte also das Wichtigste zu

der wahren Höflichkeit für alle Leute und wandte diese Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf ebenbürtige und nicht ebenbürtige, und soll das etwa eine Christin nicht?

Daneben war sie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen eine, welche meinten, der Grasanken (Grasbutter) müsse grün sein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil sie saugen sollten wie andere Tiere, oder für ihre Glättete (Bügeln) Tannzapfen bestellten, aber ausdrücklich hinzusetzten: sie wollten buchene usw., nie wußten, was auf den Tisch kam, und über die Köchin schimpften, wenn nicht das Rechte kam oder es sonst schlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung fest und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, sparte sie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo sie wohl ein paar Kapitel über ihr sehr ungeniertes Wesen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen sparte sie die Bemerkungen nicht so lange, sie wären zu spät gekommen. Es war ihr daran gelegen, sie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihrer eigenen Kinder nicht Kummer gemacht, aber des Obersten Kinder waren Stadtkinder, und die haben bekanntlich ein eigenes Geschick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Über alle hin tönte ein scharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, sie hätten auch das Recht, sich ungebunden lustig zu machen, und nicht großen Respekt zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde standen. Der Oberamtmann war nun nicht einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derselben sich kümmern, oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht, etwas übelzunehmen, sondern müsse sich gefallen lassen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch dessen Zulassung. Er war eben auch Bauer und hatte ein Herz für Gras und Vieh. Seine

Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wohl auch: „Geht's über Feld? Es macht schön warm.“ Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, tat er mit der seinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Sehet, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit.“

Es war ein großes, stattliches Haus mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher und wäre froh gewesen, seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräte betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammengenommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher (Speicher).

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; „das ist eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast soviel als unser Gattig (Gattung, Art),“ pflegte die Frau Amtsrichterin zu sagen. Sie ward erschreckt, weil die Botschaft so spät kam, nicht wenigstens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn man schon meint,“ sagte sie vor dem Landjäger, „solche

Leute hätten Verstand, sie haben dennoch keinen, meinen, einen Schinken koche man gleich geschwind wie ihre Schnefeli (Schnittchen) Fleisch, wo siebenundzwanzig auf ein Viertelpfund gehen."

„Soll ich etwa absagen? Der Oberamtmann hat gesagt, wenn's nicht anständig sei, so sollte man absagen lassen." — „Warum nicht gar absagen," zürnte die Amtsrichterin, „daß sie meinen, wir hätten nicht z'essen im Haus für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken (Riechen) halb genug haben, wir müßten erst in alle Himmelsgegenden ausschicken und zusammenbetteln, wenn uns ein Mensch ungesinnet (wider Erwarten) ins Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gib dem Landjäger ein Kirschenwasser. Wo ist der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn," lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harnisch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieselbe ganz kaltblütig auf: „Gib, was du hast, und zum Reste laß einen Stecken stecken!" — „Flausen, jawohl," sagte die Frau, „es muß eine Hamme (Schinken) sein, es muß Fleisch sein, wie soll das alles weich und gut sein bis Nachmittag?" — „Warum nicht," sagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleisch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hexe braten könnte, brauch all' Börtel; bis um vier oder fünf Uhr abends geht's noch lang, und was sie dann noch nicht beißen können, das können sie ungegessen lassen." — „Wenn du nichts Besseres weißt, so hätte ich das auch gewußt und meine Zeit besser brauchen können. Aber so ist das Mannsvolk, will alles regieren, und wenn es an Notknopf kömmt, so ist die dümmste Frau gescheiter. Komme, hau' mir Fleisch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den sie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, schönes Weib, stark im Arm, weisen Sinnes, guten Herzens, aber

eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spektakel verübt, die Mädchen gequält, mutwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben, was daheim war, wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich alles zu einem Knäuel ward, in der Gasse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf und nieder wogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: „Komm, Lisabeth," rief sie, nahm in der Küche vom Herde eine kurze Kelle, vorne mit einem schweren eisernen Haken, Lisabeth ein anderes kurzes schweres Instrument und beide hinten ins Gewühle und schlugen rechts und schlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umsehen die halben Buben am Boden, die andern halben auf der Flucht waren. Was diese zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergessen bis auf diesen Tag. So ein handlich (tüchtig) Weib ist denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfesten Mann, einem andern möchte ich keins raten von dieser Sorte. Übrigens sind Exemplare von dieser Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer sind auch nicht überdicht gesäet.

Nun ging es los auf der Säublume, als ob sieben Hexen sollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribuliert, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Position ändert im Galopp. Als der Ruf erscholl: „Landvogts kommen", war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus befriedigend, die Frau Amtsrichter angezogen und brauchte scheinbar

um nichts mehr sich zu kümmern, es sollte alles gleichsam von selbst gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin scheinbar gar nicht, ihre Kleider schienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Zeremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Er war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Leutnant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt, und diese, sein Visieren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen, und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben soviel wie möglich hinausgemustert.

Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräte zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll goldenen Weines und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirt, schenkte ein, servierte mit Hilfe der Töchter, die Frau Amtsrichterin nahm sich der Sache sehr wenig an, schickte bloß ein Kind nach

Wasser, als sie die Frau Oberstin danach seufzen hörte, und sprach der Frau Oberamtmännin zu, als sie den Kindern keinen Wein zulassen oder ihn mit Wasser ertränken wollte, redete zu, statt des dünnen Wassers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande so beliebten mit Zucker und Zimt angemachten süßen Tee zu gebrauchen, der in den Wein gegossen sehr angenehm und durstlöschend ist. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberstin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Tee nicht von der feinsten Sorte. Der Herr Leutnant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt sehr kurzen Bescheid, was seine Cousinen ihm nicht schlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem tat das wohl, und er erzählte, wie er fast alle Jahre an den kleinen See*) fahre und Wein hole für seine Leute, nur leichten, und wenn er schon sauer sei, so sei er ihnen um so lieber, weil er ihnen den Durst desto besser lösche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Weltschland (französische Schweiz) und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem jemand mit ihm einstehe oder nicht. Man sei froh, einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne einem zuweilen begegnen, daß man müsse Kindbett halten, und wenn nicht, so sei man sozusagen auch ein Mensch und ein Glas guter Wein tue allezeit wohl.

Bei dieser Erfrischung blieb man nicht lange sitzen, es strebte alles ins Freie. Ein Bauernhof ist eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirtschaft lernen als auf einer Universität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Gesellschaft eine große Spaltung statt, die große und kleine Jugend strebte nach den

*) Bieler See im Gegensatz zum Genfer See.

Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe, besichtigten Misthaufen und Heustock und versenkten sich dann in die Landwirtschaft überhaupt, welcher auch der Oberst nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derselben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der echte Berner hat einen Zug zur Landwirtschaft. Der Handwerksmann, sobald es ihm irgendwie möglich ist, kauft ein Stücklein Land, sein höchstes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande seinen Sitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu sagen pflegt. Das ist Naturzwang. Es ist aber auch der Kanton Bern ein klein Ländchen Gosen. Der Boden fordert freilich sehr harte Arbeit, liefert dann aber auch sehr kräftige Produkte. Und wenn nicht Landwirt, so ist der Berner am liebsten Soldat, zum Kaufmann ist er nicht geboren. Wie echte Landwirte liebt er auch Vorräte, fragt nicht nach dem Kapital, welches darin steckt und keinen Zins trägt.

Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, sondern, wie oben schon angedeutet worden, eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräte und besonders von Leinen, Leibwäsche, Bett- und Tischzeug konnte sie nie genug haben. Doch trieb sie es mit Verstand und nicht wie jene Wirtin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Person brachte. Sie hatte auch holländisches Tischzeug, aber doch hielt sie am meisten auf dem, welches sie selbst spinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin sich fanden, die Frau Oberstin dagegen dabei ein Gesicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorratskammer aufschloß, wo sie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch fast solche Augen und ward ganz neidisch in ihrem Herzen, denn so reich war sie nicht an solchen Dingen. Sie vertieften sich in die

Geheimnisse des Spinnens, Webens, der Schelmerei der Weber und wie man ihnen auf die Finger sehen müsse, so daß sie vielleicht heute noch dort stünden, wenn nicht eine Tochter der Mutter sich von weitem gezeigt und wieder verschwunden wäre. Die Mutter wußte die Erscheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tisch gedeckt stand. Es ist sonst auf dem Lande nicht Sitte, die Gäste außerhalb des Hauses zu bewirten, aber des Oberamtmanns waren nicht zum erstenmal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu schreien, und fügte sich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu essen und zu trinken riecht, ist sie nicht säumig.

Länger ließen die Herren auf sich warten. Sie erörterten einen Wässerungsprozeß, waren nicht in allem gleicher Meinung: ein Nachbar sollte dem andern das Abwasser zukommen lassen, aber seit der Sohn des einen den Hof übernommen, erhielt der andere nur halb soviel Abwasser als früher. Darüber entstand der Streit und drehte sich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem andern zufließe, und über die Art des Beweises waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig. Man ging vom Grundsatz aus, der eine sei dem andern das gleiche Wasser schuldig. Der Oberst hatte lange zugehört, endlich sagte er: „Ihr seid auf dem Holzweg. Wie mir scheint, handelt es sich nicht um ein bestimmtes Quantum Wasser, sondern um das überflüssige, um das Abwasser, das kann ja mehr oder minder sein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Wasser nur nicht anders wohin genommen wird." Der Oberamtmann und der Amtsrichter sahen einander ganz verwundert an, wanden sich mit Mühe unter allen juristischen Vor- und Darstellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus, und endlich sagte der Oberamtmann: „Ich glaube beim — du habest recht." — „Ja, er hat recht," sagte der Amtsrichter, „er hat recht, daß

unsereinem so was nicht in Sinn kömmt!" — „Ja, so geht es, wo die Juristen was weggerückt und hingestellt, meint man, man müsse es von der Seite ansehen, die sie einem zugekehrt, und fährt so krumm ums Recht herum, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht," sagte der Oberst. — „Die werden Maul und Nase aufsperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre prozediert wurde, Augenscheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die niemand gedacht," sagte der Oberamtmann. — „Ja, und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Wasser in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet steht," sagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter sind ja an die Schlüsse der Parteien gebunden?" Über dieser Beratung säumten sie sich und leisteten erst wiederholten ernstlichen Botschaften Folge.

Als sie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Aussicht; unter dem gewaltigen Nußbaum war getischt, auf den blendenden Tischtüchern standen mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel (Rahm), Schüsseln mit hochaufgetürmten Küchlene (Küchelchen) von allen Sorten, die schönen braunen Strübli (Spritzkuchen) sandten ihren köstlichen Duft weithin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, sie bissen hinein, als ob sie ihr Lebtag nie mehr so was kriegten. Selbst die Frau Oberstin, die etwas zimpfer tat und mit groben nahrhaften Speisen ihrer Taille wegen sich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweitenmal zu, was ihr sonst selten begegnete, entsetzte sich aber dennoch über den Appetit des Leutnants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, so daß selbst die Amtsrichterin, die doch schon manchen tapfern Hunger gesehen, sich wunderte, wie das alles in dem dünnen Leibchen, der einer Wespe glich, Platz haben könnte. Jetzt servierte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Respekt vor ihrem Arm einflößte, und

einige Scherze über die Gefährlichkeit solcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu sagen, sie zu fürchten habe er zwar noch nie Ursache gehabt, dagegen seien sie ihm schon wohlbekannt, woraufhin er den vorhin erwähnten Strauß zum besten geben mußte, obschon die Amtsrichterin sagte, sie hätte das bald genug gehört, am liebsten wär' es ihr, sie hörte gar nichts mehr davon. Indessen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht schön, wie das tätscht (geklatscht) und prätschet (geprasselt) hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er gegläubt, es seien wenigstens ein halb Dutzend tot, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es sei alles auf die Köpfe gegangen, und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche stehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pause gemacht werden sollen, um dem Genossenen Zeit zu lassen, sich zu setzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirtsleute bei Post- und andern Stationen, die es so einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Essen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müssen — sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn sie liebten die Nachtluft nicht, sie pressierte daher mit der Aufwart, damit allem sein Recht geschehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin," sagte die Frau Oberamtmännin, „Ihr lasset es jetzt gut sein, mehr wär' überflüssig. Wir aßen alle mehr, als uns gut ist, und müssen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erschien die älteste Tochter, welche noch nicht dagewesen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Leutnant machte Augen, daß das ganze Gesicht nur ein g'wunderig Loch schien, aber nicht über den Schinken, sondern über das Mädchen, so eins hatte er wahrscheinlich noch keins gesehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und stark, wie sie vor fünf-

undzwanzig Jahren gewesen sein mußte. Als Königin des Herdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte sie in voller Farbenpracht, und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberstin dagegen erschrak bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen, wissen wir nicht, sie zog den Schal über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrscheinlich zupfte sie die Frau Oberamtmännin am Kleide, denn nach einigen halblauten, wahrscheinlich weltschen Worten setzte sie sich wieder, konnte sich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais peu attention!“ zu sagen. Sie saß glücklicherweise auf der Seite, auf welcher auch der Oberst saß, was sie diesem sonst zugerufen haben würde, wissen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden gewesen, so gut als beim Leutnant. Der Leutnant erschrak durch den Ruf der Mutter, und im ersten Augenblick, nicht recht wissend, was sie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüssel gedörrter Kannenbirnenschnitze hinein, und hätte sie dem Mädchen aus der Hand geschlagen, wenn dasselbe nicht so handfest gewesen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei fast auf den Schoß, alles zur großen Freude seiner Cousinen, die dem Cousin diesen Spuk auf seine verzückte Nase wahrscheinlich noch heutzutage nicht vergessen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Tee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entschuldigungen, daß es nicht besser sei, und wenn man es früher gewußt, man doch wenigstens für ein Plättlein Fische gesorget haben würde, und mit Protestieren, daß das alles ganz überflüssig sei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde und gar nichts anschneiden solle. Aber der Amtsrichter ließ reden, schnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen, und nicht lange ging's, so ging noch über jede Zunge etwas und über des Leut-

nants Zunge besonders viel Wein, da die älteste Tochter die Hebe vorstellte und mit dem Einschenken sich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberstin fand, ihr Sohn sei wohl durstig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er von der Schenkin nicht halb soviel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen sei wohl fleißig mit der Flasche hinter dem Leutnant, und wenn es auch meine, einschenken zu müssen, so brauche es doch nicht halb so lange daran zu machen.

Die Herrschaften blieben wirklich länger, als sie gedacht. Die Männer waren kordial geworden, hatten der Frauen Mahnung, aufzubrechen, mehrfach überhört, merkten erst, was Trumpf war, als dieselben zur Abreise gerüstet vor ihnen standen. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenlosen Himmel. Der Oberst meinte, da sei es doch schön, es sei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müssen, er bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt sei es gerade am schönsten. Um der Oberstin mit einer Antwort zuvorzukommen, schäkerte die Frau Oberamtmännin, sie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager soviel romantisches Gefühl hätte und soviel Anlage zu einem Seladon. Aber sie könne ihn versichern, es sei noch viel schöner, im Mondschein spazieren zu gehen, als im Mondschein zu sitzen, da lese man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht zu widerstehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei solchen Gelegenheiten. Der Leutnant hätte gern ohne Mondschein Abschied genommen, aber in seinen Bestrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die fatalen Cousinen nicht von seiner Seite. Der Amtsrichter begleitete sie. Bekanntlich schlagen die Hunde gern an, wenn es spazieren geht; so taten auch des Amtsrichters Hunde, als sie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute das," sagte der Oberst. „Wenn sie so gut sind, wie ihre Laute schön, so sind's vortreffliche Hunde."

Das war ein Kapitel, welches zwischen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, jeder ignorierte des andern Hunde, des andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Hasen, den der Bauer schoß, als einen Diebstahl an seinem Eigentum; der Bauer gehört an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Gesetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Gesetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittichen seines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberst war ein stolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er sah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gastfreundschaft genossen, gut gegessen, ebenso gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn fast wie seinesgleichen, diesen Abend nämlich. So brachte er das Gespräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, so entspann sich ein interessantes Gespräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er sie begleitete, und welches mit der Abrede einer gemeinsamen Jagd schloß.

Es war spät, als man nach Hause kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenstand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht besonders zugesprochen wurde. Die Damen rühmten, und selbst die Frau Oberstin mußte gestehen, daß die Speisen gut geschmeckt hätten, nur schade sei es, daß sie so schwer und nahrhaft seien, entweder müsse man dabei arbeiten wie ein Roß, oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elefant. Übrigens sehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit sei es unmöglich, bei solcher Speise bonne façon zu bekommen. Hier mischte sich der Leutnant ins Gespräch, lobte die Mädchen auf der Säublume sehr und wie ihm ihre Gestalten weit besser gefielen als die schmächtigen Gerippe, welche so dünn seien, daß der Wind sie nicht einmal nehmen könnte, wenn er schon wollte. Die Mutter warf mit fi donc

um sich, wurde hässig (zornig), der Sohn disputierte ungezogen fort, wie solche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meister werden.

Da tönte das Gespräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätsch (Geschwätz) hinein; der Oberst frug laut: „Aber warum soll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Besuch, essen und trinken und ma foi nicht schlecht, und jetzt soll ich nicht mit ihm jagen, das findest du unanständig und zu familiär! Es nimmt mich doch wunder, was anständiger oder unanständiger ist, mich von einem Menschen bewirten zu lassen oder mit ihm zu jagen?" „Das verstehst du nicht," sagte der Oberamtmann. — „Was, Papa," fuhr der Leutnant dazwischen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch sein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen scharmanten Halt und die beste Gelegenheit, die stattlichen Figuren näher zu betrachten."

Ja jetzt war der Frau Oberstin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachsen, wußte sie gar zu viele Exempel, zu was allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf solchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberstin schwankte noch zwischen einem schrecklichen Platzregen und einem schrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli (Rahmkännchen) um, man wußte nicht wie, der schöne Rahm spritzte über den Tisch, die Damen sprangen auf, ihre Röcke zu salvieren, die Herren kamen zu Hilfe, der Zofe wurde geschellt, und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, sorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter sich nicht wiederfände, sie arrangierte eine Whistpartie, woran sie die drei Herren und die Frau Oberstin setzte. Der Oberst war ein exakter Spieler, und wehe dem Partner, der ein Böcklein schoß; da wußte man, daß man aufzupassen hatte, und vergaß das Disputieren.

Die Beschreibung einer Jagd im Kanton Bern ist ein sehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darstellungskunst, es sei denn, man wolle eine Gemsjagd beschreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir sind, gab es Wachteln und Schnepfen, selten Hühner, Hasen und Füchse. Der Oberamtmann versuchte Rehe zu pflanzen, da aber niemand als er Rehe für ein mit Vorteil einzuführendes Produkt hielt, so schienen sie nicht besonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte sich ein Wildschwein in die Gegend von den Vogesen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spektakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeist kein Leben sicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, selten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei sich. So marschiert man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blasen, jetzt scheint ihm der Atem ganz vergangen zu sein. Omnia mea mecum porto! kann jeder sagen, denn jeder trägt seinen Proviant in seiner Tasche mit sich. Sehr selten sind die Partien, wo ein Träger mit einer Hutte (Tragkorb) einen tüchtigen Halt an einen bestimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beschlossen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder so karg zumessen, lieben diese splendide Extraspenden für die Jagd nicht. Man denke, wieviel Pfund Fleisch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos konsumiert werden.

Noch einfacher wanderten der Oberst und sein Sohn aus, sie hatten nicht einmal einen Piqueur, sie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil sie mit denen des Amtsrichters nicht gleichen Fußes waren, sie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem sie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr selbst kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter,

der noch dazu die besseren Hunde haben sollte, wie sein Jäger selbst in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die schönsten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es sei kommod, daß sie heute mit dem Amtsrichter jagten; an solchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren schweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufstechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böse; wenn er sich auch alle Mühe gebe, so könne er doch nicht selbsten Hund sein. Er habe dem Herrn Landvogt schon oft angeraten, er solle zu seiner Meute einen recht guten Sperzer (Stehhund) kaufen. Ehe das Tier auf sei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verstöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Tieres nicht alle Hunde beisammen habe, jage es nie schön. Aber jage man schön, wenn man kein Tier auf die Beine bringe?

Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die sehr geistreich aussahen und den Amtsrichter fast umrissen vor Ungeduld. Dieser schüttelte den Kopf und sagte, sie hätten nicht gut ausgelesen, das Wetter sei im Ändern, er zweifle, daß sie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzustechen (das Wild nur aufzujagen) sei, sagte der Oberst. Für das habe er nicht Kummer, von wegen seine Hunde scheuten die dicksten Stauden nicht, selbst nicht die Brombeerstauden, aber wenn es regne, sei keine Freude, dabei zu sein, erwiderte der Amtsrichter. Er führte sie nun eine ziemliche Strecke weit, sagte dem Jäger, er solle die Herren anstellen, wenn es geschehen, ihm ein Zeichen geben, früher lasse er die Hunde nicht ab. Der Jäger tat's, stellte die Herren an und mahnte sie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man sie rufen oder holen. Es sei schüssig (wildreich) hier, aber auch verirrlich, darum sollten sie mit unnötigem Laufen sich nicht Mühe geben. Der Leutnant ward zuerst angestellt, mit dem Oberst ging der Jäger weiter.

Der Leutnant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anschlagen, vorlauten, dann mehrere, dann ward es wieder still, dann einige raschere Töne, dann wieder still, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wütendem Geheul kam's heran, im Anschlag zitternd, erwartete er den Hasen, aber eine kurze Strecke von ihm weg stoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten schön, aber als leichte Kavallerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte, man hörte ihn über Berg und Thal. Der Leutnant meinte, es fehle nicht, der Hase kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Hase band die Strümpfe, sah einstweilen sich nicht um, und mehr und mehr verlor sich die Jagd, nur hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel stärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernehin glaubte er einen Schuß zu hören, sonst war's stille im Walde und blieb stille und regnete stärker. Da kam ihm ein Einfall. Du wartest nicht länger, dachte er, warum naß werden um nichts und wieder nichts, der Jagd gehst nicht nach, verirrlich sei's, hat der Jäger gesagt, du gehst gerade nach der Säublume, setzest dich dort wie der Vogel ins Hirs und sagst der Mama, du hättest gedacht, dort am sichersten auf den Papa zu warten.

Er wußte, wie er meinte, ganz sicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelstunde gedachte er dort zu sein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ seinen Posten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelstunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam er nicht, sondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Möslein (kleiner Moor), kam wieder Wald, und regnen tat's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Leutnant hatte sich rechts, hatte sich links

gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, sich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er besaß keine Lokalkenntnis, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Möslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prärien, unendliche Sandwüsten; an einem Orte werde ein Ende sein, dachte er, wenn er gerade laufe, umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einstweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, statt auf der Säublume zu sitzen wie in Abrahams Schoße, er gedachte es so gut zu machen, und wie hatte er es gemacht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein sieht man, wie alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Hast gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt stellte er sich unter eine große Tanne etwas ins Trockene und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieseln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgestorben in Moos und Wald. Er schoß sein Gewehr los, legte seine Jagdtasche ab, packte seinen Proviant aus, schoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel tat den Schnabel auf, geschweige daß eine Kuh sich hören ließ. Sein Proviant war aufgegessen, sein Pulver wollte er nicht alles verschießen, hierbleiben half nichts, es schien ihm eine Einsamkeit, in die seit der Sündflut noch kein Mensch gekommen, er mußte also weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldstämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte, wo er war, also auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume untersuchte, fand er sie rundum gleich, rundum naß.

Er marschierte also naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marschieren am leichtesten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hindernisse, Dickichte, Schluch-

ten usw., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt sei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann war's nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, so war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebensowenig, wo er war, als früher, denn nie sah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein, und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet sei und gebannt in einen gewissen Bezirk, und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geschehe, oder wie das gehen solle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben sollte. Zum Feueranmachen hatte er nichts bei sich, und wenn er auch keine wilden Tiere zu fürchten hatte, so ist's immer ein fatal Übernachten im Nassen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Leutnant noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Nassen kam ihm als eine gar zu strenge Sache vor.

Da hörte er etwas, er wußte nicht, brach ein Tier durch Unterholz oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der toten Öde. Er ging am Rande eines Eichwaldes, und immer stärker ward das Geräusch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweisen. Er marschierte Gewehr im Arm vorsichtig dagegen zu, sah Vögel streichen am Rande, in kurzem, raschem Fluge, sah starke Bewegung in den Wipfeln der Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer sei, welches an den reifen Eicheln sich gütlich tat. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, schoß, wo er glaubte, es sei am besten angebracht. Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen bessern Klang, als wenn ein schwerer Vogel von hohem Baume tätscht (einen leichten klatschenden Ton gibt): einen besonders schönen Tätsch gaben die großen, im Herbst fetten wilden Tauben, zwei-, dreimal

hörte ihn der Leutnant, ward davon ganz begeistert, sah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu seinem actus, d. h. zu seinem Abendfraß sich setzte.

Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z'frage, habt Ihr eine Patente?“ Man kann denken, wie der Junker erschrak. Früher hätte er gesagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menschlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein solcher schauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu fassen. Er schüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, schoß, und zwei Tauben tätschten prächtig nieder. „Um Vergebung z'frage, habt Ihr eine Patente?“ fragte ein langer Mann mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem starken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das Euch an,“ schnauzte der Leutnant und machte sich wieder an seine Flinte. „Ich meine wohl,“ antwortete der Mann ruhig, griff in die Tasche und wies den Bären vor, seinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem bernerischen Wappen, wie ihn die Jagdaufseher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber gewöhnlich bloß in der Tasche, statt angeheftet. „Habe keine Patente und brauche keine,“ sagte der Leutnant unwillig. „Selb wäre kurios,“ sagte der Mann, „selb nähme mich wunder, Ihr werdet nicht mehr Recht haben als andere Leute.“ — „Ich bin beim Oberamtmann zur Visite,“ schnauzte der Leutnant, und schlich den Tauben wieder nach, der Aufseher sachte hintendrein, ließ ihn schießen, sagte dann: „He nun, so wird er Euch eine Bewilligung gegeben haben, so zeiget die!“ — „Warum nit gar, ich ging mit andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich.“ — „Das könnte mir ein jeder sagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will; es wird am besten sein, wir gehen gleich mitein-

ander aufs Oberamt, es wird sich dort schon ergeben, wer Ihr seid." — „Mein Vater ist der Bruder vom Herrn Oberamtmann," antwortete der Leutnant. „Ja, ja, das wird sich dann erzeigen, wenn's wahr ist, aber jetzt helf' ich gehen, es wird sonst Nacht, ehe wir dort sind, und dann habe ich noch weit heim."

Das kapierte unser Leutnant, daß er nicht wisse, wo er sei und froh sein müsse, wenn ihm jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erschreckt und das Beschleichen schwierig geworden. Er ließ sich also willig finden, in Begleit des Aufsehers dem Schlosse zuzuwandern, von welchem sie fast zwei Stunden entfernt waren und zwar von der entgegengesetzten Seite her, als sie am Morgen ausgezogen. Der Aufseher lachte sehr über die Kreuz- und Querzüge des Leutnants, die er leicht an den Matten und Möslein erkannte, welche derselbe beschrieb. Es war nicht halb so öde gewesen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häusern vorübergestreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat starke Bande. Es amüsierte anfänglich den Leutnant, zu denken, was der Jagdaufseher für ein Gesicht machen werde, wenn es sich ausweise, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe sei. Der werde verlegen sein und nicht wissen, wohin kriechen aus Angst. Bald darauf dachte er aber an die Gesichter der Cousinen, welche die machen würden, wenn er in solcher Bewachung einziehe, einem Vagabunden gleich, und wie lange er es werde hören müssen, wie man ihn eingebracht und was für ein ehrlich Aussehen er haben müsse. Als nun sein Begleiter ihm endlich sagte, wenn es nicht so nebelte, so könnte man dort das Schloß sehen, sie seien keine halbe Stunde mehr davon, so reckte der Leutnant in die Tasche und sagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg schon, danke für das Geleit, und da habt Ihr was für Eure Mühe." Der Jagdaufseher nahm das Stück schweigend und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Ist das auch Euer Weg nach Hause?" — „Nein d's konträr," meinte der Mann. „Aber

warum kommt Ihr dann noch weiter?" frug der Junker. „Warum sollte ich nicht weiter kommen?" sagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein," antwortete der Leutnant. „Ha, Bürschli, hab' dich jetzt, wo ich will, gäll, wo es gegen den Oberamtmann geht, spaziert dir das Herz den Hosen zu. Nei, so geht das nicht, ich bin z'alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe (etwa, eben) lache und z'letzt mich noch absetzen, wenn ich so dumm wäre." — „Aber warum nimmst dann das Geld?" frug der Junker ärgerlich. „He," sagte der Aufseher kaltblütig, „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas ist besser als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus schon abnehmen, was Ihr für ein Kunde seid."

Der Leutnant hatte gewaltige Lust, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufseher fürchterlich auf, tat, als ob er denselben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufseher, statt sich einschüchtern zu lassen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Leutnant fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen, und daß er sich beim Oberamtmann nicht verfehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, sei es, wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen lassen, aber der fremde Herr da, der bloß z'Visite war, was konnte der ihm schaden? Der Junker mußte marschieren, trotz dem gemeinsten Soldaten seiner Kompagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufseher voran und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu sagen, er solle hinunterkommen, er hätte einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, sich trennen von seinem Begleiter, salvieren vor den Augen seiner Cousinen, er glaubte auf sicherm Boden zu sein. Aber so hatte es der andere nicht gemeint; am Ziele wollte er sich seine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen lassen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spektakel gab.

Droben im Schloß saß die Familie beim Tee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: unten sei der Jagdaufseher aus der Ödi und lasse sagen, der Oberamtmann söll fürecho (herauskommen), er heig (habe) ihm einen. Der Knecht habe hinzugesetzt, er glaube, es sei der Herr Leutnant, und sie hätten gute Lust, einander zu prügeln unten im Hofe. Die Cousinen schrien laut auf vor Lust und Bosheit, sprangen hinaus, einem Fenster zu, welches auf den Hof ging, schmunzelnd die beiden Herren, der Oberst war längst wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrscheinlich auch gegangen, wenn sie nicht mit der Frau Oberstin zu tun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht und Seufzer und mon dieu abgelassen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüsse getan worden. Erst hatte sie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberst naß werde, sei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft sei, bei solchem Wetter auszugehen, und wenn sie nur den Verstand hätten, direkt heimzukehren und nicht unterwegs sich aufzuhalten. Sie stichelte auf die Säublume, und weder Mann noch Sohn traute sie überflüssig (übermäßig).

Sie redete viel von Nachsenden, Heimholen, vielleicht hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, sie seien alt genug, heimzukommen, wenn sie es für gut fänden, einen Knecht nachzusenden sei gut für Kinder. Die Frau Oberstin hätte von ihrem Manne eine solche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete sie. Sie schmollte nicht einmal mit ihm, seufzte bloß desto strenger. Endlich kam der Oberst heim, übellaunig erst, dann lustig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel saß. Es gibt wohl kein behaglicheres Gefühl, als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich sitzt und sich gütlich tut. Jetzt hatte auch die Oberstin weder Mitleid mit ihm noch Kummer seinetwegen, desto mehr plagte sie ihn mit Vor-

würfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei solchem Wetter im Stich gelassen. Sie entwickelte an diesem Exempel sehr gründlich den Unterschied zwischen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich gewesen, bei solchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es stecken zu lassen und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterschied begreiflich machen zwischen einem Kinde und einem Leutnant, aber sie ging nicht darauf ein, Kind sei Kind, sagte sie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; anders zu fühlen sei ja tierisch. Katzen täten es und die abscheulichen Hunde, daß sie ihren erwachsenen Kindern nichts mehr nachfrügen. Unglücklicherweise sagte eine der Cousinen: „Aber Tante, wolle doch nicht so Angst haben um Louis. Was gilt's, der sitzt auf der Säublume und macht sich lustig mit des Amtsrichters Töchtern." Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen scharfen Blick zu, aber leider zu spät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberstin war erst jetzt nicht mehr zu helfen, was die jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenschern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberst so boshaft zu sagen, daran hätte er nicht gedacht, sonst wäre er sicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden oder ihn dort erwarten können, dann wären sie beide zusammen heimgekommen. Die Frau Oberstin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Obersten wohl (zugute) kam, daß derselbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Leutnants Lage auf der Säublume kam ihr so schrecklich und gefahrdrohend vor, daß sie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu suchen und heimzuholen. Wenn sich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, so ist's zweifelhaft, ob die Herren eine solche Expedition zugelassen. Aber was half sie? Nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Leutnant dort nicht gesehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amts-

richterin hatte sagen lassen wollen, man schicke Knechte aus, ihn zu suchen. Aber der Amtsrichter hatte gesagt: „Flausen, nie z'nötlich (dringend) tun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er aussenden kann, als ich. Daneben wird er schon wieder kommen, wenn ihn der Hunger plagt.“ Jetzt war der guten Frau Oberstin erst nicht zu helfen, sie sah ihren Louis, verschmachtet, verrissen, verfressen von wilden Tieren, versoffen im Wasser, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verstehen, wenn der Oberamtmann Verstand hätte, so böte er den Landsturm auf, den Louis zu suchen, zu retten. Aber je anzüglicher sie tat, desto holzböckiger tat der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war sogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts so sehr als Dummtun, besonders Dummtun der Seinigen. Es ist sehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgeteilt hätte, wenn sie sich gebärdet hätten wie seine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl, woran sie waren, so was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannschaft aufzubieten, sondern versuchte, sich mit seinem Bruder in gelehrte Gespräche über das französische und deutsche Kommando zu vertiefen, wobei sich der Oberst sehr dienstfertig zeigte, die Frau Oberstin dagegen fast aus der Haut fuhr und sehr gereizt ernstliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, einer sei eingebracht, wahrscheinlich der Herr Leutnant. Das schlug der Frau Oberstin wieder in die Glieder, sie fiel fast in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, sondern aus Angst, man habe den pauvre garçon mißhandelt, und aus Entrüstung über ein Land, wo man einen vom Adel, einen Leutnant einbringe, als sei er ein Verbrecher oder gar ein gemeiner Mensch.

Während unten der Leutnant mit dem Aufseher heftig sich zankte, erscholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenster sahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein

und hinter diesen die mächtigen Gestalten der zwei Herren mit lustigen Gesichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber jeder bemüht, den andern beim Kragen zu nehmen und zu präsentieren, beugte sich der Oberamtmann vor und sagte lachend: „Brav, Kaspar, brav, daß Ihr mir wieder einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, sie sollen Euch zu essen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter." Kaspar suchte nun gemütlich schmunzelnd die wohlbekannte Stube, während der Leutnant, nicht sehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufstieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufseher noch eine brave Ohrfeige abgestreckt. Oben wurde er von den Cousinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem seine ganze Person jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen konnte. Cousin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Position, zog aus der reich gefüllten Jagdtasche zwei Tauben, hielt sie als Schild vor, hätte sie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Tür sein Name gerufen worden wäre. Seine Mutter wollte ihn sehen, sich überzeugen, daß er noch ganz sei. Als sie ihn sah, so naß und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt sie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: „Fi donc, va-t'en, polisson!" wollte nichts von ihm sehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verschwunden war.

Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar sei. Wenn er die berühmte Seeschlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüte an seinem dargelegten Heldenmute. Die Dienerschaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberstin wollte dem Kaspar Angst machen. Sie sagte ihm, das sei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und sein Vater sei auch da, und der sei Oberst, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, so werde es schön Feuer geben.

Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit fünfundzwanzig aus dem Pfeffer und zweimal vierundzwanzig Stunden hinten bei Wasser und Brot davonkomme, so solle er Gott danken. Unheimlich regte es sich freilich in Kaspars Gemüt, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zuviel von den Füchsen gelernt, um irgend was merken zu lassen. Er sagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübsche Jungfer wäre wie sie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit sei, aber zwischen einem Oberamtmann und einer schönen Kammerjungfer sei allweg ein Unterschied. Der Oberamtmann sehe aufs Recht und nit uf d'Hübschi (Hübschheit) wie so es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebsten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am schärfsten. Er begriff es gleich, warum die andern lachten, ward wieder stark in seinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, stand Kaspar auf und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid sei, wenn er gefehlt, aber er sehe den Leuten nicht an der Nase an, wer sie seien. Er fahre nach seiner Instruktion, und wenn das nicht recht sei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben sei der Herr selbst schuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo sie gegen das Schloß gekommen, habe derselbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen lasse. Er habe die Franke genommen und gesagt: „Jetzt erst mußt warten, Bürschli." Da sei sie, sagte er, und streckte sie dem Oberamtmann dar. „Behaltet sie und da habt Ihr noch was dazu," sagte der Oberamtmann. „Ihr habt Eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wohl gut, es wären alle wie Ihr, dann könnte man dabei sein. Ich bin selbst im Fehler, ich hätte jedem eine Bewilligung ausstellen sollen, aber ich dachte nicht daran, weil sie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer so, Kaspar, und wenn ich mehr einen beeidige, so will ich ihm sagen: Mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm, und wie stolz es ihn machte. Nun

war er auch einer der Glücklichen, die eine Heldentat in ihrem Leben haben. Eine Heldentat in seinem Leben ist eine unerschöpfliche Büchse voll Lust und Wonne, sie erheitert die Seele in trüben, einsamen Stunden, sie gießt dem Menschen unter Menschen ein mächtiges Selbstbewußtsein ein, das strahlend leuchtet, wenn zwei oder drei beisammen sind oder wenn unter hunderten der Mensch sitzet; sie ist ein warmer Ofen, an welchem der Mensch sein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hause hat, sie ist ein Demant, welcher dem Besitzer, je mehr er ihn braucht, um so unvergänglicher und merkwürdiger zu werden scheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Leutnant seine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieser Aufmerksamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinausschoß und mit den Worten: „Der Herr Leutnant wird wollen d's Koche lere, d's Rupfe wird er wohl schon können," wieder wegschoß. Wie es scheine, dachte der Junker, sei es heute nicht richtig, sondern neble überall, und er machte, daß er in sein Zimmer kam. Er war hungerig und durstig, man wird es begreifen; doch machte er sorgfältig Toilette, warf sich in die Brust und erschien wie ein Halbgott im Salon, er stellte sich außerhalb der Grenze des Ausgelachtwerdens. Das ist schon viel gemacht, wenn das einer kann. Im Salon war er wirklich allen eine willkommene Erscheinung, hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Oberstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, so daß sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob. Damen von dieser Sorte sind die interessantesten, bildendsten Persönlichkeiten, ganz besonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich sollen die Gauner in London zur Dressur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen gespickt. Nun soll der Lehrling die Taschen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Person sich be-

wegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Akkurat solche Figuren hat man in der schönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen sind sie, Kapricen nennt man sie auf weltsch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelsüchtige auf deutsch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Nase gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen wie ein alter Husarenschnauz (Schnurrbart), das Schnupftuch fährt im Gesicht herum, es gibt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lanciert, links und rechts, ja es werden sogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit solchen Figuren Stunden umzugehen, ohne sie zu touchieren, daß sie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu nehmen, daß es keinen Gux (dumpfen Laut) gibt, mit heißen, zärtlichen Blicken, die niemand merken soll, das ist die Spitze dieser Kunst. Glücklich sind die Söhne, welche solche Mütter haben, sie lernen die so schwere Kunst gratis. Man wird bemerken, daß hübsche Söhne mit solchen Müttern wunderbar umzugehen wissen und nicht selten sie furchtbar tyrannisieren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenschen. Töchter dagegen sind zu bedauern, sie schaffen mit solchen Müttern nichts, lernen von solchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hause zu bringen.

Als der Leutnant nun so frisch und schön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, sie freute sich seiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er sich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für seinen Hunger und Durst sorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Produkt, sowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er sich diesen Abend auch sehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weise, welche bedeutende Anlagen verriet, sein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen seines Verlassenseins in dieser nassen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düsterm Moos und Wald. Er interessierte die

Herren mit seiner Taubenjagd, ihnen war nie eine solche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So sehr die Frau Oberstin Freude hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers gespottet, während derselbe reiche Jagdbeute gemacht und sie keine. In dieser Beziehung glich die Oberstin auffallend einem Dampfkessel. Wie man bei diesem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blast (Dampf) auslassen muß, so mußte die Oberstin immer von Zeit zu Zeit den Kyb (Zorn) loslassen, der sich fort und fort bei ihr sammelte.

Schließlich ergötzte er alle mit der Beschreibung seines Zusammentreffens mit Kaspar, dem Aufseher. Er stellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beschrieb, wie er ihm langsam nachgetrappt, er immer zugeschossen habe, was sie auf dem Heimweg gesprochen, wie einer den andern zu überlisten gesucht, wobei der Junker sich selbst gar nicht schonte und drollig genug die Freude des Aufsehers schilderte, der gestrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben töte, fünfundzwanzig aufmessen lassen. Hier gerieten die Oberstin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberstin schauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein sie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreises, sondern daß ein solcher Kerl an so was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran sei er schuld, so komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß sie sich einbilden müßten, es sei fast kein Unterschied zwischen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, so hätte er den Flegel dreimal vierundzwanzig Stunden ins Gefängnis tun lassen. Mit solcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverschämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einsehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne

man lange, die Sache sei doch, wie sie sei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in solchen Dingen die Frauen kein Urteil, keinen Verstand hätten; wo Ordnung sein solle, müsse Disziplin sein, die sei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit sei, jeder seine Pflicht tue, danach belohnt oder bestraft werde. So sei es hier, so sei es in einem Regiment, dafür könne sein Bruder Zeugnis geben. Der Oberst möge sein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, so laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu strafen, habe er ihm ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Leutnant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn andere ein. Hätte er ihn gestraft oder ihm nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin war nicht von denen eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann stand bei einem Kapitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden und wie, wenn so eines lange dauere, in einem Hause man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime (Heimchen) und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuse, weil die das ewige Tschäder (Geklapper) auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu stark im Zug, da zündete der Leutnant ruhig, fast wie im Traume, eine Zigarre an und blies nach einigen starken Zügen Wolken Rauchs um sich. Da fuhr die Frau Oberstin auf wie von einem Skorpion gestochen, schmiß Louis einige weltsche Ehrentitel zu und schwankte von einer Nichte unterstützt aus dem Zimmer. Der leiseste Tabaksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie sie sagte. Über Louis' etwas groben Witz ward stillschweigend weggegangen; man fand, es sei so schicklicher. Hätte man darüber Louis was sagen wollen, so hätte der die liebe Mutter ins Gespräch gezogen, und was trug das ab? Es be-

griff das niemand besser als der Oberst, der griff daher auch das Kapitel von der Disziplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Rest des Abends recht kurz und vergnügt.

Besucher gleichen den Streifwachteln, sie sitzen während ein paar schönen Tagen ab, dann streifen sie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zusehen, wie man es macht ohne sie. So waren auch Obersts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schlosse. Der Frau Oberamtmännin war das so unlieb nicht, sie konnte dann das Einherbsten ungestört besorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, sie hätte sie bloß für den Sonntag bekommen, so daß sie alle Tage Sonntag haben könnten, sie meinte, sie seien auch Werktagskinder und müßten auch sechs Tage arbeiten und schaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang, absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit. Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis (Kohl) selbst hobeln und einstampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen, wie man es macht, wie es geht, mußten, wie man zu sagen pflegt, Verstand von allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein.

Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumutungen, gränneten (sauer sahen) über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemutet wurde als die Puppe zu spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren und sogar zu

tragen: „Mach' nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das ansiehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen!" warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponierte wie allen, welche in seiner Nähe lebten, sondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, sich ausließen über die Zumutungen, welche an Fräulein gestellt wurden, als ob sie unter die arbeitende Klasse gehörten, als ob sie ihr Brot verdienen müßten. Wohl, die rannten schön an, die taten es nie mehr zum zweitenmal, der Oberamtmann vertrieb mit seinem Schlachtengesichte ihnen die Lust beim erstenmal und zumeist noch ziemlich höflich. Er frug, was sie meinten, wofür sie eigentlich in der Welt seien. Solche unverblümten Fragen setzten die keckſten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er frug weiter, ob sie nicht ein Buch kennten, in welchem schwarz auf weiß stehe, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe jedermann sein Pfund erhalten, und das Pfund solle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einst der Mensch belohnt oder bestraft. Der Oberamtmann war ein sehr ehrenfester Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß er aus der Bibel hauptsächlich die Sprüche kannte, welche er auf andere schlagend anwenden konnte und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit solchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, so fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit geriet. Wenn man so unvermutet kommt und sagt: „Seh' mal, laß sehen, wo hast dein Pfund, gib füre (heraus)!", wo ist das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit geraten würde? Soll sie sagen, ich bin schön, ich kann klavieren besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön daneben, les honneurs machen auf deutsch und welsch und ganz artig, daneben habe ich viel Konversation, und das Mund-

stück steht mir nie, als wenn ich schlafe — wir fragen: Kann ein Fräulein wohl so antworten, und wenn sie nicht so antworten kann, was soll sie dann antworten? Ja so kann man in Verlegenheit kommen, wenn jemand das Fragen nicht scheut, und wenn man so gleichsam vergessen hat, sich selbst zu fragen: für was ist eine vernünftige Person auf der Welt?, und gesetzt der Fall, ich sei eine vernünftige Person: welches ist mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen soll andere Pfunde? Wer einmal in dieser Fragen Klemme gewesen war, der hütete sich vor dem zweitenmal und tat wohl daran.

Besonders in dem Herbste, von welchem wir erzählen, hatte man sich zu hüten, das schwere Geschütz des Oberamtmanns nicht sich zuzuziehen; er war so übellaunig, daß die Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunst aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbst, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Masse von Geschäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Untersuchungen, Verhöre mutmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das schöne Wetter zum Spazieren auffallenderweise benutzten. Da mußte nun unser Oberamtmann hinter dem Fenster sitzen, Spitzbuben verhören, verschmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Nase herumzuführen tagelang, und draußen das prächtigste Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramseln (krabbeln) mußte, wenn ein Gauner mit seinem Schelmengesicht durch seine Antworten ihn mutwillig herumzerrte und fitzte (neckte, eigentlich: mit der Rute züchtigte), wie man zuweilen sich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er so einem unwillkürlich fünfzehn bis zwanzig diktieren mußte und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden sich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernstlich zu ersuchen, in seinem Eifer sich zu mäßigen, so war das ebenfalls kein geeignetes Mittel, ihn besserer Laune zu machen.

Einmal war auch so ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht gewesen, ein schöner Tau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schlosse hatte der Herr seine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in sein Audienzzimmer hinaufgestiegen und hatte sich zwei vorführen lassen, einen Mann und ein Weib, die sich offenbar kennen mußten und doch nichts voneinander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirierte sich bald in Feuer, der Mann spielte den Heuchler, das Weib tat schnippisch und jagte dem Herrn das Blut in den Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denselben immer, schnellte ihn förmlich einige Male dem Fenster zu, blieb stecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: „Still doch, was hört man?" „Ich glaube ein Gjäg," sagte dieser kaltblütig. Der Herr sprang auf, riß das Fenster auf, da kam es schön und voll zum Fenster herein das Getöne einer wilden Jagd. Noch scholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob sich vor den andern heraus, wie der erste Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — jagt da?" frug der Herr zornig. — „Es wird wahrscheinlich der Amtsrichter sein," sagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, besonders den einen, er hat die schönste Laute weit und breit." — „So, der Amtsrichter, so, der wird meinen, er müsse mir die Langweile vertreiben," sagte der Herr. „Der könnte auch was Besseres tun, als z'jagen." — Er trat zurück und begann wieder zu fragen. Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hinaus, näher dem Schlosse zu. „Ja, es sind des Amtsrichters Hunde," sagte der Landjäger, „ich kenne sie jetzt. Es sollen b'sunderbare Hunde sein; man sagt, der Amtsrichter täte sie nicht geben um vier schwarze Stiere. Mit Schein (anscheinend) haben sie verloren, der Hase wird sich versetzt (versteckt) haben." — „Nun, jetzt wird er Verstand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Nase jagen wollen," dachte der Herr,

drehte sich wieder der Arbeit zu, inquirierte, daß Funken stoben. Da knallte es unten im Tale, neu brachen die Hunde los. „Ich wollte!“ rief der Oberamtmann, den Rest vernahm man nicht, lief zum Fenster, sah wie ein Jäger einen Hasen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schlosse zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum sein eigen Wort vernahm, als ob sie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der schloß im Zorn die Fenster, befahl dem Landjäger, er solle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erschießen; es nehme ihn doch wunder, ob er nicht sicher sein könne im Schlosse. Solch' Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenstern, daß man das eigene Wort nicht mehr verstehe; so könne es nicht länger gehen; man müsse dafür sorgen, daß man wieder wisse, wer Meister sei im Lande.

Man sei billig: es war wirklich strenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in seinem Recht, dieses Recht kostete sechs Taler, erstreckte sich über den ganzen Kanton, das Hochwild ausgenommen, und dieses Recht konnte von jedem erkauft werden, der ehrenfähig oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war oder ein gewisses Vermögen bescheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beschränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreise, zu erteilen. Indessen wenn die Jäger unter sich Friede haben wollten, so kam einer dem andern nicht zu nahe, jagte dem andern nicht bis vor die Küchentüre. Es war von je so und wird so bleiben: man hat gern so ein eigen Gehege, und wer dem andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angesehen. Nun denke man sich zu diesem noch das: da im Zimmer saß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel, sondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entsprossen, und fragen tut es sich, welches der wirklich vornehmere sei, und dieser alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit

verbrauchen im Zimmer, unterdessen jagte ihm der Bauer ums Schloß herum, schoß vor seinen Fenstern einen Hasen, forcierte möglicherweise einen zweiten in seinem Garten — und er saß da, zwei Gauner hielten ihn zum besten, er hatte ernste Befehle, die Untersuchung so schnell als möglich zu beendigen, weil sie mit andern zusammenhing, und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die lustige Jagd draußen hören und drinnen die verschmitzten Gesichter sehen! Wir fragen, ob man darob nicht fast zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerchen (verarbeiten) war, daß es fast über menschliche Kräfte ging.

Auch gelang es unserm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner sollte ausgeschmiert (ausgeklopft) werden, und er hatte den Landjäger nicht; der Landjäger sollte draußen die Hunde erschießen, und er schoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm, und er kam nicht; er schickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzusenden, und zu allem dem jagte es draußen so lustig und wild, daß lustiger nichts genutzt hätte. Die Frau Oberamtmännin schwitzte fast Blut. Begreiflich ärgerte sie die Unbescheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters sehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, sagte sie, er habe sonst ihren Herrn in dieser Sache sehr geschont. Entweder müsse es etwas Ungerades zwischen ihnen gegeben haben, oder sie verstehe sich nicht mehr auf die Leute. Indessen das durfte sie einstweilen ihrem Herrn noch nicht sagen, denn, wie es allgemein ist, wäre ein Entschuldigen von Menschen, über die der Herr in Zorn war, Öl in Feuer gegossen gewesen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte lustig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner sein zu lassen und selbst zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verstummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wohl erleiden, mir die Hasen zum Fenster

einzujagen, es nimmt mich wunder, ob es der mit der verfluchten Laute (Gebell) ist?

Aber lange wollte niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte sich der Schreiber, der wollte nichts wissen, er hätte die andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geschienen, er höre à la mort rufen. „Wenn man einen Hund erschießt, so kann man auch so rufen," sagte der Oberamtmann, „es ist nirgends geschrieben, daß man es nur bei einem Hasen tun kann." Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Bestimmtes wissen, nur schien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geschossen, dessen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geschehen. Endlich erschien der Jakob selbst mit einem prächtigen Hasen in der Hand und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn niemand heißen Hasen schießen, sondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt," sagte der Jäger, „ich habe gar nicht geschossen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man sagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl sein Tochtermann werden) den Hasen geschossen. Wohl, dem sagte ich, ob das Manier sei, dem Junker Landvogt die Hasen um das Schloß herum zu jagen. Da entschuldigte er sich sehr, es sei nicht expreß geschehen, die Hunde seien halt dem Hasen nach, und dem Hasen hätten sie nicht befehlen können, wohin er gehen solle. Er lasse dem Herrn Oberamtmann sein Kompliment machen und schicke ihm den Hasen zum Präsent." — „Und du bist Esel genug und nimmst den Hasen! Auf der Stelle mach' dich ihm nach und sage ihm, ich brauche keinen Hasen von ihm, er solle ihn selbsten fressen. Wenn ich Hasen wolle, könne ich selbsten schießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Gespött mit mir treiben zu wollen!" Da Jakob zaudernd dastand und sagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er sagte mir nicht, wohin er gehe," so machte der Herr eine

Bewegung, welche Jakob kannte, daher so schnell als möglich die Türe zwischen sich und den Herrn zu bringen suchte. So wie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Tüpflein auf dem I, und wenn dies ungefähr fünfhundert Jahre vorher geschehen, so wäre nach einer Stunde eine schnaubende Schar aus dem Tore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter samt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt.

Was eigentlich den gnädigen Herrn am täubsten (tollsten, wütendsten) machte, war das Gefühl seiner Machtlosigkeit gegen solche blutige Beleidigung. Das Gesetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei seinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar seine Standesgenossen, Vettern und Ratsverwandten nach alter Redeweise, aber mehr als einer hatte ihm schon gesagt: „Fritz, Fritz, nimm dich in acht, in allen solchen Dingen kriegst gewiß unrecht; denke, wie unangenehm es dir dann sein muß, das Urteil den Betreffenden selbst eröffnen zu müssen.“ Das hatte er schon mehr als einmal erfahren, und es war wirklich auch das Bitterste in seinem Leben. Die Herren von Bern waren, im ganzen genommen und namentlich im Verhältnis zur Zeit und ihrer Macht, sehr gerecht und namentlich unbestechlich, und von d e r Regel waren die Ausnahmen selten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in desselben Hand, und Mut, sie zu gebrauchen, hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber seine hauptsächlichste Machtlosigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, bestand darin, daß niemand seinen Zorn teilte, niemand ausführte, was er befahl, und doch niemand eigentlich ungehorsam schien. Er befahl donnernd, und männiglich lief, zappelte, flog manchmal sogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim besten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob

eine unsichtbare Macht den Takt schlüge der Dienerschaft, was zu tun, was zu unterlassen sei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schlosse bekannt war, sah, daß diese Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin saß. Aber mit dem Munde sprach sie dieselbe nie aus, nie gab sie irgendwie Gegenbefehle, höchst selten erlaubte sie sich in Gegenwart eines Dieners eine bescheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem noch immer anwesenden Gauner aufmessen, das brachte der Oberamtmann schließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger schien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, so zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberamtmännin schwieg von der Geschichte, und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, so redete sie dazu, denn schweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blasen, ohne zu löschen, und das ist eine schwere Kunst. Ihre Fräulein verstanden sehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer alles wieder, es war einstweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es sie, daß nächstens Amtsgericht war, die beiden sich sehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen essen sollte. Lud man ihn nicht ein, so zeigte es Feindschaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, so war es Feindschaft auf seiner Seite, und kam er, so waren Händel zu erwarten, so gewiß zweimal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen sagte die Frau Oberamtmännin, so gleichsam wie verloren, sie hätte gehört, der Amtsrichter sei nicht bei der Jagd gewesen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Jawohl, nicht dabei gewesen!“ sagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit seinen Hunden? Wenn er nicht dabei gewesen, er wäre schon gekommen und hätte

seine Entschuldigungen gemacht, aber der wird sich hüten, sich sobald hier zu zeigen." — „Enfin," sagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannst wohl recht haben; d's Kammermeitli hat es gesagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht." Lisette mußte vor, aber kein Neuling in dieser Sache, berief es sich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin gesagt. Die derbe Köchin antwortete, sie hätte viel zu tun, wenn sie alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde sie sturm (schwindlig), nicht bloß im Kopf, sondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder versalzen wollen. „Mach', daß das Mensch fortkommt," sagte der Herr, „ich kann es gar nicht mehr sehen." — „Gern, wenn ich eine bessere Köchin wüßte, gern," sagte die Frau. „Aber du issest gern gut und treffen wie die konnte es dir noch keine, daneben wie du willst. Aber wenn man sie in der Küche läßt, so kommt sie dir nicht vor das Gesicht." — „Wegem Kochen geht's seit einiger Zeit hundsschlecht, alles Fleisch zu weich und das Gemüse läßt sie halb roh, wir hatten ja letzthin Bohnen, man konnte damit einander erstechen und hätte sich keine gekrümmt," polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd gewesen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schlosse hin sich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menschen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der testieren wollte, da galt weder Aufschub noch Ausrede. Damit die andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in seiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablassen solle, und das war wohl

anderthalbe Stunde vom Schloß entfernt, und noch kein Hase hatte in dessen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umsonst haben die Jäger den Glauben, man finde Hasen, die eigentlich nicht Hasen seien, sondern Hexen oder sonst neidische böse Menschen gewesen, welche nach ihrem Tode in Hasen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzusetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber auch wirklich Hasen, die voll Tücke sind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: „O wetsch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag." So eine alte Hex oder vielleicht auch ein alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schlosse zu, als ob der Oberamtmann sein Vetter wäre und er dort z'Visite wolle. Wäre der Amtsrichter dabeigewesen, so hätte er dem Jäger gesagt: „Mach' dich nach, so stark du kannst, mach, daß du die Hunde wiederkriegst, wir warten dir hier." Denn der Amtsrichter hütete sich sehr, den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unsere Jäger aber bedachten dieses nicht, standen mit dem Oberamtmann in keinem Verhältnis, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde so prächtig unverloren jagten, ließen es tschädern (rasseln) und machten sich, als sie merkten, daß es daraus ging, spornstreichs nach, schossen einen Hasen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenstern des Schlosses und merkten nicht, daß sie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als sie merkten, was Trumpf war, tat es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Absicht sandten sie den Hasen zum Präsent und machten sich schnurstracks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schlosses.

Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erschrak er alsbald. Er wollte eine Dublone geben

aus seinem Sack, wäre das nicht begegnet, sagte er. Indessen fand er es doch nicht nötig, sich soweit zu unterziehen, daß er expresse aufs Schloß ging, um sich zu entschuldigen, war doch kein Gesetz übertreten worden, hatte er sich doch das Recht erkauft, im ganzen Kanton zu jagen, wo er wollte, insofern er keinen Schaden anrichtete. Es sei nächstens Amtsgericht, dachte er, da schicke es sich am besten, dem Oberamtmann zu erzählen, wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zueinander, und in der Tat gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend, ging der Amtsrichter zeitlich, um der erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit sämtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts sollte ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher, und wenn er beim Kosten des Weins sagte: „E wahre Balsam, Herr Amtsrichter, e wahre Balsam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends,“ so konnte er sicher sein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flasche noch bessern brachte und sagte: „Versucht den, Herr, was sagt Ihr zu dem?“ Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protektors und konnte gut Wetter versprechen oder mit bösem drohen, je nachdem. Ein solcher Schreiber kann eine sehr bedeutsame Person vorstellen, wenn die Natur des Obern danach ist. Diesem Schreiber hätten wir nicht raten wollen, sich wichtig zu machen, so daß

es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es sich gefallen lassen. Dieser Schreiber tat gegen den Amtsrichter sehr freundlich und sagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, seht Euch vor, der Herr ist sehr böse über Euch, Ihr hättet es hören und sehen sollen, wie zornig er war und wie wüst er tat; man war fast seines Lebens nicht sicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böser machen können als mit dem Jagen." Der Amtsrichter entschuldigte sich. Es sei ihm leid, sagte er; wenn er dabei gewesen wäre, es wäre nicht begegnet. Deswegen sei er auch so früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und ihm zu sagen, er solle ihm nicht zürnen, er vermöge sich dessen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er Euch hört," sagte der; „ich wollte Euch z'Best reden, aber wohl, ich war froh zu schweigen." — „Ich will es einmal wagen," lachte der Amtsrichter, „und ihm d'Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen, wie er will. Ist's ihm nicht gut genug, so stecke er einen Stecken dazu." — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Ihr an Euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade so. Aber was unsereiner auszustehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag (geht) bald in kein Mäß mehr, er ist manchmal gar nicht mehr ein Mensch."

Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis alle da waren, dann kam er rasch hinein, setzte sich, ohne viel bei den sonst üblichen kordialen Begrüßungen sich aufzuhalten, an seinen Platz und sagte, er hätte sich verspätet, es werde gut sein, wenn sie anfingen und pressierten. Es fiel dieses Benehmen allgemein auf, doch kannte nur einer den Grund und der dachte, mach nur, das erschreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag und namentlich einen Entscheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wässerungsprozeß, welcher das erstinstanzliche Urteil des Amtsgerichts aufhob und Recht sprach, wie der Oberst angedeutet

hatte. Die Amtsrichter waren alle sehr verwundert und sagten: „Ei ja, so ist's, ja, daß wir das nicht haben sinnen können!" Es ärgerte sie sehr, daß sie nicht den gesunden Menschenverstand gehabt, sondern demselben juristischen Sand scheffelweise hatten in die Augen werfen lassen. Das käme eigentlich jedem Kind in Sinn, sagten sie, aber wo die Advokaten z'Platz kämen, machten sie ein Blendwerk, daß es dem Teufel schwarz vor den Augen würde. Ja, sagte der Oberamtmann, aber der Verstand komme nicht vom Appellationsgericht, sondern anders woher, und der Advokat, der es vorbrachte, fing es noch gar lustig an. Der Oberamtmann hatte dieses Appellationsgericht sehr auf dem Strich, er besaß eine ganze Schublade voll Wischer, welche dasselbe ihm ausgeteilt. „Ihr Herren," sagte der Advokat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil ihr die Akten vielleicht gelesen, ihr kenntet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört ihr es, will ich euch aufhalten, wenn ihr so gütig sein wollt, aufmerksam zu sein." Das gefiel den Herren, sie ließen die Zeitungen einstweilen liegen, schrieben keine Artikel, wie es sonst geschehen soll, wie man sagt, diesmal paßten sie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl acht und unterscheidet gut: laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüssige Wasser des obern Bauern, das muß dieser ihm zukommen lassen, aber wieviel er brauchen darf für sich, ist ihm nicht vorgeschrieben, er kann brauchen, soviel er will. Nun kann man wässern und wässern, viel oder wenig Wasser brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun ist der junge Bauer ein besserer Bauer als der alte, denkt besser der Sache nach, braucht mehr Wasser, und was er nicht braucht, reicht er dem andern zu, alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es sind erst drei Minuten vorbei, ich will sie ihnen aber schenken und schließe." Nicht wahr, wenn sie alle so redeten, so möchte man dabei

sein und würde weniger sturm? — Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß sie noch an selbem Tag für ihre Bosheit mörderlich gestraft wurden, denn es kam ein Advokat, welcher während zwei Stunden so schrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links oder in der Mitte der March (Mark, Grenze) stehe, daß der Oberamtmann nachher sagte, er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenster geöffnet, er hätte ihm das Schloß versprengt. Der Advokat aber fand sich veranlaßt, sich bitter über dieses Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die sich so unanständig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, sie hätten beständig gelacht, er glaube sogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, so begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts.

Es war aber, als ob der Advokat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen so spät geschlossen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, sagte: „Ihr Herren zur Suppe, sie kaltet sonst und die Frau Oberamtmännin macht euch ein sauer Gesicht.“ Selb' wäre ihm nicht am Orte, sagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Gesicht, welches die Frau Oberamtmännin sonst habe, er freue sich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieses Kompliment passend fand im Munde eines Amtsrichters, so natürlich und richtig es sonst war. Der Ton, in welchem er es seiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuten.

Sie war allerdings sehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre sie gern noch freundlicher gewesen, wenn sie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten schon ungeduldig wurde und rief: „Frau, willst kommen zu servieren, oder soll ich?“ Nach des Hauses Sitte wurde hinter dem Stuhle stehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner

der Amtsrichter, der nicht sitzend und gleichsam insgeheim noch nachbesserte, d. h. die längern Gebete, deren er sich zu Hause gewohnt war, noch hersagte. Es war ein stattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speisen, gut bereitet, doch ohne besondere Eigentümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine Veranlassung zu besondern Geschichten, sondern saßen und aßen wie andere Menschen. Keiner warf die Fischgräte unter den Tisch, keiner zog das Hinterstück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner sagte: „G'sundheit, Herr Landvogt!" „Santé, Jean (Kammerdiener)!" Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und sagte: „A vos services, Frau Landvögtin", keiner: „Wettet Ihr nit so gut sy, Herr Schultheiß, u g'schwind mit mer uf'n Abtritt cho."

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirtschaftlichen oder häuslichen Beschäftigungen bildeten den Gesprächsstoff, der erstere hauptsächlich vom Herrn, der zweite von der Frau gehandhabt. Der Oberamtmann redete mit einer gewissen Hast und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, desto liebenswürdiger wurde sie, desto mehr haushälterische Weisheit strömte von ihren Lippen, so daß die Männer ganz erstaunt dasaßen und bei sich dachten, sie glaubten beim Schieß (auf Ehre), ihre Weiber verständen nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber solche fänden sich nicht dicht. So eine nähmen sie auch, von wegen es sei dann doch ein lustiger Dabeisein, als bei so einer verschmuselten (beschmierten) Karresalb-Gret und grade solche Ölbüzeni (Öldochte) seien oft die teuersten, wenn man sie gehörig im Salb (Gang) behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was sie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun so nebeneinander her, zunehmende Hast und

zunehmende Holdseligkeit, sehr spannend für die, welche es merkten, wahrscheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz besonders ersorgt hatte. Sie hatte deswegen den in dieser Saison üblichen Hasenbraten, welcher die nächste Beziehung dargeboten hätte, ausgelassen und ein schön Ferkel, ein rarer Vogel um diese Zeit, aufgestellt nebst schönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie manchem, der den Berg meiden wollte und ins Loch geriet. „Ihr werdet euch wundern, keinen Hasen auf dem Tisch zu sehen," begann der Oberamtmann, und sein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufschlug und einem schweren Seufzer nachsah, den sie gen Himmel schickte, „wie üblich und bräuchlich in dieser Jahreszeit. Aber sie werden rar die Hasen, sie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es ist mir daher leid, daß ihr heute einen entbehren müßt. Wahrscheinlich werden sie von den Füchsen gefressen, es sollen seit einiger Zeit deren viele sein am Schloßberg. Ich will nächstens Würstchen kommen lassen von Bern und sie legen im Berge herum. Sie sollen noch viel besser sein als die Schnitten für die Mäuse. Man macht sie in Hubers Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man sich in acht nehmen mit den Hunden, sie fressen diese Würstchen eben so gern wie die Füchse. Ich will euch daher gemahnt haben, wegen euern Hunden achtzugeben, es wäre mir leid, wenn der eine oder der andere Unglück haben sollte mit seinen Hunden, aber die Hasen möchte ich doch nicht gern aussterben lassen, sondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufstellen. Oder wie findet Ihr die Jagd in diesem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erste Wort, welches der Oberamtmann heute unserm Amtsrichter adressiert hatte, es schien zuckersüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den

Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, sehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrscheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchse besonders ins Fleisch. Er sah wohl, daß die Kollegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten, und beim Worte Füchse schienen sich ihm alle Mundwinkel zu verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Mut habe und ins Recht trete wie selten einer und wirklich niemand fürchte, nicht fürchte, gegen den Oberamtmann freundlich und höflich zu sein, aber auch nicht, grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wieviele es gibt, bei denen je nach dem Barometer der Zeit bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll, und der je nach der Zeit bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Tüpflein vergangen ist.

Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhexet, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen (stellen), so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd ver-

derbt." — „Das sind vielleicht Rehe," sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da war die Luft zum Ersticken schwül und der Oberamtmann hochrot. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St. Gallen das Pfund Rehfleisch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde danach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe auch schon Fleisch gesehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß essen sollte. Ein anderer erzählte ein Exempel dieser Art, es kam das Gespräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete (flocht) an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um so bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geschlagen, aber es ward ihm jede durch den Lauf des Gesprächs aus den Händen gewunden, und so abgebrochen sagen: „Herr Amtsrichter, das sind meine Rehe, und mit diesen nehmt Euch in acht, wenn ich Euch guten Rates bin," das mochte er doch an seinem Tische und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken seiner Kompetenzen zu gut bekannt waren, nicht sagen. Seine Frau war wieder holdselig wie Ketzer, winkte dem Jean, recht fleißig einzuschenken, die Töchter sekundierten diesmal gut, so daß es mit geharnischten Angriffen aus war, man am Ende recht lustig und friedlich auseinander ging — im allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel sitzen.

Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, statt geziemend sich zu unterziehen, und über sich, daß er solchen Übermut nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung, sich zu versprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, sondern wegen eines Mißverständnisses und einer Unhöflichkeit, deren

er sich nichts vermöge, die ihm aber leid sei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann so feindselig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden, titulierte ihn sogar als Fuchs! Wohl, mit dem sei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm so komme, so werde er ihm zeigen müssen, wo die March (Grenze) durchgehe, und wozu er das Recht habe und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor seinen Kollegen den Fuchs, den er empfangen, erklären und lud sie ein, unten im Wirtshaus noch eine Flasche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d'Sach z'erkläre, aber eine Bitte tue er sy Seel nicht, und mit den Würstlein könne man es mit ihm probieren, wenn es sein müßte.

Wir glauben, der eine oder der andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben alle laut ihren Ärger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Kanton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Kollegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heimkam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hätte, (der Jäger hatte aus eigener Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so täte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen, und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart, und was das für eine Mühe sei, bis man alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob alles recht sei, man glaube es nicht.

Nit, d'Sach hätte sie nie gereut und reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her eine, wo noch Verstand habe ganz wie ein anderer gemeiner Mensch und vielleicht noch ein Brösmeli (Bröckchen) mehr als die meisten. Es sei nur so davon zu reden, wie man es mit diesen Leuten hätte. Man sei gut genug, solange sie einen brauchen oder sonst benutzen könnten, und beim kleinsten Dingeli, wenn man nicht ganz eben täte und alles machte, wie sie es in ihren Köpfen hätten, kriege man einen Tätsch (Schlag) vom Tüfel und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich sei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrscheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und sich von den untern Ständen beständig an deren Standesgenossen verraten glauben nach der Redeweise: Wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, so spart er es nicht. An der ganzen Sache ist etwas wahr, welches sich ungefähr so ausdrücken läßt: Die Haut ist näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock. Christlich ist das freilich nicht, christlich wäre, wenn der Mensch sein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, sondern im Herzen und dieses Herz so groß und weit wäre, daß Liebe für alle darin Platz hätte.

Die Frau Amtsrichterin zog also aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegenteil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, sondern den Schmerz immer erneuert. Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und suchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn sie zusammentrafen. Dann sagte gewöhnlich der Oberamtmann zu seiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewissen, er darf mich kaum ansehen. Aber er möchte nicht den Namen haben, er tut, als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man ist gegen solche Leute immer zu

gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, so strecken sie den Kopf auf, als ob sie die Sterne von ihren Plätzen stoßen wollten." Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und tat, was Tausende pflegen, ganz falsche Gedanken hinter den Gesichtern suchen und nach diesen falschen Voraussetzungen ganz falsche Wege einschlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringste Spur von bösem Gewissen, im Gegenteil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen, solange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurteilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie sagte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter, d. h. sei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun, du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer tun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist." — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht," antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegem Trotz und Übermut, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man jeden an seiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin disputierte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. jemand alsbald Unrecht erdulden sollte tatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurteilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen statt eine feine

Dame, so hätte sie einen (Fluch) losgelassen und gesagt, es sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen girten und garten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen schlotterten die Menschen. Dies sind traurige Tage für die armen Tiere, die da draußen im Freien wohnen müssen. Wie mancher hat wohl schon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum so wohl sich sein ließ, so lustig sein Liedlein sang, so behaglich an süßen Kirschen oder saftigen Birnen lebte. Es sang, flatterte, hüpfte, als sei's im Paradiese, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man sagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, schneeig werden die Bäume, eisige Blumen bilden sich an den Fenstern, voll Frost ist Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Tiere sich wärmen können! Wenn sie sich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es ist nur für Augenblicke, und vielleicht auch dahin dringt die tötende Kälte, und wenn nicht, so kommt ein anderer Feind und treibt sie aus ihrem warmen Verstecke, und dieser Feind heißt Hunger.

Der Hunger ist ein doppelt Wesen, hat zweierlei Naturen, ist oft ein heiß ersehnter Gast. Wie oft spitzt ein Hochgestellter, ja ein Fürst oder Prinz tagelang die Ohren und horcht, ob er nicht merke dessen Nahen, nicht fühle dessen Zerren und Nagen. Dann wiederum ist er schrecklicher als das wildeste der Tiere, er ist der fürchterlichste Peiniger auf Erden, wenn er langsam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menschen und langsam zehrt von Mark und Säften des Menschen, bis diesem das Schicksal der Fliege wird, die in der Spinne Netz gerät, bis er eine Beute des unsichtbaren, aber

schauerlichsten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das ist das Untier, welches in kalten Wintern über die Tiere kömmt, sie unbarmherzig treibt aus ihren Verstecken hinaus in den kalten Wald, ins nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speise zu suchen. Aber Gottes große Speisekammer hat sich entleert, und als schwerer Riegel hat sich der Frost über der Erde Schoß gelegt und wenig ist, was sie finden. Da ist's, wo die Vöglein so struppicht sitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenstern und bittend und ängstlich durch die Fenster spähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Tiere kümmerlich sich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Fressen mühsam suchen. Da ist's, wo die armen Tiere in ihrer Not dem Landmann zu schaden gehen, nach dessen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, sich zur Fristung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße seines Angesichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von seinem Eigentum nimmt, den betrachtet der Mensch als Dieb, sichert sich vor ihm nach Landesgebrauch und Gesetz, denn er hält dafür, das Eigentum sei in Gottes Wort gewährleistet, stehlen sei niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menschliche Diebe straft man nicht mehr am Leben, sondern an Freiheit und Eigentum. Die armen Tiere haben kein Eigentum als ihre Haut, und was sie genommen, können sie nicht zurückgeben, das ist alsbald wohl versorgt. Es erlaubt daher auch das Gesetz, dem Diebstahl der Tiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob sich zu entschädigen. Wer zählt die Tiere, welche diesem Gesetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenersatz genommen werden, wenigstens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unser Amtsrichter hatte einen Acker mit Lewat (Raps) prächtig besetzt, derselbe stieß an den großen Wald, der einen Teil seines Hofes begrenzte.

Wie erschrak der Amtsrichter, als er eines Tages zu seinem Acker kam und denselben zu einer Weide für die Tiere des Waldes hergerichtet fand. Er sah aus fast wie ein Tanzplatz, wie man sie bei uns hier und da unter dem freien Himmel an einsamen Orten findet. Was wußten die armen Tiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte und daß man den Lewat nicht fressen, sondern ölen müsse? Er dünkte sie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, sondern das Gegenteil, was eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit bildet. Da also Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden sich Hasen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Über die Hasen wurde der Amtsrichter nicht so böse. Er wußte längst, daß Hasen ein diebisch Volk sind, zudem waren sie seit seinen Kindesbeinen an hier, also gleichsam Bürger und einheimische Diebe, freilich nicht so brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderat ein Leumdeszeugnis auszustellen hatte. Dieser Gemeinderat sollte einem ertappten Dieb ein Zeugnis ausstellen über dessen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgelesen, erhob der Präsident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäte, ihr habt gehört von wegen Türlihäusi und von wegen einem Zeugnis: weiß einer von euch was Schlechtes über ihn, so soll er es sagen. Ich für meinen Teil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen lassen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht lassen sollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wissen will? Nahm er einem Burger was? Nur Hintersässen (Nichtbürgern) und Ausburgern nahm er, und sind die nicht selbst schuld daran? Warum kamen sie hierher? Wären die daheim geblieben, wo sie hin gehörten, Türlihäusi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugnis geben, ja freilich, und sagen: Schlechtes sei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht ins Unglück. Oder ist's nicht

so, oder nahm er einem von euch etwas, so soll er's sagen. He nun sodann, wer meiner Meinung ist und ihm so ein Zeugnis geben will, soll die Hand aufheben." Es hoben sich rasch alle Hände, nur eine langsam. „He, ja," sagte ihr Besitzer, „ich kann auch heben, stehlen ist freilich stehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hintersässen, der ehrlichen Burgersleuten das Brot vor dem Maul wegfrißt, schon hier und da etwas nimmt, so werde das soviel nicht gefehlt sein. Wie der Präsident ganz recht gesagt hat, warum bleiben die nicht, wo sie daheim sind." Die Hasen also fraßen dem Amtsrichter seinen Lewat, obgleich er kein Hintersäß war, doch nahm er es ihnen so übel nicht, denn er betrachtete sie so gleichsam als die Seinen und dachte, sie wüßten es nicht besser, nähmen da, wo es sich ihnen schicke. Er meinte nicht, daß er die Hasen um seinen Hof herum alle schießen müsse, die sparte er. Nur wenn er einen haben sollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, schoß er einen, von wegen er sah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Hasen.

Anders war es mit den Rehen, die waren nicht sein, die waren des Oberamtmanns, die waren so gleichsam Fremdlinge. Wenn die was fressen wollten, so konnten sie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis (Kohl) kratzen oder an dessen Bäumen sich erlaben. Ihnen schob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte niemand das Recht, es ihm zuzumuten. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er seinen Zorn aus und trug ihm schließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden, die Rehe, welche er gepflanzt, schädigten ihn sehr, er lasse ihn ersuchen, die Rehe fortzuschaffen, sonst stehe er nicht gut für sie. Es nähme ihn wunder, sagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würste legen lassen dürfe im Schloßberg, damit ihm seine Hasen sicher blieben, ob er nicht dafür sorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Rehe ihm seinen Lewat (Raps) nicht fräßen.

Der Landjäger hatte seine Freude an solchen Händeln, machte gern den Zwischenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch zog er seine Sporteln davon, so gut als der Schreiber. Er richtete daher dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerspeiender Berg, daß Ätna und Vesuv nur Kinderspielzeug schienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward sehr angst, er begann sich zu fürchten, der Oberamtmann sprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anständig, denn er hatte erst gemetzget und die Sau nicht gegessen. Auch schickte ihm sonst der Amtsrichter alle Winter einen Hasen, der war noch nicht angelangt, begreiflich also auch noch nicht gegessen, und jetzt in die Luft sprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Hasen gibt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Atem faßte, erinnerte er bescheiden, daß vor Abgang der Post noch ein Verhör mit einigen Bauern nötig sei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte sie schon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und sie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H . . . fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, so dachte er, sei es für ihn gar viel angenehmer, wenn sie einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte.

Indessen mußte sich der elektrische Stoff durch dieses Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittagessen fing der Oberamtmann frisch an zu donnern. „Da kannst du jetzt den grenzenlosen Übermut und die Frechheit des Mannes sehen, mir so was sagen zu lassen, mir Gegengewicht halten, sich auf die gleiche Linie stellen zu wollen." — „Rechtlich genommen," fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war, als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat" —; potz Himmel, wie ging das wieder an über Bosheit und er-

logenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rehe Lewat (Raps) gefressen.

Natürlich vernahm der Amtsrichter das meiste von allem wieder, und wie der Oberamtmann gesagt, er solle es nur probieren, machen, was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte (Zuchthaustracht) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht konstatiert, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam und die ja dabei waren, als der Oberamtmann so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse, was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probieren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß, vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Atem gar nicht aus dem Munde wollte aus Furcht, er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli (verkümmerte Tanne), und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respekt vermelden und dem Herrn Oberamtmann melden, auf seinem Lewatacker (Rapsacker) liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen.

Nun, jetzt mag der verehrte Leser einmal selbst die Mühe

nehmen, sich vorzustellen, was der Oberamtmann für ein Gesicht machte und wie er den Mund auftat. Im ersten Zorn riß er am Glockenzug, daß er sprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern sprang. Der und der alte Polizeier sollten den Amtsrichter gefangennehmen und ihn herbringen, ob gefesselt oder nur so, einer hinten und einer vornen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und sich fortgemacht, auf die Post hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte also dessen Rückkehr erwarten, da augenscheinlich der schlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geschweige andere gefangen führen. Unterdessen setzte sich die erste blinde Hitze, und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leise. „Wie wäre es," sagte er, „wenn man zuerst ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig untersuchte, ehe man zur Verhaftung schritt? Ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter so bald davonläuft, aber Ihr wißt, wie sie in Bern sind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut springen möchte, und wenn nicht alles nach dem Lineal geht, so bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht ist. Es scheint, man habe seit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamieren und die Bauern übermütig zu machen; sie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen diese Worte durch den Nebel des Zorns; er pflügte noch einigemale die Stube auf und ab, dann sprach er: „Man kann's machen, es soll an der Sache aber nichts ändern, nur damit sie drinnen nicht die Freude haben, einen Wischer aufs Land hinauszuschicken, obschon ich mir aus solchen Wischern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige

Platz haben werden. Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweser, du Polizeier bringst ihm denselben und sagst ihm, der Herr Amtsschreiber und der Landjäger würden längst in einer Stunde ihn abholen, er solle machen, daß er daheim sei, und triffst du ihn nicht an, so soll man nach ihm aussenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marschierte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und so gleichsam Vorrat von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber so mit nichts soll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der soll nicht seine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Halunke, was er ist," sagte der Herr. „Schreibt eine provisorische Verfügung, daß ihm einstweilen bis zur Vollendung der Untersuchung und weiterm Bescheid verboten sei, den Fuß ab seinem Herd zu setzen." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um so hartnäckiger in Nebensachen wurde, wenn er in der Hauptsache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wischer geben, dachte er, mache aber nicht das Aufsehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wischern habe, wolle er sie ihm nicht verderben. Man sieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, sorgte hauptsächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er schrieb also die Verfügung des Eingrenzens des Amtsrichters auf seinen Herd und ging mit ihr ab, um sich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg.

Der gute Oberamtmann in seinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all seiner Majestät verraten sei ringsum, die einen den Buckel voll lachten, die andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben, der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu tun hatte und

daß ihr dieses Tun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mitteilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Untaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! Du nahmst immer seine Partei, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für alles obendrein." — „Ich weiß nicht," sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz," (so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegenteil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Lewat hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Tieren mit ihren zarten Fellen!" — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, du verstehst die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, das Haus über dem Kopfe verbrannt." — „Wer weiß," sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht." — „Es ist heute wieder nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widersprechen: Kleinigkeiten das, wenn man

einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht! Kleinigkeiten, ja wohl!" „Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz?" frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande, und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!"

Und mit gewaltigem Schritt marschierte er aus dem Zimmer, und gewaltig dröhnte hinter ihm die Tür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Übungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen! O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da täte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüter viel Weisheit, die mancher Not vorbeugte, die in Tagen der Not der beste Steuermann wäre. Sie waren sämtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubbeligen (zornigen) Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren g'wunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war allen die Restauration beim Amtsrichter, deren sie sicher waren, an deren sie bloß im Vorgefühl kannibalisch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig kalkuliert. Natürlich gingen sie zuerst nach der Säublume, denn wo sie das Reh suchen sollten, wußten sie nicht. Der Amtsrichter ließ sich nicht suchen, er empfing

sie schon vor der Haustüre und zwar mit lachendem Gesicht und fragte, was sie Guts brächten, es müsse was Wichtiges sein, daß sie sich vom Ofen weggelassen. Der Schreiber, dem das Maul am gängigsten geblieben, weil er es am meisten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir sollen einen gewissen Amtsrichter fassen und an Schatten bringen." — Nun, er sei z'weg, sagte der Amtsrichter mit lachendem Gesicht. Er hätte heute expreß frische Strümpfe angezogen, die wärmer seien als schon getragene, damit er es besser erleiden möge im Mörderkasten, oder in welches Gefängnis sie ihn bringen sollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müsse, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergessen werde, z'best geredt, einstweilen hätten sie bloß den Auftrag, ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er sehen könne, was Trumpf sei, antwortete der Schreiber.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erst eine dunkele Miene, die sich rasch verzog, legte das Schreiben bei Seite und sagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweser beliebe, dort den Augenschein nehmen und dann hier das Protokoll schreiben, draußen gefrören ja Tinte und Finger; derweilen könne seine Frau was Warmes machen. Daneben wie sie wollten, er habe da nichts zu befehlen, sondern als Delinquent gehorsamst sich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorschlag einwenden sollen, besonders wegen dem Warmen? „Indessen doch noch eins auf den Weg," sagte der Amtsrichter und schenkte ein delikates Kirschenwässerchen ein, daß sämtliche Majestäten ganz verzückt davon wurden, die Beine nicht stille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, seiner Frau die Verfügung mitzuteilen, die sprang z'weg (daher) wie eine Katze am Hälslig (Strick), und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geschickt, er selbst hätte was vernommen wie noch nie in seinem Leben. — „Und jetzt was willst machen,

etwa ein Fösel (Schwächling) sein und d'Sach' in Sack stecken?" — „Still Frau, still, und wenn sie wiederkommen, still, ganz still, ohne Wort und saure Miene, der Landvogt muß nicht Freude haben, wenn er hört, wie ich getan und wie du aufgesprungen. Denn die drinnen sind ein Pack, die, wie gut sie es mit uns zu meinen scheinen, doch alles dem Landvogt b'richten." — „Aber was willst dann machen, das so annehmen?" — „Weiß es schon, will es dir sagen, sobald sie fort sind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie gesagt, sie müssen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die andern." Der Frau verstand den Mann und tat also. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu versalzen.

Die Männer zogen aus, fanden einen schönen Rehbock auf dem Lewatacker, der wirklich aussah, als hätte eine Herde Schafe sich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen alles gut ins Auge, und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe seien mutwillig hierher verpflanzte Tiere, der Oberamtmann habe sie für seine Freude hierher gebracht, nun sei es nirgends geschrieben, daß er, Amtsrichter, schuldig sei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denselben geziemend warnen lassen, und erst, als er schnöden Bescheid erhalten, von seinem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er selbst gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er sich einstweilen, behalte sich aber das Gutfindende vor.

Nachdem also das Protokoll gehörig abgefaßt, unterschrieben, versiegelt war, setzte man sich ohne langes Nötigen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine stattliche Mahlzeit, und dazu die schönen aufwartenden Töchter, es ward absonderlich dem Schreiber, als sei er in Mohammeds Paradiese, ob Christ, ob Türk war ihm

hell egal im allgemeinen, im besondern aber war ihm die Religion die liebste, bei der er was Besseres genoß und Schöneres sah. Er ward ganz Geist und Humor, und wenn dann die Mädel recht lachten, so kam es ihm vor, er hätte sie schon, wenigstens eine. Die meisten seiner Geschichten bezogen sich auf das Schloß und ganz besonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was seinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da sie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. — „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unser Herr ein Schreiben von der Regierung. ‚Darin ist etwas, was mich gar nicht interessiert, tut das in die Schublade dort, es sind deren schon mehr darin —,‘ sagte der Junker. ‚Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und sehen, was darin ist?‘ frug ich. — ‚Nicht nötig,‘ sagte er, ‚weiß das Nötige schon, und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich ist? Marsch mit in die Schublade.‘ Unser Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen, und es war ihm zu Ohren gekommen, es sei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er stehe angerichtet im Schreiben. Also marsch mit in die Schublade, die so voll ist, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geschäft nachgefragt und uns sehr ernsthaft die größte Beschleunigung anbefohlen wurde. Man sei der immer sich wiederholenden Verschleppungen satt, hieß es darin unverschämt genug.

Wohl, jetzt mein Junker auf und z'weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu

haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden, und der Herr sagte: ‚Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!‘ Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden.

Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten alles siebenmal um, der Junker war in einer stillen Wut, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: ‚Herr Oberamtmann,‘ sage ich, ‚war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?‘ — ‚Warum nicht gar,‘ schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da ist der Schreiber dann kommod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wohl, seither macht der Herr die Schreiben auf!" — „Aber," frug der Amtsrichter, „merktet ihr dann nicht, als der Wischer wirklich kam, daß etwas anderes in dem Schreiben stecken mußte?" — „Ja der Wischer kam eben nicht," antwortete der Schreiber. „Wahrschein-

lich war von einem die Rede gewesen, derselbe aber unterlassen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab."

Man denke, wenn das alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum ist's gut, daß der liebe Gott unser Gehör eben recht beschnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweser oder Amtsstatthalter mit seinem Gefolge von dannen zog, wunderten sie sich alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte fast Lust, die Kutte auszuziehen, sagte der Polizeier. Er hätte diesen Morgen nicht geglaubt, daß es sobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleisch, einige Flaschen Wein in seinen Magen kämen, und was diese Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längstens nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerst unzufrieden. Der Schaden auf dem Lewatacker war ihm viel zu kläglich dargestellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht selbst mache, auf niemand könne man sich verlassen, zuverlässige Leute seien selten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto", würde der Oberamtmann gesagt haben, wenn Latein seine starke Seite gewesen wäre, wie sie es eben nicht war.

Als sie fort waren, befahl der Amtsrichter, sein Reitwägeli zu rüsten, in der Brunnmatt, wo es am wenigsten gefroren sei, Mutten (Schollen) abzustechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tausend willst," frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo sie die Orders gehört hatte. „Will morgen auf Bern und, um dem Oberamtmann nicht ungehorsam zu sein, auf meinem Herd bleiben." Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du bist wohl alt für sellig Witze," sagte sie. „Mach' eine Vorstellung, du kannst sowohl schreiben und d'Wort stelle, oder wenn du es nicht gerne selbst

machst, so laß einen Advokaten kommen, sie beten auch ums täglich Brot, oder wenn sie schon nicht beten, so nehmen sie es doch gern."

„Nichts Schriftliches und erst nichts von Advokaten, die alles auf die lange Bank ziehen," antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger (Mitspieler beim Schwinget) sagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwiesen, gelesen, Bericht erstattet, Anträge gestellt, beraten und schließlich das Ganze zu besserer Untersuchung und Vervollständigung der Akten zurückgesandt ist. Ich weiß, wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen schon ist der ganze Tschuep (Handel) aus." — „Wie willst es dann machen?" frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das sage ich dir jetzt nicht, sondern erst morgen, wenn ich heimkomme." Damit mußte die Frau sich begnügen, wenn sie schon Frau Amtsrichterin war; dies mögen andere Weiber, die immer alles auf der Stelle wissen wollen und nicht Frau Amtsrichterin sind, sich merken.

Am folgenden Morgen war Dienstag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt ist, an welchem benachbarte Kantone mit Lebensmitteln sich versehen. An diesem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen zur Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen seine Geschäfte abtun konnte. Der Amtsrichter fuhr also auf Bern und hielt vor dem Hause eines einflußreichen Ratsherrn, mit dem er in sehr gutem Vernehmen stand. Er sandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge sind, hieß ihn läuten und, wenn man Bescheid gebe, sagen, der Herr Ratsherr solle so gut sein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge tat es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der

Bube wolle ihn zum besten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf seinem Wägeli vor dem Hause sah. „Was kömmt Euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ sagte Pierre, „der Herr Ratsherr kömmt nicht hinunter, das ist nicht der Brauch; steigt ab und kommt herauf, es ist eben niemand bei ihm, der Junge kann Euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, tut mir den Gefallen und sagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre schüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht bestimmte Gründe, diese Bitte zu stellen; aus Pflichtsinn ging er hinunter, aber mit ernstem, strengem Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ. „Verzeiht, Herr Ratsherr, daß ich Euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geschändeten mir meinen Lewat (Raps), ich ließ es ihm sagen, er mir abputzen; darauf schoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Bescheid nicht ab meinem Herd solle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie Ihr seht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man sich der Obrigkeit unterziehen soll. Aber ich möchte inständig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er solle mich frei lassen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit, daheim zu sein.“ Als der Ratsherr das sah, lachte er gar herzlich über diesen wohlangebrachten Witz und sagte: „Es ist verdammt kalt da, kommt um ein Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere besprechen.“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd,“ antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?“ frug der Ratsherr. — „Aber Ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchstaben,“ bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins,“ antwortete der Ratsherr und ging lachend

ins Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der seltsam belegte Boden seines Wägelis Aufmerksamkeit erregte und viele Fragen erzeugte. Es gebe sehr warm, sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Ratsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Kabinett zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen.

Der Amtsrichter tat es aufrichtig, redete vom Jagen ums Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und ihn veranlaßt, sein Ärgernis an den Rehen zu nehmen, und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probieren wollen, ob die Gesetze was gölten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respektieren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Giecht (Entzündung) immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so vom Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Ratsherr freundlich und väterlich, gab dem Amtsrichter recht, bemerkte aber, wie sie beide in ihren amtlichen Stellungen sich in acht nehmen müßten, persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und datweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch tun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb, aber untertun, das lasse er sich einmal nicht gern, selbst vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei serviert.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden. Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Gesetz und Recht ganz gut kannte. Er entschloß sich endlich, obschon mit großem Widerstreben und auf dringliches Bitten seiner Frau, zu tun, was er in Notfällen schon mehr als einmal mit gutem Erfolg getan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu sagen: „Ihr Herren, seht, so bin ich drin, wie machen, um so ungeschlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es euer guter Wille ist." Nun lasen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein scharf Kapitel und halfen ihm bestmöglichst, aber in der Regel nicht parteiisch, nicht gewalttätig, sondern sie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patsche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weise, wie er sich und das Ansehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigsten blamierte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Ratsherrn, der sein Vetter war, gekommen und hatte seine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm scharf zugesprochen, wie er durch solche Torheiten die Regierung kompromittiere, die einflußreichsten Männer auf dem Lande vor den Kopf stoße, statt allem aufzubieten, sie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müsse seine Persönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, sondern eben in solch scheinbaren Kleinigkeiten usw.

Der Oberamtmann bekam einen hochroten Kopf, beugte sich indessen der ihm wohlbekannten Überlegenheit des Vetters und fragte endlich: „Aber und jetzt?" „Wißt Ihr was, Vetter, esset heute bei mir z'Mittag. Ich weiß zwar wohl, Ihr esset nicht gern irgendwo à l'hasard du pot, aber so einmal zur Seltenheit wird nit z'töten gehen (zum Sterben sein)." — „Ja, Vetter, so ist es bös refusieren, wenn Ihr also erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden," antwortete der Ober-

amtmann. Er wurde, als er kam, zu seiner Cousine, der Frau Ratsherrin, geführt und war ebenso überrascht als der Amtsrichter. Sie standen sich da verblüfft gegenüber und wußten nichts miteinander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Ratsherr sagte: „Nicht wahr, Vetter, das ist brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde seid und daß ich Euch keinen angenehmern Tischgenossen bringen konnte als ihn." Es waren beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Ratsherrn vollkommen, es wurde ein scharmant Mittagsessen. Auch hatte die Cousine Ratsherrin dafür gesorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hasard du pot nicht merkte, und der Vetter Ratsherr schonte seine Weine nicht, war sehr fleißig mit Anstoßen und Gesundheitmachen, und von der ganzen Geschichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Haustür hinausgingen, der eine die Stadt auf, der andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der erstere dem letztern die Hand und sagte, es würde ihn sehr freuen, wenn er ihn bald bei sich sehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächstens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß sich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächsten Jahr der Oberst mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Barthli der Korber.

(F. Hofmanns illustriertes Volksbuch 2. Jahrgang, 1853.)

Im rueßigen Graben (Talschlucht) am südlichen Abhang hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing und nicht längst den Graben hinuntergerutscht, denn

es machte akkurat die Figur eines Menschen, der in vollem Lauf einen Berg hinuntergesprungen, plötzlich die Beine verstellt, stillhalten will, und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, so kam es einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es sah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel (sehr) nötig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlersack bleiben wird. Die kleinen Türen zu Ställchen und Tenn (Tenne) stunden alle schief, nach einem ganz eigenen Baustil. Hinter dem Hause fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen ungefähr von Gestalt und Größe eines ansehnlichen Zuckerstockes (Zuckerhutes). Vor dem Hause war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldstauden ihre breiten, ausdruckslosen Gesichter sonneten, sieben Bohnenstauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwischen denen zwei blühende Rosenstöcke gar freundlich hervorblickten. Um dasselbe lagen im Frieden die Gerüste eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferstehen. Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zieglein. Es war eine stattliche Ziege. Achtunggebietend trug sie ihr Haupt, und in glänzendem zottigen Felle ging sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte. Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter lahmer Korber oder Korbmacher und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können, in beidem stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder entschiedenen noch unentschiedenen Fortschritt, sondern gar keinen. Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein. Dasselbe ist gar so anmutig und lieblich, kann auch springen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelassen hätte,

hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, so hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Teile den Vorzug gegeben, wohlverstanden nicht von wegen dem alten lahmen Korber, sondern wegen seinem schönen Töchterlein. Dasselbe wußte nicht einmal, wie hübsch es war, und das war nicht das mindeste an ihm. Wenn es sich auch im Spiegel besah, kam es doch nicht zu umfassender Einsicht, denn erstlich bestund sein Spiegel nur aus einer dreieckigen Scherbe, zweitens durfte es sich bloß am Sonntag mit Muße waschen, so recht um und um, und bis am Dienstag, vielleicht schon am Montag hatte es bereits vergessen, wie es gestaltet war, andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung.

Im rueßigen Graben machten die Leute sich selten Komplimente. Zudem war Züseli (Susanne) nicht besonders nach ihrem Geschmack; wenn es einen halben Zentner schwerer gewesen wäre, es hätte ihnen unendlich besser gefallen. Wär's in Österreich gewesen, es wäre ihm eine Arsenikkur angeraten worden. Arsenikfressen macht nämlich fett, wie man sagt. Wird aber mit Verstand geschehen müssen, sonst könnt's fehlen. Es war nicht bloß ein liebliches, sondern auch ein liebes, emsiges Kind, das von früh bis spät nach dem Willen des Vaters tat und nie unwillig, und ebenfalls vom Werte dieser Eigenschaften keine Ahnung hatte, viel weniger mit Geräusch sich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Ansprüche. Eigentlich ist dieses ein dumm Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anspruchlosigkeit ist nichts anderes, als der demütige kindliche Sinn, dem, wie Christus selbst sagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienste sich bewußt ist, aber ein inniges Danken hat für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts sehnlicher wünscht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu sein Gott und Menschen, Gott und Menschen es recht zu machen. Diese harmlosen bescheidenen Naturen sind nicht moderne Naturen.

Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, besonders am Sonntag nicht, wo Züseli um und um gewaschen war, wie die beiden zusammenkamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig (grimmig) und häßlich, Sauersehen seine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geschweige umsonst, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war etwas, eine Persönlichkeit, ein Charakter würde man heutzutage sagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, sehr ehrlich auf seine Weise, hielt Wort. Ja, da ist es einem Menschen wohl erlaubt, saugrob zu sein. Er war überdies noch sehr arbeitsam und sehr sparsam. Wenn er sich recht rühmen wollte, so sagte er, er hätte noch niemanden plaget, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unserer Zeit, wo viele meinen, sie schenken der Gemeinde etwas, wenn sie ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen, einer so reichen und geduldigen Person was schenken, sei ja dumm. Barthlis Verdienst war nicht groß, aber er besaß das Ehrgefühl eines Mannes, er begriff, daß, wer selbständig sein wolle, vor allem imstande sein müsse, sich und die Seinigen selbst zu erhalten mit Gottes Hilfe. Es wäre gut, dieses Ehrgefühl wäre im Zu- statt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüsten Barthli zum Exempel nehmen würden und nichts begehren, was sie nicht selbst verdienen können, keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von seinem Vater geerbt und soviel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune seiner Nachbaren nicht schonte und die Tiere lange Hälse hatten, um über die Zäune hinüber im jenseitigen Grase hospitieren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er sich nie abgegeben. Ihm sei sie gut so, wenn sie ihn nur aushalte, hernach könnten die sehen

(zusehen), wo nachkämen, sagte er. Er galt für sehr ehrlich, obgleich er sich in dieser Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruten, welche er zu seinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf sogenannten Stören (Arbeit im Hause des Arbeitgebers) zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbesserte. Indessen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich sein Meitschi machte solche, denn dieses nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof sehen. Die Ruten nun zu diesen Körben nahm er, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen sie gewachsen waren. Er trieb dieses nicht im Verborgenen mit äußerster Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, er sagte offenherzig, sein Vater und sein Großvater seien Korber gewesen, hätten aber nie einen Kreuzer für Ruten ausgegeben, sondern die Wydli (Weiden) genommen, wo sie gewachsen, ein Bauer würde sich geschämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet (geflickt), öppe (grade) wohlfeil genug, damit seien beide Teile wohl zufrieden gewesen. Jetzt sollte man ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch grusam danken, daß man fast um den Atem komme, und obendrein machten (rodeten) sie alle Weidenstöcke aus, nur hie und da ein alter Bauer lasse noch einen stehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie so ein Weidstock gewesen. Dann könnten die Bauern seinetwegen Körbe flechten lassen aus den Schmachtzotteln (Schmachtlocken), welche ihre Töchter über die Stirne herabzwängten mit Tüfelsgewalt. Trotzdem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und sagte: „Barthli, Barthli, du machst es mir wohl gut (du treibst es mir zu arg), nimm dich in acht, sonst mache ich dir den Marsch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und selb ist mir doch dann nicht anständig (paßt mir nicht)." „Warum

gönnst mir das Maul nicht und sagst, wenn du Körbe mangelst? Mir kann es nicht in Sinn kommen, und d'Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit ist, und hausieren damit wirst du kaum wollen," so antwortete Barthli keck, und sanftmütig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, sagte bloß: „D'Wydli bringst dann mit. Ein andermal wollte ich sie doch dann lieber selbst hauen." „Warum nicht?" antwortete Barthli, „die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, sonst fahre ich zu." „Aber frage doch dann zuerst," meinte der Bauer. „Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt," entgegnete Barthli. „Fragen," setzte er hinzu, „ist auch so eine neue Mode vom Tüfel. Man sagt, fragen schade nichts, ja wolle, nichts schaden! Ich hab's erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht sein muß und es ungefragt auch zu machen ist."

Diese Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli seine Rechte nahm, es war auch so eine Art von Grundrecht, entstanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm noch stillschweigend zugestand, trotz der neuen Sitte, aus allem soviel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle andern mit aller Strenge in Anwendung brachte. In diesem Punkte ist allerdings eine bedenkliche Änderung erfolgt, welche man bei Beurteilung des Verhältnisses unterer Klassen nicht außer acht lassen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel fast herrenloses Land; was auf solchem Lande wuchs, war beutepreis (der Beute preisgegeben), und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von allerlei, welches sie entweder selbst brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher (Harkenmacher), Küfer, Korber (Korbmacher), Besenbinder u. a., selbst Wagner hatten gleichsam Hoheitsrechte auf solchem Lande; sie nahmen, was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In solchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen,

sammelten für den Winter Streu und Futter. Das ist anders geworden. Viel Land ist urbar gemacht und herrenloses Land wird rar sein im Lande Kanaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an sich genommen, und wo dem Staate sieben magere Gräslein wachsen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er sie, und um zu soliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz splendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer giltet, verwerten sie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — jedenfalls sollte ob dem Kreuzer der Nächste nie vergessen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hause machte, schickte er Züsi hausieren oder ging selbsten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, ging er doch selten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu tun haben, sagte er, die hätten keinen Verstand von der Sache. Die bildeten sich ein, sie müßten bei allen Dingen markten (dingen) bis zum Schwitzen, das sei die Hauptsache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um sieben Batzen, so böten sie ihm fünf Batzen, und schätze er ihnen ein andermal den gleichen Korb für vier Batzen, so seien sie imstande, ihm zwei Batzen zu bieten, soviel Verstand hätten sie. „Aber Barthli, da ist ja gut helfen,“ sagte man ihm oft. „Schätze deine Körbe alle um neun Batzen, dann hast du ja immer sieben richtig.“ Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maß, sagte er, darüber aus fahre (gehe) er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rueßigen Graben sei ein Narr geworden. Sie könnten seinethalben in der Stadt sehen, wo sie ihre Körbe herbekämen, den seinen käme er sonstwo ab (setzte er ab), wo die Leute Verstand hätten.

Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden sie sich im tausendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne siebenmal größer ist und die Stadttore zu Jerusalem aus Dia-

manten und Rubinen gemacht, alle Bäume voll der süßesten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr so groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbisse.

Man denke aber auch die schönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleisch, daß es eine helle Pracht war, Brot und Brötchen von allen Sorten, und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, sondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man sieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, daß das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kinder alle die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten. Man kann sie stoßen, treten, sie merken es kaum, ja es ist zweifelhaft, ob sie es merken würden, wenn man sie zertreten täte. Manchmal hängt so ein Kind mit einer Hand an der Rocktasche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfschiffe segeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgesperrten Löchern, und glücklich ist der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirtschaft oder endlich hinaussegelt aus den Toren ins Weite. Dann macht das Kind das Gesicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt sich zu ordnen, die einen schwinden, andere treten bestimmter hervor, prägen sich aus; Fragen, Erzählen beginnt, und sind die Menschen zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt ist entstanden, ein bewegtes Leben reget sich, manchmal bleibt's, manchmal stirbt's wieder. Das eine, das bleibt, wächst auf zu des Herrn Freude, anderes gestaltet sich zum Distelfelde, auf dem vor allem der Neid wächst und Begehrlichkeiten von allen Arten.

Bei Barthlis Töchterlein ging es nicht so schlimm. Die Herrlichkeiten alle stunden so weit außerhalb seines Lebens, daß es an keinen Besitz dachte, sondern eine reine Freude dar-

an hatte, sie zu betrachten. Nun, ein Eva-Töchterchen war Züsi sicher auch, wie sie alle sind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum.

Aber es war noch eins, was das Meitschi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, so wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirtschaft für einen halben Batzen Branntewein, und dem Meitschi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen sie das Brot oder schnitten es ein, welches sie von Hause gebracht, und einmal erhielt Züseli von der Wirtin geschenkt eine Küchelschnitte (Kuchenschnitte) und ein andermal ein kreuzeriges Bernerweggli(-wecken), welches ein Gast übriggelassen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rueßigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß so was Gutes in der Welt sein könnte. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele Reiche nie kommen und um so weniger, je besser sie leben wollen; denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wieviel es kostet, sondern wie es schmeckt. Für seinen Kreuzer lebte Züseli viel besser als mancher Große, wenn er es sich hundert Louisdors kosten läßt.

An Barthli ging die Zeit scheinbar machtlos vorüber, er achtete sich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren; und wenn die Wydstöcke wieder gemindert hatten, seine Ernte wieder geringer ausfiel und mühsamer zusammengebracht werden mußte, dann fluchte er über die böse Zeit und sagte, es nehme ihn doch wunder, wie das am Ende kommen solle. Wenn es so fortgehe, so gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wissen, das solle ihm doch einer sagen.

Daß sein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachsen Meitschi, das merkte Barthli lange nicht, und

als man es ihm zu merken gab, wollte er es erst nicht glauben. Züsi blieb wirklich wundersam lang ein anspruchsloses Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, sobald sie entwöhnt sind. Es kam ganz spöttisch schlecht (spottschlecht) daher, sein dünnes Kitteli (Kleidchen) war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs; vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitschi plagte den Vater nicht damit. Sie seien gar grusam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu sagen, wenn eine Gespielin ihn's fragte, ob es dieses und jenes nicht anschaffen wolle. Mit den Kleidern zum ersten Abendmahl, wo sonst so gerne der Teufel sich einmischt und Streit stiftet, wo gerade der Friede anfangen soll, hatte eine Gotte (Patin) nachgeholfen und Züsi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht. Was das Schönste an Züsi war, es schämte sich seines Vaters nie. Man sollte nicht glauben, daß dieses als etwas Besonderes anzuführen wäre, denn warum sollten sich Kinder ihrer Eltern schämen, wenn sie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde sich sehr irren, wenn man es so meinte, denn nur zuviele Kinder schämen sich der Eltern, haben keine Ursache dazu, sondern wegen Dummheiten und ganz besonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie schämen sich derselben, weil sie altväterisch gekleidet sind, altväterisch reden, altväterisch denken, sich gebärden; aber wäre es denn schön, wenn die Alten die Jungen spielen, jung sich kleiden, jung sich gebärden wollten? Sie schämen sich ihrer, weil sie alt sind und nicht mehr jung, aber ist das gescheit oder dumm, und was hat man für ein Mittel, nicht alt zu werden, als sich jung zu hängen? Eine holdselige Erscheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht, und eben anmutig tat er nicht, aber Züsi wußte nichts anderes, als daß einmal der Vater so war und so tat, und ging neben ihm und saß neben ihm und aß neben ihm, jetzt als es größer war, um

einen halben Batzen Suppe, alles unbeschwert. Es fing eher umgekehrt an zu fehlen. Ein hübsches Meitschi ward zu jeder Zeit bemerkt; es ist ein Ding, das nie außer Kurs kam, und nie außer Kurs kommen wird. Man sah Züseli an, man sprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern ging, hatte das Tüfelwerk kein Ende. Hier sagte ein Küher: „Meitschi, wotsch ryte (fahren), hock (setz dich) ufe Karre, ih zieh dih." Dort sagte einer, es solle die Körbe auflegen, sie seien ein gar unkommod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirtschaft kam, wollte man es dem Meitschi bringen, rühmte, wie hübsch es sei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht schon zwei.

Das trieb den Alten fast aus der Haut. Und dann noch das Meitschi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, so trank es, und wenn man von einem Schatz sprach, so plärete (weinte) es nicht, es lachte eher. Es sei, wie wenn der Teufel in ihn's gefahren, klagte er. Das Meitschi hätte sich ganz g'änderet. Das sei jetzt daheim ein Waschen und Strählen (Kämmen), es hätte keine Art. Ehedem sei es genug gewesen, wenn es, wie üblich und brüchlich (bräuchlich), es alle Wochen gemacht, jetzt geschehe das in der Woche, es wisse kein Mensch wie oft; fast allemal, wenn es von Hause gehe, müsse das Spiel angehen mit Strählen und Waschen, und dazu hätte es einen Trieb von Haus weg, er hätte das nie erlebt. Statt daß es ihm z'wider sein sollte, wenn er ihn's irgend wohin schicke, lächere es ihn's schier. Und mit den Kleidern fange es auch an, ihn zu plagen und rede von Fürtüchern (Schürzen) und Hemderen und meine, er solle neue machen lassen. O, selb einmal noch nicht, oben im Trögli (Truhe) sei noch manches Stück von seiner Alten selig, das müsse erst gebraucht sein, ehe er Neues machen lasse. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt schon fast gar nicht g'fahre (durchkommen), und alle Jahre böse es noch (werde es schlimmer).

Züsi konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es

hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er schäme sich des Meitschis, sagte der Alte, er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm; wenn auf hundert Stunden herum ein Mannsvolk sei, so lache das einander an, und es sei ein Tschäder (Geplauder), er hätte es nie so gehört. Zu seiner Zeit sei das nicht so gewesen, er habe erst vierzehn Tage nach seiner Hochzeit z'grechtem (ernstlich) angefangen, mit seiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe vor den rueßigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitschi bleiben und könnte dann seinethalb lachen, wenn ein paar Mannshosen von weitem vorbeigingen. Er tat vor den Leuten wüst mit dem Meitschi und putzte (schalt) es in öffentlichen Wirtschaften aus, wenn ihn's ein Mannsbild angesehen oder es einem geantwortet hatte. Das hatte Folgen, man kann es sich denken. Es gab Leute, besonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig und sagten es ihm auch. „Du kannst mich erbarmen," sagten sie, „du armes Tröpfli was du bist, er ist ein rechter Unflat gegen dich. Ich blieb' nicht bei ihm, ich lief' ihm fort, so gequält wollte ich nicht sein. Ein Meitschi wie du findet Platz überall, macht schönen Lohn, kommt zu Kleidern." Es wisse in Gotts Namen nicht, was es dem Vater z'wider dienet (getan), jammerte es dann. Es habe mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume (nebenum) so viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß sie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, dessen vermöge (dafür könne) es sich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater solle es verbieten, wenn er könne, ihm sei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen (fühlen, ob sie Eier haben) und finden, wo sie legen, von dem verstehe der Vater hell (rein) nichts. Aber er sei seit einiger Zeit so grusam wunderlich, es müsse ihn jemand aufweisen (aufhetzen), aber wer es sei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber sterben wolle es, als immer so dabei

sein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen stund ihm gar tusigs (tausend) wohl an, zehnmal besser oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen. Etwas anderes war aber noch viel schlimmer. Eine bekannte Sache ist, daß, sobald jemand etwas besonders haßt und dieses Hassen auf eine auffallende und komische Weise an Tag gibt, es allen bösen Buben ein Herrenfressen ist, diesem Menschen zu machen (anzutun), was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen tapfer nachbellen. Es gibt immerhin einen schönen Spektakel und kostet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hosen.

Sobald merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man sein Züsi ansehe oder mit ihm rede oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu schätzeln (liebeln), so war's, als seien alle bösen Geister los. Es schien dem Alten, als wolle alles mit Züsi reden. Sein Lebtag hatten sich nie soviel Leute auf dem Wege gestellt und ein Gespräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen oder sonst von nichts und wieder nichts und dann von Tanzen, Kiltern (Fenstern) usw. Und Züsi weinte nicht dazu, sprang nicht über die Zäune, ja blieb manchmal sogar ebenfalls stehen — man denke! Ja die Bursche kamen sogar bis in den rueßigen Graben, klopften an Züsis Fensterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, so fuhr der Alte wie eine Büchsenkugel aus dem Laufe aus der Haut durchs Fensterchen den Burschen an Kopf. Wohl, die würden gegangen sein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weidlich verlacht wurden. Ja er erlebte sogar, daß er einen, als er von einer Stör (Arbeit außerhalb) heimkam, abends vor seiner Küchentüre traf, und die war notabene offen, ganz offen, und inwendig der Türe stand sein sauberes Züsi und sprach nicht bloß mit dem Burschen, sondern sie hatten beide gelacht, er hatte es selbst gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl, das gab ein Donnerwetter von den Mehbessern (Mehrbessern), und der Bursche erschrak nicht einmal schrecklich, stob nicht davon

wie auf den Flügeln des Sturmwindes, sondern sagte ziemlich kaltblütig: „Alter, tue nicht so wüst, das ist dumm, damit erschreckst mich nicht. Ich hab's nicht gehört verlesen, daß es verboten sei, mit deinem Meitschi zu reden und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitschi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirst du dir müssen gefallen lassen." Der Alte spie Feuer, aber was half's? Trotzig und unversehrt ging der Bursche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie sie rar sind in diesen Zeiten.

Man kann sich vorstellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in seiner Abwesenheit Bursche zum Hause kommen konnten zu Züsi, und wie das mit ihnen rede und sogar lache, statt mit Ofengabeln und mutzen (stumpfen) Besen gegen sie zu agieren. Was half's ihm nun, wenn er des Nachts schon wachte besser als der beste Haushund, wenn sie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit sich herumschleppen mußte, wohin er ging, daß er denken mußte: Ist wohl aber einer vor der Türe und lachet mit ihm? Ja und so eine ist nüt z'gut dafür (man kann's ihm zutrauen), er geit noch einist (einst) inne für (hinein). U de (Und dann)? Wie konnte er davor sein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitschi einschließen konnte er auch nicht, in der Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen ging wiederum nicht wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör, wäre den Bauern kaum anständig gewesen; wenn er mit dem sämtlichen Haus- und Viehstand aufgezogen wäre, die Hühner noch hintendrein, sie hätten kuriose Gesichter gemacht.

Und wenn er dann sein Elend Leuten klagte, so fand er weder Mitleiden noch Trost. „Barthli," hieß es, „tue nit dumm und schick' dich drein, du wirst die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zusammen und

gehört zusammen, sonst hätte unser Herrgott sie nicht so erschaffen. Und wenn schon dein Meitschi mit einem Mannsbild redet, so ist das lange noch nichts Schlechtes, und g'setzt, es nähme einen Mann, und dann? Nahmst du nicht auch eine Frau? Du wirst es dem Meitschi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannst."

Das beelendete Barthli noch mehr, Religion sei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen wie er wolle, so lache man dazu, wolle d'Sach' mit Verlachen machen, statt wie ehemals mit Plären (Weinen) und Beten. So komme es nicht gut, er wünsche nichts, als daß sie das gleiche an ihren Meitschene erleben müßten, es nähme ihn wunder, ob sie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gehe mit den braven Leuten akkurat wie mit den Wydlein, je weniger diesere, desto weniger auch ähre (jener).

Dem Meitschi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen, und als Hauptschlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannsvolk schimpfte, als ob es aus lauter Ufläte und Uhünge (Unhunde, schlimmer als ein Hund) bestünde, es sich achtete, ob es dann wirklich so sei, genauer es ansah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht so übel aussehe, und als es genauer hinsah, fand es sogar recht hübsche Bursche darunter, die ihm besser gefielen und namentlich das Knechtlein, von dem schon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über diesen noch recht viel Gutes und daß er gar kein Hudel (Lump) sei und seine alte Mutter nicht vergesse. Da mußte es diesen doch wiederum ansehen, ob das wohl wahr sein könne oder etwa erlogen. Und da schien es ihm — je länger, je mehr — erlogen könne das nicht sein, denn so b'sunderbar ein lieblich Gesicht habe es noch nie gesehen. Wenn es sich zutragen sollte, daß es ein Kind haben müßte und sogar einen Buben, so möchte es einen gerade mit einem solchen

Gesicht, von wegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten sich seiner z'tröſten (hätten ihren Troſt davon) im Alter.

Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern (fahren) im Lande herum, wo es luſtig zuging, oder z'leerem (ohne Veranlaſſung) auf breiter Straße einem guten Schick (Glück) nach. Ach Gott, und der gute Schick dieſer armen verblendeten Tröpflein, worin beſteht denn der? Wir wollen es euch ſagen, ihr armen Tröpflein. Der beſteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu preſſen in Ängſten und Nöten, der nichts beſitzt als eine Tabakspfeife, einen großen Zottel (Troddel) an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und namhaft Schulden beim Krämer, keine Meiſterfrau zu haben, die des Morgens aufjagt und den Tag über oft ſagt: „Mach! Mach!", des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können alles, was man hat, auf einmal, ohne ſich mit dem dummen Abteilen quälen zu müſſen, plaudern zu können ſtehenden Fußes, von einer Tagheitere (Dämmerung) zur anderen, unbekümmert, wer d'Sach' mache. Das iſt die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger Brot, immer ſchlechtere Kleider und böſere Worte von Mann und Kindern ſechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, ſchließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf ſchlechtem Laubſack, das ſchreckliche Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können, bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann ſpürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen (ſchwanken) auf den hartgefrornen Straßen in böſen Schuhen und Strümpfen den dünnen Brotrinden nach. Das ſind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerſtraßen die mannsſüchtigen Mädchen erreutern (erreiten), errennen.

Nun, Züſeli erzwang das Reutern nicht, lief ſeinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rueßigen Graben ſaß, auf der Küchenſchwelle den Hühnern zuſah und die Geißen

weidete, so mußte es doch denken, wie es lustiger zugehen werde in der Welt, als hier im rueßigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zusehen von weitem möchte es, um zu sehen, um zu wissen, wie es eigentlich auch ginge. Es juckte ihn's wirklich manchmal, wenn der Alte schlief oder wenn er den Wydliwuchs (Weidenwuchs) beaugenscheinigte in seinen Revieren, draus zu laufen und sich das Ding recht zu besehen, besonders da, wo Tanz war oder sonst berühmte Lustbarkeiten. Aber es traute sich doch nicht, Schläge hätte es bar (gleich auf der Stelle) gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich; wenn er gestorben wäre, so hätte es sich kaum trösten lassen. Und auch der Vater liebte sein Töchterlein, wenn er es schon selbst nicht wußte; es war sein Schatz und sein Kleinod, seine Plackereien eigentlich nichts als Eifersucht und Angst, es möchte ihm jemand denselben rauben oder denselben mit ihm teilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld sein Gott ist, sich dessen nicht rühmt und groß damit tut, sondern sich arm stellt und wegen Armut jammert, ungefähr so hatte es Barthli mit seinem Töchterlein und umgekehrt wie die Väter und besonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen sie gerne los wären, gerne sie glücklich machen, d. h. an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schicksal, den umgekehrten Kummer, Barthli, es wolle ihm jeder sein Meitschi nehmen, die anderen, die ihren wolle keiner, und was man am nötlichsten (dringlichsten) sucht, findet man nicht, sondern das Gegenteil.

Barthli mußte einmal wieder z'Märit (Markt) nach Bern, denn es gibt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe absetzt. Züsi mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigstens unter Augen. Daheim hütete es ihm niemand, denn eine Nachbarin, welche sonst ein Auge auf ihn's haben sollte, ging auch z'Märit. Züsi ging auch gerne. Wenn es schon nicht mehr so in Entzücken versank, so sah es

doch vieles, an welches es denken konnte in seiner Einsamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr so vorkam wie eine Speise von den Tafeln aus dem tausendjährigen Reiche, so lebte es doch wohl daran, und wenn sie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleisch und etwas, sah aus wie Wein, aufmarschieren. Er gab hie und da einen schwachen Schimmer von sich, als dürfe er sich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es jemand, so tat er auf lange kümmerlicher als je.

Wer an einem großen Markttage an einer Hauptstraße steht, findet Stoff zu mancher gottseligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er sieht sichtbarlich vor sich die Lebensstraße. Es rennen die einen dem Getriebe des Marktes zu wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern andere besonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, suchen den besten Weg, verkürzen sich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Gesichter und zuversichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen (laufen) die dritten mühsam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht, sie kommen hinten her durch dick und dünn, haben Angst, sie kämen zu spät zu den guten Dingen, und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorübersprengenden Fuhrwerken nachsehen, die einen schmerzlich, die andern zornig! Fahr nur so stark du magst, so kommst desto früher zum Lumpentürli; dann kannst wieder mit mir laufen, wenn du noch laufen magst! Ich sprengte (eilte) auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gasthof saß. Jetzt weiß ich wieder, wie das Laufen ist, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und zu einem Schluck Branntwein käme. So führt mancher Selbstgespräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensskizze der darin Sitzenden an samt etwelchen frommen Wünschen und Weissagungen. Humpelt aber noch einer mit ihm, so führen sie zusammen erbauliche Gespräche, machen sich vertrauliche Mitteilungen über ihre Nächsten und streiten sich dar-

über, ob diese sich seinerzeit selbst hängen oder ob sie gehängt werden würden, und was sie noch alles darüber aus (hinaus) verdient.

Barthli und Züseli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden gewesen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße gewesen wäre, und Züseli sah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, so wurde am besten der gefährlichste Teil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Ärger über die Stadtweiber hatte Barthli auszustehen, sorgte aber soweit billig für Entschädigung.

Züseli machte indessen noch bessere Geschäfte, denn mit ihm machte man lieber Geschäfte als mit dem rueßigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht selten die Bemerkung: „Es scharmants Meitschi! Wäre das recht angezogen, so machte das Puff (Aufsehen).“ „Mach nur nicht, daß es das hört,“ sagte dann wohl eine Begleiterin. „Es wäre imstande, es käme in die Stadt.“ „Wohl, das würde ein sauber Dirnlein abgeben!“ Wer weiß, was die Rednerin selbst abgegeben hätte, wenn sie hübsch gewesen wäre, wovor sie aber Gott bewahrt hatte. Wird seine Gründe gehabt haben, der liebe Gott. Neben dem Ärger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen (verarbeiten) über die Gendarmen. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erschaffen, sagte er. Der liebe Gott sei ein weiser Mann. Zweier Gattig (Art) Kreaturen hätte er nicht gemacht, Kröten und Gendarmen (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht soviel sagen). Von denen wisse er nicht, und kein Mensch habe es ihm sagen können, für was die gut seien, und allen Leuten gruse es drob. „Wohl, Barthli,“ sagte ihm ein Kamerad, „das kann ich dir sagen. Lue e Krot (Kröte) oder e Gendarme recht a, und dann wirst du Gott danken, daß er es geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gendarme. Dafür hat er sie gemacht.“ „Ja, sieh,“ sagte Barthli, „das ist

das nichtsnutzigst Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo sie wehren sollen, machen sie selbst. Sie sollen heute machen, daß der Weg nicht gesperrt sei, sondern jedermann passieren könne, und gerade sie stehen dem ganzen Volk im Weg. Unsereiner sollte nirgends sein; wenn sie ein alt Mannli sehen, so kujonieren sie es, es ist nie am rechten Ort, schon dreimal hat mich heute einer angeflucht um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müsse mit alten Leuten. Dagegen steht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Mensch wie lang, verstopft den Leuten das Loch, hält dem Meitschi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß (setzt ihm etwas in den Kopf), das steht ihm immer am rechten Ort. Das muß gehen, sich zu waschen, von wegen ich habe immer gehört, wenn ein Gendarme ein Meitschi lang ansehe, so werde es krätzig oder bekomme aufs wenigste eine Haut, wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel (verdammten Kerl) darf ich nichts machen, nicht einmal was sagen; aber ich will es der Obrigkeit eintreiben, wenn ich der was zuleide tun kann, so will ich es gewiß nicht sparen."

Natürlich mußte es einstweilen das Meitschi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirtshaus es so kurz als möglich abspeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwasser bekam vor Elend. Wenn es nur schon daheim wäre, dachte es, so könnte es doch den Hunger g'stellen (stillen). Wenn sie nur schon daheim wären, dachte der Alte, dann müsse ihm das Meitschi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gendarme nach dem andern angrännen (angreinen) könne. Da es ihnen beiden pressierte, kamen sie also auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten sie einander nicht.

An einem Markttage geht es lustig zu, überall sind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da stehen die Fenster offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht versprengen (auseinander sprengen). An diesen

allen müssen die Heimkehrenden vorbei, haben so die Musik umsonst. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, sondern auf der Straße bleiben müssen,ist es eine Art von Spießrutenlaufen, besonders wenn sie weite Herzen haben, für viele Platz darin und nun denken, hier innen kann ein Schatz sein und dort wieder einer und so fort. Züseli war noch nie auf einem Tanzboden gewesen. Es könne nicht tanzen, sagte es, und könnt's nie lernen und begehre sonst (überhaupt) nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! sagte es. Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen mit dem Tanzen haben wie junge Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen ins Wasser, so kann man sehen, wie er das erstemal schon munter fortkömmt. Züsi tat es also nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbeiging, etwas kürzer wurden wohl seine Schritte, die Musik gefiel ihm.

Schon mehr als halbwegs waren sie und eben fast wieder an einem Wirtshause vorbei, als ein Bursche zur Türe ausstürzte, Züsi packte: „Jetzt mußt du kommen und einen mit mir haben (tanzen)," schrie und mit ihm fahren wollte dem Wirtshause zu, wie es üblich und bräuchlich ist. Das Meitschi wehrte sich, der Alte brüllte: „Willst mir das Meitschi sein lassen, du Uhung (Unhund) du?" und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie rissen und brüllten; es war ein Mordspektakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher Schryß (Zerren) gewesen wäre. Ein Mädchen hat Schryß, heißt soviel als, es ist fetiert, gesucht. Es sollen nämlich die Mädchen, wenn Bursche sie zu Wein und Tanz führen wollen, sich erst tapfer wehren, tun's jedoch nicht alle, wenigstens nicht nötlich (stark), aus Furcht, die Bursche könnten nicht recht (Kraft) anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geschieht es auch, daß zwei Bursche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme fast vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernst heim will, sie es förmlich zurückschleppen, daß ein Fremder meinen würde, sie hätten Befehl erhalten, das

Mensch tot oder lebendig einzubringen. Diesmal schien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu sein, Züsi mal ins Wirtshaus zu bringen dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenstern brüllte es: „Benz wehr' dich, Benz setz nicht ab (laß nicht nach), zieh brav, bist e Leide (Schwächling), daß du der Alt nit magst (vermagst)!" So mußte Benz alle seine Kraft anwenden und schwor dazu alle Zeichen, sie möchten sich wehren, wie sie wollten, Züsi müsse einmal ins Wirtshaus, das sei fertig (klar), und er schleppte sie beide wirklich hinter sich her, zur Bürgerlust der Zuschauer. „Alter setz' ab (hör auf), heute zwängst du nichts, du reißest ja deinem Meitschi den Arm aus dem Leibe." „Komm mit, z'trinke mußt haben, soviel du magst," „Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magst, so wollen wir kommen und dir helfen," so scholl es aus den Fenstern. „Nit nötig," rief Benz, tat frisch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen lassen mußte und Benz samt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter erscholl. Desto schneller machte sich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen ins Haus.

Drunten blieb der Alte fluchend stehen und wünschte der mutwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, schalt sie Räuber, Mörder und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirtin, eine resolute kuraschierte Frau mit gutem Herzen. „Das ist öppe (eben) nüt Witzigs von euch, ein alt Mannli so z'plage, wollt so vornehme Bauernsöhne sein. Hätte geglaubt, zu einem solchen Lümmelstüki wäret ihr zu stolz. Und für was seid Ihr denn da?" schnauzte sie gegen einen Gendarmen. „Unglücksmacher seid Ihr, wenn man Euch brauchen könnte, sieht man Euch nicht, und wo Ihr abwehren solltet, da helft Ihr noch. Komm, Barthli, hinauf, trink, was sie dir ja angeboten, laß das Meitschi es paar halten (ein paarmal tanzen), dann müssen sie es dir lassen, wann du willst, ich bin dir gut dafür. Ich will schon Ordnung machen,

ich! Dazu brauche ich niemanden, und wenn er eine Montur anhätte und ein Säbeli am H—."

Als Barthli hinaufkam mit der Wirtin, da war Züsi, zum großen Ärger des Alten, bereits mitten im Tanzen. Es war ihm wirklich zu seinem eignen Erstaunen gegangen wie, doch per se (natürlich) nicht zusammengezählt (verglichen), einem jungen Hunde, und seine Beine bewegten sich ung'sinnet (unerwartet) und ungeheißen, wie der Geiger es aufmachte (aufspielte). Gar freundlich wurde Barthli oben empfangen, mit Wein und Speisen reich regaliert, Gläser von allen Seiten ihm dargestreckt, man wollte ihn versäumen, mit Wein zudecken, daß er Pressieren und Heimgehen vergäße. Aber Barthli war nicht erst gestern auf die Welt gekommen und von Natur nicht dumm. Ein Glas Wein, wenn es ihn nichts kostete, trank er nicht ungern, er teilte diese Schwachheit mit noch ganz anderen Leuten, aber das Spiel mit sich treiben ließ er nicht gerne, den Posten, anderer Narr zu sein, liebte er nicht, auch wenn er was eintrug, und er, Barthli, geizig war. Er nahm, bis es ihn dünkte, er hätte genug und drei Tänze sollten getanzt sein. Da wollte er sein Meitschi haben und fort, aber man lachte ihn aus, und der Spektakel ging von neuem an. Das Meitschi hörte es, und obgleich es ihm beim Tanzen war, als sei es halb selig, so stellte es doch dasselbe ein, wollte keinen Fuß mehr versetzen, sondern mit dem Vater heim. Aber Benz wollte es nicht gehen lassen, sondern zerrte immer frisch an ihm. Da kam die Wirtin wieder und sagte: „Jetzt laßt mir das Meitschi, ich versprach es dem Alten, und er soll es haben, und wer es nur noch anrührt, den treffe ich, und wenn es an einemmal nicht genug ist, zweimal. Es nimmt mich wunder, ob in meinem Hause die Leute nicht ein und aus gehen dürfen, wie sie wollen."

„Aber Wirtin, hätte geglaubt, du hättest mehr Verstand als so. Seit wann ist's Sitte, mit einem Mädchen zu tanzen und es so z'trocknem (trocken) laufen zu lassen? Das tut dir kein rechter Bursche, besonders wenn er noch einen Kreuzer Geld

im Sacke hat," hieß es von allen Seiten. „Mir wär's manchmal lieber gewesen, z'trocknem zu gehen, als so einem Schnürfli (Leimsieder) ein Glas abzunehmen," antwortete die Wirtin. „Aber meinetwegen! soll ich eine Halbe bringen?"

Als die Halbe getrunken war, fing die Geschichte wieder von vornen an. Benz wollte das Meitschi nicht lassen, erst jetzt habe er recht Mut zum Tanzen, und mit dem Trinken sei es nicht gemacht, es müsse gegessen auch sein, die Wirtschaft solle aufwarten mit dem, wo zu haben sei, heute müsse was gehen (draufgehen), er setze nicht ab (lasse nicht ab). Das Mädchen weinte und der Alte war fuchswild. Benz schimpfte ihn mit allen möglichen Ehrentiteln aus und fing den Schreiß (Zerren) wieder an. Da erschien die Wirtin, warf Benz mit ihrem mächtigen Arm in die lachenden Zuschauer hinein, daß er davon fuhr wie ein Kegel von gewaltiger Kugel getroffen. „Jetzt Alter, nimm das Meitschi und mach, daß du mit ihm fortkommst, und daß mir sie keiner anrühre oder plage, sonst treffe ich ihn, daß er weiß, daß er getroffen ist," so rief das zornige Weib. Und unangetastet im Frieden zog der Alte mit seinem Kleinod ab. Man glaubt nicht, was so eine mutige Wirtin für eine Herrschaft übt. Der Wirt ist immer nur ein Fösel (Tropf) dagegen.

Der Alte fuhr wie ein großer Feuerteufel oder feuerspeiender Berg dahin, schimpfte über alles im Himmel und auf Erden und nicht am wenigsten über sein Töchterlein, daß das einen Fuß zum Tanzen aufgehoben, gäb wie (wie auch) das sagte, es hätte nicht anders können, es hätte sich ja gewehrt bis z'ußerist use (zum äußersten). „Zum Schein, du Täschli (leichtfertiges Ding)," polterte der Alte, „wenn es dir Ernst gewesen, du hättest dich g'stabelig (steif) gemacht wie ein buchenes Scheit, daß der Tüfel g'hört hätt, mit dir z'tanze, ja wolle!"

Ja so ein alter Barthli, ein sechzigjährig Kudermannli (wackeliges Männchen) hat gut reden; so einer, der von Natur g'stabelig (steif) ist wie ein Garbenknebel (Gartenpflock), der weiß

nicht, was das Unghürigs wär für ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es sich g'stabelig machen sollte, wenn der Geiger einen recht Lustigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will. Dem Meitschi ging's ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und süß durcheinander. Das Schelten des Alten tat ihm weh. Das Wüsttun von Benz plagte ihn's. Daß er so einer sei, so wüst tun könnte, hätte es keiner sterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu diesen Gedanken machte der Geiger lustig auf, die Töne zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem seltsamen Zustand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rapport zueinander verloren haben.

So kamen sie heim, und d's Meitschi sollte die Haushaltung machen und zwar hinten und vornen im Hause. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wissen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das seine schimpfte Barthli ungemessen, und zwar hatte er etwas recht, wir müssen es sagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verstand, das Meitschi hatte das Pulver (den gemahlenen Kaffee) vergessen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelrösti (Bratkartoffeln) war schwarz wie ein Wollhut, ungesalzen und ungeschmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verschuß hatte Züseli Salz und Butter in die Milch getan statt in die Rösti. Man kann sich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er sonst nie machte, ins Wirtshaus zu gehen und nachzubessern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen und was er für ein Meitschi habe. Zu gutem Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel sei von je ein Schelm gewesen, es wäre sehr möglich, daß er es jetzt noch wäre und Benz und Züseli zusammenführen könnte, so oder so. Er besserte sein Hundefressen mit einem Stück Käs aus, trank frische Geißmilch dazu und paßte scharf auf Züseli, in welcher Richtung dessen Augen gingen, ob es wohl jemanden

erwarte oder nicht. Und als es ihm sagte, es wolle zu Bette, es sei müde und schläfrig, da ward ihm die Sache erst recht verdächtig. „Aber wart, du Täschli, du bist mir noch lange z'wenig, Barthli ist dir und andern schlau genug, du Täsche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit auflegen (eintreiben), daß du sie faustdick am Leibe greifen kannst," brummelte der Schlaue. Nun machte es der Alte schlau. Er stellte sich in die sieben Bohnenstecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen übersah und namentlich die Fensterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er wie die Katze auf die Maus und dachte: Wartet nur, der alte Barthli ist euch schlau genug, der tut euch Pulver in die Kanne uud Salz in die Rösti. Er machte sich g'stabelig wie ein buchenes Scheit in seinen Bohnenstecken, und das war ihm keine Kunst, denn er war von Natur schon fast so, und spitzte die Ohren wie ein Has in einem Kabisplätz (Kohlbeet). Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es knisterte was im Laube, es trappete (tappte) auf der Straße, es schlich etwas, es hustete, kurz er hörte alles mögliche, aber es kam niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte schon drinnen sein, er hörte drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli schlich wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege um ihr Netz surren hört, gegen seiner Tochter Bett, stand stille und wollte wissen, wer da spräche und was, und wenn's Benz sei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verstand sich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette stund. Da hörte er, wie Züseli brummte, drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drlurili drlurili. Das gute Meitschi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war sicherlich selig in seiner Freude. Es fehlte aber nicht viel, der Alte hätte sie ihm rauh vertrieben und ihm zugemessen, was er Benz zugedacht. Hart rüttelte er das Meitschi auf und gab ihm einen väterlichen Zuspruch, nicht bloß aus dem Salz, sondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief ging, denn kaum stand der Alte wieder in seinen Bohnenstecken, so summte es im Stübchen

wieder, drlü drlü, drli drli, und lustig ging's in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte und alles umsonst. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geist wäre willig gewesen, aber das Fleisch war zu schwach.

Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hause kam, darüber gehen verschiedene Gerede. Als Benz wieder zu ordentlicher Besinnung kam, da ward sein Gewissen beschwert durch die Art und Weise, wie er Barthli behandelt und tituliert hatte. Das Meitschi stak ihm im Herzen und d's Hüsli im Kopf, und beide tief. Das Meitschi gefiel ihm wohl, es war eingezogen, flink und fleißig, hübsch genug für ihn, wie er sagte, aber es chöm (käme) nit alles uf d'Hübschi (Hübschheit) a, sondern d's Meiste uf's Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein schöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitschi gerne möchte, so schien es Benz denn doch nicht als zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müsse ausgebessert werden, aber das Wie, das gab ihm lang zu sinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er stahl seiner Meisterfrau einige alte zerrissene Körbe und machte sich nach dem Feierabend mit denselben dem rueßigen Graben zu. Er fand den Alten auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitschi saß neben ihm auf dem Tritt der Stege, die ins Obergaden (obere Kammer) führte.

Die Meisterfrau schicke ihn, sagte Benz, er hätte da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es sich der Mühe lohne, er solle sie g'schauen (beschauen), und somit saß er ohne weitere Komplimente neben dem Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und geriet in schauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerst los über die Baurenweiber, wie die immer hundshäriger (knauseriger) würden, wüst Gythüng (Geizhunde). Da solle er Körbe flicken,

fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, so sage sie ihm wüst, und habe er mit demselben doch mehr zu tun, als mit einem neuen dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um, nachdem man sie blutt (nackt und bloß) gemacht, wolle man sie noch schinden. Nachdem er alles gemustert, wandte sich sein Zorn.

„Los (hör') Bub," sagte er, „mit solchem Zeug schickt dich keine Bäurin, wenn sie recht im Kopf ist, und das ist deine, das ist eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willst anfangen, wo du es gelassen (willst deinen Liebeshandel fortsetzen), ich soll dein Narr sein, aber da bist am Lätzen (Unrechten), stell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder sei ihn selbst, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir sonst den Weg unsauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommest, sonst mache ich, was gut ist."

Benz blieb sitzen und sagte ruhig: „Etwas recht hast und etwas nicht. D'Meisterfrau hat mir in der Tat diesen Zeug nicht gegeben, sondern ich kam aus mir selbst und weißt, warum? Ich wollte schon am Märitabend (Marktabend) kommen, es war aber besser, ich kam nicht, ich war z'volle (zu betrunken), mein Lebtag nie so, wie ein Kalb, sag ich dir. Nachher kam's mir, ich sei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen sieh, es geschah nicht aus Absicht oder gar aus Bosheit, sondern wegen der Bekanntschaft. Sieh, ich will es dir graduse (geradeheraus) säge, dein Meitschi gefallt mir, es dünkt mich, es schicke sich niemand besser zueinander, als ich und es. Wir sind beide jung und hübsch genug füreinander, können beide wohl verdienen, es bekömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Ätti (Vater) und ich ein Müetti (Mutter), beide alt, wegen der Hübschi haben sie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander heirateten, so brauche ich für d's Müetti keinen Hauszins mehr, es könnte die Haushaltung machen und d's Meitschi desto besser verdienen, und wenn denn da alles zusammenkäme, so hätten wir bald Geld z'weg und könnten entweder mehr Land kaufen oder das Hüsli

neu unterziehen (den Unterbau neu machen) lassen, es mangelt dasselbe grusam. Wenn du mir d's Meitschi gä wotsch (geben wolltest), es hat nichts dawider, ich wüßt nicht, was es wett ha (haben wollte), so b'sinn dih nit lang und säg's, daß ih mih rangieren cha. Mit Werche (arbeiten) mag (erreicht) mich keiner, und sparsam bin ich auch. Daß ich mich vollgesoffen letzthin, daran stoß dich nicht, das geschieht des Jahrs nicht manchmal, und selb macht nichts, sagt man. Die Mutter ist huslich, für Schmutzigs (Fettes) z'spare i d'Suppe, i d's Krut u sust, kratzet si all Egge (Ecken) us. Die erspart dir manche Krone des Jahrs. Lue (sieh), du bist afe (nachgerade) alt, und lang wirst es nicht mehr machen, aber du sollst deine Sache haben wie recht und brüchlich, für einen Hund sollst nicht gehalten werden, wie es an manchem vornehmen Orte der Brauch ist, wir wollen dich für e Ätti ha (Vater halten), seiest wunderlich oder nicht, krank oder g'sund. Ich habe gedacht, du werdest froh sein, wenn dein Meitschi einen habe, ehe du davon müssest. Da habe ich gedacht, du gebest mir die Tochter, sie macht's auf my Armi Türi (mein arm Seel) besser mit mir als mit einem, der manch tausend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel (Lump) ist, und dann ist's auch nicht, daß ich ganz nichts hätte. Oder was meinst, Barthli, nicht wahr, du gibst mir d'Tochter?"

„Ja, ja, ja, einem solchen Lausbub wie du die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es witzigs Stückli vo Barthli, einem, wo nichts als plagen kann, und damit anfängt, mich zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchtest gern es Hüsli und dazu noch mir deine Alte, die wüste Schnupfdrucke (Schnupftabaksdose), anhängen, so was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitschi mangelt keinen Mann, wir mögen die Sache, welche wir pflanzen, selbst fressen, brauchen keinen Schmarotzer und Unflat dazu. Und jetzt mach, daß du fortkömmst, und das Gnist (Mischmasch), wo du gebracht, nimm mit, oder ich schlage es dir ums Gesicht."

Benz wollte frisch ansetzen, versuchte Barthli darzutun, wie kommod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen habe müsse und viel besser täte, einen zu nehmen, der am Tag komme, als einen, den ihm das Meitschi z'Nacht zueche schleipfe (zuschleppe). Er sollte nur das Meitschi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitschi nit: „Wotsch (willst) oder wotsch nit?" Benz hatte seine Sache nur schlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverständnisses erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. „Sag," rief ihm Barthli nach, „deinem alten Kratte (eigentlich: Korb), wenn sie einen Mann wolle, solle sie sich einen kuderigen (aus Leinwand) machen lassen, andern bekomme sie keinen"; da drehte sich Benz um und sagte: „Jetzt schweig, Alter, und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wärest, aber dann kannst du lange pfeifen, du alte Wydlimauser (Weidendieb) du, was d'bist."

Züseli war bei der ganzen Verhandlung gewesen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu gesagt. Der Alte fragte ihn's auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, sondern behandelte es als Mitschuldige. E Dirne, e wüst's Bubemeitschi (Mädchen, das sich mit Burschen abgibt) sei's, nit trocke hinter den Ohren und schon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswasser (Kohlwasser) saufen müß es ihm, bis solche Mücken vergangen seien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts sei (zu leide tue), mehr einen anzusehen, sonst wolle er ihm die Augen schon vermachen (verstopfen) mit Harz oder Schnupf (Schnupftabak), was er zuerst bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Liebäugeln vertreiben! Es sei nichts besser dafür als eine Drucke (Schachtel) voll Schnupf i d's G'fräß (Gesicht). Er möchte doch wissen, was sie da mit einem Tochtermann, mit so e mene Gränni machen sollten in dem kleinen Hüsli, wo sie kaum selbst Platz hätten. Es sei jetzt mehr als zehn Jahre, daß seine Alte gestorben, sie

hätten es seither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum sie jetzt auf einmal einen nötig haben sollten, so ne Kerli, wo freß für zwei, Platz versperr und nichts könne, als die andern versäumen (bei der Arbeit aufhalten)! „Wir mangeln keinen Tochtermann, wir können es alleine, gibt die Geiß ja längs Stück (eine geraume Weile) für uns kaum oder gar nicht Milch, verschweige dann für ein so groß Kalb."

Von diesem Standpunkt aus sah Barthli die Sache an. Es wird sicher niemanden und namentlich keiner lieben Leserin unerwartet kommen, wenn wir sagen, daß Züseli nicht von diesem Gesichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in seinem Köpfchen sich Platz gemacht und drehten sich darin miteinander herum, daß ihm fast alles Sinnen und Denken verging. Kaum achtzehn Jahre alt und hätte schon einen Mann haben können, und ist manche schon siebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm z'Märit (Markt) gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, so probierte Züseli richtig, ob es es noch könne. Man sieht, Züseli hätte mit einem Tochtermann seines Vaters schon was anzufangen gewußt. Aber es sollte ihn ja nicht haben, sollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann, nie mit einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! Das kam ihm fast übers Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte sich doch so wohl geschickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er sicher auch gewesen; was er nicht gekonnt beim Korben (Korbmachen), hätte man ihn b'richten (lehren) können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züseli klagen können, sondern Ursache gehabt, dem lieben Gott für das Meitschi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, son-

dern auch die Blume seines Alters. Nun begann es zu ändern. Böses machte, soviel wir wissen, das Meitschi nichts, aber mit seinen Sinnen und Gedanken war dasselbe nicht mehr da, wo es sein sollte, sie flogen ihm davon, es wußte selbst kaum wohin. Das eine vergaß es, das andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal schlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Korbwydlene (Korbweiden) an.

Dazu begann das Meitschi schlecht auszusehen, müde zu werden, plärete (weinte) viel, daß der Alte wirklich ans Krankwerden dachte und eine alte Nachbarin zu Rate zog. Die tröstete ihn. Das sei nicht anders bei jungen Mädchen, sagte sie, das gebe es oft und werde schon bessern. Da sei nichts besser dafür, als ab (von) Bocksbart zu trinken, der sei b'sunderbar gut i selligen Umständen. Zu all seinem Elend mußte nun Züseli ab Bocksbart trinken, der schmeckte ihm aber grundschlecht und man sah gar nicht, daß es ihm anschlug, eher das Gegenteil. Je weniger er aber anschlug, desto böser wurde der Alte mit Züseli. „Du suffst ume (nur) z'wenig," sagte er, „es würde sonst schon bessern, der ist ja expreß gut dafür. Wotsch (willst) sufe oder nit!" Wegem Bocksbart konnte er fragen, wotsch oder wotsch nit, hätte er wegem Tochtermann so gefragt, es hätte vielleicht besser angeschlagen.

Ob Züseli in dieser Zeit Benz nie gesehen, nie gesprochen, wissen wir nicht, wir haben Ursache zu glauben, daß sie sich gesehen haben. Wenigstens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß sie dieselben beieinander gesehen, aber Züseli suche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte und an einem Orte, wo nüt Aparts (nichts Besonderes) für die Geißen wachse, und der Verstand gebe es doch mit, daß am nämlichen Orte nicht stets etwas zu finden sei. Aber von dort sehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man herunter ins Dorf, das komme ihr

sehr kurios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitschi ist bekannt, daß ein solches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenster sind, von denen eins gegen das Haus seines Schatzes sieht, sich immer an dieses Fenster setzt, auch wenn es gar keine Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenstern zusammenzutreffen. Es ist immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenfecken (Rockschoß) des Geliebten zu sehen, jedenfalls hat man einen sichern Haltpunkt für seine Gedanken, und schaden kann es ja doch nicht viel!

Wir wollen nicht entscheiden, wie es sich verhielt, das wissen wir, daß am zweiten Sonntag im August vergangenen Jahres Züseli daheim vor dem Häuschen saß und grusam Langeweile hatte und ein Blangen (Sehnsucht) dazu, daß es ihm sein kleines Herz fast versprengen wollte.

Die Bewohner des rueßigen Grabens meinten nicht, daß sie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten sie. Barthli ging noch zuweilen und manchmal, nur damit das Meitschi daheim bleiben müsse, um zu hüten, denn das sah er sehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hindernisse in den Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten sollte man d's Chilche gah (Kirchengehen) ganz verbiete, meinte er. Es sei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, sondern nur, daß ein Löhl (Narr) den andern angaffen könne, und daraus entstünden böse Sachen, wie man Exempel genug hätte. Mit Lesen gab Züseli sich auch nicht besonders ab, und Barthli gab ihm das Beispiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier ist das Sprichwort besonders wahr, der Appetit kömmt überm Essen. Man muß früh anfangen zu lesen, und gut lesen, nicht bloß halb buchstabieren können, wenn man Freude am Lesen bekommen soll. Der Sonntagsmorgen ging noch an. Es hatte für Menschen und Vieh zu sorgen, sich recht zu waschen und zu kämmen; statt Kartoffeln machte es einen

Eiertätsch (Pfannkuchen) oder ein Eierbrot. Fleisch hatten sie des Jahres nicht oft auf dem Tisch. Diese Mahlzeit wurde schon um eilf Uhr eingenommen, lang vor Zwölfe war man mit allem fertig, mit Essen und Abwaschen, und jetzt? Nun manchmal ging Züseli beeren (Beeren suchen) im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden sich zur Genüge. Wohl flocht es auch niedliche Körbchen mit allerlei Kunstwerken für sich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das sei das beste Zeichen, um wieviel die Menschen geschlechtet (sich verschlechtert) hätten und nichtsnutziger geworden seien, ehedem hätten sie arbeiten können in sechs Tagen, daß sie sieben Tage zu leben gehabt, jetzt schafften viele sieben Tag und brächten es nicht z'weg, daß sie sich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er. Aber auf die Straße, ins Dorf hinunter, wo Wirtshäuser waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdrucke (Schnupftabaksdose) bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden sein zu können. Da gab es lange Sonntagnachmittage und viel Seufzens.

So war es eben an jenem genannten Sonntagnachmittag. Die Ziege meckerte im Stalle, und der Alte sagte, es sei ihm in den Gliedern, es nehme ihn wunder, ob es ein Wetter geben würde. Er wolle hinaustrappen (hinauslaufen) auf die Egg (Bergrücken), dort sehe man am besten, was werden wolle. Es finge sich fast an zu fürchten, sagte Züseli. Vor acht Tagen hätte es so grusam Unglück gegeben vom Wasser, und man sage, es gebe gerne zwei Wassergrößen (Hochwasser) hintereinander, und die zweite sei größer als die erste. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm kommen. „Dumm," sagte Barthli, „es muß jemand daheim sein, um Bescheid zu geben; wenn es schon ein wenig Wasser gibt, und daß es gibt, ist noch lange nicht gesagt, das will ich eben gehen zu gucken, so wird dir doch hier oben die Emme nichts tun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündflut

wäre nicht mehr weit." „Man kann nie wissen," sagte Züseli kläglich. „Dumm," sagte Barthli und ging langsam der Egg zu. Wenn es doch dann an einem Sonntag von Hause weg sein müßte, so sei es doch überall der Brauch, daß die Jungen gingen und nicht die Alten, dachte Züseli traurig. Aber es sei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber sterben als so dabei sein, keine Freude, keine Gesellschaft, von Lustbarkeit wollte es nicht einmal reden. Es setzte sich aufs Bänklein und hätte wahrscheinlich geweint, wenn es nicht Gesellschaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Fressens wegen, sondern als ob sie bei ihm Schutz suchen wollten. Es wird ein Vogel in der Nähe sein, dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie sie sonst tun, wenn sie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank stunden sie um ihn's herum und versetzten (regten) keinen Fuß, um Futter zu suchen. Warum doch die Hühner so mudrig (unbehaglich) seien? dachte es. Wenn sie nur nicht was böses gefressen, ihm nur nicht daraufgingen, es ginge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleisch kaufen und Brot so wenig als möglich; wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, so hätten sie d's Jahr ein, d's Jahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel, und selb wär' denn doch gar zu läntwylig (langweilig).

Es donnerte dumpf, das Meitschi wußte nicht von welcher Seite her. Es wurde dunkler, es sei fast, als ob es Nacht werden wollte, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, sie würden gemeint haben, es sei schon Zeit z'Sädel (zum Ruhsitz) zu gehen, meinte es. Es fürchte sich schier, wenn nur der tusig Gottswille dr Ätti (Vater) wieder da wär, sagte es zu sich selbst. Es stund vor das Dach hinaus, und über sich sah es den Himmel schwarz wie ein ungeheures schwarzes Grab. „So habe ich es nie gesehen," sagte es zu seinen Hühnern, „wenn doch nur der Ätti käme, was braucht doch der seine G'wundernase (neugierige Nase) auf die Egg hinauf zu tragen!" Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte sich mehr, von ferne hörte

man ein Gerolle, es war, als wenn ein gewaltiger Totengräber Erde würfe auf einen eben versenkten Sarg.

Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin stand (trat) zu Züseli und sagte: „Es ist mir so angst, ich bekomme fast den Atem nicht; ich weiß nicht, was es geben will." „Ja," sagte Züseli, „und Ätti ist noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter sehen, und wenn er nur das täte, so dünkt mich, er sollte heim kommen, aber er wird sich mit Klappern (Klatschen) versäumen." „Sieh, dort kömmt er, und es pressiert ihm," sagte die Nachbarin. „Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch so schnelle Beine hätte." Da flammte es vor ihren Augen, als ob Feuer vom Himmel falle, daß beide die Hände vor die Augen schlugen, ein entsetzlicher Donner betäubte die Menschen, die Erde erzitterte, und ehe sie noch zueinander gesagt: „Gott, mein Gott!", brachen Wasserströme aus den Tiefen des Himmels, der schwarze Sarg war geborsten, und seine Wasser platzten zur Erde. Beide stürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, sie erreichten sie zur Not, naß bis auf die Haut, außer Atem. Kaum hatte Züseli ihn wieder, jammerte es: „Mein Gott, mein Gott, der Vater!"

Es war, als ob Gott ihn bringe, er stürzte unter Dach: „Mein Gott, mein Gott, so hab ich's noch nie erlebt," keuchte Barthli. Sie flüchteten sich in die Küche, um den Herd stunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle schrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauschen der Wasser, zwischen den betäubenden Donnerschlägen. „Wenn wir nur die Geiß hier hätten," sagte Barthli, „die hat grusam Angst und dort ist das Dach nicht am besten." „Will probieren," sagte Züseli, „sie zu holen." Dreimal setzte das Meitschi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal schlugen es die Wasser des Himmels, denn es war kein Regen mehr, es war ein Sturm, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Türe öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewässer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte

es sich an die Wand. Als es wieder Besinnung hatte, nach wenigen Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein (Zicklein) auch, furchtbar brausten die Wasser, es donnerte, wie es in des Blitzes Glut gesehen, ein gewaltiger Bach durch den Graben, wo sonst nur in nassen Zeiten ein klein Wässerchen lief, das zur Not ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züseli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. „Vater, d'Geiß wird da sein," rief es. „Als ich den Stall auftat, kam der Blitz, und als ich wieder sah, war keine Geiß mehr da." „Sie wird in der Angst ums Häuschen sein, man muß ihr rufen," sagte Barthli und rief mit seiner rauhen Stimme: „Gybe (Mutterziege) sä sä, chum sä sä (Lockruf für Ziegen)!" Aber Barthlis Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brausen der Wasser, Gybe kam nicht. Er drang in seinem Eifer vor die Türe, da sah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher steigend, mit Gebüsch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. „O, o Züseli, o Züseli, wir müssen sterben," schrie Barthli und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Wassern? Sie dachten an den jüngsten Tag, und wenn der komme, so komme er ihnen auf den Bergen oder in den Tälern oder in den schäumenden Wellen. Sie beteten, was sie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Wasser brausten, die Hütte wankte, sie hatten sich ihrem Gott ergeben, achteten sich nicht mehr der Zeit, sie warteten auf das Öffnen der Tore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerschläge ließen sich unterscheiden, waren weniger betäubend, wurden majestätischer, die armen Sterblichen atmeten wieder, sie hofften wieder, über die Gerichte sei aufgegangen die Sonne der Gnade.

Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchentüre:

„Barthli lebst noch?" „U de (Und dann)?" war alles, was Barthli hervorbringen konnte. „G'schwing, g'schwing komm, sonst nimmt's dir d's Hüsli weg." Ohne weitern Übergang brachte dieser Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart, er machte sich hinaus. Durch Züseli bebte es wunderbar, es hatte sich ergeben, alsbald vor Gott zu stehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Türe hinein. Es konnte nicht aufstehen, der Atem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme fluteten um sein Herz, die Ströme ums Hüsli vergaß es.

Bedenklich sah es um das letztere aus, schon war eine Ecke untergraben und die Wasser mehrten sich noch. Aber Benz tat klug und kühn das Nötigste, den Strom zu brechen, den Zorn desselben abzuleiten. Barthli schleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beistand scholl weithin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Not aufrecht erhalten, aber es war die höchste Zeit gewesen, daß dazu getan wurde, in wenigen Minuten wäre es verschlungen gewesen.

Nun ward es durch gemeinsame Anstrengungen außer Gefahr gestellt, die Wasser begannen zu mindern glücklicherweise, ihren Lauf konnte man wieder meistern, die nachhaltige Kraft der Menschen siegte über die rasch verbrausende Gewalt des Elements. Die Angst wich aus den Herzen der Menschen, machte aber bei vielen nur dem Jammer Platz, absonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man gesehen haben wird, unter die Jammersüchtigen, welche immer Ursache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar sind in der Glückseligkeit, aber fort und fort mit der Vorsehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch sein Glück priesen, daß er, sein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über seine verlorenen Geißen. Wie die alte gebe es keine mehr, weder im

Oberland noch im Unterland, kein Ratsherr sei so witzig (klug) wie sie gewesen, die hätte gewußt, wo das Gras melchiger (milchreicher) sei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo sie innerhalb hätte grasen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu sei sie wenigstens acht Taler wert gewesen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, so wäre es auch acht Taler wert geworden, zusammen also sechzehn Taler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man sie auch je wieder zusammenbrächte, wo dann Geißen finden, so melchig und witzig und merkiger (merksamer) als kei Ratsherr? Was nütze so das Hausen, wenn dann der Herrgott selbst komme und die Sache verherrge (verheere, verderbe), daß es kei Art und Gattig (Weise) habe, man sein Lebtag sie nicht wieder z'weg bringe?

Solche Rede ärgerte die Leute stark, und während sie starke Antworten beizten (gesalzene Antworten gaben), meckerte es hinter Barthli erst grob, dann fein. Hastig sah er sich um, es waren seine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hellauf und wohlbehalten, und Benz war's, der sie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Ärger, daß Benz es war, der sie hielt. „Hieltest sie versteckt, hätten sie dir vielleicht auch gefallen?" sagte er giftig. „He," sagte Benz ganz kaltblütig, „wie kam ich zu ihnen? Wo es so wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder ist's Matthäi am letzten, da sagte mir der Meister: ‚Benz, und unsere Ware (Vieh) im Schürli (Scheuer)! Die erbarmet mich, darfst es wagen und sehen, ob ihnen zu helfen ist?' ‚Meister,' sagte ich, ‚warum nicht, wenn's aus ist, so kömmt es in eins, bin ich hier oder draußen, und allweg ist's den armen Tieren ein Trost, wenn jemand Vernünftiges bei ihnen ist.'" Als er z'Not hinausgekommen, denn bald habe ihn der Wind genommen, bald das Wasser, habe er nebem Schürli meckern hören und da die Geiß gefunden, die sich dahin unter Dach geflüchtet und schön Wind ab. „Ja," sagte Barthli, „die ist witziger als mancher Ratsherr, hab ich ja gesagt." Er habe

sie in Stall gelassen, fuhr Benz fort, und weil er sie erkannt, habe er gleich gedacht, die sei unten dem Wasser entronnen und Barthlis könnte ein Unglück begegnet sein, und als er für das Schürlein gesorgt und gesehen, daß es demselben nichts mehr tue, sei er daher gekommen, wie, wisse er nicht, das Häuschen sei noch gestanden, aber Not z'wehre hätte es getan; wenn ihm die Geiß die Beine nicht gleitig (nicht flinke Beine) gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitschi noch am Leben wären.

„He, ja, ja, man hätte eigentlich Ursache, dir zu danken, aber was soll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo soll ich sie hintun? Das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr, und das Hüsli ist über Ort (an der unrechten Stelle), was soll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wissen wohin?" antwortete Barthli häßig (grimmig). „Barthli, du bist doch der Wüstest, hättest Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davongekommen, hast ja auch die Geißen wieder und tust nichts als brummen und zanken," sagte ein Nachbar. „Dank' du, wenn es dir drum (danach zumute) ist," antwortete Barthli. „Jetzt noch danken für ein solches Wetter, wie nie eins erhört worden ist seit Noahs Zeiten." Darin hatte Barthli recht, daß in dieser Gegend nie ein solches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborsten sein vom Druck gewaltiger Wassermassen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hinstürzten, wo sie nicht wie in einem Trichter sich fingen und gepreßt zu einem Loch ausmußten, sondern wo von allen Seiten Abfluß war in verschiedene Täler, verschiedenen Flüssen zu, nach Ost und nach West. Barthlis Häuschen hing über der halben Höhe des Berges, die Wasser, welche dort hinunterbrachen, flossen in ganz kleinem Raume zusammen, und doch brachten sie über hundert Zentner schwere Steine zu Tale, trugen unter Barthlis Hütte von einem Hause einen schweren steinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Tale tief in den Schlamm,

wo er lange nicht gefunden wurde. Als in der Tat das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, sagte der gutmütige Benz, den Barthlis schlechter Dank nicht gekränkt hatte: „He, weißt was, das Meitschi söll se melche (melken), de nihme (nehme) ih se i üses Schürli (Scheuer), uf es paar Hämpfeli (Hand voll) Futter chunt's dem Meister nit a, und es ist nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitschi se cho melche."

Da sah der Barthli den Benz an mit einem unbeschreiblichen Blick: „Meinst Bürschli, meinst?" sagte er. „Hans," wandte er sich zu einem Nachbar, „du nimmst mir sie zu deinen, will sehen, daß ich fürs Fressen sorge." Die Nachbaren hatten Spaß und Ärger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abferggete (Abweisung) bekannt und wie Barthli gesagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nötig hätte.

Natürlich hielten es alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich spielen konnte, so sparte es sicherlich niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeschliffenheit der Menschen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge immer seltener werdende Persönlichkeit, vor der man eine Art Respekt hat und doch, so oft man sie sieht, lachen muß und Lust verspürt, sie zu helken (hänseln) oder zum besten zu halten.

„Nein, Barthli, nein," sagte Hans, „Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, so schickten sie sich nicht zusammen, meine Geißen sind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Ratsherr. Die wird gewußt haben, warum sie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß sie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müssen. Unser Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann." „Oeppis (etwas) dumms e so," brummte Barthli, „üse Herrgott wird sih sellige (solche) Sache achte! Für e Geiß z'sah braucht man kein Tochtermann zu sein, das kann jeder Maulaff', und für ein solch' Wetter

wird man, so Gott will, keine Hilf' mehr brauchen, es ist genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's, deretwegen e Tochtermann anzustellen, für e Sach', die nimme chunt (niemals kommt), was soll me mit em ne sölige Mulaff afah (anfangen)? Wenn Hans d'r Kolder (Zornmütigen) macht, so nimmst du mir sie, Niggi, nicht wahr?" sagte Barthli zu einem andern Nachbar. „Nein, Barthli, nein, brauch' Verstand, denke, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nit scheide. Junge, fahr' mit dene Geiße dr Berg uf, su hört das G'stürm (Geschwätz) uf."

Benz begriff das, rief Züseli, das begreiflich nicht weit davon stund, zu: „Um sechsi, hörst, ist g'futtert und wird g'mulche (gemolken), chast mache, daß d'ufmagst (hinaufmagst) und d'obe bist, nachher b'schließe ih wieder und chöntisch nit yche (hinein), u jez milch g'schwing, was noch da isch, su chan ih fahre, muß gah zur Waar (zum Vieh) luege." Züseli tat das geschwind und schweigend ab, und Benz sagte auch nicht viel, wahrscheinlich befaßten sie sich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Und als gemolken war, folgte stolz mit hoch emporgehobenem Haupte, wie wirklich ein Ratsherr es nicht besser gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerstand Benz nach, als ob sie wüßte, was sie verrichtet hätte. Lustig tanzte das Gitzlein um sie herum, akkurat wie ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es vernimmt, es gäbe nächstens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer sein müsse und dann tanzen könne nach Herzenslust und dann vielleicht, man kann nicht wissen, einen Mann auflesen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch lustigere, denn Braut sein ist doch noch lustiger als Brautjungfer sein, oder ist Bratis (Braten) essen nicht besser als Bratis riechen — wir fragen!

„Morgen wirst dich kaum verschlafen, Meitschi!" lachte Niggi. „Danebe vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß, was Gott tut, wohlgetan ist. Als es anfing zu donnern und als die Wasserbäche kämen, da dachtest du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen würde."

Züseli vergaß es aber nicht, und selbe Nacht schlief es nicht, verschlief sich am Morgen auch nicht. Die ganze Nacht stund der gestrige Nachmittag vor seinen Augen als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es schaute nur, fühlte die Angst rieseln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Atem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm, als ob hinter dem Graus die Sonne stehe und bald schöner als nie scheinen werde und die Greuel verklären und alles vergehen bis an Benz und Geiß und Gitzlein und sonst noch allerlei. So lag es da und sah, was vor ihm stund, bis es ung'sinnet (unversehens) graute draußen. Dann machte es sich auf leise, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer schnarchte.

Der hatte auch lange nicht schlafen können, aber daran nicht so wohl gelebt wie sein Meitschi, im Gegenteil sehr schlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über seine Nachbaren, rechnete seinen Schaden nach und ärgerte sich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht sein könnten, ihm ein solch Unglück noch zu gönnen, das G'spött mit ihm zu treiben und mit einem solchen Schnürfli (Nichtsnutz) gegen ihn zusammenzuspielen. Aber wohl, denen wolle er vor der Freude sein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk sein, und g'setzt er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüst tun, so werde das nicht alles zwingen und sie hätten doch dann nichts zum Lachen. Er sei gestraft genug mit dem Hüsli, das er müsse plätzen (flicken) lassen, das Meitschi müsse ihm nicht noch heiraten obendrein, er wolle nicht zwei Unglück aufeinander, wo eins größer sei als das andere. Er wälzte Vorsätze in seinem Gemüte, groß, wild, trüb, fast wie die Wasserwogen am gestrigen Abend. Und mittendrein schlich der Schlaf, gaukelte ihm immer Wilderes vor, band ihm leise die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtsein, blies ihm die Einbildungs-

kraft noch einmal tapfer an und ließ dann das miteinander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Weltteil oder gar im Himmel oder der Hölle, als sein Meitschi ihm davonlief und zwar noch lange, ehe es sechs Uhr war.

Diesmal war der Himmel nicht trüb, wie er sonst oft ist nach solch' gewaltigen Ergüssen, in klarer Bahn ging die Sonne und frisch und schön war es auf Erden, wo die Wasser gestern nicht gehauset; wo sie gewütet, war es fürchterlich. Züseli hatte Mühe, zum Wasser zu kommen, wo es gewöhnlich mit Hilfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte und dabei eine schönere Haut herworbrachte, strahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborne von ihrer Toilette und deren tausendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Essenzen, Bürsten, Kämmen, Zangen und Scheren und anderlei unnennbaren Dingen. Diesmal, vielleicht zum erstenmal, war es Züseli dran gelegen, anzuwenden und sich so schön zu machen als möglich mit Hilfe von Wasser und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte (Rock) des alten Barthli entstammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgerissen, es rutschte hinunter, kam nicht bloß zum Wasser, sondern ins Wasser und weit mehr als nötig und ihm lieb war. Überdem war das Wasser trüb und häßlich und mörderlich kalt. Desto mehr wandte Züseli an, desto kräftiger drehte es seinen Lumpen aus, fing wieder von vornen an, und als es mit Vorsicht am zerrissenen Uferrand emporstieg, erschien es oben lieblich und glänzte fast wie der Morgenstern oder wie die Morgenröte, wenn sie das Haupt der großen Jungfrau im Berner Oberlande verklärt. Davon aber wußte Züseli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um sich über den Erfolg seiner Anstrengungen zu vergewissern, dachte auch nicht daran, sondern nahm das Milchgeschirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte sich verspäten, das war seine Sorge. Gar zu ungerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es seie e fule Hung (fauler Hund). So ein Meitschi wie Züseli setzt seinen Stolz

in Arbeitsamkeit und Arbeitsgeschick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierspielen und Affektieren zu einem Mann kommen könne. Es sucht dahin zu kommen, daß die Leute sagen: Der ist g'fellig (glücklich), wo das bekömmt, von wegen es ist ein b'sunderbar werchbar (arbeitsames) Mensch, versteht alles wohl und dreht sich des Tags nicht bloß einmal.

Doch lief das Meitschi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müsse doch nicht meinen, daß es ihm so pressiere, daß es nicht warten möge, bis es bei ihm sei, er könnte sonst meinen, wieviel ihm an ihm gelegen sei.

Benz war schon fertig mit Melken, als Züseli daher kam. „Hast Zeit," sagte er, „hätt nit lang meh g'wartet, bei uns steht man des Morgens auf und nicht erst mittags." Züseli wollte diesen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da meckerte es im Stall zweistimmig, die Tiere hatten seine Stimme erkannt, und als sie es sahen, taten sie zärtlich, daß Benz das Wasser im Munde zusammenlief. Die Alte stund an Züseli auf und leckte ihm das Gesicht, das Kleine stieß ihn's mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße.

„Seh, gib das Melchterli (Milchgefäß)," sagte er, „so kömmst nicht ans Melken." Aber so meinte es die Alte nicht, sie wollte ihm nicht stille halten, ihn gar nicht dulden, eines so groben Kerlis war sie nicht gewohnt, Züseli mußte sein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erst getan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen!

Unterdessen gewann Benz des Gitzleins (Zickleins) Freundschaft mit einigen Handvoll schönen Grases, so daß, als Züseli fertig war und dem Gitzlein auch flattieren wollte, dasselbe in große Verlegenheit kam, von wem es sich eigentlich rechtmäßig sollte flattieren lassen, und schön war es anzusehen, wie Benz und Züseli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattieren, jedes dem andern zeigen wollte, daß es doch am schönsten und wirksamsten flattieren könnte. Da hätte man gar nicht glauben sollen, daß eins oder das andere von ihnen

pressiert sei. Am Ende mußte es doch geschieden sein, was seine Not hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züseli nach wollten und mit Mühe in die Trennung sich fügten. Das freute Züseli sehr. „Siehst du," sagte es, „sie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Tieren so, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die Tiere wissen's, wer wohlmeinig ist oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menschen und d's Gunträri auch. Aber mein Gott, was wird der Vater sagen, daß ich so lang mache, adie," und fort war's. Benz sah ihm nach und schüttelte den Kopf. „Ist das trümpft (getrumpft) oder sonst g'stochen?" sagte er. „Meint es dann, die Tiere hasseten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken lassen? Wohl, das will ich anders b'richten (belehren) und zwar schon diesen Abend."

Als Züseli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühsam sein struppicht Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitschi angezogen sah, sagte er: „Mach' d's Morge (Frühstück), drwyle (derweilen) will ich gehn und melche, bis d'fertig bist, bin ich wieder da."

„Vater, es ist g'mulche (gemolken), ich bin wieder da, und wenn Ihr auf seid, ist d's Morge fertig." Was da der Alte für ein Gesicht machte, und wie er mit dem Meitschi brüllte, was es so hätte zu pressieren gebraucht, seit wann man nach Mitternacht melke, und was die Leute sagen würden, was es für ein wüstes, mannsüchtiges Meitschi sei, man kann es sich kaum vorstellen. Züseli verteidigte sich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Mensch was Böses denken werde, sie wären ja dabei gewesen, wo man die Sache abgeredet usw. Aber das half alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immerfort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf eins, sie tun, als hätten sie keine Ohren; selbst der Stand der Sonne, und wäre auch der Mond neben

ihr gestanden, überzeugten ihn nicht, daß er sich verschlafen habe. Es geschah ihm sonst nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es schien ihm viel natürlicher, daß ob dem gestrigen Wetter die Sonne sturm (wirblicht) geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher sich verspätet hätte. „Es ist gut für einmal," sagte er endlich, „zum zweitenmal wirst du nicht melken da oben."

Nach schöner Landessitte erscheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Überschwemmungen usw. nähere und fernere Nachbaren mit passendem Werkzeuge, schaffen den Schutt weg, machen, was Not scheint, nicht bloß unentgeltlich, sondern viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für sich, sondern auch für die Geschädigten. So geschah es auch am Montag nach dem verhängnisvollen Sonntag im rueßigen Graben.

Die ersten erschienen schon, während Barthli noch haderte mit seinem Meitschi; dadurch neugierig gemacht vernahmen sie leicht von den nächsten Nachbarn des Haders Grund und Ursache. Es gab Stoff zum Lachen, und der arme Barthli war verkauft und verraten, keiner hielt es mit ihm, alle waren gegen ihn. Als man sich gehörig umgesehen, wurde Rat gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen sei. Barthli redete stark von seinem Häuschen, das vor allem herzustellen sei.

Selb meine er auch, sagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli hastig sich umdrehte, stand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achsel, als Abgeordneter seines Meisters. „Bist auch schon da, was hast du dein Maul drein zu hängen (dreinzureden), was geht das dich an?" schnauzte Barthli ihn ab. „Hättest daheim bleiben können, wirst doch nit viel verrichte." „E, e, Barthli," rief ihm ein Nachbar zu, „vergiß nicht, was er gestern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers (Schwiegervaters) Häuschen geht." „Er ist es einmal noch nicht," brummte Barthli und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn sein Lebtag nicht mehr ansehen wolle.

Vor allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verschaffte dem Wasser freien Lauf, kurz schaffte da, wo ein wachsender Schade war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag bald hier, bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn so ein Mittagsleuten ist für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu sich nehmen, um sich Appetit zu machen. Man stieß die Werkhölzer in die Erde, suchte sein Säcklein mit dem Vorrat, suchte ein schattig Plätzchen, eine Küche, das eine oder das andere sich wärmen zu lassen, z. B. Milch, wer sie nicht kalt vertragen konnte. Am meisten sammelte man sich um Barthlis Häuschen, welches Schattseite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züseli hatte vollauf zu tun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geschirr und sollte dazu Bescheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchentüre war, versteht sich von selbst. So gab's viel Lachens, und Züseli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf stund, es summte und surrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigsten Schwindel hätte. In Angst suchte es allen, die was wollten, zu entsprechen, hatte daher nicht Zeit, Rede zu stehen, höchstens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das meiste nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es sei ein recht Meitschi, sagten sie, öppe nit es uverschamts und aläßigs (unverschämtes und anlässiges), behilflich und gutmeinig, es gefiel ihnen am ganzen Leibe besser, als der alte Korber am kleinen Finger, und es wäre schade, wenn das nicht bald heiratete.

„Nimm's," hieß es dann zu Benz, „nimm's, sust nimmt's e andere. Öppe der hübschist Schwäher (Schwiegervater) bekommst nit, aber was frägt man des Schwähers Hübschi nah, si ist mängist noh drzu e uchumligi (unbekömmliche, unbequeme, bedenkliche) Sach', b'sungerbar, wenn er Wittlig (Witwer) ist u sust e Vogel. D's Meitschi ist allweg e Ma wert öppe (eben) wie du, d'Geiße nit gerechnet, dem Hüsli ist sih öppe nit viel z'achte (es ist nicht viel darauf zu geben). Seh, Alte,

du heißest uns dann z'Hochzeit cho, es wird doch e Niedersinget (Tanzbelustigung) gäh? U schieße wei mr (wollen wir), wenn d's Pulver zahlst, daß me im Äärgäu glaubt, d'Franzose chöme." Grob antwortete der Alte, und je gröber er's gab, desto lustiger ging's.

Zum Glück ging es nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menschenkindern: eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen sie, und die meisten gingen mit Erbauung, denn auf solchen Stätten sieht der Mensch am klarsten seine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, solche Stätten predigen am gewaltigsten: Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, der ich dem Licht rufe und schaffe die Finsternis, ich, der Herr, tue dieses alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen, und mancher schöne Batzen fließt in die Hand der Geschlagenen, und manche Gabe wird hergesandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als sei er in einem Wespen- oder gar Hurnussennest (Hornissennest), sah er einen alten Bauer unweit von sich stehen, der auch gekommen war, das Unglück zu sehen, und eben Barthlis Häuschen betrachtete. Er war sein Schulkamerad gewesen und was noch mehr sagen will, mit ihm erst zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tisch, in die Unterweisung (Konfirmationsunterricht), dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältnis war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthlis treuster Gönner. Zu dem flüchtete sich Barthli.

„Kömmst auch mein Unglück zu sehen?" sagte er. „Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davonkommen, was soll ich mehr auf der Welt? Was habe ich, als böse Leute und böse Tage!" „Nit, nit, Barthli, versündige dich nicht," sagte der Bauer, „hast Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch so leicht abgegangen. Aber du bist immer der gleiche, siehst immer nur, was zu klagen ist, und nie, wofür zu danken wäre, bist übrigens nicht der einzige,

haben es noch viele wie du, aber das ist eben lätz (schlimm)." „Aber was habe ich dann da zu danken?" frug Barthli, „d's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß ih ne nit verwerche mah (verarbeiten kann) und wenn ih hundert Jahr alt würd. Ih möcht doch de da frage, was da b'sunderbars z'danke sy sött?"

„Du bist ein wüster, Barthli, weißt es nur," sagte der Alte. „Wie leicht hättest können um das Meitschi kommen, die Geißen kriegtest auch wieder, das ist d'Hauptsach, ums Hüsli und die paar Bohnenstauden ist nicht viel g'fochte (es ist nicht viel daran gelegen), und du weißt nit, warum danke?" „Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht nimmt, was mein ist. Da hätte ich ja nichts zu tun, als zu danken, und jedem Hund zu scharwenzeln, der mich nicht frißt. Aber z'klage habe ich, wenn mir einer, sei's wer es wolle, nimmt, was mein ist, und dazu muß ich mich lassen ausspotten, daß es mich vor Zorn fast versprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr gibt auf der Welt, sagte ich schon lange, aber daß es so schlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht."

„Was ist dir geschehen, ward dir etwa noch gestohlen?" frug der Bauer. „Aparti g'stohle nit," antwortete Barthli, „aber mehr als g'stohle. Da ist so ein wüster Schnürfli (Nichtsnutz), der will für z'Tüfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitschi, die Täsche (das leichtfertige Ding), het's wie die andere, es hätt' nichts dagegen, ich glaub' gar, es wär ihm noch anständig (würde ihm passen). Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an spottsweise, preisen ihn dem Meitschi an und hetzen den Lümmel ans Meitschi, und der stolpert ihm nach, und dem muß ich zusehen und wie das Meitschi keinen Verstand hat und keine Scham, es wär sonst über alle Berge, und die ersten Tage täte es niemand hier sehen. Und statt dessen bleibt es da, ja denk, Hans Uli, gibt ihm sogar Bescheid

und wartet ihm." „Es wird doch nicht der sein, wo die Leute sagen, er habe euch das Leben gerettet, und die Geißen hätten ihn so gleichsam herbeigerufen?" fragte der Alte.

„Wohl, grade der ist's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und sei es ihn oder sei es ihn nicht, so brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück aufeinander will ich nicht, es ist genug, wenn ich Kosten haben muß für das Hüsli z'plätzen (auszubessern) und nicht weiß, wo das Geld hernehmen, ich will noch nicht auf alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speise, wo wir längs Stück (eine geraume Weile) d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfresse. Ich sagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten alles selber essen, und er tut nichts darum, will es zwängen, dä Uflat. Aber wegem Rette mag ich nichts hören, es war nicht halb so gefährlich. Es hat nicht sein sollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte sein sollen, so würde der Kerli wenig dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein ist's kommod, sich zu rühmen, was man alles getan."

„Hör', Barthli, du bist ein wüster Mann und tust ungattlich (unpassend), es kommt dir so nicht gut, zähl' darauf. Den Burschen kenne ich wohl, er ist ein guter z'werche (zu arbeiten) und danebe e freine Schlufi (freundlicher Bursch) und huslich, grad einen bessern findest nicht, und wenn du mußt bauen lassen, so wirst es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannst," sagte Hans Uli.

Nun begehrte Barthli erst recht auf, was er sinne mit dem Bauen, z'wegmache (zurechtmachen) z'Not, daß d'Geiß nicht erfriere, das werde sein müssen, aber von mehr sei keine Rede. „Ein Kreuzer, den du verplätzest (verflickst), ist g'schändet," sagte Hans Uli. „Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du schon ein wunderlicher Barthli bist, daß es kei Gattig (Art) hat, so hast doch gut Lüt (Freunde), kriegst Holz mehr als genug, und wenn du das hast, kostet dich der Rest nicht mehr viel,

hundert oder zweihundert Taler ist aller Handel (ist alles, was zu schaffen ist), mehr als genug." „Ja, ja, hundert oder zweihundert Taler ist bald gesagt, wenn man es hat, aber wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht stehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer sollte sie zahlen, und , wenn ich schon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an?"

„G'stürm" (Gerede), sagte Hans Uli. „Aber hör, Barthli, weil wir einmal bei diesem Kapitel sind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich schon lange wundernahm. Es gibt Leute, welche guten Verdienst haben und wenig zu brauchen scheinen, von denen man glauben sollte, sie äufneten sich (arbeiteten sich heraus), und wenn es lange währe, müßten sie notwendig reich werden. Und doch sieht man nichts davon, sie sind immer nötig (in Not) oder tun nötlich (notvoll), kommen nicht vorwärts, gehen oft unerwartet zugrunde. Wenn man dann untersuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es niemand merkte. Da begriff man dann bald, wo es hielt (woran es lag), daß es dem so ging, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einsog und verzehrte. Gerade so einer bist, Barthli, auch du. Verdient hast seit vielen Jahren schwer Geld."

Potz wie polterte Barthli da über den Verdienst und die Mißgunst der Bauern, wenn ein arm Mannli nicht Hungers verreble (verrecke); und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. „Verdient hast viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirtshaus sah man dich wunderselten, mit der Hoffart übertatest du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am besten, hattest sie nicht im Salb (in der Wolle), hättest sie lieber ins Paradies geschickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben, oder hast ein geheim Loch im Sack, wo es rinnt. Wo hast das, hast etwa irgendwo jemanden, dem du es anhängst? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir.

Glaub, es wäre dir lieber, unser Herrgott hätte nur einer Gattig (Art) Leute erschaffen statt zweier Gattig."

Nun begehrte Barthli wieder schrecklich auf über solche Verleumdungen und Zumutungen und wie reiche Bauern nie glauben könnten, daß arme Leute so ehrlich sein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem schlechten Manne machen wollen. Er solle es probieren, wenn er könne, aber er wolle sich wehren, wie man's nicht denken sollte. Aber in unerschütterlicher Ruhe stund der Alte vor dem belfernden Barthli und entgegnete endlich: „Und sag mir, was du willst, so ist's, wie ich sage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich so leicht anders berichten lasse. Entweder, Barthli, hast ein geheimes Loch, oder lange mehr Geld, als für ein neu Hüsli nötig ist, und anders berichtest du mich nicht."

„Los neuis (hör etwas)," knurrte Barthli, winkte seinem alten Kameraden und ging mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum, noch Strauch, noch Graben war, daß jemand unbemerkt hätte lauschen können.

Da stund er still und sagte: „Hans Uli, du bist ein schlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was recht hast du, aber schlecht sollst du mich nicht machen. Du weißt, wie das Weibervolk ist, wo es an einem Orte einen Batzen schmöckt (riecht), möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau selig war nicht die schlechtest und d's Meitschi könnte auch noch schlechter sein, es laufen gottlob! viele herum, die dreimal schlechter sind als es, aber wenn sie nit geng (immer) hätte müsse glaube, wir pfiffen auf dem letzten Löchlein, es weiß ke Hung (Hund), wiesi ta (getan) hätte. Darum tat ich immer nötlich (ärmlich), und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, so ließ ich sie es nie merken, sondern tat just am nötlichsten." „Aber wo kamst mit dem Gelde hin?" frug Hans Uli. „Ich will es dir wohl sagen," antwortete Barthli, „aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit versprechen, es keinem Menschen

zu sagen, und hältst du es nicht, soll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, sondern umgehen müssen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal, als ich von einer Stör (Arbeit auswärts) heimkam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büscheli (Häufchen) Geld bekommen, plagte sie mich wieder bis aufs Blut um warme Strümpfe für sich und wegen Lederschuhen fürs Meitschi, es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich alles hätte nachsagen wollen, was sie mir vorgesagt, und hätte ich nicht nachgesagt, so hätte sie es sonst genommen, sie ließ sich nichts einschließen, und behielt ich etwas im Sack, so erlas (untersuchte) sie mir nachts die Hosen. Ich will ihr nichts Böses nachreden, denn daneben war sie huslich, aber das war dir eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müsse ändern, dachte ich, und als sie einmal beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bette ein großes Loch, stellte einen Kübel (Zuber) hinein und machte die Laden (Bretter) schön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am sichersten, denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter dasselbe kam man z'Not mit dem Besen. D'Frau selig merkte es auch nicht, aber manchmal g'schirrete sie mit mir aus (schalt sie mich gehörig aus), daß ich heimlich Geld verbrauche und wollte wissen womit. Aber ich hatte ein gut Gewissen und hielt ihr die Stange. Da ist nun ein schöner Schübel (Haufen) Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es ist eine harte Sache, und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es ist mir nicht zu helfen, denk doch auch, Hans Uli, und noch dazu ume (um) so ne Benz!"

„Aber Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hättest es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen," sagte der Bauer. „Öppis (etwas) dumms e so," sagte Barthli, „meinst, wenn man gewußt, daß ich Geld hätte, ich hätte es können beieinander behalten! Erst dann hätten sie recht an die Sache tun wollen, und d'Bube wäre dem Meitschi erst recht nachgestrichen, hätte mir d's Hüsli voll

g'schnürfelt (geredet, eigentlich durch die Nase) und d's Meitschi hochmütig gemacht, hätt's nit könne erwehre und hätt nüt als Kummer gehabt, ich müßte es verliere, bekomme es nicht wieder. Dä Weg (auf die Weise) hatte ich es doch, konnte, wenn niemand in der Nähe war, es g'schauen und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne, wenn sie nach meinem Tode kämen, das Hüsli zu erlesen (zu durchsuchen), sagen würden, wenn sie soviel Geld beim alte Korber finden würden."

„Wie hätten sie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Nest Geld zu suchen?" frug der Alte lachend. „O," antwortete Barthli, „dafür habe ich gesorget, so dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, steht geschrieben, gerade vorn drin, es hat's mir ein Schulkind müssen drein machen: ‚Manne suchit, so werdet ihr finden!'" „Und wenn sie es nicht gefunden hätten?" frug Hans Uli. „O sövli (solch) dumm Manne wird man doch, so Gott will, nie an Gemeindrat wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, ‚suchit, so werdet ihr finden,' nicht suchten, bis sie es hätten. „Aber, und wenn das Wasser heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli samt dem Kübel weggenommen hätte? und dann?" „He nu," sagte Barthli, „wenn üse Herrgott d's Wüstest alles an mir machen will, su mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme (kommen) und alli nüt meh hei (nichts mehr haben), so ist er selber schuld und kann's meinethalben haben und denken: selber ta, selber ha. Danebe wird es ihn selbst gedünkt haben, er habe mich genug geplaget, es sei Zeit, lugg (los) zu lassen." „O Barthli, Barthli, was bist du für e Christ! Du wirst nie wie ein anderer Mensch, und wenn du alt würdest wie Methusalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli g'schaue (beschauen) und abrate (beraten), was zu machen und wo allfällig ein neues abzustellen sei."

Das geschah. Es ließen sich noch andere Bauern herbei, Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig stumpete (beschnitt),

untersuchten die Sachlage; allgemein war die Ansicht, am Hüsli sei nichts zu plätzen (flicken), um einen jeden Nagel sei's schade, den man einschlage, zu bewohnen sei es kaum mehr, höchstens bei ganz trocknem Wetter, regne es zwei Tage hintereinander, so rutsche wahrscheinlich die ganze Pastete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, sei bald auf dem Platz, wenn man einander helfe, es zur Not bewohnbar zu machen; im Frühjahr könne man dann vollständig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranschläge über das nötige Holz von allen Sorten und sicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht selten ihren Bauherrn dreimal falsch rechnen, sie dreimal in der Welt herum senden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil sie einen Teil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz versägt. O, es gibt große Künstler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verstaunet, wie die Bauern die Sache ihm so rasch und klug z'weglegten (zurechtlegten), und ob ihrem Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein solches zu finden sei in Israel. Aber, wie gesagt, er war eine Persönlichkeit, man konnte sich auf ihn verlassen und über ihn lachen, und beides ist dem Bauer gleich anständig (angenehm).

Plötzlich fuhr er auf, fing mörderlich an zu fluchen und wollte davon. „Was hast, hat dich ein Wespi gestochen?" frug ein Bauer und hielt ihn mit starker Hand. „Laß mich gehen!" rief Barthli sich sträubend, „dort läuft das Donners Täschli (Frauenzimmer) schon wieder; wart', dem will ich die Haut salben, aber nit mit Öl!" Man sah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitschi, welches mit Milchgeschirr in der Hand den Berg aufging. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde, und das Melken vergessen. Züseli mußte ja exakt sein, sonst hätte Benz glauben können, es sei nichts nutz, und wollte den Vater nicht stören in seiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu spät.

„He," sagte einer, „das ist ja dein Meitschi, es wird die Geißen melken wollen." „Das soll es eben nicht, wollte sie selbst melken, es soll mir nicht mehr da zu dem Hagel (verdammten Kerl) auf den Berg. Wollt', der Teufel hätte die Geißen geholt und den Hagel dazu. Laß mich gehen, die müssen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle!" Es merkten jetzt alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. „Bleib du nur, zwängst doch nichts, ertäubst (erzürnst) sie nur, was willst wehren, wirst den Naturlauf nicht ändern, und gönnst dem Meitschi den nicht, nimmt's einen andern, der zehnmal ärger ist. Es ist schon manchem Alten so gegangen, er wollte dem Meitschi den rechten nicht lassen, nachher kam ein anderer, und der Alte hätte sich die Finger vor abbeißen mögen aus Verdruß, daß er es das erstemal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmst, was die für Rustig (Zeug, Volk) mitbringen, wo der Teufel nicht sicher ist, verschweige ein Meitschi. Wieviel wöhler bist dann, wenn das Meitschi am Schatten (in Sicherheit) ist, als wenn du es hüten solltest Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann kommod in allen Teilen, hilft dir zur Sache sehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, ist er daheim und sieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuscht." Kurz, man sprach ihm von allen Seiten zu, aber stellte sein Brummen nicht, brachte seine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen stieg Züseli, unbekümmert um die diplomatischen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langsam. Oben stund Benz unter der Stalltüre. „Komm, sieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht," sagte er zum Willkomm, ging mit der Läcktäsche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck (Geleck, kleines Futter, wie Kleie) oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen sahen auf ihn, alle Köpfe drehten sich nach ihm, und, kam er in die Nähe, rieben sie sich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe

im Stall, um den sich alles drehte, es war wirklich zum eifersüchtig werden, wo irgendwie Anlage dazu da war. „Gäll,“ sagte er, „die kennen mich auch, so gut als dich deine Geißen, sie wissen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen.“ „Ja Späß,“ sagte Züseli, „d's Gläck lieben sie, dir würden sie wenig nachfragen ohne Gläck.“ Das nahm Benz übel, es gab Händel zwischen ihnen, Händel, wie sie gewöhnlich enden zwischen solchen Personen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wissen, ob er ohne Gläck nicht lieb sein könne, und Züseli behauptete, seine Geißen flattierten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züseli bald das Melken versäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. „Ach Gott, was wird der Vater sagen!“ rief es erschrocken aus und machte sich alsbald an die Arbeit. Nun fing Benz vom Vater an und wollte wissen, warum er ihm eigentlich so z'wider sei, hätte doch nicht Ursache, z'Leid ta hätte er ihm nichts, d's Gegenteil. Er müsse anfangen zu glauben, Züseli weise (hetze) ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer wert sei. Es sei ihm doch dann nicht hauptsächlich wegem Hüsli gsy, wenn d's Meitschi nit gsy wär, er hätt' em Hüsli nit sövli (soviel) nachg'fragt und er wetts (wolle es) noh jetz. Eine Reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine Arbeitsame und Huslige luege, und danebe auch uf eine, wo man Freud habe, bei ihr zu sein, und ke wüste Hung (Hund), und deretwegen wett er Züseli, wenn der Alte nit so wüst tun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann kommod komme, für das Hüsli helfe z'weg z'mache, wenn's möglich sei, öppe Kosten sollte es nicht viel geben, er verstehe sich auf mehr, als man ihm ansehe.

„Nein wäger (wahrlich) ist das nicht wahr, daß ich den Vater aufgreiset (aufgehetzt), ich wüßte nicht warum. Wenn es mir g'ordnet (bestimmt) ist, z'heiraten, warum sollte ich es nicht tun,

und wenn mir ein Armer g'ordnet ist, was hülf' wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär', was wett ih uf ene Rydhe warte, sellig luege armi Meitli nit a fürs Hürate. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig (verschwenderisch), kann's mit wenig mache und mit Arbeiten fürchte ich keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe bist m'r nit unanständig (zuwider). Wüst tun kannst zwar auch, aber was will man, das ist Mannevolks Art, es macht ja jeder, was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiset, sonst frag ihn selbst, wenn du mir nicht glauben willst."

„Man kann's machen, aber zuerst schlag ein, du wollest mich," sagte Benz und streckte seine Hand aus, und Züseli schlug zwar nicht ein, gab aber sittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleichviel zu bedeuten hatte. Sie wurden rätig, Benz solle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. „Und will dann das alt Kudermannli (unansehnliches Männchen) nicht," setzte Benz hinzu, „so mache ich beim — was gut ist."

Diese Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züseli erschien fast schlotternd vor dem Vater, war jedoch nicht so dumm, sich zu entschuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beste Mittel ist, sich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte sagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverständliches, daß Züseli nicht wußte, war er bei Troste oder nicht, oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaschung seiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam sobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die schärfsten Predigten um so leichter erträgt, je besser man schläft. Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede dartun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu seiner Verwunderung der Alte ihn an: „Schweig mit dem G'stürm (Gerede), weiß schon, was d'witt (willst), es mangelt des Redens nüt, wenn's wottst,

so nimm's. Aber daß du dich stell stund hilf stund nit meinst, du sygist (seiest) ume (nur) Fresses t'wege da, es muß g'schaffet sy jetzt, wenn m'r vor em Winter unter Dach wei (wollen)." Züseli hörte das drinnen und erschrak. „Mein Gott, was het's em Vater gäh (gegeben), ist er vrhürschet (verwirrt) im Kopf?" Endlich vernahmen sie den Beschluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müsse, und daß man Barthli geb'richtet (belehrt), dabei wäre ein Meitschi übel zu hüten, dagegen ein Tochtermann kommod zu brauchen; darum Benz den Dienst aufsagen und sich alsbald hermachen müsse, sonst nehme er einen andern.

Wie es einem ist, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die meisten erfahren haben. Gerade so war es den beiden, die so plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, sie wußten nicht, wo sie waren, stunden sie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'leerem (grundlos) den Mund offen, bis der Alte sagte: „So, jetzt ist's dir nicht recht, laß es hocken (bleiben), es gibt drei für einen." Da wurde es Züseli drinnen todangst, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitschine immer am ersten, wenn es ums Heiraten zu tun ist; es kam ganz wie von ungefähr zur Türe aus, wünschte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig, und Benz, ganz feurig, wollte ans Abbrechen des Häuschens hin, sobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu b'richten (belehren), mit Abbrechen sei es frühe genug, wenn man zum Aufrichten z'weg (gerüstet) sei, wo sie hin sollten unterdessen? Benz ließ sich endlich b'richten, obschon er es lange im Kopf hatte, eine provisorische Hütte aufzuschlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten sie anders? frug er. „Es ist drum nit verbrannt," antwortete der Alte. Das schlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff von Bauen, Benz nicht

viel, dagegen begriff er leicht, was Verständigere rieten, Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Kosten, und wenn dieselben drei Kreuzer überstiegen, jammerte er, als ob es um seinen letzten Heller ginge. Der alte Hans Uli mußte sich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli sein müsse, mit den Meistern akkordieren usw. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zugeführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn.

Bräuchlich ist's, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler (Mahlzeiten) anstellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brot gibt. Da hatte man mit Barthli seine liebe Not. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken sollte, tat er, als ob er sich hängen wollte. Züseli hatte seine schwere Not. Die Donners Bauern vermöchten es besser als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die täten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nötig in der Zwischenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, täten es ihm auslegen als Hochmut und Vertunlichkeit. Nun achtete sich Züseli besser dessen, was die Leute sprachen, und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was sie erwarteten, beide kannten die öffentliche Meinung, also das Urteil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie besserten nach Vermögen nach, Benz gab dabei seine ganze Barschaft hin. Barthli schien das nicht zu sehen, sah es aber doch, und es lächerte ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann schwitzen lassen und ihm sein Geld abpressen konnte, statt daß es sonst umgekehrt der Fall ist. Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz anderes, wo weder Benz noch Züseli ihm helfen konnten.

Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, keiner von ihnen hatte überflüssiges Geld, die Gesellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorschuß, so doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie wissen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch be-

zahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und sagte, er möchte gerne wissen, wie es mit dem Zahlen sei, damit er sich rangieren könne. Morgen müsse er seine Gesellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, so brauchte er nicht welches mitzunehmen. „He, bring nur Geld," antwortete Barthli, „es düecht (dünkt) mih, du solltest erst anfangen, ehe du schon wolltest zahlt sein. Ich muß meine Körbe auch erst verkaufen, wenn sie fertig sind, und nicht, wenn ich dran hingegangen (drangegangen)." Der Maurer zog ein flämisch (schlaues) Gesicht, sagte: „Es ist in allem ein Unterschied, du mit den Körben kannst es machen, wie du willst, kannst sie behalten, wenn sie dir niemand bezahlt, aber was soll ich mit der Arbeit machen, wenn sie einmal gemacht ist an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben ist's nicht, daß ich so use (zu Ende) sei mit Geld und sövli (so viel) hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, so könnte man schon zuweilen Geduld haben." „He, wenn du meinst, du werdest nicht bezahlt, so kannst ja machen, was du willst, du wirst nicht der einzige Maurer sein auf Gottes Erdboden," sagte Barthli. Barthli hätte es wahrscheinlich nicht ungern gesehen, wenn alle Arbeiter davon gelaufen wären, denn das Bauen war ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt sein müssen, und er möchte doch wissen, was er davon hätte. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl gewesen, aber üse (unser) Herrgott habe dies ihm nicht gönnen mögen, räsonnierte er.

Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit seinem Spruch. „Was ich dir sagen wollte," sprach er, „ich sollte neuis (etwas) vo Geld ha für de G'selle könne ufz'warte, ih bi uff (auf dem Tocknen). Hätt y z'zieh (einzuziehen), aber es wott nit ygah (eingehen), es ist bös mit d'm Geld, es ist nie so gsy, ih glaub' es schlüf (schlüpfe) i Bode. Gäll du machst z'weg (zurecht); wenn's Fürabe (Feierabend) is, sött ihs ha,

öppe zwanzig Gulden oder was, oder wenn es dir gleich ist, so mach gleich hundert, ih bruche dih de am andere Samste (Samstag, Sonnabend) nit z'plage."

Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr sei oder sonst sturm (nicht bei Sinnen); er werde meinen, er könne mit ihm machen, was er wolle, weil er nur ein arm Mannli sei, aber er sei am Lätzen (Unrechten), lebendig lasse er sich nicht schinden. Er solle da einziehen, wo man ihm schon lange schuldig sei, selb sei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal z'grechtem (ernsthaft) angefangen.

Der Zimmermann schlotterte aber nicht leicht, mit Worten schoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müsse er Geld haben, und rückte Barthli nicht aus, nehme er ab, und Barthli sehe ihn einstweilen nicht wieder. Barthli sagte ebenso kurz: „E mach, was d'witt (was du willst)," und dachte dazu: „Geh du nur, mir ist's das rechte, kannst lange warten, ehe ich dich heiße wiederkommen."

Als es Feierabend wurde, suchten die Meister den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züseli und Benz wußten nichts von ihm, er war verschwunden. Da brach großer Zorn aus, worob Benz und Züseli sehr erschraken, als sie den Grund davon vernahmen. Sie sollten erst heiraten, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käm's dazu, wenn die Meister aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter zogen? Sie boten allem auf, die Meister zu begütigen, und Benz versprach, für Geld zu sorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er diesen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten sie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht sei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können. Wenn er keins bringe, so wolle er, Benz, für welches sorgen zur Not, er wisse, wo er bekomme. Endlich setzten sich die Meister, versprachen am Montag wie-

derzukommen, aber unter dem heitern (klaren) Vorbehalt, daß in der nächsten Woche Geld auf den Laden (aufs Brett) müsse. Als es dunkelte, kam Barthli heim, Die jungen Leute hatten sein mit Bangen geharrt, ja Züseli sogar daran gedacht, er könnte sich ein Leid angetan haben, weil er um Geld gedrängt worden sei und keins gehabt hätte. Aber in seinem Gesichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm jammerten, zog er die Maulecken z'weg und sagte, g'schäch (geschähe) nüt Bösers, er wett er g'säch se nie meh angers (er wollte, er sähe sie nie mehr anders), als am Rücken u de noh vo wytem (und dann noch von weitem). Natürlich ließen dies die beiden nicht so kaltblütig hingehen, aber Barthli sagte eben kaltblütig: „He nu so de, su machit's angers, we der cheut (wenn ihr könnt)," und ging schlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen strengen Tag und sagte mehr als einmal, das hätte man davon, wenn man sich eines Menschen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das sei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menschen es gründlich zu erleiden (verleiden), etwas um Gottes willen zu tun, er hätte längst mit der Geißel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rat oder Geld oder sonst Hilf'. Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hineingesprengt und in großen Schaden gebracht, er werde sich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er akkordiert. Aber so hätten's die Donners Bauren, sie hülfen gerne mit Worten, wo nichts kosteten, aber d'Sach solle ein anderer machen, und wenn sie so einen armen Handwerker hineingesprengt, so hätten sie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll.

Kaum hatte er sich vom Zimmermann losgemacht, stieg der Maurer daher, und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, so steif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Maurer

etwas unglimpflicher ab. Er sagte ihm, es sei unanständig, gleich die erste Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten sie es kaum gemacht. Übrigens sollte er wissen, daß er, Hans Uli, noch niemanden hineingesprengt, und wenn er nicht gewußt, daß sie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es sei aber gut für ein andermal, sie sollten künftig seinetwegen keinen Kummer mehr haben. Diese Worte kehrten den Maurer wie einen Handschuh, er ließ sich nieder wie ein Strohfeuer, sagte, es sei nicht böse gemeint, er solle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es seien so schlechte Zeiten, das Geld so rar, daß er oft nicht wisse, wo nehmen und nicht stehlen, und seine Gesellen müßten den Lohn haben, es vermöchte keiner zu warten. Wenn die Erdäpfel gefehlt, müßte man alles kaufen, da läng (lange) kein Geld. Wenn doch üse Herrgott nur die Erdäpfel wieder einmal g'raten ließe, es dünke einen, die Leute sollten ihn doch afe (nachgerade) erbarme, b'sunderbar die arme King (Kinder).

Hans Uli wurde es heiß ums Haupt. Schön g'redt wär' das, sagte er, aber nicht witzig. „Unser Herrgott wird wissen, was er macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meister ist, und woher alles kommt. Das wißt gerade Ihr nicht, Meister Maurer, und bis Ihr es erkennet, wird er die Not wohl stehen lassen. Gerade du bist auch einer von denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen sie, als wären sie an allem schuld, und an unsern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkst du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch ins Maul nimmst, so ist's ungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdest, es ist nur, um deinen Nächsten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, so will ich dich noch fragen, warum sollte sich Gott der Menschen erbarmen, da sie sich untereinander nicht erbarmen?" „Ja," sagte der Maurer, „da habt Ihr ganz recht, das ist gerade auch meine Meinung.

Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln (verkommen) und verhungern, und kein Mensch erbarmet sich ihrer, und wenn man es noch so wohl hätte und so ring (leicht) könnte." „Ja, Maurer, du hast recht, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, und wer erbarmet sich am allerwenigsten?" „He die, wo es am besten könnten," sagte der Maurer.

„Sag lieber, die, wo es am ersten sollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten, und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tisch gegangen sein, daneben weiß ich's nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre schuld als du, du könntest ein hablicher (wohlhabender) Mann sein, aber deine Nase kostet dich zuviel, du hängst alles an sie. Es wäre besser, du sorgtest für grüne Pflanzplätze, statt für eine blaue Nase. Und deine Frau staffiert ihr ältest Meitschi aus, es ist eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt sie barfuß laufen und in armen Hüdelene (Lumpen) halb erfrieren. Was hast dann erst für Gesellen, und wie erbarmen sich die ihrer Kinder; für ein Gläslein Schnaps jagten sie dieselben dem Teufel barfuß zu, und will sie wer anders zum Guten halten, so brüllt ihr, als ob man sie ans Messer stecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele sorgen will. So ist es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wollt, daß unser Herrgott Erbarmen erzeigen soll, so müßt ihr darum (danach) tun." „Ja, und andere auch noch," sagte der Maurer. „Und also soll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich danach rangieren kann?" „In der andern Woche kannst zu mir kommen, da sollst Geld kriegen im Verhältnis zur Arbeit, aber auf Vorschuß zähl' nit!" „Davon hab ich noch nichts gesagt, wenn ich nur schon hätte, was ich verdient, ich wäre z'friede," antwortete der Maurer unwirsch und fuhr ab mit Geräusch.

Kaum war er fort, erschien Benz in großer Not. Sein Meister konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in diesem Augenblick wirklich selbst nicht. Jetzt was machen?

Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Wasser einzuschenken und ihm zu sagen, wo Geld zur Genüge sei. Indessen, er hatte Stillschweigen gelobt, tröstete ihn bestens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da sein werde, er solle sich nur nicht ängstigen.

Kaum war der fort, kam Hans Ulis Tochter aus der Kirche und sagte, Barthlis Züseli lasse ihm dr tusig Gotteswille (um tausend Gottes willen) anhalten, er solle nachmittags hinaufkommen, es wisse seines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebsten, es wäre sechs Schuhe unter dem Herd (der Erde). Es hätte briegget (geweint), es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter seinen Augen waschen können. „Wer kommt wohl noch," sagte Hans Uli, „jetzt hätte ich es bald satt."

Doch es kam niemand mehr, Barthli hütete sich wohl, der fünfte zu sein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm sagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebsten daheim und lebte wohl an der Sabbatsruhe auf dem Bänklein vor seinem Hause. Er wußte aber wohl, daß Barthli in seinem Eigensinn nicht zu ihm kommen würde und wenn er ihn siebenmal kommen hieße, darum machte er sich gegen Abend auf, dem rueßigen Graben zu. Barthli erschrak, als er Hans Uli sah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden gewesen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu lesen und zwar scharf.

Keine Manier sei es, sagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit solchem Koldern (Aufbrausen) einen zu plagen. Er hätte ja Geld mehr als genug, warum nicht zahlen, was er schuldig sei; einmal müsse es doch geschehen, oder ob er sich einbilde, es sei einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu tun? Er solle machen, daß morgen Geld da sei, er solle denken, wie ungern er selber es habe, wenn man ihn von einer Stör (Arbeit im Hause des Auftraggebers) unbe-

zahlt entlasse. Barthli wand sich wie ein Aal zwischen Brummen und Flattieren, meinte, Hans Uli solle vorstrecken, er habe so ans Bauen gesetzt (aufs Bauen gedrungen), ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja gesagt, er habe viele gute Leute, darum habe er sich auch darauf verlassen, er werde ihm vorschießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen.

Hans Uli stund fast auf den Kopf ob solcher Rede: „Aber hast du mich dann angelogen, als du mir sagtest, du hättest einen versteckten Schatz und darin mehr als genug für ein Häuschen?" fuhr er ihn an. „Wäger (wahrlich) nicht," sagte Barthli. „Aber wie soll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann ich nicht, da stürmt alles aus und ein, nachts kann ich nicht, da merkt es d's Meitschi, es ist nit z'mache, wäger nit!" „Und warum soll es das Meitschi nüt wüsse?" frug Hans Uli und stellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denselben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner (knöcherner) Esel, tat keinen Wank. Erst stellte er sehr beredt die nachteiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn sie den Schatz entdecken würden. Alle Laster täten sie kriegen, sagte er, würden hoffärtig, hochmütig, vertunlich, Uhüng (Unhunde) in alle Wege.

Als Hans Uli ihm daraus nichts gehen (die Ausrede nicht gelten) ließ und sagte: „Und dann nachher, wenn du tot bist, was dann? Es ist doch besser, du legest das Geld jetzt z'Nutzen an, als sie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannst du wehren, bist tot, kannst nichts mehr dazu sagen," — sagte Barthli: „Und hör uf, u säg was d'witt (willst), es nützt dih alles nüt, un ih tues nit, u vo dem Geld bruche ih nüt u nimme nüt drvo! Soll ih vrgebe (vergeblich) bös gha ha u mih g'freut, was d'Manne säge werde, wenn si d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Naselöcher ufmache werde, wenn's heißt, dä alt wüst Korber het e ganze Kübel voll Geld hinterlah (hinterlassen), wer hät das glaubt,

wer hätt's dem agseh (angesehen)? Er wird nit so dumm gsy sy als me ne drfür agluegt (angeschaut) het. U das alls soll nüt sy, und all my Freud vrgebe! Nei bim Donner, Hans Uli, das mut m'r nit zu, das tue nih nit, lieber will mih noh hüt henke, de cheu sis de morn fürelоche (da können sie sich's dann morgen aus dem Loche nehmen), ih bi doch de (dann) gstorbe, u d'Sach' geit wie nih däicht ha (wie ich gedacht habe)."

Sowas war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erschrak fast ob solchen Reden, er kannte Barthli mit seinem Eigensinn und wußte, wie solche Leute so leicht etwas zu Gemüte fassen und so schwer es nehmen, daß es sie zum Äußersten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber sie berührte seinen Lebenszweck und war seit Jahren eingewurzelt, sein ganzes inneres Leben ging in ihr auf, so daß Hans Uli dachte, da könnte einer sich übel verfehlen und etwas zwingen, woraus er sich sein Lebtag ein Gewissen machen müßte.

Er kapitulierte lange, lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieser sagte: „Es kommt mir ja nicht drauf an, sei der Kübel unter meinem Bette oder sei er in deinen Händen, aber ich will nicht wissen, wieviel darin ist, will nichts daraus nehmen; die schönen Stücke, die ich drein getan, kann ich nicht d'raus nehmen, und d's Meitschi und sein Löhl (Pinsel) sollen nichts darum wissen. Es wüßte kein Mensch, wie die täten, vor dem Vollmond wär alles fort, die Lumpenleute würden noch sagen, es sei mir recht geschehen, und tapfer mich auslachen." „Aber nun die Arbeitsleute, wer soll die zahlen?" frug Hans Uli. „Du, wer anders?" antwortete Barthli, „nimm du es draus." „Selb ist mir z'wider," sagte Hans Uli, „und zuerst müßte gezählt werden, was drinnen ist." „G'hörst," fuhr Barthli auf, „von dem will ich nichts wissen und nicht, was du ausgibst, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannst du es dann einmal sagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen."

Dem Hans Uli war dieser seltsame Handel sehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad gewesen, derselbe wäre nicht zustande gekommen. Hans Uli erbarmte sich, wurde mit Barthli endlich rätig, derselbe solle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und sie ins Wirtshaus schicken, dann, wenn's finster sei, den Schatz in Hans Ulis Haus schaffen, derselbe solle ihn geheim halten, bis Barthli sterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher sterben sollte, es irgendwo vernamsen (aufzeichnen), wem das Geld gehöre und was mit zu machen sei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Bescheinigung oben drauf.

Die jungen Leute hatten sich sehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmut und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht gesagt, sie sollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder so was ankäme. Es sei ein Zeichen der Zufriedenheit, und solche dürfe man nie ausschlagen. Sie sollten ihm fürder treu sein und von der Bürde das schwerere Ort (Teil, Gewicht) auf ihre Achsel nehmen, sie seien jung und sollten auch stärker sein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züseli war immer das Weinen z'vorderst (nahebei): Das sei eine Änderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einsehen (auffassen), sagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn dem Vater nicht etwas Übernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein sterblicher Mensch hineingebracht, kaum der Herrgott.

Am Montag stellten die Arbeiter sich ein mit kühnen Gesichtern, auf denen geschrieben stand: „Wart', du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückst!" Der Maurer mochte fast nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es stehe, es versprengte ihn fast vor Ungeduld.

Ehe es noch recht Abend war, trat er den Barthli an mit der Frage: „Und jetzt wotst füre mache (willst herausrücken) oder nit, möcht's gerne wissen." „Wer hat gesagt, daß es heute sein müsse?" frug Barthli. „Hans Uli hat es verheißen," antwortete der Maurer. „He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich? Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen." Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich himmelangst war, beschwichtigte so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern dagewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel (schlecht), so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. „Kann sein," meinte der Maurer, „aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden." „Und warum wollt ihr mich plagen," sagte Barthli, „nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probierit mih z'trybe (zu treiben), es wird sih de scho zeige, wer z'letzt Meister wird."

Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden, war aber nicht nötig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war.

Nun ließen die jungen Leute verkünden (das Aufgebot ergehen), meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht; es sollte bei ihnen sich so recht erwahren ‚per ardua ad astra', d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe auseinander

gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher (Speicher), tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring (bequemes) Mittel und sehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Universalmittel zur Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß sie solche Kleider haben müßten notwendig, besonders Züseli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu stehlen? Benz hatte das seine fast ganz in Barthlis Nutzen verbraucht, Züseli nie welches gehabt, und zwei ganze B'kleidige (Anzüge), sie mochten so wohlfeil rechnen wie sie wollten, kosteten immer schon eine Summe. Sie hätten wahrscheinlich es machen können wie andere, auf Borg nehmen, aber sie schämten sich dessen und wußten, daß man auf diese Weise alles teurer bezahlen muß. Da sie nun an eine Zukunft dachten, so graute es ihnen vor Schulden und unnötigen Ausgaben.

Als Barthli einmal guter Laune schien, chlütterlete (liebkoste) ihm Züseli sehr, hätte ihm fast vorgetanzt wie dem Herodes seines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet (mürbe geworden) schien, rückte Züseli aus mit seinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie gab's da plötzlich schwarze Wolken, und wie blitzte und donnerte es aus denselben schrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heiraten, wer es haben wolle, der solle ihm auch für die Kleider sorgen, er sei mit einem Tochtermann gestraft genug, er wüßte nicht, aus wes Grund er jetzt noch mit solchen Kosten soll geplagt werden; kurz er machte es ungefähr so wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn es beim alten geblieben wäre. Züseli wollte ihm vorstellen, wie Benz bereits soviel Geld in Barthlis Nutzen verwendet, so manche Maß Brönz (Branntwein) oder Wein und anderes mehr angeschafft usw. „Wer hat ihn geheißen," brüllte Barthli, „wer ihn geheißen hat, der solle es

ihm wiedergeben. Wenn eins von euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit solchem Anmuten, jetzt wo ich solche Kosten habe, worob ich fast z'hinterfür g'rate (verrückt werde)."

Wie das Züseli weh tat, besonders wegen Benz, und wie es sich vor ihm schämte, kann man denken. Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in seinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hängen. Wenn es sein möglichstes tue mit Arbeiten, Huse (Hausen), Liebha (Liebhaben) und Benz die Hände unter die Füße lege, so könne es doch fast nicht glauben, daß es gestraft werden sollte für eine Sache, deren es sich so gar nichts vermöge.

Einmal als es alleine vor dem Häuschen saß, Erdäpfel rüstete (schälte) und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu und wollte wissen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züseli. Erst wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und sagte: „Dr Alt ist noch immer der gleiche, den könnte man in einem Mörser zerstoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröste dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieses in die Baukosten." „Das nit, Hans Uli, ume (nur) das nit! Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obschon ich es oft nötig gehabt wegen Hunger und Durst; jetzt will ich nicht anfangen und b'sunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern, was hülfen neue Kleider, wenn sie mit veruntreutem Gelde angeschafft wären, ich müßte mich ja drinnen schämen, ich dürfte nicht vor aufluegen (niemanden ansehen)!" antwortete Züseli. „Du bist ein wunderlich Ding," sagte Hans Uli, „und wenn du alt wirst, wirst einen Kopf haben akkurat wie dein Alter, vielleicht nit so e wüste, aber uf das allerwenigst ebe so ne wunderliche." Glücklicherweise kam Barthli zufällig zu diesem Handel. Hans Uli wusch ihm tapfer die Kutteln (Kaldaunen, den Pelz), sagte ihm, er sei der wüstest Alt gegen

seine Kinder im ganzen Emmental, und wenn sie nit warten möchten, bis er aufhören würde sie anzugrännen (anzugreinen) und auszubranzen (auszuzanken), so geschähe es ihm recht, denn er wäre selbst schuld daran. Mit diesen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli sagte, des Tüfels Zwängs (Zwängen) hätte er bald genug. Das werde schön herauskommen, wenn jedes Bettelmensch in Seide und Sammet z'Chilche (Kirche) well. Er solle machen, was er wolle, es gehe zum andern, er wäre alt genug, um in solchen Sachen Verstand zu brauchen. Daneben sei es ihm ganz gleich, am Ende müßten sie denn doch sehen, wer zahle. Schulden seien bald gemacht, aber wiedergeben, das habe eine Nase (einen Haken), sie würden es erfahren. Er machte Züseli bitterlich angst, es wollte verzichten auf neue Kleider, aber Hans Uli tröstete und sagte, hoffärtig habe er die Leute nicht gerne, aber wer bei solchen Anlässen nicht tue wie üblich und bräuchlich, werde später reuig oder ein Kolder (jähzorniger Mensch), der sein Lebtag tromsigs (in die Quere) drin sei. „Das ist grober Tubak," sagte Barthli. „Kannst mit machen, was du willst," lachte Hans Uli, „ihn liegen lassen oder schnupfen, es stößt dir ihn niemand in die Nase."

Züseli war ein recht schönes Bräutchen und hatte wirklich kindliche Freude an sich selbsten, die recht rührend war. Es hatte sich selbst noch nie in einem ordentlichen Anzuge, wo alles zueinander paßte, gesehen. Wenn es schon zuweilen zu was neuem kam, so machte das Neue das übrige nur älter und schäbiger zu scheinen. Es ward gar nicht satt, an den neuen Schuhen, den neuen Strümpfen und an einem Stück nach dem andern sich zu ergötzen, gerade wie ein Kind bei der Weihnachtsbescherung. Dasselbe läuft ums Bäumchen, an welchem die schönen Sachen hängen, herum, von einem Stück zum andern, hat bei jedem neue Freude und jedesmal noch größere, als die frühern Male.

Es war aber nicht bloß an einem Tage glücklich, wie es

leider Gott so manchem armen Bräutchen geschieht, sondern alle Tage glücklicher. Züseli war, seit die Mutter gestorben, an freundliche Worte gar nicht gewohnt; wenn es das ganze Jahr durch drei oder vier der Art vom Vater erhielt, so war es aller Handel (alles, was zu erlangen ist). Nun, Benz, war auch kein Zuckerstengel, indessen kriegte Züseli doch alle Tage einige gute von ihm, und die andern waren doch wenigstens nicht böse und schnauzig (grob). Zudem ging ihm eine schöne Zukunft auf. Benz tat zum Korben (Korbmachen) geschickt, gab schon im ersten Winter dem Alten wenig nach.

Hans Uli fragte Barthli einmal: „Und jetzt, wie geht's mit dem Tochtermann, weißt ihn jetzt was zu brauchen?" „He," sagte Barthli, „es ging, z'arbeite ist er e Gute, und wenn er d's Korbe g'lert (gelernt) hätt und nit dr Tochtermann wär, es hätt m'r chönne übel gah, er mah mih bald mit dr Arbeit (vermag es mir gleich zu tun) und es rückt ihm us dr Hand, wie wenn er scho lang drbi gsy wär. Aber zum Tisch, da ist er e Uchumlige (Unbequemer), e Uhung (Unhund), daß ih's graduse säge, dä frißt d'r nit wie es arms Mannli, sondere wie e ryche Bur, wo zehn Küh im Stall hat." „O säg du, Barthli," sagte Hans Uli lachend, „u de du (und dann du)? Du hast oft an meinem Tische gegessen, und wenn einer mehr mochte, ich oder du, so warst du es." „O ja, da will ich nichts sagen, so z'Ungradem (bei ungewöhnlichen Gelegenheiten) oder auf der Stör (Arbeit in fremdem Hause)," erwiderte Barthli ruhig, „aber ich meine nicht das, ich meine z'Ordinäri (für gewöhnlich) daheim, einen Tag was den andern. Das ist ganz was anderes, das g'spürt me, du glaubst's nit." „Wohl, das glaub' ich," sagte Hans Uli, „hab's auch schon erfahren. Oder meinst, e Bur g'spürs nit o, wenn ihm einer frißt wie angerhalbe Metzgerhung (anderthalb Metzgerhunde)?" „Er wird wohl," antwortete Barthli, „aber was frag ich dem nach. Er wird drfür da sy oder wofür wär er sust da?" „So, du bist m'r e Lustige," sagte Hans Uli. „Meinst du dann, wir seien hagenbuchig (besonders

dich) g'füttert? Wenn drnah öpper ghörti (jemand hörte), wie d'redst, du bekämst kei einzigi Stör mehr." „Was frag ich den Stören nach," sagte Barthli, „wenn ih ume (nur) d'Wydli (Weiden) ha, ich komme viel weiter, wenn ich sie brauchen kann wie ich will, als wenn ich sie den Bauern verkorben muß und dabei kaum das lautere Wasser verdiene." „Aber meinst, man lasse dir die Wydli, da steckt man dir den Nagel (da stößt man dir den Riegel vor)," sagte Hans Uli. „O hä," sagte Barthli, „selb tut man nicht. Die Bauren begehren nicht, daß ich einmal wieder komme (als Gespenst) und in ihren Matten den Weiden nachgehe, und das täte ich, müßt' ja nachholen, was sie mich versäumt (verhindert); sie begehren nicht, daß ich zusehe, wie sie einander das Wasser stehlen, oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wieder kommen müssen, erzähle, was für Uhüng (Unhunde) es us ihre Bube gäh heig (gegeben habe)."

Barthlis Mundstück blieb das nämliche, aber seine Kräfte nahmen sichtlich ab, die Erlebnisse im Sommer hatten sein ganzes Eingericht (Einrichtung) erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte es nicht, er hüstelte nur etwas mehr als sonst und wurde nie böser, als wenn Züseli ihm zumutete, er solle doch was brauchen, Tee oder Doktorzeug. Er strengte sich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg seine Schwäche um so sorgfältiger. Einmal brachte ihm Züseli eine Halbe roten Wein, da begehrte er über die Verschwendung grimmiglich auf, so aufgebracht hatte ihn Züseli kaum je gesehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flasche ins Gesicht geschlagen. So lange das alte Häuschen gestanden, sei kein Wein darein gekommen, jetzt, sobald ein neues habe sein müssen, habe der Teufel seine Eier drein gelegt, und jetzt könne er schon sehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er täte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle eine Weile ihnen zeigen, wodurch es gehen müsse. Solche Reden sind aber vermessen und stehen dem Menschen nicht zu, es ist ein anderer Meister. Am folgenden Morgen

war Barthli tot im Bette; aber umgedreht war ihm der Hals nicht, er schien eines ganz friedlichen Todes gestorben zu sein.

Züseli ging dieser Tod nahe zu Herzen; daß Benz trauriger gewesen als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angst und Verlegenheit waren beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da sein mußten.

Begreiflich ging Benz alsbald zu Hans Uli, um Rat und Trost zu fassen. „Geh zum Pfarrer und gib ihn an (zeige ihn an), und mit der Gräbt (Begräbnis) macht's wohlfeil, allweg bloß eine Käsgräbt im Hause, keine Fleischgräbt im Wirtshaus. Ich werde noch manchmal Langeweile (Sehnsucht) nach ihm haben, daneben ist's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank sein mußte, das hätte eine schwere Not gegeben," sagte Hans Uli. Benz frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen sollte, daß sie es am wohlfeilsten machten, er wüßte ohnehin fast nicht, wie zahlen; sie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hause. Mit der Zeit könnten sie es schon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt jemand dings (auf Borg) geben wollte. „Warum nicht, sag nur, man hätte euch diesen Morgen alles versiegelt, und geh gleich zu einem Gerichtsäß und laß wirklich versiegeln, da darf es dir kaum jemand absagen, ohnehin tät es kaum jemand, man ist mit euch zufrieden, und bei solchen Gelegenheiten erfährt man es, was der Name macht." Als nun Benz von weiterm noch reden wollte, sagte Hans Uli: „Geh jetzt, mach', wie ich gesagt. Am Begräbnistag am Abend komm dann mit Züseli, so will ich euch über d'Sach' brichte. Fürchtet euch einstweilen nicht, so bös ist d'Sach' nicht."

Das war ein Trost, aber vollständige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß sie blangeten (bangten) auf den verhängnisvollen Abend, wird man begreifen. Die Nachbaren zeigten sich recht gut gegen das junge Ehepaar, sie boten sich an, zu

wachen bei der Leiche, zu laufen für sie, wenn sie was zu verrichten hätten, und wenn sie irgend was nötig hätten, sollten sie es sagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten sie nicht geglaubt, daß die Leute es so gut mit ihnen meinten, sagten Benz und Züseli. Sie hatten die Menschen noch nicht gründlich erfahren. Es ist keine Frage, die Menschen sind gutmütig, doch nicht gerne lange hintereinander, sie sind mitleidig, aber jemand, mit dem sie in die Länge zu tun haben sollten, wird ihnen sehr leicht lästig. Nun, so vom Tode bis zum Begräbnis und bei den Bessern einige Tage darüber, da geht es schon.

Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe, und an der Käsgräbt führten sich alle bescheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute hätten einen bösen Anfang und müßten zur Sache sehen, wenn sie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten sie mit Waschen und Fegen, und am Abend machten sie mit schwerem Herzen zu Hans Uli sich auf.

Dort mußten sie erst essen und trinken, ehe Hans Uli an die Geschäfte wollte. Es kam ihnen vor, als seien sie am Henkermähli (Henkersmahlzeit), und erst als der Alte sah, daß nichts mehr runter wollte, führte er sie ins Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tische und in der Mitte war ein alter wüster Kübel und was drinnen. Züseli mochte gar nicht hinsehen, was es sei, aber es dachte, sellig Sache putze (lege) man sonst fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. „Herr Jeses, wieviel!“ seufzte Züseli aus gepreßtem Herzen, „das wird e Usumm (Unsumme) mache!“ „Ho,“ sagte der Alte, „es macht sich, man hausete (sparte), soviel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig seid ihr noch nicht. Wenn ihr machen lassen wollt, was nötig ist, so kostet es noch einen Büschel (Haufen) Geld, und ich wollte es fertig machen. Es ist nichts wüster anzusehen und nachteiliger, als so unausgemachte (unvollendete) Häuser. Läßt man sie einmal

liegen, so bleiben sie liegen; solche Häuser werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen (flicken) hat man an ihnen fort und fort, solange sie stehen."

„Aber wieviel würden wir dann schuldig, das wir verzinsen müßten?" fragte Benz mit beklommener Stimme. „Der Vater selig mußte nichts verzinsen und konnte es kaum machen." „He," sagte Hans Uli, „rechnet selbst, es werden ungefähr dreihundert Taler ausgegeben sein, und mit hundert Talern läßt sich noch viel machen, wären also zusammen vierhundert Taler. Es kostet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es sei besser, d'Sach' gleich recht zu machen." „Wieviel macht das Zins?" frug Züseli halblaut. „He, sechzehn Taler macht's, wenn man das Geld schuldig ist." „Sechzehn Taler im Jahr!" seufzte Züseli. „Es ist schon ein Geld, wer es zahlen muß," sagte Hans Uli, „aber ihr müßt es nicht zahlen, ihr seid mir das Geld nicht schuldig, es war Barthlis Geld."

Da stunden beide und hielten das Maul offen. „D's Vaters?" fragte endlich Züseli. „Ja, d's Vaters," sagte Hans Uli, „und seht, da ist noch mehr," und somit schob er ihnen den wüsten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drin lag, und fast halb voll grober Silberstücke war er. Da verschmeieten (fielen aus den Wolken) beide fast, und Züseli sah den Alten an mit einem Blicke, als ob es sagen wollte: „Warum hältst du uns zum besten?" „Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eueres Vaters Geld, jetzt ist's euer Geld"; und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet stand, wieviel sie im Kübel vorgefunden, woraus sich ergab, daß der bessere (größere) Teil noch vorhanden war.

Sie stunden da, daß es wohl kein großer Unterschied war zwischen ihren Gesichtern und dem Gesicht, welches Loths Weib machte und das man noch in der Kirche zu Dobberan, freilich etwas verblichen, sehen kann, als es hinter sich sah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indessen

der Ausgang war anders. Züselis Gesicht versteinerte nicht, kriegte zuerst Leben, und Wasserbäche strömten aus seinen Augen, daß der Vater so bös gehabt und soviel Geld, daß er sich nichts gegönnt und nur für sie gehauset (gespart), daß sie es nicht gewußt und nichts für ihn getan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigstens doch eine Laxirig oder andern Zeug gegeben hätten. „Nun,“ sagte endlich Hans Uli, „es freut mich, daß du daran sinnest (denkst) und z'erst pläreſt (weinst) und nicht jauchzest. Daneben höre jetzt mit Plären auf und plage dich nicht zu fast (sehr) mit dem Kummer, er habe seine Sache nicht gehabt. Er wollte es so, und das war seine Freude, und wie das Sprichwort sagt, es habe jeder Narr Freude an seiner Kappe, so ist's meine Meinung, daß man ihm diese Freude nicht störe, das ist sein Wohlleben, und wenn er euch jetzt gesehen und euere Gesichter, so hätte es ihn gelächert wie sein Lebtag noch nie. Diese Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verstaunen über Barthlis Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht, was ihr wollt, dir Fraueli, wäre das ein schwer Zumuten.“

Benz sagte, er danke für den Rat, er sei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt so gut, wenn sie vernähmen, wie reich sie geworden, würden sie mißgünstig. Das Best werde sein, daß sie Land kauften, daß sie eine Kuh halten könnten. Da lachte der Alte herzlich, sagte endlich: „Häbs (nimm's) nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmst. Meinst nit, es nähme die Leute wunder, woher du das Geld hättest, wenn du dich plötzlich so aufließest (aufspieltest)? Doch d'Hauptsach' ist die: Du willst ein Korber werden und das ist recht, du siehst, es hat seinen silbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung kostet, überhaupt wie das Haushalten geht, das wißt ihr nicht. Jetzt hürschet (wirrt) nicht alles durcheinander, meinet, es möge sich alles ergeben, alles erleiden (möglich sein), auf welche Weise die meisten Weibergütlein

dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom (den Faden) und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann hüselet (haust) fort ungefähr so wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdienet und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einstweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch gesund, so werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anschaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdessen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm schon Platz, daß es hierherum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut instand gekommen, im Handwerk b'rühmt und b'liebt, dann ist noch alle Zeit, Land und Kuh zu kaufen, wenn es sich wohl schickt und ihr noch Lust dazu habt. Dann freut es die Leute noch, sie halten euch viel darauf und sagen, husligere Leute gebe es nicht, aber es sei ihnen z'gönnen, sie arbeiteten danach, z'Unnutz sehe man sie keinen Kreuzer vertun, wenn alle so wären, es gäbe weniger Arme, und es ginge besser auf der Welt."

Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann jeder sich denken. Er war selbst über die Innigkeit gerührt und ließ sich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm gingen sie lange nebeneinander auf dem Heimweg. Endlich sagte Züseli, es möchte abhocken (knien) und beten. Als sie wieder aufstunden, fiel Züseli dem Benz um den Hals und sagte: „O Benz, wie sy mr jetzt z'weg (imstand) so ungsinnet (unerwartet)! Aber gäll, hochmütig und gyzig wei mr (wollen wir) nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgesse, für e Vater z'bete alli Tag und nie vrgesse, woher alles chunt (kommt), und wem mr alles z'vrdanke hei?" Benz drückte sein Weibchen ans Herz, und stumm Hand in Hand wanderten sie ihrem Häuschen zu und werden darin, so Gott will, den Frieden auf Erden finden und dabei sorgen für den Frieden im Himmel.

Der Besuch.

(„Alpenrosen", Jahrgang 1854.)

Sommer war's, nach dem Heuet (Heuernte) ungefähr, denn die Wiesen waren frisch gemäht, und im Felde stund noch das Korn. Gegen Abend ging's, aber noch brannte die Sonne heiß, und dunkle Wolken stocketen (staueten sich, türmten sich auf) am Himmel. Da saß auf einem Abweissteine (Chausseesteine) an einer staubichten Landstraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Brust, und ein Kinderwägelchen stund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war schönes reines Bettzeug, und es selbst trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffärtige, aber reiche, und doch schien es unglücklich, denn so munter als der Bube auf seinem Schoße sog, ebenso stark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich seinen Durst gestillt, wischte es so gut es ging die Tränen ab, packte ihn sorgfältig ins Wägelchen und zog fürbaß, aber mühsam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Besuch über den Sonntag, denn es war Samstagnachmittag. Stüdeli (Christine) war da aus den Dörfern*) herauf, wie man im Emmental zu sagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden sich eingemannet (sich eingeheiratet). Der Tanzboden ist dem Weibervolk sonst ein sehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieser Tanzboden, von dem hier die Rede ist, noch dazu ein recht schöner Hof und der Bauer nicht verschuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn das Heimweh wollte ihn's nicht loslassen. Wenn schon nicht die Worte, so doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum so trurig und was soll das Ach und

*) Des zum Kanton Bern gehörigen Oberaargaus.

Weh? 'Sist so schön i frömde (fremden) Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer alles, bi so gar verlasse hie, möcht zum Ätti (Vater), möcht zum Müetti (Mutter), ha nit Lust und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi.*)

Nun, im fremden Lande war das Fraueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Straudachigen, wo Stüdeli daheim gewesen, entfernt, und doch schien es ihm, es sei auch so, wie es im gleichen Liede heißt: Es ist wohl schön i frömde Lande, doch zur Heimet wird es nie! Dieses Weh nach einer Heimat, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja, es gibt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis sie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem sie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden sind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe ist, sind hundert Ellen eine grausame Weite.

Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, fast wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitschi-(Mädchen-)Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Kurs in der spekulativen Philosophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Lustigsten waren ihm die Liebsten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerlustigste, der war ihm auch der Allerliebste. Mit eben so, was man sagt, im Ernste, von Heiraten war keine Rede; aber der Tüfel sei immer ein Schelm gewesen und werd noch immer einer sein, dachten die Alten; ungesinnet könnt's fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte, ob sie nicht hineinkommen und sich wärmen dürfe. Dieses schlägt man in der Regel nicht ab; so eine weiß was zu erzählen und gerade die war eine der rechten. Hauptsächlich drehte sich ihre Rede um den Tanzboden herum, und sie vergaß dabei Peter nicht,

*) Das einst in ganz Deutschland viel gesungene Lied ist von Johann Rudolf Wyß dem Jüngeren.

den Sohn. „Das wäre einer für dich," sagte sie zu Stüdeli, „werchbar (arbeitsam), huslig, hübsch, frein (freundlich) wäre er, kurz alles, was einem Burschen wohl ansteht und Meitschene sonst anständig (lieb) ist." Stüdeli verlachte diese Reden, aber der Mutter gingen sie in die Ohren. Das schickte sich, wenn die zusammenzubringen wären, dachte sie. Das Meitschi sei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und sie korbten (flochten) die Sache zusammen so gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu sagen pflegt. Stüdeli wehrte sich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin stak ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl selten zu Bauern werden, so zog der Bauernsohn vor. Übrigens war Peter, wenn auch nicht der Lustigste, so doch kein übler Bursche, hatte gesunden Verstand, einen tüchtigen Körper. Am meisten war es Stüdeli zuwider, daß es so weit vom Müetti (Mutter) weg mußte und dazu noch ins Emmental hinauf, in die wüsten schwarzen Berge hin. Daß es so hell und heiter im Emmental ist wie irgendwo, sieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub tat anfangs wüst, erst redete er von Erschießen, dann von z'Krieggehen (Kriegsdienste nehmen), und endlich machte er es wie die meisten in ähnlichen Fällen, er nahm eine andere. Stüdeli war recht hellauf (wohlgemut) als Braut, freute sich sogar auf die Hochzeit wie die andern auch, wenn sie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemut daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernstlich, daß es zu ihnen käme. Es sei ja dumm, sagten sie, und die Leute würden ihnen wenig darauf halten (würden sie nicht verstehen), wenn sie eine Schwiegertochter hätten und statt diese ins Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Jung eine Zeit, es sei nicht

zu sagen, und wenn man schon die Zeit nicht achten wollte, so sei dann erst noch von den Schuhen zu reden.

Stüdeli mußte also von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtsein in sich, es habe eine Art von Mißheirat gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter sei, den Komment des Lebens viel besser kenne als da oben in der Wildnis. Es hatte eine Sekundarschule besucht, konnte französisch schreiben, d. h. französische Buchstaben machen, sagte „merci bien," hatte eine Arbeitsschule besucht, konnte Pantoffel sticken und Hosenträger. In seinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetsten, es hatte sogar „Martin, das Findelkind" gelesen und vom ewigen Juden*) gehört. Indessen hatte ihm dieses durchaus nicht geschadet, es hatte die glückliche Gabe, so zu lesen, daß es grusam kurzi Zyti (Unterhaltung) hatte darob, so sagte es wenigstens, ob es eigentlich so war, können wir wirklich nicht sagen, jedenfalls so, daß diese Bücher ihm durchaus nicht schadeten. Wir wissen nicht, sollen wir sagen, weil es sie nicht begriff, oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein ist. Es ist mit dem Lesen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt so glatt über die Haut weg wie Wasser, macht nicht den mindesten Eindruck, hinterläßt nicht die geringste Spur.

Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menschen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City oder in Bern die Leute in der Junkerngasse die hinter den Spychern (Speichern). Anspruchsvoll ist man also in beiden Lagern, aber das ist wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man sich zu Heiraten herbeiläßt, so betrachtet man es nur als eine Art von Herab-

*) Beides Romane von Eugen Sue, in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts weltberühmt.

lassung, zu welcher man nur bestimmt wird durch eigentümliche, persönliche Zuneigung, welche aber selten sich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam einmal ein sehr schön Stück Geld, und nachdem einmal die Bettlerfrau die beiden zusammengebracht, gefiel Stüdeli Peter absonderlich wohl, und Stüdelis Mutter war aus bekannten Gründen so holdselig gegen den etwas schüchternen Peter, so holdselig, wie er es nie erlebt hatte, so daß man fast sagen könnte, eigentlich sei die Mutter die Leimrute gewesen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieses soll übrigens ein Fall sein, der sich nicht selten ereignet. Stüdeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimat in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimat lag, daß es fast nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, alles schien ihm anders, auch die Menschen, es konnte sich gar nicht auf sie verstehn. Sie waren schweigsamer, redeten leiser, brauchten den a mehr als den o, sagten ja statt jo, o statt au, fluchten selten, und wenn ein Tadel kam, so war er so gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen sollte, ob es gehauen oder gestochen sei. Doch fiel sehr selten einer, den es auf sich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangst, es sei unter Stündeler oder Pietisten geraten, indessen sah es seine Täuschung bald ein. Es waren rechtschaffene Christen, aber frömmer zu scheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Wesen keine Spur. Sie arbeiteten immer so fleißig als in den Dörfern, aber es schien ihm, als machten sie sich viel unnötige Mühe mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an seinen bestimmten Platz, wenn man es schon am andern Morgen wieder brauchte, und ums Haus herum war es immer, als ob es Sonntag sei, da war nichts von Gräbel (Gerümpel) sichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten dort fremd, die Sprache schon dünkte sie gar grob, und hie und da entrann Stüdeli ein

„Donner", was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli sah hie und da etwas schmuslig (ein bißchen unsauber) aus, besonders an Hemd und Händen, daß man es eher für eine Jumpfere (Dienstmagd) angesehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten sie sehr ungern. Es machte sich mit dem Gesinde wohl gemein, schien fast lieber bei demselben zu sein als bei ihnen. Und einmal klagte es sogar einer Magd und wollte von ihr wissen, was seine Schwiegereltern gegen ihn's hätten. Es tue doch, was es könne und doch sei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht. Nit daß sie ihn's plagten oder ihm böse Worte geben täten, aber es merke wohl, wie sie es auf dem Strich hätten. Da sagte ihm einmal die Großmutter, sie müsse ihm was sagen, aber ungern solle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, solle es es ihnen sagen und nicht den Jumpfern, das sei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in solche Sachen die Diensten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber sie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben sei es ihnen ja anständig, und wenn sie einmal aneinander gewohnt seien, werde es ganz gut gehen. Aber anfangs müsse man miteinander Geduld haben, das sei überall so, wenn es gut kommen solle, und tue man das nicht, nun dann müsse man es haben, wie man selbsten es mache. Mein Gott, wie ging diese Rede übel, und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eisernen Eichte ihm übers Herz gefahren wäre, und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und" gehalten, war sicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von bösen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rote Augen.

Also niemanden klagen sollte es, niemanden sagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, so alleine alles ertragen und verworgen (hinunterwürgen)? Ach, es war sehr elend, das arme Stüdeli! Es gibt zwei Mittel im weiblichen Leben,

welche die Weiber munter und frisch erhalten, die sind Kaffee und Klagen. Hat ein Weib Kaffee und kann es klagen, beides nach Herzenslust, dann ist es glücklich, schwimmt obenauf; hat es nur das eine oder das andere, so geht's wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlt's wirklich, dann ist es Zeit zu sagen: „O ihr Hügel stürzt über mir zusammen und ihr Berge, decket mich!" Nun, Kaffee hatte Stüdeli, aber klagen sollte es nicht und hatte soviel auf dem Herzen! Ans Heimgehen dachte es so oft, keine Nacht verging, daß es nicht seufzte: „O wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde!" Aber die Mutter war drei Stunden weit, man denke! Und beim Abschied hatte sie ihm gesagt: „Heim komme mir dann nicht so bald! Droben würden sie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habest aushalten mögen." Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihn's und ihn's nicht sobald als möglich zu sehen wünsche, he nun so de (dann), so werde es es auch machen können ohne sie, hatte es anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längst um sein, wo ein Besuch daheim übel genommen oder bespöttelt werden könne.

Da traten andere Umstände ein, wo reisen und besonders so weit ein bedenklich Ding ist. Die Füße sind in einer Verfassung, wo engere Lederschuhe das Fußgehen verleiden, und Fahren ist eine gefährliche Sache. Und das mußte es sagen, es hatte bei weitem nicht mehr soviel Ursache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in seinen Umständen viel Verstand gegen ihn's, und, was die Hauptsache war, es gewöhnte sich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebwesen (Lebensart) da oben. Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen ist, daß ich mit der Mutter reden kann, so muß sie ihm Gotte (Patin) sein. Peter, der Mann,

meinte zwar, weil es ein Bube sei, wäre es passender, wenn der Schwäher Götti (Pate) wäre. Es werde nicht so lange gehen, so könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte sein. Allein Stüdeli sagte, er sei ein wüster Mann, vo selligem z'rede, und es erzwängte es, von seiner Schwäherin unterstützt, die behauptete, in solchen Dingen müßte man den Weibern ihren Willen lassen. Die Mutter kam und wurde vom ganzen Tanzbodenpersonal sehr zuvorkommend empfangen, so daß es ihr da oben ausnehmend gefiel und sie der Tochter nicht genug sagen konnte, wie gut sie es habe und wie sie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es so gut mit ihr gemeint und ihr diesen Platz da oben geordnet habe. B'sunderbar anständige und manierliche Leute seien da. Man merke denen gar nicht an, daß sie so nebenaus wohnten, in einer so groben Welt. Und Sachen genug seien da, man müsse sich recht verwundern, nicht in vielen Häusern da unten sehe es so aus. Das kam dem guten Stüdeli sehr übers Herz, machte es fast elend. Also auch die Mutter, der es ganze Krätten (Körbe) voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der andern! Die Welt kam ihm vor wie ein graulicher Schlund und in demselben es die allein fühlende Brust. Stüdeli hatte auch den Wahlspruch: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" Es ist nicht bald ein christliches Wort, das die Menschen, absonderlich die Weiber, so zu dem ihrigen machen wie dieses Wort. Leider fehlt da aber immer eines, sie sind nicht Christus, dem ein solch Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menschen, besonders den Weibern, ist die absolute Wahrheit, auf deren Seite man stehen muß? Da klagt so manches Weib unter Heulen und Zähneklappern: „Ach, er het's (hält's) nie mit mer, er ist e Wüste!" Das gute Weibchen meint, es habe absolut recht in allen Dingen, und unbedingt und ungeprüft müsse das Mannli B sagen, wo es A gesagt. Ja, das ist ein schwer Ding, und begreiflich bringt es nicht jeder Mann übers Herz;

denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum, und dieselben sind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere rot. Und da immer recht geben unbedingt, ohne Einrede, — denn jede Einrede, von Widerspruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugnis von Feindschaft, wenigstens als ein Mangel an Liebe und Vertrauen aufgenommen, — selb ist eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendste Ähnlichkeit mit den politischen Despoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattierungen in den Ansichten als Vaterlandsverrat verschreien.

Es schickte sich jedoch Stüdeli nicht, die Mutter zu verschreien, aber ihr Betragen tat ihm im Herzen weh; fast habe es keinen Menschen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur sterben könnte. Nun, so ernst mit dem Sterben war's ihm denn doch nicht. Der Mensch redet gar unbesonnene Dinge, und es wäre niemand erschrockener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernst machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, ist der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübsches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg sollen, es hätte doch was abgesetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich schöner es auf dem Tanzboden sei als unten im schwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er stellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieselbe es ihm auf dem Tanzboden immer besser gefallen werde, je mehr es sich daran gewöhne. So geschah es auch, und dazu trug die Mutter viel bei, weil sie so wüst gegen ihn's gewesen und mit den andern es gehalten hatte.

Selbes Jahr war ein schöner Heuet (Heuernte), und wenn schön Wetter ist, geht alles ring (leicht), die angestrengtesten Arbeiten werden mit Lust und Jubel abgetan. Stüdeli war ein sehr werchbar (arbeitsam) Mensch, wie man zu sagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit draußen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deswegen sehr gerühmt und darauf

hielt es etwas. Die Schwiegermutter sagte öfter: „Dä halb Tag bleib du daheim, kannst im Garten was machen, draußen bist du nicht nötig, sind Leute genug draußen, machen einander fast Plätzen ab (reiben einander fast wund), aber der Vater will es so haben. Er sagt, wenn die Leute begehren zu verdienen, solle man ihnen Arbeit geben, was sollten sie sonst?" Stüdeli ließ sich selten bereden, und wenn es der Hausgeschäfte wegen nicht gleich mit ausmarschieren konnte, so marschierte es desto geschwinder nach. Einmal ging es ihm auch so; die Landwehr (Hilfstruppen) war schon lange am Heukehren, als es hinter einem Haselhag(=zaun) her kam, ohne daß sie es sahen. Als es eben zu ihnen stoßen wollte, hörte es jemand sagen: „Es schynt, üsi Birlig=Stüdle well hüt am Schatte blybe", und ohne weiter was zu denken, trat es durch den Haag. Erst als seine Erscheinung offenbar einen Eindruck machte, alles schwieg, um so eifriger die Hände gerührt, seltsame Blicke sich zugeworfen wurden, fielen ihm die Worte auf, und ob sie wohl ihm gegolten. Sobald es mit einer ihm zugetanenen Magd ein vertraut Wort wechseln konnte, frug es, warum es sie heute so erschreckt und was da gesagt worden. Lange wollte das Jungfräuli nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielen Vorreden, es solle es doch recht nicht an ihm zürnen, es vermöge sich dessen durchaus nicht, im Gegenteil, es habe oft gewehrt, bekannte es, es heiße hier herum das Birlig=Stüdeli, aber nicht Birlig=Stüdle, wie der Unflat da gesagt. Daneben sei es nicht böse gemeint, um es auszuführen (zu verspotten), d's Gegenteil, bei allen rechten Leuten sei es b'sunderbar ästimiert.

Das war ein Stich für Stüdeli, gegen den alles bisherige bloße Flohbisse waren. Wer auf dem Lande gewesen, weiß, daß man zumeist das abgemähte Gras zwei Tage liegen lassen muß an der Sonne, wenn es gutes Heu werden soll. Über Nacht rechet (harkt) man es auf und stößt es in kleine Haufen zusammen, damit der Tau nicht alles netze und der

über Nacht feucht gewordene Boden früh von der Sonne getrocknet und erwärmt werde, dann zettet (zerlegt) man wieder. Diese Haufen macht man etwas größer, wenn zweifelhaft Wetter ist, und nennt solche in den Dörfern „Birlig", im Emmental „Schöchli". Als nun Stüdeli da oben von seinen Birligen sprach, da horchten die Leute hoch auf, und als sie endlich merkten, was Stüdeli darunter verstehe, verwunderten sie sich sehr und fanden im höchsten Grade lächerlich, daß man da unten solche Haufen Birlig sage, es seien ja Schöchli, und wer das nicht wisse, der müsse hinger nache (hinter) der Welt daheim sein. Da ist noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hause, wo man, so wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit gibt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und seligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzerisch verlacht und verdammt. An solchen Orten betrachtet jeder sich als der Darsteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweise. Da gibt es noch prächtiges Selbstbewußtsein und glückliche Selbstgenügsamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, „Birlig" sei das rechte Wort und „Schöchli" sei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das seien ja Birlige und nicht Schöchli, und jetzt solle es deswegen verlacht, verspottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten, und das müsse es sich gefallen lassen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja sogar einen Übernamen davon tragen, für sein Leben lang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Gespötte trieben!

Kurz, Stüdeli wurde fast krank darob, das alte Weh erwachte stärker als nie, es tat recht wüst, so daß es die Leute (ihre Leute) ärgerte. Stieße es nicht immer den Kopf mit den Diensten zusammen, so hätte es sich und ihnen den Verdruß ersparen können. Sie vermöchten sich dessen ja nichts, sie hätten denselben ihm nicht angehängt, und wenn sie ihn ver-

bieten wollten, so hülfe es nichts, sie könnten nicht immer bei den Leuten sein, es würde das Übel nur ärger, wurde ihm auf sein Aufbegehren geantwortet; fast hätte es darob die Übeltaten seiner Mutter ganz vergessen; in den höchsten Nöten bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, wenn ich doch bei dir wäre, wenn du wüßtest, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdest anders reden, würdest sagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wollest oder nicht!" Allweg möcht es dies der Mutter klagen, möchte hören, was sie dazu sage. Es müsse zu ihr, stellte sich nur fester in ihm, und je eher, je lieber, wie lange man lebe, wisse man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächsten Samstag zu den Eltern. Peter meinte, das pressiere nicht so, gäb (ob) acht Tag früher oder später. Mit dem Heuet seien sie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Rosse brauche man. Das habe nichts zu sagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine, und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja sei, gehe es schon. Aber am Samstag müsse es sein, es hätte ein Blangen (Sehnsucht) nach den Eltern, daß es ihm fast das Herz abdrücke, länger halte es es nicht aus. Gehe es jetzt nicht, gebe es (würde) gar nichts mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenn's Birlig-Stüdeli schon nicht reden könne, zum Werche (arbeiten) sei es gut genug. Kurz Stüdeli tat wüst, bis Peter sagte: „Nun, wenn du es zwängen willst, so zwäng's, aber nimm's nicht für ungut, wenn man dich so gehen läßt, wie du gehen willst; bei uns ist das der Brauch, daß das Nötige vorausgeht und die Gelüste hintennach. Häb's daher nit ungern, wenn wir bei unserm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor sein, wenn dir das Heimgehen vorzieht (-geht)." „Ja, ja, Brauch über Glust (Lust, Neigung), Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren," sagte Stüdeli. „He nu so de!"

Am Samstag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter

drohte auf den Abend. Dessenungeachtet machte Stüdeli sich z'weg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann sein müsse, ein trockenes Ja. Doch brachte ihm diese, als es abfahren wollte, ein Gütterli (Fläschchen) mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nötig, aber die Großmutter meinte, wohl so ein Ammeli (Milchfläschchen) sei schon oft kommod gewesen, und diesmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreisende Stüdeli drängte sich die Familie nicht, man ließ es ziemlich einsam abziehen. Die meisten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abschied kurz, sah ihm aber lange nach, und in den Herzen grollte es, daß so etwas Unnötiges habe gezwängt sein müssen. Wo es wohl d'r Brauch sei, während einem Werch (Arbeit) z'Dorf (zu Besuch) zu gehen? So was mache man zwischen den Werchen, wenn man sonst nichts zu tun habe. Die Leute würden schön die Nase rümpfen, wenn sie das Söhniswyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daherfahren sähen. Geschlagen sei man mit einem solchen Zwängkopf (eigenwilliger, rechthaberischer Kopf). Geglaubt hätten sie, es habe gebessert; wie es scheine, wolle es wieder ins alte Geleise. So dachten sie, es war keins, das nicht so grollte bei sich. Aber das müssen wir sagen, dieser Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denselben in sich, bis er erstickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein schöner. Es ist mit diesem Groll nämlich wie mit einem Brand in verschlossener Kammer. Bleibt dieselbe verschlossen, so erstickt das Feuer oder ist doch bald gelöscht. Reißt Tür und Fenster auf, so entwickelt sich erst des Feuers Macht, bald steht das ganze Haus in Brand.

Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. Ihn's so ziehen zu lassen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihn's durch einen Knecht können führen lassen, wenigstens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen lassen! Das sei doch weder Bruch noch Gattig (Art), daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen lasse, wenn man vier Rosse

im Stalle habe, akkurat wie ein Bettelweib und sövli (soviel) weit und sövli heiß! Man sieht, es hat jede Sache zwei Seiten, und je nachdem man sie betrachtet, von dieser oder jener, erhält sie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden Sonne, desto hitziger brannte der Groll. Sein Lebtag wollte es nie nie mehr z'friede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drohender stockte es am Himmel. Mein Gott! noch ein Wetter auf alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es sehr, lief stärker, bekam immer heißer, verlor den Atem, das Kind erwachte, fing an zu schreien, und Stüdeli kam's an, ihm schreien zu helfen, doch für einstweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, setzte sich auf einen Abweisstein und stillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind satt geworden, fielen ihm die Äugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Gesicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli, ganz vertrocknet von Hitze und Staub, setzte es an den Mund und trank es aus. Es ist alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewischt, setzte es den Marsch fort. Die Milch hatte ihn's erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihn's schrecklich, taten ihm sonst noch weh, es war matt, müde, es hatte sich anfangs überlaufen, und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer schwärzer, laufen sollte es immer stärker, wenn es nicht ins Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es einem so elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete aufs Heimkommen, dachte ans Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewissen machen da oben, und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn sie wären doch schuld daran. Aber das arme Bubi! Dann tat es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich waren es ihrer hundert, und die Stunde, welche es noch

nach Hause hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langsam, langsam, eine Stunde ist eine Ewigkeit, und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man steckt.

Endlich sah man das Dorf, endlich war die March (Grenze) erreicht, es schien, es sollte doch noch sein, daß es hinkomme. Es setzte sich, es schöpfte Atem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi schlief süß, sonst hätte es auch herhalten müssen. Als es so über die Häuser sah, das ihrige als eins der bedeutendsten hoch ragte, da fing es plötzlich an sich zu schämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du so daher kommst wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du seiest fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen: Das geschieht der recht, der war hier keiner recht, es hat ein Fremder sein müssen, einer da oben, jetzt kann sie es erschmöcken (riechen), was das für Leute sind da oben. Die wird einen Schuh voll herausgenommen haben (hineingefallen sein)! Nun, es sollte jeder so gehen, der vor Schmäderfräsigi (Wählerischsein) keiner recht ist daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erst alles bedenken sollte, ehe man etwas durchstieret (erzwingt). Es hätte manchen Batzen gegeben, es säße auf dem Tanzboden statt da, zunächst vor seinem Dorfe.

Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel schon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht so dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen sollte. Das Roß sei krank geworden, mit dem sei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar schwer Tragen sei. Nun Ausreden sind kommod, besonders wenn sie geglaubt werden, aber leider ist es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte sich stich- und schußfest, fuhr kühn dem Dorfe zu, geschwind und immer geschwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer rascher fielen,

bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrscheinlich noch aufgesparte von der Sintflut, hernieder prasselten. Im Nu waren Stüdeli samt Bagage fletternaß (pudelnaß), es dachte schon ans Ertrinken und war nicht mehr als einen halben Scheibenschuß vom Dorfe.

Da sah es die alte bekannte Brechhütte, wo es so oft seinen Hanf zerschlagen, neben der Straße stehen mit einem Giebeldach versehen, da die Wände nicht mehr hölzern waren, daher alle Herbst abgebrochen werden mußten, sondern wohl gemauert, Hitze und Kälte Trotz boten. Rasch fuhr es in die Grube, wo notdürftig Scherm (Schutz) war und sah in Ängsten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, sondern sogar noch schlief trotz Donner und Blitz. Es schirmte es bestmöglichst, aber sorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli sah sich kaum nach den beiden hereinstürzenden Gestalten um, sorgte fürs Kind, da hörte es plötzlich: „Donner, bist's oder bist's nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein ist's dir gegangen wie mir, immer zweimal böser ehe einmal besser." Erschrocken sah Stüdeli sich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Kopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr strub (struppig), aber die nassen Mäuse sind bekanntlich noch viel ekelhafter als die struben, so ein rechtes Dascheli (liederliches Ding), dem man die Blätterhaftigkeit (Aufdringlichkeit) naß und trocken auf einen halben Scheibenschuß ohne Brille ansah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durchs Herz, es verlor fast den Atem, doch die Besonnenheit nicht. „Wer ins gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, selb ist seit langem der Brauch," sagte Stüdeli, „d'rnebe, wenn es dir bös ging, ging's dir anders als mir, mir ging's gut, nit bös." „Habe geglaubt, weil du so daher kamest wie aus einer Kanone, du seiest mit dem Schelmen draus (wie ein Schelm auf und davon) und d'Landjäger hinter dir." „Ho, es sollte dir z'Sinn cho, daß üser Gattig (Art) Lüt

auch springen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'springen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah." „Du hast recht," antwortete des Geißenhändlers Bub, „von den Springige warest nie, hest immer ordeli g'wartet, öppe hert (hart, stark) springe het me nit müße, bis me dih ebsoge (eingeholt) het." Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete sich auf und sagte: „Vo dem wirst öppe nit viel z'brichte wüsse, oder hest, su sägs." „Aparti viel wüßt ich nicht," sagte des Geißenhändlers Bub, „aber was nicht war, konnte werden. Wo du einmal draus warest, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daschi da, es besaß einige Taler und hatte einen Vater, der drei Geißen besaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld ist zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und d's Daschi ist mer bliebe." Aber das Daschi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätschgesicht (Pfannkuchengesicht) nicht erwartet hatte. Das findet sich oft beim Weibervolk, daß, wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig ist und allen Fürsprechern (Advokaten) gewachsen, sogar den dümmsten. Nun brach's los und zwar zweischneidig, es hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß diesem weh wurde, denn mit einem solchen Mensch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es tat, als höre es das Daschi nicht, sagte, das Kind sei naß geworden, es könnte sich erkälten, und wenn es schon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit seinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen.

Nun es war bald im Dorfe, aber seines Vaters Haus war nicht das erste und nicht das zweite, es ging eine lange Gasse hinab, neben vielen Häusern vorbei, und unter den breiten Dächern stund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk, und neben dem vorbei mußte Stüdeli auch in seinem Aufzuge wie eine nasse Maus. Das war ein recht Spieß-

rutenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli versinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die flutenden Glossen unter den breiten Dächern, und ganz atemlos fuhr es unter seines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk versammelt stund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als sie die Frau das Dorf ab kommen sahen. So ist's, fällt jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es allen, die es sehen, zuerst gutes Blut (Vergnügen) und erst, wenn's gar übel geht, kömmt sehr langsam das Mitleid nach. Eigentlich sind wir ein Lumpenvolk, wir Menschen nämlich. Als nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauses Tochter erkannte, da schlug man die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber mein Gott, mein Gott! Was hat's gegeben? Wo kömmst du her?" tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als sie das Geschrei hörte, meinte sie erst, es brenne. Als sie nun Stüdeli sah in dem Zustande, bachnaß, und das schreiende triefende Kind, da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeses, mein Gott! Was ist mit dir? Was bringt dich so?"

Stüdeli war noch keine gemachte (fertige) Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte sich fassen, wenn's nötig war. Auf all das Geschrei antwortete Stüdeli nicht mit Gestöhne und Zähneklappern, sondern mit lachendem Munde. Da sei nichts, um so nötlich (aufgeregt) zu tun. Im Wetter seien sie naß geworden und würden bald wieder trocknen, wenn sie einmal in die Stube kämen. Und ins Wetter sei es gekommen, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demselben heimgefahren sei und es daher sich verspätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es sei schon so lange nicht hier gewesen, daß es sich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was sein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh, und dann ist es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen ist auch keine Kunst, es begegnet gar zuvielen Leuten,

und wenn es regnet, wird man naß, was kein Mensch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollständig allen, wie es schien, und ohne weiteres Gerede schaffte man so schnell als möglich Mutter und Kind ins Haus, sorgte dafür, daß sie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging (währte).

Als sie wieder in die Wohnstube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine stattliche, hübsche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tisch zu bereiten. „Wo weit Ihr hocke (sitzen)?" frug die eine Stüdeli. „Mit wie mängem (vielen) redst?" frug dasselbe. „He," war die Antwort, „ume (nur) mit eim, aber es wott sih mr neue (eben) nit angers (anders) schicke." „Su mach's z'schicke (richtig), sust reden ih keis Wort mit dir meh." „Selb wär' mr nit aständig (lieb), da wirde ih wohl müsse," antwortete die Magd, ganz selig im Herzen über solche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie sie es nannte. E selligi (solche) werd me nit bald atreffe, die so gar nit hochmütig sei, sagte sie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, so hübsch, so schön und selligi Kruselhaar, akkurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde gebutelet (in den Armen gewiegt), als ob man ihm das Herz aus dem Leibe schütteln wollte, und je wilder es ging, desto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmal einen Rechten, war das allgemeine Urteil. Selbst die Knechte machten ihm auf ihre Weise den Hof, perse (natürlich) zuhanden der Alten.

Stüdeli brachte einen recht heitern Abend ins Haus, kein Mensch hätte ihm angesehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch so gleichsam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgestanden. Es war selbst recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins saß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißenhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte sein Dorf, es wußte,

wie prächtig in diesem guten Boden die Geschichten wuchsen, wie schnell aus einer Laus ein Elefant sich herausbildete und wie wahrscheinlich das Schrecklichste aus seinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei sich selbsten aus, am besten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang selbst erzähle, so gleichgültig als möglich, und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm?

Die Unbefangenheit von Stüdeli und die lustige Art, wie es von dem Daschi (Weibsstück) sprach vor dem Gesinde, nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verschiedensten Mutmaßungen wurden herumgeboten, immer so scharfsinnige, als man sie von Gelehrten hört über vorsintflutliche Inschriften. Des Geißenhändlers Bub rührte das Kuchipulver (Gewürzmischung) ein, und dessen Daschi streute den Pfeffer darüber und das Körblikraut (Kerbel). Als noch am selben Abend die Knechte vom Hause auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde schon viel geschwatzt, und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er schwatzen konnte und zu schmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug ins Gerede, und was er gesagt und absonderlich sein Daschi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, sondern mitten durchs Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit, nicht bloß zu schweigen, sondern auch sich zu streichen (drücken), wenn er nicht des Melchers (Kuhknechts) Tatzen an seinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters verfochten sie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten, wie es sei, sagten sie, sie hätten es selbst gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten sie die Sache begreiflich machen. Das schlug den Klatsch für den Augenblick so ziemlich nieder, denn wenn die Dienstboten einmal zur Seltenheit für ihre Meisterleute gute Zeugnisse abgeben, warum sollten dieselben nicht wenigstens

halb so gut geglaubt werden als die bösen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden?

Stüdelis Vater hatte dasselbe viel zu fragen, über die äußern Angelegenheiten des Hauses, Landbau, Viehzucht und so weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verständig Bescheid wußte. Darob wurde es ziemlich spät, daß die Mutter endlich sagte: „Du wirst froh sein, an die Ruh zu gehen, es ist dir z'weg gemacht in deinem alten Stübli."

Als Stüdeli zu Bett war, kam die Mutter. „Wenn du nichts dagegen hast, so liege ich diese Nacht bei dir. Hätte noch allerlei mit dir zu reden, diesen Abend gab's es nicht und morgen wahrscheinlich auch nicht; in einem solchen Hause ist man nie ruhig." Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt diesen Nachmittag. Als es aus Ägypten, aus dem Diensthause zog, da war es ihm z'vorderst, es dünkte ihn's, wenn es bei der Mutter sein könnte, so hätte es ganze Fuder zum Abladen, und jetzt hätte es fast lieber geschwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indessen war das nur vorübergehend. Als sie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte sie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb bist mir, wenn ich dich doch geng (immer) by mr hätt!" sagte es. Die Mutter erwiderte diese Zärtlichkeiten, dann frug sie: „Jetzt, Stüdeli, sag' mir, warum kommst heute daher geschossen wie aus einem Stuck (Geschütz), habt ihr g'uneiset (euch entzweit) da oben, oder was ist?" „O Mutter," antwortete die Tochter, „du bist doch immer die merkigste, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiset aparti nit, aber ich hatte das Herz so voll, daß es mich dünkte, es müsse versprengen (zerspringen), wenn ich es nicht bei dir leeren könnte."

Nun erzählte Stüdeli so ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug schließlich die Mutter, ob es denn

das gelassen annehmen könnte, wenn es sein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüstern Übernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle. „O ja," sagte die Mutter, „noch viel wüstere gibt es, und je böser du darüber wirst, und je mehr du es erzeigst, desto länger heißest du so und desto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Ursache, daheim gegen deine Leute wüst zu tun; warum mußten sie es entgelten? Sie sagten dir ja nicht so, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch, wie ungern sie haben müssen, daß du da im Heuet (Heuernte) ausrissest, wo es jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades gegeben; denn so mir nichts dir nichts führest du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum." Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: „Du hast recht, aber denk, aber lue (sieh), aber wenn du noch jung wärest!" Und die Mutter ließ sich gerne unterbrechen, um nur so gründlicher der Tochter Herz ausputzen und segen zu können. Sie mahnte hauptsächlich zu Sanftmut und Ergebung, nie in der ersten Aufregung auffallende Schritte zu tun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, sein müsse, sich an der andern Menschen Platz zu setzen und zu denken, wie sie das aufnehmen, was sie dabei denken müßten und wie es einen Austrag (Ausgang) nehmen müsse. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Nase, denn der Mann, der seine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde sein Lebtag nie viel sein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege gewesen, fortzulaufen," fuhr sie fort, „ich wollte den Hühnern misten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts besseres zu tun wisse, als den Hühnern zu misten, es dünke ihn, es wären nötigere Sachen zu tun, als den Hühnern zu misten. Wenn das nicht gute (anders würde), drehte er den Hagle (Verdammten) noch den Hals um. Da schien es mir, als würde es auf einmal ganz schwarz um mich, das hätte

afe (doch) kei Gattig (Art), daß ich den Hühnern nicht mehr misten solle, wenn die Zeit um sei, das sei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, so könnte er nicht so gegen mich sein, lieber weg, dänne (von da weg), je eher je besser. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an und lief mich außer Atem. Da mußte ich mich absetzen, um Luft zu fassen und sah zurück. Es sei doch ein schön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche (arbeiten) und z'esse genue (genug), er daneben sonst kein Uflat (Unflat). So hing sich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute sagen würden, wenn sie mich in den allerschlechtesten Kleidern, in schmutzigem Hemd und Fürtuch herumlaufen sehen würden, oder wenn er gar ausschicken würde, mich zu suchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erst heim sollte; ich dachte daran, ihm zu sagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht, daß es ihm dann doch leid sei und er mir anhalte (mich dringend veranlassen wolle), ich solle bleiben und ihm verzeihen, dann könne ich immer noch machen, wie ich wolle, denn recht anhalten müsse er mir, sonst ginge ich. Ja, und dann? Dann holt er mich wieder. Ja, und wenn nicht? Was da machen? Scheiden? Warum nit gar, scheiden will ich nicht, es ist mir hier nicht erleidet. Selbst wieder kommen wie der verlorne Sohn? War da etwas gewonnen? Ja, er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und sagen, lauf nur fort, kommst von selbst wieder. Und als ich zum Hause kam, machte ich stillschweigend meine Arbeit, sagte ihm erst lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und seither dachte ich kein einzig Mal mehr ans Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten sich nicht ansetzen, laß nichts anbrenten (anbrennen) und bitter werden in deinem Herzen. Ist's einmal bitter im Herzen, wird alles bitter, was drein und draus kommt, wird alles dir ein Ärgernis, was dir vor Augen

kömmt, und wenn es der liebe Heiland selbsten wäre. Da ist dann eine Sache, dabei zu sein, daß böser nichts ist auf Erden, und du selbst hättest die größte Pein. Das wäre noch ganz anders, als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja, ja, hast recht, Mutter," sagte Stüdeli, „sehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tusig Gotteswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf kosten," sagte die Mutter, „mach nur kein sauer Gesicht, tue als ob gar nichts Zweispältiges vorhanden gewesen, so werden sie auch so sein und weder mit Mienen noch Worten was merken lassen. Das sind feine Leute."

So besprachen sich Mutter und Tochter über dieses und anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einschlief, war ein bedeutender Teil der Nacht vorüber, aber auch Stüdeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stüdeli fast verschlief. Sobald es flott war, nahm es sein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geschoren, ein Gnist (Mischmasch) darin, wenn man es sagen durfte, und vieles verkümmert und halb erstickt. Es fand den auf dem Tanzboden schöner; wenn es hier wohnen sollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Gespielin nach der andern kam, ihn's zu grüßen, zu fragen, warum es gestern so daher gekommen wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen; sie hätten gemeint, d'Franzosen oder gar d'Russen seien hinter ihm her. Stüdeli hielt sich gut, gab Bescheid mit lachendem Munde, frug, wie ihnen sein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem ansah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete sich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete sich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchter wurden recht empfindlich. „So," sagte eine wie

die andere, „bin ich dir nicht gut genug, du bist doch ein recht hochmütiger Emmentaler.“ Auf dem Kirchweg machten sie dann ihre Glossen auch über Stüdeli. Das sei auch nicht mehr das alte, sagten sie, es sei hochmütig geworden und tue so vornehm und werde doch kaum viel Ursache dazu haben. Wenn eine das Kinderwägeli selbst ziehen müsse, so könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Rosse ertragen, höchstens ein paar magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme sie doch wunder, was die für ein Gesicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geschloffen (geschlüpft) sei und hintenher seine Blättere (Weibsstück). Das hätte sich doch treffen müssen, daß beide gerade da zusammengekommen, schöner nützte nichts. Es könne kaum ein abgeredet Spiel gewesen sein, daneben könne man es nicht wissen, für nichts und wieder nichts werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüst gesagt haben. Die solle so bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen sei wie aus einer Kanone.

So zergliederten die Kirchenleute den Besuch, er bildete das Tagesgespräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten einige dazwischen und gaben wieder, was Stüdeli selbst erzählt und durch die Knechte ins Publikum gekommen war, aber sie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht, mit Energie ihre Meinung zu vertreten, sie wollten die Gunst des Publikums nicht aufs Spiel setzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber sind rare Vögel, selten einer wagt für sie ein Gefecht, sobald es hitzig zu werden scheint, macht er sich auf den Rückzug, geschweige daß einer ordentlich dafür einsteht. Der Pfarrer predigte wirklich über diesen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben sollen, er habe das nämliche Thema vorgehabt, denn wo die Predigt die Gespräche unterbrochen, da setzten die Kirchgänger sie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Mensch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles mögliche sagen

können, selbst, sie seien Schelmen und Spitzbuben, und die Regierung bestehe aus Räubern und Mördern, sie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht viele gewesen sein, welche, als sie heimkamen, den verlesenen Text anzugeben gewußt hätten.

Unterdessen benützte die Mutter die stille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze (Gemüsebeete) zu zeigen, nachher gab es sich nicht mehr, wie sie wohl wußte. Pflanzplätze sind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, sondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Aussehen des ganzen, ob es sorgfältig oder nachlässig gearbeitet sei, ließen sich beurteilen. Stüdeli rühmte, wie recht, und doch machte es die Mutter schließlich fast böse. Als sie die Pflanzen verlassen wollten, drehte Stüdeli sich noch einmal um und sagte: „Aber, Mutter, eins ärgert mich, das sollte nicht sein, du vermagst dich freilich dessen nichts, aber dem ganzen gibt es ein bös Aussehen, das sind eure Bohnenstecken. Sieh, das sind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es sind eigentlich nur Erbsstecken, nicht Bohnenstecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachsen. Da solltest unsere dagegen sehen, schön grade, halbe Tannli sind's. Weißt was, das nächste Jahr muß euch mein Mann drei-, vierhundert bringen, wir haben deren genug in unserem Berge, es tut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert (gelichtet) wird, und nehmen wir sie nicht, sprechen andere Leute zu. Es gibt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es sei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht schreit: ‚Wotsch mih lah sy (willst mich sein lassen), du Donner!'"

„He," sagte die Mutter, im ersten Augenblick etwas empfindlich, „es ist kurios, daß dir die Bohnenstecken nicht mehr recht sind, sie sind nicht besser, nicht böser, als wir sie von je gehabt,

und wir hatten, wenn sie gerieten, auch Bohnen genug und so schöne, als andere Leute." „Ja, Mutter," antwortete Stüdeli, „d'selbist (damals) hatte ich noch keine anderen Bohnenstecken gesehen, als wie man sie hier hat, ich meinte, sie seien alle so, aber seit ich unsere sah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern sind so schön grad auf und diese krumm und g'hogeret (höckerig), man darf fast nicht luege. Du hast doch das nicht ungern, Mutter?" „Warum sollte ich, b'sunderbar wenn du Wort haltest und machst, daß ich fünfhundert schön grade bekomme," antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Mutter, sollte ich nicht noch zur Base Gotte (Patin) gehen? Jetzt wär's vielleicht noch Zeit, ehe Predigt aus ist, und sie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte," frug Stüdeli. „Hast ganz recht," antwortete die Mutter. „Es ist eine wunderliche Base, lange macht die es nicht mehr, aber notti (nichts destoweniger) ist sie eine gute und dich hatte sie immer b'sunderbar lieb, und so oft ich sie sah, fragte sie nach dir. Aber säume dich nicht lange, sonst kömmst mitten i d'Kilchelüt (Kirchgänger)." Die Base Gotte wohnte zu unterst im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häusern vorbei, bei welchen wenige Menschen zu sehen waren. Das Dorf schien fast verlassen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sue (Eugen Sue) über die Gottesdienstlichkeit hinaus, aber die einen schliefen noch, die andern schliefen wieder, die dritten kochten und die vierten und Hoffärtigsten strählten und rissen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben sollte und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es dasselbe für das schönste gehalten im ganzen Kanton, jetzt schüttelte es über gar vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Gesichtern und grünen Anflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster

herein. Obschon es Sonntag war, sah es gar nicht aufgeräumt aus, Gräbel (Gerümpel) hinter dem Hause und Gräbel vor dem Hause, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Karren, kurz alles, was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da schien es akkurat, als ob man sämtliches Material zusammengeschleppt habe, um im Fall der Not ums ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg schlagen zu können. Die Misthaufen schwammen in einer braunen Sauce, die sich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermischte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffee machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man stärkern und bräunern Kaffee als oben im Dorfe.

Bei der Base Haus sah es nicht schöner aus als bei den andern und war ihm doch dasselbe von Jugend auf wie ein kleines Himmelreich erschienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Base was Gutes. Es weiß kein Mensch wie mancher Eiertätsch (Eierkuchen) dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert.

Drinnen im Hause ging es ihm nicht besser. Die Base war sehr freundlich, zog für ihn's und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit sie glaubte, den guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaube, es hätte sie nötig, Mangel sehe man ihm keinen an, d's Gunträri (im Gegenteil), es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie denke oft an ihn's, und es solle einmal erfahren, daß sie es nicht vergessen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser, als Stüdeli pressierte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Pressieren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle, und als es zum

Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Teile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hintertüre entweichen zu können unbemerkt. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause.

Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht, wie es komme, setzte es hinzu, „aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen. Ich weiß nicht, taten sie gegen mich expreß so oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so, und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zuleid getan, daß sie so gegen mich sind. Die Mutter sagte nicht viel dazu, als: „Es wird dih öppe ume düecht ha (eben nur gedeucht haben)!", was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Zepter in der Küche heute selbst zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegessen werden sollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleisch, welche aufgestellt wurden, waren ausgewählt und alles mit besonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß sie es nicht verlernt, daß sie es noch könne.

Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelassen, ob sie ihr im Stübli decken solle, oder ob sie mit den andern an Tisch wolle. Stüdeli wählte das letztere. „Wenn ich apart essen würde, da täten sie erst recht mich ausführen (verspotten). Ich müßte geng (immer) hören, wie ich hochmütig geworden, eine Emmentaler Bäurin vorstellen wolle; wenn sie eine solche wären, so hätten sie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, sondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uv'rschamte

Sachen mehr sind. So redet man doch da oben bei uns nicht miteinander," grollte Stüdeli.

Bei Tische fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an, und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: „He, wil Stüdi so ganz e Emmetauere(-talerin) ist und so emmetauerisch redet, hier sagt man den Kirsi (Kirschen), „Kirsi," wie sie heißen, und längs Stuck (eine geraume Weile) hat es jetzt immer von Kriesene b'richtet und anders noch mehr; ich sage ihm künftig nur das Kriesi-Stüdi." Stüdeli kriegte ein rot Gesicht, die andern lachten, die Mutter sagte: „Du bist immer der uverschamtest, Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, sei mir d's Hergotts (tue mir das nicht zuleid, sonst —). Weischt (weißt du) nit, daß Ubername anhängen eine Sünde ist? Einen Namen gibt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das sind die Namen, die gelten sollen und die geben sie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzutut, der tut's is Tüfels Name, merk dir dies, Bub! Kriesi und Kirsi laht Gott wachsen, und an jedem Ort sagt man ihnen, wie es der Brauch ist, Kriesi oder Kirsi, und es ist beides gleich gut, und niemand hat das Recht, den andern auszulachen. Weißt es, Bub!" „Ja, Mutter, ich lachte nicht deswegen, ich lachte bloß wegem Stüdeli. Albez (früher) konnte es auch Kirsi sagen wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmut Kriesi, es meint, das sei vornehmer," sagte Sämi so mit der rechten gegenwärtigen Flegelhaftigkeit eines übermütigen Schuljungen, wie sie jetzt in den Dörfern, absonderlich in denen, wo Sekundarschulen sind, wo das französische ABC und Kappeleweltsch (Küchenfranzösisch, Kauderwelsch) gelehrt wird, zu finden sind. „Sag' du mir, wie du willst," sagte Stüdeli, „es ist mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Kriesi-Stüdi sagst, so mußt du mir ‚d'r my Gott Seel Sämi' heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmental nicht,

und das sagtest du aus Hochmut, daß man glauben sollte, wie ein Großer du seiest. Ich schämte mich fast für dich." „So," sagte der Vater zu Sämi, „mit Schein (wie es scheint) bekommen ich und du noch miteinander zu reden."

Stüdeli sah alsbald, daß es in eine alte Wunde gestochen, es war ihm leid, es fing von seiner Abreise an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei, und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater. „Zweifle," antwortete Stüdeli. „Das von gestern brauchen sie nicht und die andern auch nicht. Die hatten gestern stark gearbeitet, und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen, man müsse gegen die Tiere Verstand haben, so gut als gegen die Menschen." „So kann ich dich einen Plätz führen (eine Strecke fahren)," sagte der Vater, „meine taten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen." Stüdeli ließ sich auf dieses Kapitel nicht ein, sondern bat ihn, seinetwegen nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut, und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten; wenn es reiten (fahren) wolle, müsse es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es wegzuführen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen, und das möge es ganz wohl verbringen. „Ja," ergänzte die Mutter, „ich will es begleiten und eins von den Meitschene zieht das Wägeli schon," und somit war die Reise geordnet.

Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämi war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd verschämte (schämte), jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafte Verteidiger gegen den Vorwurf der Hochmütigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntags-

nachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüsttun und sie auszufüllen mit Liederlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamsells, die Damen und Junker frägt: „Laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht?" hui, wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Röte am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande!

Zwei Mädchen statt nur eins galoppierten mit dem Kinderwägeli voraus auf der staublos gewordenen Straße, und sittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als sie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter," sagte es, „wie bin ich doch z'weg (daran), so muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben sagte man mir Birlig-Stüdle, hier d's Kriesi-Stüdi, wer möcht am End so dabei sein, wenn man keinen Menschen mehr recht reden kann. Ist das nicht zum Drauslaufen?" und dabei seufzte es schwer und machte fast eine Miene, als ob Tränen am Nachrücken seien. „Wohin wolltest laufen?" frug die Mutter kaltblütig. „Du könntest nirgends den Ort finden und wenn du so lange laufen würdest, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verschweige (geschweige) recht reden könntest. Das nimmst viel zu schwer, und das kömmt davon her, daß du meinst, es solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Übergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmentalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmentalerin, und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf

wieder vor Augen kam und dir alles weniger gefiel als früher, oder gar mißfiel, und doch ist's immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswert. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große ächzen und klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie akkurat so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue (sieh), das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist, und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft sie daraus, alles Ghüder (Auskehricht) in Kratten (Körbe), um morgens auf den Mist zu wandern. Sieh, so mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrat, was sich ansetzen will, was nicht hineingehört, und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohlgefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habest, die Geduld, die Sanftmut, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen sein soll, dann b'segne dich und bet ernsthaft: ‚Vater, vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Bösen,' dann hest's g'wunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'säme g'hängt. Es ist gar nichts, daß dir davor sein könnte, als e böse Kopf und es wunderligs empfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinst, das Herz müsse

dir abenander (auseinander). Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut, und was vo nenander het müße, das chunt geng (kommt immer) wieder z'säme. Aber das, wo man selbst macht, das ist zum Verderben, und das, wo im Herze wachst, das ist wie der Rost, das frißt z'erst Grube (Löcher) und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Rost ist. Mach's so, glaub, es chunt gut, du hest alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage hest, sy nume (nur) Bagatellsache; ob du ja Birlig-Stüdle oder Kriesi-Stüdi heißest, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb ist und das Kriesi-Stüdi Gott wohlgefällt. Glaub m'r, es war manche Frau ganz anders z'weg, z'weg, daß es se düecht het, wenn ere niemer anders d'r Kopf abschryß (abreiße), su schryß sie ne selber ab, und wär sih später so reuig gsy, und ist so glücklich worden, du glaubst nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl," antwortete Stüdeli, „aber ih chah (kann) nit, ih bi gar so ne schwachi Person, lang nit was du." „Gspäß (Spaß)," antwortete die Mutter, „was nit bist, sollst werde, ume (nur) nit eis Tags; so macht es sih nit, wie viel meine, sondern bi längem. Fah ume a (fang nur an), selb ist d'Hauptsach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da ist d'r Fehler. Fah a, su chunt's gut, zell (zähl) druf und glaub m'r."

So sprachen sie zusammen, kamen unvermerkt weiter, sahen ungesinnet sich vor einem Dorfe, welches mehr als eine Stunde entfernt war. Stüdeli erschrak und machte der Mutter Entschuldigungen, daß es sie so weit habe kommen lassen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtet (es wäre ihm leichter geworden), wenn nur noch das Heimkommen überstanden wäre, dann hätte es allen Mut, es komme gut. „Allweg schreiß dir den Kopf nicht vorher ab," antwortete die Mutter, „nachher wärest du dich sicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis ins Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf (wären nicht

mit mir zufrieden), wenn ich nicht mit ihnen ins Wirtshaus ginge, sie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als sie dazu kommen, wird es ihnen nicht schaden und dir auch nicht, du hast dann noch einen strengen (schweren) Weg, immer obsig (aufwärts)." „Miech nüt (macht nichts), Mutter, wenn die letzte zeche (zehn) Schritt nit wäre," antwortete Stüdeli mit Seufzen.

Als die Kinder hörten, daß es ins Wirtshaus gehe, taten sie Sätze wie junge Böcklein, es war, als sei ihnen das Himmelreich verheißen, und stracks gehe es darauf los. Als sie ins Dorf kamen, sah man schon gegen das Wirtshaus, denn die Wirtshäuser lieben es auch, daß sie von den Leuten gesehen werden und zwar schon von ferne. Da begannen Stüdelis Zunge zu stocken und seine Füße langsamer zu gehen, endlich rief es: „Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit (schaut) doch, steht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirtshaus in der Straße!" — „Es düecht mich, es syg (sei) so eine dr Postur nah, drnebe sollst du ihn besser kennen als ich und hast jüngere Augen," antwortete die Mutter. „Es ist ihn gewiß, Mutter," sagte Stüdeli, und seine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was sie mache, wenn sie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweißlich. Die Sitte auf dem Lande ist viel strenger, sie hält im allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, sie hält insbesondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälse. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Gesichte und der Mutter Freundlichkeit sehen, wie willkommen sein Erscheinen war, und es war wirklich, als ob Wolken aus Peters Gesicht wegflögen, als ob ein ganz anderer Schein sich darüber lege. Wer geglaubt, es seien da Wolken gesessen und verschwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken gesessen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken.

Aber so ein Ehemann ist wirklich bös z'weg in solchen Fällen, er ist der arme Teufel zwischen Amboß und Hammer.

„Hör, du bist der Mann, du mußt den Verstand machen, wenn sie ihn nicht selbsten hat,“ sagen die Alten. „Wenn du mich lieb hättest, du würdest anders mir helfen und auf meiner Seite sein,“ heißt es auf der andern Seite. Nun, wem soll er helfen, besonders wenn man dabei sagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis (etwas) het d'r Herr Major recht und öppis d's Lisabethli. Er denkt, Vater und Mutter sollten die witzigern sein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und sollt in alt Lüt sich chönne (können) schicke und ihnen auch was chönne z'Gefalle tue. So denkt er in einem Augenblick, so in einem andern, und je nachdem einer ein Gemüt hat, greift es tiefer oder minder tief.

Am meisten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüt, liebte beide Teile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeitsgefühl, das sagte ihm, seine Frau sei diesmal offenbar im Unrecht. Er selbst war wirklich auch verletzt worden durch ihr Zwängen (halsstarrig sein), welches offenbar Aufsehen machte, was er bestmöglichst zu verstreichen suchen mußte. Es war ihm angst, wie Stüdeli heimkommen werde, versöhnt oder erst recht anfächtig (kampflustig). Das erstere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergessen hätte und versöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er sicher, daß sie dieses hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Diese Unruhe trieb ihn seiner Frau entgegen, obgleich es ihm höllisch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Zentnern beschwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, sondern wegen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verscheuchte begreiflich seine Bekümmernisse, es war ein Wecken aus schweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, so wie auch sein Erscheinen Berge abwälzte und Kümmernisse verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und segensreicher als dieses. Es ist überhaupt das Entgegen-

kommen ein gar schön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitschi nicht wissen lassen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt steht es ihnen in der Regel sehr übel an.

Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Heide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsaubern Wirtshänden nicht verpfuscht, ein anmutig Wynli und mundete absonderlich der Mutter. Jetzt sei es beim Schieß (alle Wetter) Zeit, daß sie aufhöre, wenn sie noch heim wolle, g'wüß heig (habe) si es Retzerli (ein Räuschchen) und das es bravs. Si wüß sih nit z'bsinne, daß es ihr so gegangen. Wenn sie nur d'r Tusig Gottswille scho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als sie Geld zählte, weil sie absolut die Ürti (Zeche) berichtigen wollte, klagte sie, sie komme nicht z'weg (zurecht), bald verschieße (vergreife) sie sich, und bald sehe sie die Stücke doppelt. Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk getan, mancher Mutter zum Exempel.

Wenigstens ebenso glücklich wanderte das junge Ehepaar seines Weges. Stüdeli mochte fast nicht warten, bis sie zum Dorfe hinaus waren, um Peter seine reumütigen Geständnisse zu machen, zu sagen, wie es ihn's so freue, daß er ihm entgegengekommen und sein Wüsttun ihn's nicht habe entgelten lassen, und seine Vorsätze für die Zukunft mitzuteilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmentalerin werden wolle. Halb sei es sie schon, da unten habe man ihn Kriesi-Stüdi sagen wollen und ihm sonst vorgehalten, es rede ganz emmentalerisch. Nun wolle es lieber nur einen Übernamen statt zwei, mit den Birligen wolle es nichts mehr zu tun haben,

sondern nur noch von Schöchlene wissen. Überdem gefalle es ihm da oben weit besser als da unten; es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es sei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menschen und die Häuser, kurz alles zusammen, und aller G'lust (Gelüste) sei ihm vergangen zu zügeln (umzuziehen), auf dem Tanzboden wolle es leben und sterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihn's nicht lassen entgelten, daß es sich so verfehlt.

Peter hätte ein Klotz sein müssen, wenn ob solchen Liebesreden sein Herz nicht hätte weich werden sollen wie Grasanken (-butter), und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen sei, wie niemand was gegen ihn's hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben müßte, es sei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wisse, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen sei, werde die größte Freude sein und alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samstag so bös fort sei, „und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, so hätten wir alle Ursache dafür gehabt. Aber das ist eine, wie man sie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli (Schneeglöckchen), wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergessen und wenn ich hundertjährig würde, und wenn ich ihr Liebs und Guts erweisen könnte, würde ich nie fragen: Was kost's? Daran dachte man, und das war unser Trost, und er fehlte nicht, und wenn du jetzt so kommst, so wirst sehen, was das für eine Freude und eine Liebe ist."

Unter solchen Gesprächen wird der Weg kurz, sie waren daheim, ehe sie sich's versahen, und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr. Man flog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte sich mit herzlicher Teilnahme, wie es ihm gestern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu tun, daß es fast nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderst war. Als Stüdeli am Abend mit Peter in ihr Stüb-

chen kam, da nahm es ihn um den Hals und sagte: „Das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen suchen, zähle darauf!"

Die Frau Pfarrerin.

Eine Hauptsache für jeden Menschen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, ist, zu wissen immerdar, was für Zeit es sei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Nase rümpfen und sagen, schwer sei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und so wichtig sei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeste Zeit, wenn man vergesse, was für Zeit es sei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, selb sei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die meisten wissen, und diese werden die Wichtigkeit dieser Kenntnis zugeben und zum Kalender raten, der zur gründlichsten und umfassendsten Kenntnis der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel (Neumond und erstes Viertel) sei, und die Zeichen alle, wann haarschneiden gut sei und b'schütten (begießen) und Bohnen setzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beschneiden, daß der Habicht sie nicht nehme, und Weizen säen, daß die Spatzen ihn nicht fressen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt sein wolle. Ja im Kalender könne man sogar sehen, wann es heilige Zeit sei, absonderlich heilige Sonntage, was zu wissen Bäckern und Kommandanten not täte, den ersten, damit sie nicht das Nachtmahlbrot zu backen vergäßen, den andern, damit sie wüßten, wann sie, allen Bärenwirten z'Trotz, nicht tanzen lassen sollten, sondern sie und ihre Offiziere samt Soldaten sich anständig aufführen. — Den Pfiffigsten wird diese Auskunft nicht genügen, sie werden sagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben sie wenig, aber pfiffig werden sie sagen, die rechte Zeit und die wichtigste hätte ihre eigenen

Organe, aus denen lerne man sie kennen, und das seien die Zeitungen. O nein, der Meinung sind wir nicht; da sieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut ist oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazierengehen mitnehmen soll oder einen Regenschirm. Da sieht man bloß eines, daß leicht man zum Toren wird, wenn man sich für einen Weisen hält, daß man oft Torheit findet, wo man Weisheit gesucht.

Der Kalender, welcher uns immer am besten gefiel, am sichersten anzugeben schien, was für Zeit es sei, ist der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem dessen Bevölkerung sich mit Lebensmitteln versieht. So auf einem Markte von allerlei, vom obern Tore bis zum untern Tore, was man da nicht alles sieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht alles für Leute erblickt! Wenn es Winter ist, das merkt der Dümmste, an der eigenen Nase erstlich und an den Nasen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verschiedener Art, am kurzen Märten (Markten) und raschen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen ums Neujahr herum, wenn sie den fetten Gänsen, guten Enten, anderm Wildbret und sonstigen Leckerbissen nachstreichen.

Daneben ist der Markt nicht uninteressant, er enthält die ausgepackten Vorratskammern der Umgegend. Im Herbste das Eingekellerte, Eingesetzte von allen Sorten, welches nach dem Neujahr immer mehr zusammenschmorrt (=schrumpft), wenigstens an Frische verliert, bis nach und nach die Gewächse aus Treibhäusern und Couches (Mistbeeten) auftauchen, Rübchen wie Nädelchen und Salatstäudchen, die durch das Vergrößerungsglas sichtbar werden, Spinat mit den schnellen Beinchen, die sich nirgends ordentlich stille halten wollen; zu Zuckererbsen und Bohnen gelangt man bei uns trotz aller List und aller Müh erst viel später. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut (Feldsalat, Valerianella olitoria), die Rabünzli, das Sauerkraut usw.; da kömmt die Köchin Markttag um Markttag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf

zu achten hat, ob das Gemüse sechs Kreuzer oder sechs Batzen kostet, und mit dem Beisatz: „Lueget Frau, kum es Hämpfeli (kaum die Handvoll) und sollte drei Batzen kosten, und z'Not konnte ich einen Kreuzer abmärten (abdingen).“ An Orten, wo es knapper geht, und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: „Es wär wohl öppis (etwas) anderes da gsy, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar hagels tür, das ganze Körbli für sieben Batzen, und wir hätten nicht für einisch (einmal) genug gehabt, Ihr hättet mir ein schön Gesicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre.“ „Es ist fatal,“ sagt dann die Frau, „der Herr grännet (sieht sauer) afange (nachgerade) über alle Winterköch (Wintergemüse) und will doch dann nicht ausrücken (herausrücken) mit dem Geld, er begreift nicht, daß, wenn man zuerst von einer Sache haben will, man es doppelt so teuer zahlen muß als einige Wochen später. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen keiner mehr Verstand eine Kleblaus (Blattlaus) groß. Da ist ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da sollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen so gut, als sie für sich allein kaum halb genug kriegen für dieses Geld.“

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich sobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenstöcke. Erst hier auf den Steinen sieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichtum so recht augenscheinlich. Es kommen die ersten Erdbeeren aus sonnigen Rainen, die ersten Kirschen von Basel her, die Bohnen aus dem Wistelach*), die Erbsen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern spendet seinen Segen, bis ein kühn Weib mit den ersten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt (einbringt). „Warum frißt er, wenn

*) Die Gegend um den Murtensee im Kanton Freiburg.

es ihm nicht wohl macht?“ würde es auf daherige Vorwürfe sagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, desto seltener wird das Alte, desto mehr sticht es gegen das Neue ab, die eingeschrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Äpfel, die runzlichten Birnen, aber nicht desto minder wert sind sie, oft stehn im Preise sie viel höher als das verdächtige Neue, von dem man so recht nicht weiß, taugt es etwas oder nichts; denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung ist oder nicht, sondern kann man sie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte schwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Äpfel in die Ecken eines Korbes sich schmiegen, desto massenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müssen Wagen und Pferde her, und hochgetürmt ziehen Kabisköpfe (Kohlköpfe) ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang streitig, selbst jetzt noch, wo sich dieselben doch durch soviele Eidgenossen verstärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem sehen, ob die Käufer um einen Wagen sich drängen, oder wir möchten fast sagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, so empfindet man den richtigen Standpunkt ganz bestimmt an den Wistelachern: sind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben sie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb ist; sind sie aber noch gröber als sonst, dann zugegriffen ohne Komplimente!

Aber nicht bloß die Verschiedenheit der Jahre merkt man. Wer fünfzig Jahre gelebt hat, merkt um diese Zeit besonders einen gar mächtigen Unterschied zwischen ehedem und jetzt. Ehedem ging es um diese Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten fast sagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräte auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete (schlachtete) sogar. Seit aber die baumwollenen Hemd-

chen aufgekommen sind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, seitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht, beides stinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Äpfel noch Erdäpfel ein; in Vorräten liegt alleweil ein Schaden, totes Geld und Abgang (Verlust), ein unnötig Geschlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man nachts nicht mehr soviel Speise, um eine hungerige Maus zu sättigen.

Da sieht man aber eben auch, was für Zeit es ist. Ja noch viel mehr sieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, sondern auch in die Gesichter der Käufer sieht; da kann man Betrachtungen anstellen über die Zeit im allgemeinen und die Zeit im besondern, da kann man merken, ob es eine gesegnete oder ungesegnete ist in dieser oder jener Gegend und in diesem oder jenem Hause, wie auf die Üppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der G'lust (das Gelüste) wäre, wenn das Geld noch wäre. — Lustig ist's, wie in bestimmten Häusern ein regelmäßiger Wechsel ist wie zwischen Ebbe und Flut, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe schließen kann, besonders wenn die Frau selbst noch Einkäufe besorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage sehen, in welchem Stadium er wäre, und drei Wochen nach dem Neujahr bis gegen Ostern werden sicherlich auch in den Marktkörben die Fasten sehr merkbar sein. Und wie erst die Leute selbst kommen und verschwinden, mager werden oder fett, avancieren oder verkümmern, es ist merkwürdig! Da trohlet (rollt) der Stoff zu den interessantesten Lebensbeschreibungen recht eigentlich auf der Gasse herum. Wahrscheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Gesichtern, Geschichtsforscher sein, welche hier auf dem Markte auf und ab wandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigsten Geschichtsstudien machen oder Figuren zu Novellen suchen.

Anfangs wird es ihnen gehen wie andern; sie sehen ein buntes Durcheinander ohne besondere Merkmale, ohne eigentümliche Züge. Erst bei längerem Beschauen trittet das Besondere auseinander, und einzelnes macht sich bemerkbar, trittet (tritt) immer eigentümlicher hervor, so daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beschauer es vermißt und sucht; er hat das Ganze nicht mehr; das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt einen wunder.

Doch es gibt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geschichtsforschung, daherige Studien unwillkürlich machen und sich auf dem Markte auch um die Menschen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Base, eine kuraschierte Frau, mit hellen Augen, raschen Entschlüssen und Urteilen, sie hätte den besten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen sie nicht kargte, oft auf ihre Markterfahrungen. Am liebsten redete sie davon, wie sie immer lange vorausgewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erstlinge gekauft, ihr nichts zu teuer gewesen, wenn sie bei keiner jungen Gans habe vorbeigehen können, so habe die Base in der Regel es getroffen, wenn sie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir schon anders, wenn du Verstand hast, und hast keinen, je nun, so ist's nicht schade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch keine lange das Beste vor der Nase weggekauft. Sie war unerschöpflich in Geschichten über dieses Thema. Doch sah sie aber auch noch anderes als der Menschen Schwächen, auch das Bessere, Anmutige entging ihr nicht, überhaupt selten etwas Bemerkenswertes. Mit besonderer Vorliebe hielt sie folgendes Marktbild fest, aber sie mußte in recht weicher, schöner Stimmung sein, wenn sie es zum besten geben sollte.

„Vor einigen Jahren“, erzählte sie, „traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundschlechtem Wetter, eine ältlichte Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf, noch durch ihre

Gestalt. Die Kleidung war äußerst einfach, aber ebenso reinlich, sie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Gesicht beim bloßen Ansehen, sie fiel mir bloß auf durch die Stetigkeit ihres Daseins, das mir gar nicht notwendig schien, denn sie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte sie auch ihren Einkauf gemacht, ging sie nicht heim wie andere Frauen, sondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten und bei schönem Wetter und wenn der Markt so recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkürlich fing ich an, mich zu achten, was sie eigentlich da treibe und was sie kaufe; im Handel war sie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Hähneli mir vorweg geschnappt. Sie kaufte nichts Meisterlosiges (Überflüssiges), überhaupt nichts aus dem Tierreich, sondern bloß aus dem Pflanzenreiche und hier auch zumeist das Allerwohlfeilste und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch fast immer etwas Obst; hier und da märtete (kaufte) sie sich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich schloß, daß sie ein Vögelchen haben müsse, sonst aber wahrscheinlich alleine haushalte. Ihre Geschäfte wären also in einigen Minuten abgetan gewesen, wenn nicht etwas anderes sie gefesselt hätte, und was das war, sah ich bald, als ich einmal aufmerksam auf sie geworden war.

Es war eine unendliche Freude an den Früchten und Pflanzen selbst, nicht um sie zu essen. Sie freute sich z. B. recht herzlich über den ersten Blumenkohl, aber sie kaufte den ganzen Sommer keinen, wenn er mißraten war und hoch im Preise blieb. Es waren ihr liebe Bekannte, Freunde, Kinder, die in fremden Landen gewesen, weit über Meer, die wieder herkamen und von ihr mit herzlicher Freude bewillkommt wurden. Natürlich war immer das erstemal bei Wiedererscheinen in jedem Jahr die Freude am größten, aber sie verging nicht, loderte

bei jedem schönen Stücke neu auf, und wenn die Pflanze oder Frucht immer seltener erschien, so ward ihre Freude an ihr um so inniger, fast wie an einem Menschen man sie hat, dem man zuruft: ‚Ach, lebst auch noch!‘, den man verloren gegeben und doch noch wiedersieht. So wimmelte der ganze Markt von oben an bis unten aus von lieben Bekannten, die sie ja alle grüßen mußte und wäre es nur mit einem Blicke. Vor allem war es das Obst, welches von den Bäumen kam, welches ihr Augen und Herz gefangen hielt. Den Beeren von den Sträuchern schien sie nicht viel nachzufragen, sie beachtete sie kaum; auch auf die Baselkirschen hielt sie nicht viel, sie seien so wässerig und hätten keinen ordentlichen Geschmack, sagte sie. Nur was auf unsern Bäumen wuchs, fand ordentlich Gnade vor ihren Augen. Über unsere Kirschen freute sie sich sehr, von ihr zuerst vernahm ich, daß auch die Kirschen verschiedene Namen hatten, ich meinte bis dahin, es gebe rote und schwarze und nebenbei noch Weichseln oder Zahmkirschen (saure Kirschen). Doch erst bei den Äpfeln und Birnen ging ihr das rechte Leben auf; mit einem freudigen Ausruf ward jede neue Sorte, welche auf dem Markte erschien, begrüßt. Wenn die neuen erschienen und alte und neue in den Körben lagen, dann war ihr das Jahr eingegangen, das alte schloß sich, ein neues hatte begonnen, und in neuer Reihe marschierten die alten Sorten auf, eine nach der andern, und jede wurde von der Frau mit Namen bebegrüßt, denn sie kannte alle wie ein Feldmarschall seine Regimenter.

Da sah ich dann auch, wie die Marktweiber die Frau kannten, ihr herbeiriefen, neue Sorten zu zeigen, nach ihrem Namen zu fragen, wie sie ihr von weitem Äpfel in die Höhe hoben, wenn sie wußten, daß sie diese besonders liebe und sie vielleicht im vergangenen Jahr gefehlt hatten, oder ihr ein halbes Dutzend, welche abgesondert im Korbe lagen, aufdrangen, sagend: ‚Nehmt sie nur, nehmt sie, das werden die einzigen dieser Art sein, welche Ihr dieses Jahr sehet, sie gerieten nirgends.‘ Unter die andern

sie zu mischen, wäre schade, und apart sie zu verkaufen, lohnt sich nicht der Mühe; da dachte ich, ich wolle sie z'Ehren ziehen und Euch sie bringen, Ihr wüßtet sie am besten zu schätzen und ich hätte selbst Freude, wenn sie Euch recht gut dünkten.' Sichtlich mit Freuden, aber erst nach langem Weigern, nahm sie die Frau geschenkt. Denn wie sie auch die Kreuzer abmödelete (einteilte), hier konnte sie nach ihrer Weise verschwenden, schienen die Kreuzer sie nicht zu reuen, hier kaufte sie nicht immer vom Wohlfeilsten, hier konnte sie wählig sein, kaufte aber oft auch recht Unscheinbares, anfänglich zu meiner Verwunderung, bis ich merkte, daß es besser war als schön.

Es war ein eigener Verband zwischen der Frau und den Weibern und zwar ein recht freundlicher. Durch das Interesse, welches die Frau am Inhalte ihrer Körbe nahm, die Freude, die sie hatte, wenn sie schöne Produkte sah, ihr sachkundiges Urteil, ihre nützlichen Winke aller Art war sie den Weibern wert geworden, ihr Erscheinen tat ihnen wohl, sie freuten sich sicherlich schon daheim darauf, wenn sie was Schönes bringen konnten, sie wechselten gerne einige freundliche Worte mit ihr, das eintönige Markten (Handeln) unterbrechend. Nicht selten geschah es, daß sie zur Schiedsrichterin oder Ratgeberin aufgerufen wurde. Gar manches Dämchen kennt nichts von dem, was es kaufen will, und steht vor den Körben, als wären es lauter Tennstore (Tennentore), steht kummervoll von einem Bein aufs andere, es möchte Äpfel und ist in Seelenangst, man möchte ihm Zwiebeln für Äpfel anhängen, von wegen es hatte gelesen, das sei einmal irgendwo einer Dame passiert. Und wenn auch die meisten zwischen Zwiebeln und Äpfeln zu unterscheiden wußten, wie manchem Dämchen ist bekannt, welche Äpfel am besten für Kuchen sind, welche am besten für Brei oder Kompotts usw.? Nun da ward meine Frau gar oft von irgend einem Weibe als Autorität angerufen. ‚Die kann am besten sagen: lüge ich oder lüge ich nicht, die weiß einen Reinetten von einem Holzäpfel zu unterscheiden,' hieß es.

In einem ähnlichen Falle kam ich mit ihr ins Gespräch. Ich wollte ein Quantum zum Einkellern für den Frühling kaufen und werweisete (war unschlüssig) zwischen zwei Wagen; auf beiden priesen die Weiber ihre Ware an, als hätte jedes die allerbesten Äpfel mit fast menschlichen Tugenden. Da deutete das eine der Weiber auf die eben vorübergehende Frau und sagte: ‚Die kann sagen, was ich für Äpfel habe, die kennt sie.‘ Sie gab ganz gefällig Bescheid, daß die Äpfel der andern Frau für jetzt zu brauchen passender und besser seien, aber für später wären ihr diejenigen der Frau, welche sie angerufen, viel lieber. — Von da an wechselten wir öfter einige Worte, aber zu einer eigentlichen Bekanntschaft kam es nicht, wir suchten sie beide nicht, fragten nicht einmal nach unsern Namen, wenigstens ich nicht.

Da geschah es einmal im Winter, als es recht kalt war und glatt, daß sie umfiel auf dem Markte und an Bein und Arm sich übel wirsete (verwundete). Ob sie bloß ausglitt oder umgerannt wurde, wußte ich später selbst nicht, wahrscheinlich das letztere. Wahrscheinlich ward die Menge durch einen der schrecklichen eidgenössischen Postwagen, vor denen weder Mann noch Maus sicher ist, auseinandergesprengt, und einer, der in Todesangst sein Leben retten wollte, hatte die alte schwache Frau umgerannt, doch glücklicherweise nicht gegen den dahinrollenden Wagen zu, eidgenössisch überfahren wurde sie nicht. Man lief ihr zu, stellte sie auf die Füße, sie hatte nichts gebrochen, unter großen Schmerzen konnte sie gehen, doch nicht alleine. Zufällig war ich der einzige Mensch in der Nähe, der eine Bekanntschaft mit ihr hatte; ich konnte nicht anders, ich bot ihr meine Begleitung an, sie nahm sie dankbar, doch unter tausend Entschuldigungen an, wie sie zu meiner Zeit noch üblich waren, wo nicht jeder Schlingel meinte, unser Herrgott habe nur um seinetwillen die Welt erschaffen und ebenfalls das übrige Gesindel, um ihm die Hände unter die Füße zu legen. Dem sagt man jetzt altväterisch, wenn ein

Mensch von Herzen für eine Wohltat danket, man sollte sich schämen. Aber was will man, wenn man dem lieben Gott nicht mehr danken will, weil es nichts abtrage, warum sollte man Menschen danken?

Es war wirklich aber auch eine große Mühe, die arme Frau, welche unsäglich litt und alle Augenblicke stillestehen mußte, in ihr Quartier zu bringen. Billigermaßen sollte jede eidgenössische Postkutsche verpflichtet sein, hinten aufgeschraubt ein Transportmittel, Sänfte oder Karren, mit sich zu führen, um die hinter ihr liegenbleibenden Toten oder Schwerverwundeten aufzuraffen und in ihre Wohnungen zu schaffen. Glücklicherweise wohnte die Frau nicht drei Treppen hoch, sondern nur zwei hintenaus in einem Stübchen gegen ein Höflein, aber von der Sonne beschienen. Im Stübchen war es unbeschreiblich reinlich und heimelig, und wie ich richtig vermutet, ein Vogel empfing uns mit freundlichem Gezwitscher. ‚Du Arm's,' sagte sie, ‚meinst, du bekommst deinen Salat, und ich habe dir keinen.'

Leidend sank sie auf einen Sessel. ‚Du mein Gott! und jetzt, was fange ich an!' Sie war so gleichsam zu sagen allein auf der Welt, hatte niemand als eine Wochenmagd, die einmal des Tages kam, abends um sechs, um ihr Holz und Wasser zu tragen, alles übrige besorgte sie selbst. Im Hause hatte sie das Stübchen gemietet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte sie keine andere Gemeinschaft, als daß man sich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar schon was sagen. Ein solches Vereinzeltsein mag zuweilen gehen, aber früher oder später kommt dann doch die Frage: ‚Und jetzt, was?', kommt oft so plötzlich, daß sie einem den Schweiß austreibt.

Damals kam sie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. ‚Und jetzt, was?' Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um sechs Uhr, jetzt war's zehn. Wäre ich nur zu Hause gewesen, da hätte ich schon jemand senden können,

aber durfte ich sie allein lassen? Und wem rufen im wildfremden Hause? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Türe, ein lustig Kindergesicht guckte hinein und rief: ‚Die Mama schickt mich und läßt fragen, ob sie der Frau Pfarrerin mit etwas behilflich sein könne, sie habe gehört, sie sei krank heimgekommen.‘ Das war ein Engelein in der Not, das mit großem Mitleid die arme Frau streichelte, die vor Husten die Antwort nicht fand.

‚Könnte die Mama selbst kommen?‘ sagte ich, sah nicht das Kopfschütteln der Kranken, und zur Türe hinaus war das Kind, ehe sie es zu einer Antwort brachte. ‚Mein Gott, was denkt Ihr!‘ sagte sie endlich, ‚eine so vornehme Frau . . .‘ Aber ehe sie vollenden konnte, trat diese schon ein, allerdings eine vornehme, aber äußerst liebliche Erscheinung. Mitleidsvoll wandte sie sich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte sie kaum, steif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmut, dachte bei mir, sie sind doch alle gleich, später kam ich darüber, daß sie schüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch so, sie war schüchtern, wurde leicht verlegen und sogar rot aus einfacher Verlegenheit.

Un djetzt, was machen? Vor allem aus müsse sie ins Bett, wurden wir rätig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem ihren senden, sagte sie, aber der sei etwas bequem, und wenn er sich einmal eine Tagesordnung gemacht, so weiche er nicht mehr davon ab, und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, seine Frau wolle sterben, würde er antworten, sie solle warten, er habe noch vier Visiten zu machen, sobald die abgetan, werde er alsbald kommen. Die Dame schickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, sondern legte selbst Hand an, zur unaussprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. ‚Aber nein, Frau Landvögti! Aber mein Gott, Frau Obersti! Ich bitte, ich muß mich ja schämen,‘ und als sie zum linken Fuß gekommen war, kostete ihr der fast das Leben. Als die Dame danach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu

befreien, rief die Frau Pfarrerin: ‚Nei, es het doch gewiß kei Gattig (keine Art)!‘ bückte sich, wollte selbst ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Gesichte voran unters Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geschah so unsanft, daß die gute Frau laut aufschrie und der Tränen sich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir sie zu Bette, das so reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubte hätte. Endlich war sie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigstens ruhig sein können, wenn die Höflichkeit nicht gewesen wäre. ‚Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt, und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herumstehen, ich ihnen nicht einmal Sessel geben kann, um wenigstens doch zu sitzen.‘ Übrigens glaube sie, sie brauche uns nicht länger lästig zu fallen, sie könne wohl alleine sein, bis der Arzt komme, es sei ihr so unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. ‚Ich glaube nicht, daß es so böse ist,‘ sagte ich, ‚geschunden und gequetscht indessen seid Ihr brav, und das ist manchmal schon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder.‘ Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und tat noch mehr. Sobald ich fort war, rief sie Lisette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufschläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt rasch, und alsbald ließ er sich von mir dirigieren. Er fand die Verletzung an sich unbedeutend, dagegen die Erschütterung und den Schreck in solchem Alter bedenklich, daher er nichts sagen könne, man müsse zuwarten, es werde sich jedenfalls bald zeigen; die Hauptsache sei Ruhe und gute Abwart (Aufwartung). O, Ruhe hätte sie, sagte die Frau, und wenn sie wisse, was machen, und es ihr nicht böse (schlimmer werde), so könne sie schon machen, was sie nötig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, sie meine, sie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme.

‚Das werdet Ihr bald merken, daß es nicht geht,‘ sagte dieser, ‚nein, dafür muß anders gesorgt werden.‘ Nun machte er ihr den Vorschlag, sie in den Spital transportieren zu lassen, wo alle Burger unentgeltlich aufgenommen und verpflegt würden, sobald sie krank würden. Er sei Arzt dort, sagte er, und besser als dort sei sie nirgends aufgehoben, das verspreche er ihr. Das könne sie nicht, sagte die Frau zu der andern großen Verwunderung, in ein so großes Haus, ein so großes Wesen hinein dürfe sie nicht. In einem großen Saale könnte sie nicht krank sein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank sein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieses Vorurteil fahren zu lassen, in einem Tag sei sie an den Saal gewöhnt, und was sie wünsche, habe sie alsbald. Sogar Lisette mischte sich ein, und feine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am schärfsten tönte. Wahrscheinlich fürchtete sie bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach belästigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieses Weigern als eine kindische Meisterlosigkeit vorkommen mußte, sie kam in sichtbare Angst. Da sagte die Frau Landvögtin: ‚Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, seid nur ruhig, es ist denn nicht, daß dieses absolut sein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank ist als unter einem Dutzend, wo, wenn eines schlafen möchte, ein anderes hustet. Ich hätte (wünschte) es ganz auch so. Eine gute Abwart wird sich wohl finden.‘ ‚O ja,‘ sagte Lisette, ‚fürs Geld sind immer Leute zu haben, die etwas verdienen möchten.‘ ‚Lisette,‘ sagte die Frau Landvögtin, ‚geht doch hinauf und seht, ab die Köchin vom Markt zurück ist, und ist sie noch nicht heim, so schließt das Vestibül, der Herr ist auch ausgegangen. Es ist ein Strolchenvolk in der Stadt, man ist nirgends mehr sicher.‘ ‚Ihr werdet doch denken,‘ sagte die Frau Pfarrerin, ‚für eine arme alte Frau tue ich doch dumm, es ist so, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges

mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte fast auch sagen, meine Blumenstöckli. Was sollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl jemand zu fressen geben, aber lieb hätte es niemand, und niemanden könnte es seine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti (Sehnsucht) nicht fressen, und ich könnte nicht schlafen. Herr Doktor, wenn es zu machen ist, ich halte an, was anzuhalten ist, so laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli (Sparbüchse), nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die bösen Tage.'

Der Arzt war nicht einer von denen, die nicht eintreten (sich hineindenken) können, nicht fühlen, was andere fühlen, böse werden, wenn man sich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber spotten tat er gern und sehr oft, um seine Weichheit dahinter zu verbergen. ‚Ja, wenn es so ist, Frau Pfarrerin, so sage ich kein Wort mehr. Ein solcher Grüsel (Unmensch) bin ich denn doch nicht, daß ich eine solche Liebe stören möchte. Wenn nur Frau X. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Nase an allen Orten und kennt alle Leute, die wüßte uns sicher eine Abwart, die paßte.'

‚Danke für das Zutrauen, Herr Doktor,' sagte ich, da ich längst eingetreten war, aber eben nicht nötig fand, mich kund zu geben, ‚aber Ihr habt recht, ich weiß zwei für eine, es frägt sich nur, welche eben zu haben ist.' Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doktor nicht. ‚Da weiß ich jetzt my Seel nicht, welches Sprichwort ich anwenden soll, ob das vom Horcher oder das vom Wolf. Aber sei es das eine oder das andere, so ist's gut, daß Ihr Rat wißt.' Es sei ihr so leid, daß sie uns so Mühe mache, sagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doktor meine, sie müsse im Bette bleiben, so sei sie dankbar, wenn man für eine sorgen wolle; ihr Ruhbett sei ein Kastenruhbett (Bettsofa), so daß eine Wärterin kommen könne, wann sie wolle, G'scheer (Schererei) gebe es nicht.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach

der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Instruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einstweilige Überwachung.

So hatte ein sogenannter Zufall Personen zusammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die sonst nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurteile reicher. Wievieles in der Nähe ganz anders sich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es gibt Verhältnisse, Lebenslagen, sie schimmern weithin, dort wohne, sollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenusse seufzen lüsterne Seelen, und wären sie dort, säßen sie mitten drin, sie würden erschreckt die Augen aufrichten, würden meinen, sie seien verirrt, ans unrechte Ort geraten, würden nicht rasten, nicht ruhen, bis sie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen. Und wie es mit den Verhältnissen so oft der Fall ist, geht es auch mit Menschen. Menschen, von ferne die liebenswürdigsten, werden nicht selten in der Nähe die widerwärtigsten. ‚Als wir noch nicht verheiratet waren, dünkte mich immer, ich müsse meine Braut fressen, und jetzt bin ich so reuig, tat ich es damals nicht,‘ seufzte ein beschwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben so oft. Lagen, von denen man versicherte, man möchte nicht gemalt darin sein, können sehr angenehm und heimelig werden. Menschen, von denen man sagte, sie hätten rechte Längizytg'sichter (Langeweilgesichter), bei denen hielte man es nicht aus, „gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber längwylig vom Tüfel,“ und gerade diese Leute können uns recht lieb werden, ja sich eigentlich einnisten in unser Leben, daß, wenn sie uns genommen werden, eine rechte Lücke entsteht in unserm Dasein, die lange sich nicht füllen will. Sie haben halt das meiste und beste nicht auf dem Gesicht, sondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung sollte ich jetzt machen. Wer mir gesagt hätte, es würde mir zwischen einer alten Pfarrfrau und

einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja absonderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich sehr ausgelacht, und doch ging es mir jetzt so. Freilich wäre es nicht allen so gegangen, ja vielen nicht, und gerade den Tonangebern, Ausschließlichen, der Creme der Gesellschaft nicht. Es gibt Leute, welche über alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Nase rümpfen, für nichts Interesse haben, und unendlich langweilig finden, was nicht in diesen Kreisen besprochen wird. Diese Leute halten sich für sehr fein gebildet und sind es eben nicht, sondern äußerst borniert, grusam beschränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menschenlebens sind sie einigermaßen bekannt. Und so einer kann unter sinnigem Grännen (nachdenklichem Gesichterschneiden) und schrecklichem Aufblicke gen Himmel sagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm, und können nicht mit dem gleichen Rechte die andern ihn den allerdümmsten beizählen? Das ‚dumm' ist gar ein seltsam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer selbst ins Gesicht schlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau sie sich anfangs gedacht. Es ist mit dem menschlichen Körper fast wie mit Wein, den man in Flaschen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelassen hat, so daß er sich auf das feinste abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flasche unbedacht hin und her, so mischt sich die Unreinigkeit, die sich abgesondert hatte, mit dem Reinen wieder und trübt es dergestalt, daß man den Wein lange nicht wieder hell bringt, daß es fast ein anderer Wein geworden zu sein scheint. Ähnlich ist es mit dem menschlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menschen, der jahrelang ein einförmig stilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., so daß der Körper erschüttert ist, die Lebensweise geändert werden muß, so trittet so gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahnet, der Schaden wird zur Neben=

sache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Gestalt an, geht nicht selten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in selber Woche, so doch in der nächsten aufstehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können, aber sie täuschte sich schwer, täuschte sich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm sie doch die Täuschungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verstauchten Glieder sich nicht recht kräftigen, und allmählich schlich eine allgemeine Schwäche sich ein. Der Arzt tat sein möglichstes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfschütteln an. Die Abwart (Aufwartung) war gut, ich hatte es glücklich getroffen, sie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, sondern sie liebte die Kranke, die so geduldig litt, nie befahl, sondern so freundlich um das Nötige bat und wenn möglich jedes Schläfchen schonte.

Indessen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, sie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche sie nicht lösen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten, trotz allem Kredit, in welchem sie jetzt stund, von wegen man kann nie wissen, was es geben wird. Das ist eine Vorsicht, gut für alle, und manchem käme es wohl, er hätte sie beobachtet, und zwar manchem nicht nur in den obersten, sondern auch in den untersten Ständen. Ja, Ratsherren per Exempel brauchen noch oft Vorsicht, aber so manches Stüdi (Stine, Dienstmädchen), das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche frisch kocht, meint nun, von da aus liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menschen könne es Schüsseln und Kacheln (Näpfe) himmeldonnern an den Wänden herum, das mache alles nichts, ihm fehlten die besten Plätze nicht, wenn es einmal einen Moken (Stück Rindfleisch) abdämpfen und saure Leber anbrühen könne, und läßt sich nicht träumen, daß es im nächsten Jahr sechs Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meister suchen müssen,

keinen Tag wissend, wo es am Abend sein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anstellung. Empfehlungen machen da die Hauptsache, und um die kommt man so leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen (derb aufzutreten), so ist die Gnade verwirkt. ‚Das isch e Madame,' heißt es, ‚wohl da läßt sich luegen (da muß man aufpassen), ‚daß man die Majestät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr und rekommandieren keinem Menschen.' Unsere Abwart hatte sich also einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, so daß sie alleine war in diesen Zwischenräumen. Wir ordneten die Zeit, so daß diese Zwischenräume des Alleinseins ganz klein wurden oder völlig verschwanden. Ich muß sagen, die Frau Landvögtin tat da das beste und nicht bloß durch Lisette oder eine andere Stellvertreterin, sondern wenn möglich in eigener Person. Ja, wenn sie auch wußte, ich war da, so kam sie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn jemand sagte: ‚Die Frau Landvögtin ist aber fleißig, man sollte meinen, wie nötig sie es hätte, man muß sich schämen neben ihr,' so antwortete sie: ‚Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte jemand müßig sein sollen! Die sagte, jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güschigut (Lumpenvolk) und junge Gäxnäseni (Gelbschnäbel) täten nichts.'

Was uns an der Frau Pfarrerin am meisten auffiel, war eine Verlassenheit oder Vereinzelung, wie sie wohl selten vorkommen wird. Sie fragte, schickte nach niemanden, niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitscherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen schienen ihm recht zu schmecken, die es von ihr bekam oder die sie zwischen die Stäbe steckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben natürlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten

die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ sie grüßen, ihr sagen, sie solle doch ja machen, daß sie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für sie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für sie mitgebracht, weil man sich erinnere von früher her, wie sie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem andern das Beispiel, daß, wenn ich alles hätte annehmen wollen, ich eine eigene Magd hätte mitnehmen müssen, freilich kaum für lange, so was ist selten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte sie das alles brauchen, da sie alleine sei, aber jeweilen ein Zeichen werde sie sehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim, und ward es mir zuviel, so schob ich es zurück aufs nächste Mal. Mein Trägerlohn war aber ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin sich freute über die Gaben und über die Weiber, daß sie ihrer gedachten und daß die Äpfel so schön geraten, sie ward jedesmal glücklich bis zu Tränen. Solch ein kindlich Gemüt kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was solch ein Gemüt für ein Schatz ist, begreift die Welt nicht; es ist auch ein Gut, das über allen Verstand geht, so gut als der Friede Gottes. Das sogenannte Glück, dem alle nachjagen, ist außerhalb den Grenzen der beiden, ist nichts als ein trügerisches Wesen oder ein garstig Gespenst.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, die man vielleicht etwas wissen lassen könnte, wird jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leise, unbemerkt tun, sie hätte sonst geglaubt, es sei nur, um ihnen unsere Last zuzuschieben. Aber sie antwortete immmer, sie hätte niemand als den Waisenvogt ihrer Zunft, den sie kenne und den sie einstweilen ruhig lassen wolle, solange es möglich sei. Er meine es nicht bös, aber er sei ein grober Polteri (Polterer), trete in nichts ein, und wenn man nicht alles mache exakt, wie

er befehle, so behandle er einen ärger als eine Magd oder gar, als ob eigentlich Leben und Sterben nur von seiner Gnade abhingen. Sie schlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn sie von ihm sprach. Wie schlotterte sie aber erst, als sie vernahm, daß derselbe mein Vetter sei; ich hatte die größte Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt sei. Der Vetter sei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übelnehmen zu können, wenn jemand über seine Schwächen lache oder sich beschwere. Es war ein Mann, wie man zu sagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis ins innerste Mark hinein und dazu in Privatgeschäften mild und angenehm und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wolken der Majestät, Majestätsverbrechen waren ihm Widerspruch und Einrede, da ward er rücksichtslos und streng, schien hart und hochmütig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder, wie.

Überhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß sie so eigentümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war g'wunderig (neugierig), der Frau Landvögtin ging es akkurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. ‚Sagt mir doch,' redete mich diese an, ‚wisset Ihr nichts vom Leben unserer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z' Tod wunder, sie sitzt sorgfältiger darauf als eine Gluggere (Gluckhenne) auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringste merken lassen, und gerade deswegen nimmt es mich so wunder.' Gerade gleich gehe es mir, sagte ich. ‚Nun, wißt Ihr was, Ihr seid eine so resolute Frau, so stecht (geht) sie diesen Nachmittag geradezu an. Es ist absurd Wetter, so gerade recht, daß man nicht gestört wird und besonders geneigt ist, etwas zu hören. Sie ist so eine gute, daß sie es nicht abschlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus,

wir dürfen es also wohl wagen." So war es mir gerade auch, und sobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, sich gesädelt (gesetzt) hatte und die Lismeten (Strickzeug) im Gang waren, fragte ich: ‚Was hättet Ihr gesagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter heraufgebracht hätte? Ich traf ihn fast vor der Haustüre an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er sei ein sauberer Vogt und kümmere sich schlecht genug um seine Anvertrauten; was der wohl für ein Gesicht gemacht hätte!' Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut der Angst wegen, in welche die arme Frau geriet. ‚Mein Gott, nur das nicht!' rief sie, ‚ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor,' rief sie, ‚wenn ich ihn plötzlich unter der Türe sähe. Wohl, der würde mir schöne Sachen sagen, daß ich mich nicht habe krank melden lassen bei ihm und nicht in den Spital gegangen sei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportieren.'

Nachdem wir sie bestens beruhigt, fuhr ich fort und bat sie, uns zu erzählen, warum sie den guten Waisenvogt so fürchte, uns überhaupt unsern G'wunder (Neugierde) zu stillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern sei es bräuchlich, daß man nicht bloß diesen, sondern auch die Herkunft eines Menschen, wenigstens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wisse, sonst bleibe ein Mensch immer verdächtig. Sie entschuldigte sich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geschichte. ‚Mein Gott, was wollte ich erzählen,' sagte sie, ‚was wollte einem so unbedeutenden Menschenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet sein, ihr würdet einschlafen darob.' Als wir ihr sagten, schon das sei merkwürdig, daß sie hier niemand kenne und dahergekommen scheine fast als wie vom Himmel herab, sagte sie: ‚Das ist ganz natürlich, ich bin nicht von hier, sondern —'. und somit kam sie in ihre Geschichte hinein, und als sie einmal im Zuge war, vergaß sie die Bedenken.

‚Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprichwort sagt, man am obern Tore einen Schoppen Nidle (Rahm) ausleeren und am untern Tore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren. Dort war mein Vater Torwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu sorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag sei. Es war ein wichtiger Posten, aber auch ein beschwerlicher. Die Uhr war alt, stund daher gern still, und merkte das mein Vater nicht alsbald, so kam die Frau Burgermeisterin oder die Frau Burgerschreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher gelaufen und machten meinem Vater und später mir den Marsch und drohten, wenn man 's Zeit nicht besser besorge, gebe es ander Wetter. Unter dem Tore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienst und Zeitvertreib, wo man das beste Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es selbst, doch hielt er es soviel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüsse und Kastanien. Mein Vater war Witwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht (zu halten) und dachte nicht daran. Als Burger hatten wir Land zum Pflanzen und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich besorgten das gemeinschaftlich, so gut es gehen wollte. Ach, mein Vater selig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Mensch an zwei oder drei Orten zugleich sein könne; wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung oder ob dem Garten das Lädeli versäumt wurde, schmähte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigsten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geschehen müsse, wie z. B. die Frau Stadtschreiberin mit ihrer spitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren (wie es einzurichten), um das Nötigste abzutun, aber ich war zufrieden,

es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht schöne Tage. Da konnte ich im Lädeli sitzen und alles sehen, was aus und ein ging, löste manchen schönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die schönsten Sachen, und war der Montag da, so freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich fast in lauterem Glücke, wenn auch in stillem. Ich war sehr wenig unter Gespielen, meist daheim, wo ich mehr als genug zu tun hatte; aber der Vater hatte mich lieb, und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenstöcklein draufging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch das darf ich g'wüß nit säge (gewiß nicht sagen), das muß ich überspringe,' sagte die alte Frau, noch jetzt rot werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das Kurzweiligste von allem, wie sie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis sie wieder anfing: ,Da . . . da . . .,' aber stotternd fast nicht mehr in Zug kam.

,Da steht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müsse seinen verloren haben und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menschen, so gut als möglich, er wählte lang, ich riet ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was anderes dachte, als das sei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde sicher schön singen können, den möchte ich einmal hören.

Am nächsten Montag steht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erschrak recht, denn ich hatte ihn ganz vergessen. Er rühmte den Schwamm sehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er sei mit dem seinen fast aus. Ich sagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem solchen Herrn sei er wohl

zu schlecht. Er meinte nein, seit er so guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unserm geben. Ich tat's mit rechter Angst, er finde ihn nicht gut und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag und mochte doch fast nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geschmeckt. Endlich kam der Montag, und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geschmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es seien nicht immer die größten Läden, wo man das Beste finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht, was darauf sagen; wenn er es nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vikar im Blackenboden (fingierter Ortsname) sein, der komme alle Montage ins Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli (Viertelpfund Tabletten, „Zeltli") und einen halben Schoppen Magenelixier und trinke beim Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn auslachen konnten, und erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen ihn aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vikar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montagnachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne;

am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studieren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich, weil nach ihm der Montag kam. Ach, wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag nachmittag, dann finde der Vikar vielleicht gar niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungeniert seiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen (Kohlpflanzen), gingen wir beide. Ich zog daher die ganze Woche alles z'weg (rüstete alles), von dem ich am nächsten Montag dem Vater sagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüsten ankommen sollte, mich auszusenden, das müsse abgetan sein, es sei ja morgen auch ein Tag,. Der Herr Vikar war sehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder später vor dem Lädeli stand, aber nie mehr unerwartet oder unversehens; wie klein er auch war, immer von weitem schon hatte ich ihn kommen sehen. Ehe er ins Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, so müßte er sich im Städtchen versehen. ‚B'hütis (behüt uns) Gott wohl, Herr Vikar', antwortete ich. Dann hielt er sich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählich sehr zusammenschrumpfte, erschien er wieder und machte seinen Einkauf, und wir redeten zusammen ein wenig von Wetter und von Feuersbrünsten und Mordtaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er schon klein war, so schritt er doch recht stattlich einher, besonders von hinten zu sehen, daß man Respekt haben mußte vor ihm; daher sah ich ihm immer nach, so weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab sich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen

wenn irgend jemand aus dem Blackenboden bei mir einsprach, so vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu sagen, ihr Herr Vikari nehme auch alles bei mir und sage, er finde es nirgends so gut. Nichts konnte mich böser machen, als wenn man mir antwortete, selb wolle nicht viel sagen, von wegen er sei gar e Dumme und sei nicht schuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn sie sagten, es sei ein guter Herr und hätte für so einen Kleinen ein b'sunderbar schönes Wort, und ein Eifriger sei er mit dem Studieren, er wende an (strenge sich an), er werde immer bachnaß darob; sie trauten (glaubten), es gehe ihm wohl schwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl bessern, er sei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben seine Einkäufe in den Taschen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneesturm. Es wurde ganz finster, ganze Haufen trieb es durch das Tor, daß ich nicht anders konnte, als ihm geschwind die Tür auftun und ihn in unsere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum beide Platz gehabt. Er war schon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen sollen, aber ich durfte (wagte es) nicht vor Respekt, der Vater schmählte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch schnell einige Sachen zu verstoßen (beiseite zu schieben), die unnötig herumlagen, und mußte daher entschuldigen, daß es so wüst bei uns aussehe, und hätte gerne gesagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor und tue es nicht an seinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, sobald er wieder sah, der Vikari: ‚Nein aber, was habt Ihr doch für einen schönen Rosenstock, so einen sah ich mein Lebtag nicht.‘ In der Tat hatte ich beim Fenster vornen einen Rosenstock voll prächtiger Rosen, wie ich sie auch noch nie gehabt. Er ward recht eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber sei, besonders die Rosen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geschirre (Töpfe). Wie er sich auf eine Pfarrei freue, wo er einen Garten habe und sonst

noch Land und Blumen ziehen könne nach Lust und Liebe. Da wolle er erst recht leben, und mit einem Garten voll Blumen sei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, so werde er mir dankbar sein. Begreiflich sagte ich ja und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Rose mitgeben dürfte. Und als er sagte: ‚B'hütis, gar gern,' brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knospe zum Aufgehen war. Ach, wie er so freundlich danken konnte!

Von da an ward unser Verkehr traulicher, und er kam nicht bloß vors Lädeli, sondern auch zuweilen in die Stube, indem er nach den Blumen fragte und sie zu sehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vikar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unser Kunde war, sogar bei uns einsprach, sondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine seiner Geschichten zum besten gab, und sogar darüber lachte, was dem Vater selten mehr begegnete, da er selten auf jemand stieß, dem er sie noch nicht erzählt hätte; er sagte oft, solche seien afe (nachgerade) rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch besser im Lande.

Der Rosenstock machte unsern Verkehr lebhafter, der Herr Vikari fragte immer nach demselben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demselben haben könnte, er täte gern etwas einstellen, und im Pfarrhause hätten sie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug gesprochen, ich sollte ihm für etwas Grünes sorgen? Und ich tat es so gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht getan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war so bescheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blackenboden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, gestützt auf das, was die Blackenbödeler über des Pfarrers sagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, sagte er dann, sie meinten es nicht bös, aber verstünden es nicht besser.

Er sei nicht meisterlosig (verwöhnt) und nie hungerig zu Bette gegangen, nur sei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer sage, was das Stückli Fleisch auf dem Tische gekostet und wie teuer abermal das Brot sei und ein Pfarrer, wenn er einen Vikari habe, z'armen Tagen geraten (arm werden) müsse notwendig. Das stelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht esse; wenn er daher hungerig bleibe, sei es seine Schuld, denn genug wäre dagewesen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt recht, aber daß er mein Mannli werden könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war besonders berühmt wegem schlechtem Kaffee, der Kaffee hieß und zumeist auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten sollte. Als ich ihn einmal darüber fragte und er entschuldigend sagte, das wisse er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkust (schlechten Beigeschmack), er sei zu trinken, besonders wenn man durstig sei, sagte mein Vater: ‚Mach dem Herrn Vikari ein Kaffee, er kann dann unterscheiden, was eigentlich Kaffee sei oder nicht. Er tut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und schämt sich unserer nicht, wenn wir schon geringe Leute sind.' Der Vikar war sichtlich erfreut über die Einladung und gab ein Kapitel gegen den Hochmut los und erklätte, wenn er schon Burger von Bern sei, so wüßte er nicht, warum er eigentlich stolz darauf sein sollte, von wegen er sei nicht schuld daran, daß er es sei, so habe es ihm Gott geordnet, er hätte ebensogut in einem Städtchen, ja sogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen gewesen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vikar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich servieren sollte, und noch dazu ein Vikar, wenn auch ein kleiner, man stelle sich das recht vor! Ich machte alle Augenblicke etwas

Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. ‚Aber Setti (Lisette), wie dumm!‘ ‚Setti, was denkst?‘ ‚Setti, bisch z'hinderfür (verkehrt) im Kopf?‘ — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. ‚Es ist mir recht leid, Herr Vikari, ich hätte Euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache tun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern, was es alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlsuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünschen.‘ ‚Aber Vater, was schwatzt Ihr auch!‘ rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, ‚schweigt doch um Gottes willen, sonst laufe ich fort, ich will gar keinen Mann.‘ ‚He,‘ sagte der Vater, ‚welle oder nit welle (wollen), man kann nicht wissen, und wenn du immer so dumm tust, so bekömmst du keinen, wie gern du auch einen möchtest, gället, Herr Vikari?‘ Was der Vikari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich ins Kucheli (Küche) hinausgemacht, so böse über meinen Vater, ich schäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indessen, es verrauchte, als der Vikari mir den Kaffee rühmte und mir z'lieb, wie er sagte, drei Kacheli voll trank und endlich sagte, er habe seit langem nie so wohl gelebt.

So machte sich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Tore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß angst, der Vikari vernehme etwas davon, werde böse darüber und nehme seinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid gewesen, nicht wegem Profit bloß, sondern wegem Vater, der so gerne mit ihm schwatzte und selten fehlte zur

üblichen Zeit.' Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: ‚So kam es mir wenigstens vor und böse machten mich die Leute, daß sie sich über so was aufhielten; ging es sie doch nichts an, redeten sie nicht auch, mit wem sie wollten, und wir ließen sie machen?'

‚Aber, Frau Pfarrerin,' sagte lächelnd die Frau Landvögtin, ‚und wegen Euch, wäre es Euch nicht auch leid gewesen, wenn der Vikari nicht mehr gekommen wäre?' ‚Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin,' sagte die Frau Pfarrerin, ‚aber g'wüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie sie in Haus und Garten walten könne und unter den Weibern sei fast was eine Königin, b'sunderbar wenn sie einen so guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vikar einer war. Aber daß ich zu einem solchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Ursache, an so was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch (Schürze) Komplimente machen und tschänzeln (schöntun) mit jedem Zaunstecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war so freundlich, aber doch ernsthaft, nannte mich immer Jungfer Lisette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vikari — denket! Er redete auch nicht von Etablieren und zukünftigen Aussichten, er machte den Mund auf keine Weise süß; er rühmte auch seine Predigten nicht, wenn er je darüber sprach, so klagte er, wie schwer es ihm gehe.' ‚Das sind gerade die Schlimmsten, Frau Pfarrerin,' sagte Erzählerin dieses, ‚sie demütigen sich nur scheinbar, damit man sie desto mehr erhebe und rühme.' — ‚Nein, wahrhaftig nicht, das tat er nicht, der war viel zu aufrichtig, er war gar nicht, wie jetzt die Leute sind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht sagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er sei schon lange da, keiner noch so lange. He nun, man werde sich drein schicken

müssen, aber reuen tue er sie (leid tue es ihnen), wenn er schon so ein Kleiner sei.

Einmal an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen half nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blackenboden, die man hätte fragen können, ob der Vikari fort sei oder krank. Er war auch schon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher gesagt und zwei Päckli Tabak zusammen genommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, sagte er, so fänden die Leute, er rieche sehr gut. — Das war eine lange Woche und was da einem in Sinn kam, was begegnet sein könnte, und wäger (wahrlich) dem Vater so gut als mir! Er sagte oft, wenn das Laufen ihm nicht so z'wider wäre, er wollte nicht so lange im G'wunder (voll Neugierde) sein. Am nächsten Montag machte es gar so schlecht Wetter, da werde er per se (natürlich) nicht kommen, dachten wir. Indessen auf die Vorsorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit alles abweg (beiseite) sei und ich noch Zeit hatte, mich ein wenig z'weg (zurecht) zu machen, wenn er kommen sollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein schön Kapitel gelesen! Aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli (Schächtelchen). Allweg schadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl (Kamm) und Wasser brauchte und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am besten beim Essen waren, klopfte es an der Tür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft jemand etwas zum Hüten (Aufbewahren) gab, oft geschah; der Vater rief: ‚Ume yne (nur herein)!" Und herein kam — der Herr Vikari, ganz schwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erschrak ich, ich meinte, ich müsse unter den Tisch, es war mir gar nicht mehr zu helfen,

nit z'weg (zurecht) gemacht und der armselige Tisch, an dem wir saßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch ganz schwarz vor den Augen und katzangst, wenn ich daran denke. Er machte Entschuldigungen, daß er störe, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beisammen finde und ungestört sein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden sei ins Bohnengschüch (fingierter Ortsname). Nein, das sei viel gemacht vom Herr Vikari, daß er die Mühe nehme, uns dieses selbsten zu annoncieren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz verschmeiet (sprachlos) wurden. Er begehrte mich zur Frau und tat so schön dar, wie er eine Waise sei, verlassen auf der Welt, und er eine Frau haben müsse, welche ihm Vater und Mutter sei und alles in allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir alles in allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, keins von uns ihm antworten konnte. Also ich, das arm Torwärtermeitschi sollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

Der Vater konnte zuerst antworten und redete von der Ehre und unserer Armut, und ich in meiner Angst jammerte, ich könnte den Vater nicht verlassen, wer das Lädeli hüten sollte, wenn ich fortginge. Da kam das Beste noch nach. Wenn es nur das sei, was die Jungfer Lisette dawider hätte, so habe er daran auch gedacht, und das sei leicht beseitigt. Er möchte den Vorschlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienst, wenn er sich dazu verstehen könnte. Es sei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verstehe er nichts vom Landleben und sehe erst jetzt ein, wie wichtig es sei für den Pfarrer,

wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich sei; mein Vater verstehe das aus dem Fundament, wie er sehe, da könnte er ihm äußerst behilflich sein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einstehen solle, daran denke er nicht von ferne, davon solle er überzeugt sein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel; was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich setzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater sagte: ‚Lisette, räum' doch ab und reich Wy (Wein), e Maß, g'hörst!' Daß wir Wein holten, geschah hie und da, bald tat es der Vater, bald ich, und ganz ungeniert, denn wenn man keinen im Keller hat und welchen haben sollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. ‚Jä gället, Frau Pfarrere,' sagte die Frau Landvögtin, ‚Ihr wäret gerne beim Herrn Vikari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es ist sonst überall der Brauch, daß man sich da um den Hals fällt und Müntschi git (Küsse gibt).' ‚O bhütis, Frau Landvögti, darvo ist gar nüt gsy (gewesen), dara het niemer denkt. Wenn der Vater gegangen wäre, so wären wir erst in Verlegenheit gewesen und hätten nicht gewußt, was sagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl ins Lädeli gelaufen. Nein, ich schämte mich zu gehen, weil ich dachte, sie täten es mir ansehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vikari wäre, täten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der Tat niemand daran.

Das Stubenmeitschi, als es mir den Wein gab, fragte mich leise: ‚Lisette, sahst heute den Vikari noch nicht oder weißt, ob er kommt?' Glücklicherweise sah es mich nicht an, es setzte hinzu: ‚Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nötig hat zum Heiraten, er weiß das am besten, aber sag' es niemanden.' ‚Häb nit Kummer,' antwortete ich ehrlich.

‚Aber Frau Pfarrere,' sagte die Frau Landvögtin, ‚er-

laubet zu fragen: Wann gab Euch denn der Herr Vikari das erste Müntschi?' ,Am Hochzeittage,' antwortete die Frau Pfarrerin unb'sinnt (ohne langes Nachdenken). ,Das wäre mir wohl lange gegangen,' bemerkte die Frau Landvögtin, ,und Euch, Frau Pfarrere?' ,Ihr seid e Bösi,' antwortete diese und fuhr fort: ,Ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verschluckte, unmöglich machte; wer hätte da an ein Müntschi denken sollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweise zum Bäcker um ein frisches Brötchen. ,Hast Besuch, Lisette? Wen hast?' frug die Bäckerin. Der Vikar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann schoß mir alles Blut in Kopf und ich lief davon. ,So Lisettli, so!' rief sie mir nach, ,wer hätte das von dir gedacht!'

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Turm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwischenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern fast versprengen, und wie oft ich sagte: „O Lisettli, ist's möglich!?" weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen schon lief allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptsächlich, als ob der Vikari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir gesehen haben, sein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrscheinlich kam alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spektakel gewesen sein, denn gegen Mittag schritt unser Herr Pfarrer daher und stellte sich bei dem Vater unter dem Tore und sagte ihm, er müsse doch fragen, was an der Sache sei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, sei das ganze Städtchen voll davon. Er solle ihm jetzt aufrichtig sagen, ob es wahr sei, daß ich ein Zöök (verdächtigen Umgang) mit dem Vikari habe, ihn locke, daß er g'sotte und brate bei uns sei (ihm gesotten und gebraten werden bei uns sei). Als ihm der Vater nun sagte, das sei nicht wahr, aber der Vikari sei Pfarrer geworden

ins Bohnegschüch und ich sei seit gestern unerwartet seine Braut, da verstummte er und wollte es fast nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernst genommen, man müsse nicht gleich alles für bar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünschte er mir Verstand zu meinem Glück, es sei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der besten Zünfte (Stellen) komme, aber es fehle mir noch sehr viel, um Frau Pfarrerin zu sein mit Ehren und nicht mit Schanden, das ertraume einem nicht (das lasse sich eine nicht träumen). Sie wollten mir gerne verhelfen zu allem, was ich nötig hätte. Ich solle forthin zu ihnen kommen, so oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umsonst, stille Wasser seien tief.

Was es erst jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man sich denken, aber alle Leute schienen mein Glück mir zu gönnen, selbst im Pfarrhause, wo doch sieben Töchter waren. Alles war so gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück sich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein, und ich mußte immer wieder erzählen, wie alles zu- und hergegangen vom ersten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Gespött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum sie das tun sollten. Das war eine Art Weltschland (französische Schweiz, wohin man die Töchter zur Erziehung schickt) für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Besuche machte oder Be-'uche empfing. Bei meinem Vater unterm Tor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war diese Zeit sehr kurz, wir mußten pressieren mit Aufziehen (Beziehen der Stelle) und hatten soviel zu tun mit Raten und Anschaffen. Da kam uns der Vater sehr kommod, er hatte Verstand in der Sache und sparte uns viel Geld. Der Herr Vikari und ich waren lötige (die reinen) Kinder, und des Herrn Pfarrers im Blackenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren schrecklich böse über diese Heirat, sie sagten, es sei eine

Schande für die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein so gemein Mensch als Burgerin herzuschleppen, das solle ihm nicht vergessen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da sie keine Kinder hatten, so hieß es, sie seien deswegen so böse über seine Heirat, weil sie ihn gerne als Vikar behalten hätten, denn er sei ein gar kleiner Esser, und Wein trinke er fast keinen, so einen wohlfeilen bekämen sie kaum mehr, klagten sie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie gewesen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich also künftig daheim und durfte doch kaum abtrappen (auftreten) in den Lauben (Kolonnaden der Stadt). Er führte mich, damit ich mehr Mut bekäme, überallhin an der Hand; ohne dieselbe hätte ich kaum gehen dürfen, glaube ich. Es war eine große Erlösung für mich, als wir die Tore im Rücken hatten. Ich hatte große Angst, wir verirrten uns und fänden den Heimweg nicht mehr, trotzdem daß der Herr Vikari mich immer versicherte, er kenne von Jugend auf jedes Eggeli (Eckchen) und wollte jedes Haus finden mit verbundenen Augen.

Nächst diesem Tag war der wichtigste in meinem Leben der Tag, wo wir Hochzeit hielten und in die Gemeinde zogen. Bis dahin hatten wir viel Not auszustehen. Denn wir beide verstunden von allem nichts, und der Herr Vikari sagte oft, wenn wir meinen Vater nicht hätten, er wüßte gar nicht, wie das gehen sollte. Wir nahmen unsere geringen Habseligkeiten mit, der Vater wollte nichts davon zurücklassen, man könne alles brauchen, sagte er; was man habe, brauche man nicht zu kaufen, es koste ohnehin schon soviel Geld. Ein prächtiges Möble schaffte der Herr Vikari an unter Vaters Beistand, und viel Geschenke bekamen wir, ich wurde fast beschämt, es war fast, als wolle das ganze Städtlein an unsrer Aussteurung teilnehmen, wir hätten nie geglaubt, daß wir den Leuten so lieb wären. Wir glaubten lange, unsre Habe nicht auf ein Fuder bringen zu können. Am Ende aber gab es sich, und der Vater

meinte, ein solcher Aufzug werde Respekt ins Dorf bringen. Er ging mit dem Fuder einen Tag früher ab als wir und wollte uns alles einrichten. Am folgenden Tage wollten wir auf dem Wege uns kopulieren lassen und gegen Abend einziehen im Bohnengschüch.

Das war ein Tag, von dem ich wenig zu sagen weiß, als daß ich nicht wußte, ging ich auf dem Kopf oder auf den Füßen. Ich war so voll Glück und voll Demut, daß ich den ganzen Tag kein Dutzend Worte sprechen konnte, ich schwamm in einer Herrlichkeit, die unaussprechlich war, ich konnte den begrüßenden Leuten kaum danken, ungehindert ließ ich die Tränen rinnen die Backen ab. ‚Üsi Frau Pfarrere isch ume noh es Ching (Kind)‘, hieß es im ganzen Dorfe, ‚aber es het scho us mengem Ching e rechti Frau gäh; sie isch emel (wenigstens) nit hochmütig.‘ O nein, hochmütig war ich nicht, aber es war mir, als sei mir der Himmel aufgegangen und ich mitten darin.

Man lachte viel über uns, aber wir merkten es nicht. Aber wir, besonders mein Mann, hatten eine so aufrichtige Liebe zu den Menschen, daß das Lachen verging und es hieß, er sei b'sungerbar e Gute, wenn er chönnt, er hulf alle Lüte. Mein Vater stellte am meisten vor und war die Respektsperson im Hause. Unter den Bauern fühlte er den bekannten Burgerstolz in ebenrechtem Maße, er saß unter ihnen wie unser Burgermeister daheim mit seinen Untergebenen, hatte viel erlebt, wußte was zu erzählen, mit dem Lande auch umzugehen, besonders mit den Bäumen, was ihm ganz vorzüglich Achtung verschaffte. Wir lebten sehr einsam, das Dorf lag abgelegen, und besondern Verkehr hatten wir auch mit den andern Pfarrern nicht, mein Mann war schüchtern und ich noch mehr. Ich begreife, daß man nichts mit uns zu machen wußte; wenn wir auch nicht geradezu dumm waren, so wußten wir es doch nicht zu zeigen, daß wir es nicht waren. Aber wir lebten nichtsdestoweniger glücklich und namentlich mein Mann an der Gemeinde, der Vater an den Bäumen, ich am Garten, und je enger früher

unsere Gebiete waren, desto weiter und schöner kam jedem das Feld vor, das sich ihm eröffnet, und was das eine freute, freute auch das andere. Und diese Freuden wurden im regen Leben um uns jeden Tag neu und anders, jede Jahreszeit brachte ganze Körbe voll, wir konnten uns wie Kinder freuen über das, was wir ernteten und das, was nachwuchs, und den ganzen Winter über aufs herzlichste auf den Frühling. Besonders mein Mann, der in der Stadt aufgewachsen und keinen Begriff vom Segen und den Freuden des Landes hatte, war ganz glücklich, ein neues Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas sei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar so lieb und gut, daß es gar nicht auszusprechen ist. Er hatte es nicht so, wie ich oft hörte, daß die, welche am armseligsten aufgewachsen, später am meisterlosigsten seien, es ihnen fast nicht zu treffen, daß sie zufrieden seien. Er sagte so oft, er hätte nie gedacht, daß man so glücklich sein könne, und am allerwenigsten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er schrieb nicht nur sein Glück, sondern unser aller Glück sich zu. Man sollte sehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Tröpfe und möchten nicht g'fahren (durchkommen), — und wir glaubten es. Wir glaubten alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, absonderlich ich. Ich war oft so kindisch, daß ich mich schämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, so könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müssen. Dann wurde ich fast schwermütig, und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit seinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und andern vorkommen mochten, für so reich hielten wir uns, denn keins von uns hatte je soviel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armütigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Ansprüche an uns machen zu dürfen glaubten, so hatten wir immer übrig und schienen uns selbst im Glücke zu schwimmen. Glücklichere Leute hätte man sicher

weit umher nicht antreffen können, als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da starb zuerst mein Vater sehr rasch und unerwartet, er hatte seine Rüstigkeit so bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns sterben. Er machte uns eine große Lücke ins Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar so einsam und verlassen vor, machten uns nach und nach ein Gewissen daraus, so allein für uns zu leben unbelastet, während andere unter ihrer Bürde fast erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch so, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wir endlich eins fanden, welches uns beiden gefiel, einen schönen Knaben mit weißem Krauselhaar, und freuten uns schon damals sehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um so mehr, da das Kind aus einer verwahrlosten liederlichen Familie kam. ‚Du armes liebs Tröpfli, wie gut ist's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen bist, wo du ein rechter Mensch werden kannst, Gott und den Menschen lieb!' dachten wir. Wir hatten eine unaussprechliche Freude an dem Kinde, es war unser klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, sein Wille galt unumschränkt, und was wir noch dazu ersinnen konnten, taten wir. Ja, wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerschlagen, wir wehrten nicht, wir sahen zu mit blutendem Herzen. Es sei sich gar nicht zu wundern, daß er es so mache, er wisse es nicht besser, wenn er Verstand erhalte, werde das schon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, sondern das Gegenteil, er wurde immer böser, roher, verderben war seine Lust und trotzen tat er statt gehorchen. Was wir ihm auch taten, kein Funken Liebe wollte sich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch sah, wie sehr er uns betrübt hatte.

Flattieren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch besser, und sprachen zu, aber es kam nicht besser; Hand anlegen an ihn durfte keins von uns, auch als es uns schien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, niemand sagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, sie dürften nicht anders als ihn regieren lassen, er wurde ein eigentlicher Tyrann. Wir jammerten zusammen, wir weinten aus Erbarmen als wie über ein eigenes Kind auf bösen Wegen, aber was machen? Er war hart wie ein Stein, mit Worten brachte man nichts ab, und wer sollte ihn schlagen? Er sah unser Leid, aber er achtete sich dessen nicht das mindeste, wir verheimlichten eins dem andern, was wir wußten, um den Verdruß einander nicht schwerer zu machen.

Sobald die Leute von weitem merkten, daß der Knabe uns Leid verursache, wir nicht mehr ganz blind an ihm seien, begannen sie zu b'richten (belehren), leise erst, dann immer lauter und lauter und konnten sich nicht satt verwundern, daß wir ihn noch bei uns hätten, ihn nicht dahin schickten, wo er früher gewesen. Sie erzählten, wie er unserm Ansehen schade und, was er ungestraft tun könne, auf unsern Konto geschrieben würde. Wir wollten lange nicht einmal denken, daß wir ihn wegtun könnten, wir hatten ihn ja angenommen. Endlich begriffen wir, daß wir damit nicht versprochen, ihn ewig bei uns zu behalten, sondern nur für ihn zu sorgen; dafür brauchte er ja nicht bei uns zu sein, ja an einem andern Orte konnte es noch viel besser geschehen als bei uns. Wir sagten es ihm, er müsse fort, wenn er nicht besser tue. Allein er lachte uns aus: er gehe nicht, wir sollten es nur probieren, und zuletzt könne er mit seinem Leben machen, was er wolle. Und dazu konnte er wieder flattieren, daß wir's nicht übers Herz brachten, Ernst zu brauchen und eine Drohung auszuführen; wir ergaben uns in den täglich neu werdenden Verdruß, meinten, es müsse so sein, es sei jedem Menschen doch auch seine Portion Leiden

geordnet, die müsse er geduldig tragen, und wir hätten ja sonst auch gar nichts als dieses Elend mit unserm Gottliebeli.

Weiß Gott, wie es am Ende gegangen wäre, wenn der liebe Gott sich nicht unserer erbarmet und als wie mit seiner Hand eingegriffen hätte. Er nahm uns den Knaben ab, sandte den Tod und ließ ihn zu sich bringen. Der Knabe zeigte in seiner Krankheit viel Gutes, wir meinten, er hätte sich sicherlich gebessert, baten inbrünstig um sein Leben, sein Tod hielt uns sehr hart, wir haderten mit Gott. Aber endlich kamen wir zu der Erkenntnis, daß er sich nur unter der Hand Gottes gedemütigt, da die als Krankheit so schwer auf ihm lag, daß, wenn Gott diese weggezogen und ihn unsern Händen wieder übergeben hätte, er der alte wieder geworden wäre, und das ward unser Trost, daß Gott ihn nicht wieder zurückfallen ließ in den Trotz der Sünde, sondern ihn abrief in den guten Stunden, wo er zerknirscht war und den Willen zur Besserung hatte. Wir erkannten endlich, wie gut es Gott mit uns gemeint, daß er uns von einer Last befreit, welche wir in unserm Gutmeinen uns selbst aufgeladen hatten. Er gab uns keine Kinder, er wußte, daß unsre Hände zu schwach waren, solche zu regieren, warum wollten wir weiser sein und luden solche Erziehung uns auf, wollten haben was andere und dachten nicht an das, was wir vor Tausenden voraushatten? Und doch wollte er nicht, daß um unserer Torheit willen eine Seele verloren gehe, ließ ihn nicht in der Verhärtung sterben, ließ ihn nicht zum Verbrechen reif werden, stieß uns nicht auf Lebzeiten den glühenden Stachel ins Herz, daß wir schuld an dem Verderben einer Seele seien.

Das war die bitterste Zeit, die wir hatten, wir sollten die Unvollkommenheiten dieses Lebens auch so recht empfinden nach unserm Verdienen. Darauf flossen unsere Tage wieder dahin friedlich und lieblich, und jeder brachte uns etwas Gutes und meist etwas Frohes. Wir waren in der Besorgung großer und kleiner Pflanzen recht geschickt geworden, hatten viel Glück dabei und dieneten vielen Leuten weit umher.

So floß eine Reihe von Jahren fast unbemerkt dahin, wir wurden nachgerade alt, als mein Mann mir plötzlich starb. Daran hatte ich nicht gedacht. Er war nicht krank gewesen, kaum unpäßlicher als sonst. Er dökterlete (gebrauchte gern Arzneimittel) gerne, wahrscheinlich weil er kränklich war von Jugend auf, daher nahm man es als ein Gewohntes hin, daß ihm etwas fehle, und ob etwas mehr oder etwas minder, merkte man nicht. Das war ein Schlag aus heiterm Himmel, als ich so plötzlich tot ihn hatte. Erst jetzt empfand ich, wie lieb ich ihn gehabt, eigentlich nur in ihm gelebt hatte fast vierzig Jahre lang, er war mein Vater, mein Mann, mein Kind, mein alles gewesen. Und doch ermaß ich meinen Verlust noch nicht, wußte nicht, was mit ihm alles zerrissen war und zu Grabe ging. Das Dörfchen war meine Welt geworden, außerhalb demselben kannte ich niemand mehr. All' meine Hoffnung, mein Trost war, in demselben bleiben zu können, bei meinen Bäumen, meinem Kirchlein, in der Nähe von dem, was mir lieb war, bei den guten Leuten im Dorfe, bei denen mir so lange so wohl war. Mit einem einzigen Stübchen wollte ich vorlieb nehmen, und gerade eins, wie ich es wünschte, wußte ich. Vermögen hatten wir keins zusammengebracht, anfangs und im Leben nicht. Wir hatten wenig gebraucht für uns, aber als die Leute das merkten, so brauchten sie desto mehr, taten desto nötlicher (ärmlicher), und wir gaben beide gern und behielten auf diese Weise nichts für uns.

Als alles Überflüssige verkauft war, blieb eine kleine Summe; zudem hatte ich Rechte in zwei Witwenstiftungen, aus deren Ertrag ich prächtig zu leben hoffte. Dem Abgeordneten der Zunft (Bürgerabteilung) war das nicht recht. Er gab mir ziemlich unverblümt zu verstehen, ich sei eine dumme Frau und verstehe das Ding nicht, ich wüßte nicht, was alles dahinten bleibe, wenn ich nicht mehr Frau Pfarrerin sei und alles kaufen müßte, und die Burgernutzungen, welche ich aber nur bekomme, wenn ich in Bern wohne, seien auch etwas zu rechnen. Aber es war mir, als sollte ich sterben, wenn man mir von Weggehen redete,

darum hatte ich furchtsame Person den Mut, mich dem Wegziehen zu widersetzen, dem grimmigen Gesichte des Herrn Waisenvogtes z'Trotz. ‚Probiert's meinetwegen,' sagte er endlich, ‚Ihr werdet es bald erfahren wer recht hat.'

Er hatte recht, ich dachte nicht, was mir mit meinem Mann alles begraben wurde. Den neuen Pfarrersleuten kam ich als eine dumme alte Frau vor, mit der man nichts zu reden wüßte, von der man lieber wollte, sie wäre nicht da. Ich durfte weder im Garten noch im Baumgarten herumgehen, sie waren fremdes Besitztum geworden, man ermunterte mich nicht dazu, von ferne nur durfte ich sie noch ansehen. Die Leute waren auch anders geworden, fremder, kälter; es war, als ob sie fürchteten, die Pfarrersleute zu beleidigen, wenn sie gegen mich freundlich wären wie ehedem. Dagegen blieben die Ansprüche die alten, und derjenige, gegen den wir früher gut gewesen, meinte das Recht zu haben, immer die gleichen Guttaten von mir zu fordern. Man hielt mich auch für reicher, als ich war, man ließ sich nicht ausreden, ich hätte geheime Schätze. So ein schön Einkommen, keine Kinder, ein so einfach Leben, da müßte es ja der Tusig (Teufel) tun, wenn die nicht ein schön Vermögen haben sollte, sagte man immer. Ach du mein Gott, wenn man gewußt, wie oft wir eng im (knapp an) Gelde gewesen, man hätte nicht so gesprochen. Aber wir hatten es nicht im Brauch wie andere, die, wenn sie einmal einen Kreuzer gespendet, auf den Markt laufen und gackeln als wie Hühner, die hintereinander drei Eier gelegt.

Nach und nach verzehrte ich meine Vorräte oder sie gingen mir sonst fort, ich brauchte immer mehr Geld, wurde immer ärmer und mußte dem Waisenvogt schreiben, ich könnte es mit dem Gewohnten nicht mehr machen, er sollte mir mehr senden, ich hoffe, es werde schon wieder bessern, aber es sei alles gar teuer. Er schrieb mir barsch und kurz: habe er's nicht gesagt? Ich werde jetzt wohl froh sein, auf Bern zu kommen, er werde mir ein Losement besorgen; in Bern käme ich viel besser aus,

da werde ich wenigstens meine Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin sei.

Der Herr hatte vollkommen recht, jetzt sehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel schrecklicher, als wenn er mir geschrieben, er hätte mir den Totenbaum (Sarg) bestellt. Ich stellte vor, ich wolle arbeiten ums Geld, und einstweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder. Aber da half alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meisten schmerzte mich das Zureden der Leute, ich sollte doch nicht so wüst tun, es wäre gewiß in Bern ein lustig Leben und sövli (so viel) Holz und noch sövli Geld dazu, ich solle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner satt seien, meiner gern los wären, von wegen man könne nicht wissen, wie es mit mir noch kommen könne. Das tat mir grusam weh, das machte mir das Zügeln (Umziehen) leichter. Aber als es endlich sein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten so herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter sagte: ‚Es wird mir ungwahns (ungewohnt) tue, wenn ich Euch nicht mehr habe; hier sehen wir uns kaum mehr, aber so Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mit mir geht es alle Tage äne abe (abwärts), und Ihr habt auch grusam g'schlechtet (seid herabgekommen) die letzte Zeit.‘

Da war ich nun in der weiten steinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menschen als meinen Herrn Waisenvogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen sah, als müsse ich draus laufen, als sei der Bär aus dem Graben und komme her, mich zu fressen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich gesorget wie ein Vater. Dieses Stübchen hatte er mir empfangen (beschafft), und daneben fand ich alles, was ich nötig hatte; und eine scharfe Vermahnung, kein Stadtbesen (eine, die immer auf der Straße liegt) und keine Hoffarts-

närrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt kämen, oft im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er nebendurch schoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeschüchtert, machte ich keine Bekanntschaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, sah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, sterben aus Langeweile, aus dem Gefühl, verlassen zu sein von allen Lebendigen, niemandem zu sein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß jemand auch nur die geringste Teilnahme an einem genommen hätte.

So lebte ich einige schreckliche Wochen durch und wäre wohl gestorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich alles, und mit den Bauerweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht sorgsam Gepflegten, was ich da sah. Ich kaufte einige Blumenstöckli, dann mein Vögeli und ging später alle Markttage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählich ans Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungestört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die schönen Totenhöfe (Kirchhöfe) z. B. und die an Werktagen verlassenen Lustörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntschaft mit irgend einem Bewohner zu machen; die Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht stillvergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch beschert sei. Und war ich einmal trüb im Gemüte, so kam mein Vögelchen und pickte so lange an mir, bis ich mit ihm zu schnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde besser fort als auf dem Lande. Es machte kein Mensch irgend eine Anforderung an mich, so daß

ich mich recht schämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu tun, und ängstlich dachte, wie das gehen solle, wenn Gott mich frage: ‚Und denn du, was hast du getan?‘ Ich muß auch dem Waisenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengschüch, das schenkt er mir nie. Er ist ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kömmt mir immer vor wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagsessen ein, aber als es vorüber war, waren sie froh und ich noch mehr, und seither ließ er es sein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte gesprochen, der Hals war mir wie zugeschnürt, sie redete viel, besonders weltsch (französisch), und war eines Weibels (hier höherer Amtsdiener) Tochter, daneben sehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hause heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie gewesen; wenn sie an mir das Maß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, so geschieht diesen bitter Unrecht, aber gottlob! seither erhielt ich keine Einladung mehr und lebte vergnügt mein stilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimsuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinsein nicht gemacht sei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn sein müsse, der mir seine Engel sandte zur Stunde, als ich sie bedurfte.‘

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte sie müde und tat ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stilleben hatte sich doch viel bei ihr angesammelt, das Herz war ihr voll geworden, ihr unbewußt, unsere Teilnahme erwärmte es, schloß es auf, und sichtlich wurden ihr diese Mitteilungen zu einem eigentlichen Labsal. Erst jetzt erhielt ihr Leben eine feste Gestalt, sie konnte es sozusagen ansehen, hatte erst jetzt ihre Freude daran und ward so recht innig dankbar dafür. Wir gestunden ihr offen, ein so vergnügt Leben sei uns nie vorgekommen,

wir hätten es nicht für möglich gehalten; besondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hatten sie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Dasein in gegenseitiger Liebe? Eine solche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beschränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, sei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte sich merklich ihr Geist und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper schwächer werde, und der Arzt, der erst die beste Hoffnung hatte, den Kopf zu schütteln begann. Sie aber schien dieses nicht zu bemerken, wenigstens wurde sie heiterer, man möchte fast sagen, es fuhr, besonders in Gesprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Mutwillen über ihr Wesen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer sehr interessanten Gespenstergeschichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum besten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: ‚Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! Ich will unter die Decke!‘ und fuhr runter. ‚Schlafen, schlafen!‘ rief die Frau Landvögtin, und so legte sich die Frau Pfarrerin, statt vollends unterzufahren. Starke Schritte tönten gegen die Türe, und eine schwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein“ rufen konnte, tat sich die Türe weit auf wie vor jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben, und unter derselben erschien mein lieber Vetter, blieb verdutzt stehen, langsam sich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte sei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anstrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuße mußte er abtrappen (auftreten). Er wollte flüsternd nach der Frau Pfarrerin fragen, er habe vernommen, sie sei krank, aber das ging auch nicht, sein Lebtag hatte er das Flüstern nicht gelernt. Ich

gab ihm leise zu verstehen, daß man die Frau Pfarrerin nicht wecken dürfe, es sei ein wichtiger Schlaf, aber er hörte nicht mehr gut und wollte mich nicht verstehen. Die Frau Landvögtin machte dazu ihr schlimmstes Gesicht, daß ich mich kaum halten konnte. Er hatte erst vernommen, daß seine Anbefohlene krank sei, und war alsbald gekommen, um Anstalten für den Transport in den Spital zu machen. Als er vernahm, daß die Frau Pfarrerin und jene von der Post Überstoßene die gleiche sei, die Krankheit also von lange her schon datiere, sah er mich unwillig an und verwunderte sich, daß niemand den Verstand gehabt, an den Spital zu denken. Vermögen sei keins da, ohne Zuschüsse von der Gesellschaft vermöge sie nicht daheim krank zu sein, aber ehe die Gesellschaft etwas zahle, müßten die vorhandenen Hilfsmittel benützt werden. Das könne er nicht verantworten, man hätte es ihm auf jeden Fall sollen sagen lassen, er hätte erwartet, dies fiele mir ein, auch hätte es ihn gefreut, wenn ich selbst gekommen wäre, er hätte lange nicht die Ehre gehabt, mich zu sehen.

Zum Glück merkte er selbst nicht, wie laut sein Flüstern geworden, er hätte sonst gegen den Schlaf der Frau Pfarrerin Verdacht schöpfen müssen, aber sie schien bombenfest zu schlafen; mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, lag sie so stille da wie gestorben. ‚Die gute Frau hatte eine sehr schlimme Nacht ich bin doch so froh, daß sie wieder einmal recht schlafen kann,‘ sagte ich. ‚Wenn es der Vetter erlaubt, so komme ich morgen zu ihm und will ihm sagen, warum man sie nicht in den Spital transportierte und warum es auch noch jetzt nicht geschehen kann.‘ ‚Das wird doch sein müssen,‘ sagte er, ‚das ist nur Meisterlosigkeit (Zuchtlosigkeit), und wer zahlt?‘ ‚Enfin, Vetter, morgen um welche Zeit ist es Euch am liebsten?‘ ‚Es wird mich freuen,‘ sagte er, ‚aber an der Sache wird das nichts ändern, Ordnung ist Ordnung; Burger, die nicht Vermögen haben, werden im Spital verpflegt, es hat sich dessen niemand zu schämen. Sie ist eine Burgerin, ist krank,

hat nicht Vermögen, also gehört sie in Spital. Ordnung ist Ordnung, Bäsi, und für die Kranken wird gesorgt wie in wenig Privathäusern, Landvögt wären froh, wenn sie immer diese Abwart (Pflege) hätten.'

Kaum war die Türe hinter ihm zu, so ließ die Frau Landvögtin ihre Burgerlust über die Hiebe, welche er ausgeteilt, los. So seien die Burger am schönsten, in ihrer Pflichttreue und ihrer Rücksichtslosigkeit bei der Erfüllung derselben; so ein rechter Berner Burger nähme unb'sinnt (ohne weiteres) den Teufel bei den Hörnern, wenn er sich ihm in den Weg stellte bei der Ausübung seiner burgerlichen Rechte und Pflichten. — Weinerlich drehte sich die Frau Pfarrerin um, der Mutwillen war ganz verflogen. Sie machte sich ein Gewissen mit der Verstellung, aber um alles in der Welt hätte sie kein Lebenszeichen von sich geben dürfen. ‚Das gebt mir auf mein Gewissen,' sagte die Frau Landvögtin, ‚daran trage ich nicht schwer. Späße sind ja wohl erlaubt, namentlich wenn sie Ärgernissen vorbeugen, überhaupt Ungutes verhüten, von dem man nachher wollte, es wäre nicht.'

Am folgenden Morgen machte ich mich auf zum Vetter; er war gar nicht gnädig. Für alle meine Gründe wegem Vögeli, ihrer Schüchternheit, dem Bedürfnis von Stille hatte er gar keine Ohren. ‚Ah bah,' sagte er, ‚gewöhnt hat sie sich bald und verpflegt wie dort wird sie nirgends und ohne daß es sie einen Kreuzer kostet.' Ich sagte, einstweilen habe sie Geld genug, und lange werde sie es kaum mehr machen. ‚Und wenn sie es noch lange macht und kein Geld mehr da ist?' frug er. ‚Spare sie es jetzt, so kann sie es immer noch später brauchen, wenn es gebraucht sein muß, was aber nirgends geschrieben steht.'

Nun rückte ich mit der schweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche stünde ich für gar nichts, wenn sie wider ihren Willen und ohne Not in den Spital gebracht werde, und ob er es auf sein Gewissen nehmen wolle, wenn er so um nichts und wieder

nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nötig gewesen, eine Person töte? ‚Bäsi,‘ sagte er, ‚das verstehn die Frauen nicht, wo man seine Pflicht tut, da hat man sich vor dem Gewissen gar nichts zu fürchten, und Ordnung ist Ordnung. Indessen, damit Ihr seht, daß ich nicht eigensinnig bin, so will ich es der Waisenkommission vortragen, was dann die spricht, das geschieht dann, Bäsi.‘ ‚Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der sagt, das geschieht, Vetter.‘ ‚So,‘ sagte er, ‚also mit der Waisenkommission wollt Ihr es probieren?‘ ‚Wenn sie will, aber sie wird nicht wollen. Mein Arzt ist der Frau Pfarrerin Arzt, und der Arzt ist Mitglied Eurer Waisenkommission, und jetzt Vetter, was meint Ihr?‘ ‚Ja,‘ sagte er, ‚wo die Weiber die Nase in einer Sache haben, da ist es aus mit allem Verstand.‘

Nun, der gute Herr Vetter mußte sich diesmal darein schicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach seinem, es war auch ganz vernünftig so. — Die Frau Pfarrerin schien eine Natur gehabt zu haben von äußerst schwacher Art, die gesund schien, solange die Tage in stiller Einförmigkeit über sie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Wesen sich schon lange der Krankheitsstoff eingeschlichen hatte, ohne daß sie es selbst bemerkte, der erst nach den groben eidgenössischen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und sich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Ärzte titulieren die Krankheiten nach ihren eigenen Köpfen; was der eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe, und was ihrer Kunst den Weg vorläuft, das machen sie zur galoppierenden Schwindsucht; den einen plagen die Hirnentzündungen im Traum, andere glauben nur an Herzerweiterungen, die dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verstand ganz stille steht, so sagen sie, es fehle offenbar in den Organen, aber sie könnten in Gottes Namen nicht

darüber kommen, in welchen. Daher werde ich mich wohl hüten, zu sagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt sage, das sei nicht wahr, sie hätte dies gehabt oder jenes, oder es sei eigentlich gar nichts gewesen, aber man habe sie offenbar verpfuscht, nur wisse er nicht, wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrscheinlich beide zusammen.

Sie lebte scheinbar auf, doch nur geistig, sie wußte sich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle schienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen ins Bohnengschüch, sobald sie genesen sei, sie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns seligem Grabe, möchte sehen, wie die Bäume gewachsen, möchte wissen, ob die Leute sie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte, als Geschenk eines Marktweibes, so freute es sie wie ein Kind, sie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verscholl sie aber auf dem Markte, es wird am Ende alles vergessen, aber um ihr nicht weh zu tun, ließ ich sie es nicht merken, sondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für sie. Auch diese Täuschung gab ich der Frau Landvögtin aufs Gewissen, und sie nahm sie gern, es gehe zu allem andern, sagte sie.

Am rührendsten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald morgens die Aufwärterin wach war, mußte sie es aus dem Käficht lassen, und den ganzen Tag über entfernte es sich wenig von ihrem Bette und flattierte und schnäbelte, wie ich es noch nie gesehen. Sie stürbe nicht ungern, sagte sie zuweilen, wenn es sein müßte und das Vögeli nicht wäre. Es ginge niemand auf der Welt mehr übel, wenn sie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern lassen und es so gut besorgen, als wir es verstünden, aber einmal nun liebe es sie, so könnte es niemanden mehr lieben wie sie, daher täte ihr das Sterben fürs Vögeli weh, und in die alte Heimat wäre sie auch gerne

noch einmal gewesen, doch an dem hange sie nicht; wie der Herr wolle, sie schicke sich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß sie stürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise ohne schweren Atemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig aufs Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder ans alte Ort, sträubte schon nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel (zur Nachtruhe) tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, tot lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sei es ein Nötlichtun (Bekümmernis), das nicht natürlich sei, sondern affektiert, unnatürlich, sentimental; die Herren von der Waisenkommission fänden es auch so und hätten sich sehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waisenkommission, sie füllten auch die Kutsche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte also keinen Lärm auf Erden, ging ganz stille vorüber. Desto größere Freude wird im Himmel ge-

wesen sein bei den Engeln, die schon lange sie kannten und liebten, als sie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preisen, wie es nur die reinen Seelen vermögen."

Anhang.

Albert Bitzius'

Studentenreisetagebuch vom September 1821.

(Sonntagsblatt des „Bund", Bern, Jahrgang 1887.)

Lomm (lies Loccum)*), den 12. September.

Ein obskures Nest, das man auf keiner Karte weder in Osten noch in Westen findet und das man ebensogut in Deutschland oder in Rußland vermuten kann. Da man vermutlich begierig ist, wie ich hierher verschlagen worden, so vernehme man die wunderliche Geschichte, die gerade soviel Merkwürdiges enthält als die meisten Reisebeschreibungen.

Den ganzen Sommer hindurch machte ich mit meinen Freunden Pläne für die Herbstferien; bald wollten wir nach dem Rheine, bald nach Rügen, bald gar nach Kopenhagen. Aber je näher die Ferien kamen, desto mehr wurden die schönen Pläne der Wirklichkeit zum Raube, so daß ich unter allen einzig eigensinnig auf meinem Vorhaben beharrte und mich zu einer Reise nach Norden rüstete.

Auf den 13. September gedachte ich zu verreisen, da aber wider alle Gewohnheit die nötigen Gelder von Hause acht Tage früher, als ich erwartet, ankamen, so eilte ich soviel wie möglich

---

*) Loccum liegt zwischen Schlüsselburg und Rehburg in der Provinz Hannover. — Wir haben im folgenden die Eigennamen in der Schreibung des Manuskriptes gegeben. (Alle Anmerkungen, mit Ausnahme der B. unterzeichneten, sind von dem ersten Herausgeber, Herrn Prof. Dr. Ferdinand Vetter, Bern.)

mit der Abreise. Meine Kollegien waren zu Ende, einige Geschäfte waren schnell abgetan und Samstags nachmittag saß ich mit einigen Freunden bei Kaffee zur Abreise fertig und noch des Rockes harrend, den der Schneider schon seit Wochen unter den Händen hatte; es erschien kein Schneider, ein Bote nach dem andern sprang zu ihm hin; alle kehren mit begütigenden Antworten zurück, aber bei guten Worten blieb es auch bis 7 Uhr abends, da sprang endlich ein Geißbock heran und machte mich flott. Sogleich wurde vom Lande gestoßen. Einige meiner Freunde begleiteten mich, unter ihnen Tribolet, der schon lange auch auf Geld gewartet, um sich nach Paris zu begeben. Wahrscheinlich mochte er glauben, der Abschied von ihm und der Gedanke, ihm entsagen zu müssen, mache mich so stille und in mich gekehrt; aber an ihn dachte ich, zu meiner Schande sei's gesagt, jetzt gar nicht. Es war vielmehr eine seltsame Unruhe, die mich vor jeder großen, erwarteten Begebenheit zu ergreifen pflegt, und als eine solche kam mir diese große Reise vor, die ich allein unternahm und ich zum erstenmal mich in die Welt hinauswagte, ohne Führer oder Freund. So was Tolles nimmt man sich gerne und leicht zu wagen vor, wenn es aber ausgeführt werden soll, pocht es wohl auf der linken Seite, und man träte gern zurück, wenn die Ehre nicht im Spiel wäre und uns vorwärts triebe. So ging's auch mir jetzt; ich hatte schon lange eine solche Reise einzig durch die fremde Welt gewünscht; sie einzig schien mich so recht mündig und zum gereiften Mann machen zu können. Jetzt, da sie begonnen werden sollte, schauerte mir doch ein bißchen vor ihr, und ich kam mir schon so verlassen und einsam vor, daß es mir ordentlich das Herz zusammenschnürte.

Schillerlager*), den 14. September.

Die erste Stunde ging es recht gut, mein etwas schwerer Bündel schien mir federleicht, und ich glaubte mich stark genug,

---

*) Zwischen Hannover und Soltau.

ihn durch die ganze Welt zu tragen. Aber allgemach fing ich mein Kreuz an zu fühlen, der Ranzen drückte mich, die Füße brannten schon, mein zwei Stunden fernes Ziel schien mir unerreichbar. Ich konnte kaum mehr vorwärts, dazu jagten mich schwer meinen durch das neumodische Kostüm nackten Hals treffende Regentropfen zu rascherem Lauf, rings am Himmel beleuchteten kreuzende Blitze meine traurige Bahn; gerne hätte ich geseufzt, aber dazu fehlte mir der Atem. In aller Stille verwünschte ich den tollen Einfall, eine Fußreise machen zu wollen, und verzweifelte durchaus, daß ich nur zur Hälfte mein Reiseziel erreichen könne, daß ich gar bis Hamburg wandern sollte, sah ich außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. Nach zwei schweren, unendlich langen Stunden erreichte ich Nörten*), das ich zu meinem Nachtlager ausersehen hatte.

Kaum konnte ich noch stehen, wie ich ins Wirtshaus trat, und kaum die Worte hervorbringen, das herbeieilende Mädchen zu begrüßen und um ein Nachtlager zu bitten. Mitleidig führte sie mich ins Zimmer, schalt mich, daß ich so alleine in die Welt laufe, und im Augenblick hatte sie mit erquickenden Speisen meine darniederliegenden Kräfte ein bißchen auferweckt. Dieses liebliche Mädchen, zu gut für ein Wirtshaus in der Nähe einer Universität, ist eine Predigerstochter aus dem Harz und soll hier bei ihrer Tante die Haushaltung lernen. Mit bewunderungswürdiger Festigkeit und Ernst weiß sie die manchmal ein bißchen unverschämten Studenten ins rechte Geleis zu bringen und ihre Würde zu bewahren.

Wir Schweizer, durch Sittsamkeit uns allenthalben auszeichnend, stunden vor allen andern bei ihr in Gunst und hatten manchen angenehmen Augenblick in ihrer Unterhaltung verlebt. So gut das Bett war, so war doch mein Schlaf nicht der beste. Das gewaltige Deckbett und die traurigen Aussichten ließen mir wenig Ruhe. Ohne geweckt zu werden, war ich den

*) Zwei Stunden nördlich von Göttingen an der Leine.

folgenden Morgen früh aus den Federn, um etwas wieder aufgerichtet und getröstet, da die Müdigkeit nicht mehr so hart mich drückte. Statt vor 5 Uhr brach ich erst um 6 Uhr auf nach freundlichem Abschied von den guten Leuten. Eigentlich hatte ich das Mädchen um einen Kuß, der in Deutschland viel wohlfeiler als bei uns ist, bitten wollen; allein meine Schüchternheit erlaubte mir es nicht, ich begnügte mich mit dem Glauben, daß sie meine Bitte wahrscheinlich nicht unerhört gelassen hätte. Wie ich vors Wirtshaus kam, so fuhr mir ein Wagen mit einigen bekannten Hannoveranern entgegen, die mir einen Sitz anboten bis Nordheim*), zwei Stunden von Nörten gelegen. Ich machte natürlich keine Komplimente und mir kein Gewissen, den elenden Gaul noch mehr zu beschweren. Freilich kostete es nun dem Fuhrmann desto mehr Mühe, ihn in Gang zu bringen, mehrmals mußte er seine Peitsche im Hafer wieder suchen und zuletzt an ihrer Statt einen Bohnenstecken zu Hilfe nehmen; ihr dankte ich es, daß ich schon um 8 Uhr meinen Ranzen wieder aufnehmen und das Städtchen durchwandern konnte. Wenn auch die Reisen der gegenwärtigen Könige nichts anderes bewirkten, als mehrere Abgaben dem Lande zuzuziehen, so gewähren sie dem Reisenden den Nutzen, daß man die Straßen, wo der König durchzieht, instand zu setzen pflegt und in den Städten den alten Schmutz abfegt. Diese Bemerkung machte ich in Nordheim, das man noch vor einem Monat nicht ohne Gefahr, Hals und Bein zu brechen, durchgehen konnte und jetzt, neu gepflastert, ein recht niedliches Städtchen geworden.

Hamburg, den 16. September.

Teufel Wetter! schon hier und noch stecke ich mit meiner Reisebeschreibung am ersten Tag. So kann's nicht länger gehn; in großen Umrissen muß ich das Vergangene vorstellen, wenn ich jemals zum Gegenwärtigen und Zukünftigen kommen soll.

---

*) Zwischen der Ruhme und der Leine.

Es war Sonntagmorgen, aber nicht Sonntagsfeier, sondern ein Mischmasch, daß man nicht wußte, was es geben sollte. Freilich hörte man Glockengeläut, sah Mädchen ernstlich sich waschen und einige zur Kirche wallen, aber wieder vernahm man Schmiedehämmer und Schlosserfeilen, sah Sensen schwingen und Werktagkittel mehr als blaue Bratenröcke.

Unserem Ländchen muß ich die Ehre geben, daß es noch weit mehr in den heiligen Schatten der Religion ruht als Deutschland und wahrscheinlich viele andere Länder, und wenn man bei uns statt zu klagen, rüstig arbeitete, so gilt die Wette, man fände bald keine Ursache zur Klage mehr. Wo Gott in der Natur so groß und mächtig sich gezeigt hat, da ist die Pforte groß und leicht zu eröffnen, wo er zum Herzen des Menschen eingeht und des Menschen Seele zum Tempel Gottes geweiht, wie die Gegend ein großes Gotteshaus ist. Denn wie schöne Länder schöne Menschen gebären und das Äußere in der toten und lebendigen Natur in Rapport steht, ebensogut der Charakter der Natur und der Menschen, nur daß jener bleibt, dieser verwischt werden kann. Aber wie alte Gemälde aufzufrischen sind und durch künstlerische Hand den alten Glanz wieder erhalten, so ist auch der Volkscharakter wieder herzustellen, wenn man die Kunst versteht. Traurig, daß soviele daran pfuschen ohne zu wissen, was sie wollen oder sollen, oder gar mit ihrer eigenen Schmutzfarbe die noch sichtbare, alte Herrlichkeit zu übertünchen suchen.

Das Wandern ging heute schon viel besser, zwei Stunden waren gemacht, ehe ich daran dachte, Hohenstat*) lag mir im Rücken und Saldenhalden*) mit seinen Salinen vor den Augen, als ich mich rufen hörte. Ein Reiter sprengte der Stimme nach und zeigte mir bald ein bekannt Gesicht. Der gute Kerl wollte mich auf den nachkommenden Wagen packen oder gar reiten lassen; ich dankte für beides, da es mir ums Gehen war

---

*) Wohl Hallenstedt und Salzderhelden an der Leine.

für mich einzuüben, legte nur meinen Ranzen auf bis Einbeck.*) Daselbst hielt ich mich nicht auf, sondern bestieg noch den vor mir liegenden Berg, die Hufe, um ihn nach dem Mittagessen nicht zu gehn.

Die alte Wirtin auf der Hufe war über solchen Ehrenbesuch sehr verwundert und verlegen. Sie wußte nichts für mich zuzubereiten als Suppe mit Rübkohl und eine große Schüssel voll weißen Kabis. Ein alter Schäfer unterhielt mich mit unglaublichen Dingen, z. B. daß man die Schafe den ganzen Winter auf die Weide treibe, sobald der Schnee nicht tiefer als ein Schuh sei. Die Schafe mögen dann gerade eine so gesegnete Mahlzeit haben als der alte König**), dem unter den Händen alle Speisen Gold wurde, den Schafen wird sie Eis. Nachdem ich mich auf meinem Bette einige Zeit hatte ausruhen wollen, allein von Fliegen und Flöhen so angenehm unterhalten wurde, daß keinen Augenblick der Sinn mir ans Schlafen kam, trollte ich mich weiter durch lauter Fußsteige, die, wenn sie den Weg auch nicht reell kürzer machen, ihn doch kürzer zu machen scheinen; die meisten Felder waren schon kahl, nur noch der Hafer stund, senkte aber sein goldenes Haupt auch schon der Sense entgegen. Kühe, Schafe, Schweine, Gänse liefen in anmutiger Abwechslung herdenweise auf den Stoppeln herum und suchten ihr spärliches Futter. Allgemach fing es an zu regnen. Regentropfen, von sanftem Hauche mir zugeweht, kühlten meine heiße Stirne, die angenehmste Empfindung mir verursachend. Aber als sie stärker und stärker wurden, wurde die angenehme Empfindung Kälte und trieb mich, die abgegangene Wärme zu ersetzen, zur Branntweinflasche.

Ich rückte stark meinem heutigen Ziele entgegen, als ein unbesiegbarer Schlaf mich überfiel; ich taumelte von einem Ende der Straße zum andern und war durchaus nicht mehr imstande,

---

*) Eimbeck.
**) Midas.

das kaum eine Viertelstunde entfernte Wirtshaus zu erreichen. Ich legte mich also in Gottes Namen an die Straße, mitten in den Regen und schlief, bis die durchdringende Nässe mich weckte. Ein Glück war's, daß es nicht Winter war, da wäre ich verloren gewesen, denn der Schlaf war so unbesiegbar, daß ich mich hingegeben, wenn ich auch den Tod bestimmt vor Augen gehabt.

Im bald erreichten Wirtshause beorderte ich schnell Tee und Butterbrot, zugleich etwas zum Nachtessen, denn ich fühlte einen Hunger, daß ich meinte, das ganze Wirtshaus aufzehren zu können. Noch immer lastete schwerer Schlaf auf mir, der mir kaum Zeit ließ zum Ausziehen der nassen Kleider. Tee trank ich nur in einigen lichten Augenblicken, die in der Hand steckenden Butterschnitten lagen am Munde und wurden auch schlafend geessen. In diesem Zustande hatte ich eine Erscheinung: es schien mir ein Student zu sein mit großen feurigen Augen, langem, schwarzem Gesicht, der allerlei sprach von mit mir wandern, nicht müde sein, weitergehen, warten usw. und dann wieder weglief. Als die Magd mit dem Nachtessen mich weckte, so hörte ich von ihr, daß jemand wirklich dagewesen; ich setzte nun aus meinen Reminiszenzen den Zweck der Erscheinung zusammen und brachte so ziemlich heraus, daß es ein Student sei, der mit mir gehen und in einem andern Dorfe mir warten wolle. Das Nachtessen schmeckte mir nicht mehr, da ich mich an Butterbrot satt geessen, ich mußte es ganz stehen lassen. Daraus zog ich mir für meine übrige Reise die weise Lehre, daß man nicht zwei Dinge auf einmal, gleichsam im Vorrat bestellen solle, so genießt man einfach und muß doppelt bezahlen. Am andern Morgen freilich hätte ich das kalte Hühnchen verdammt gerne gehabt, ich studierte noch im Bett eine ganze Menge Reden, wie ich es wieder fordern könnte, ohne zu lügen, allein sie zu halten, fehlte mir der Mut und ungeessen wanderte ich Eschershausen*) zu, wo der andere zu finden sein sollte.

*) Zwischen Eimbeck und Bodenwerder, Wilhelm Raabes Geburtsort. (B.)

Es war ein schöner, wilder Herbstmorgen, zerrissenes Gewölk zog an den Bergen herum und jagte in wundersamen Gestalten durcheinander, die Nebel hoben sich in den Tälern und verschwanden wieder, von hervorbrechenden Sonnenblitzen getroffen. Ich traf den Kerl im obengenannten Dorfe, hatte aber nicht Augen, ihn zu betrachten, da ein wunderliebliches Mädchen sie fesselte. Die hochgewachsene, vierzehn Jahre alte Gestalt war nach hiesiger Bauernart nur mit einem groben Hemd und einem Gloschli*) verhüllt, die nackten Füßchen staken in alten Schuhen und alles hatte nicht das reinlichste Ansehen. Aber aus dem groben Hemd guckte ein Gesichtchen hervor, das mich, was ich sonst nicht leiden mag, übersehen, ja noch reizend finden ließ. Es gibt Gemälde, die dem ersten Anblick nichts Besonderes darzubieten scheinen, aber betrachten wir sie, so entfalten sie sich scheinbar vor unsern Augen, ein Reiz nach dem andern geht auf, aus dem verschlungenen Ganzen treten uns die einzelnen Schönheiten entgegen und zeigen uns erst die Pracht des Ganzen und die darein gelegte Trefflichkeit. So das Gesicht des Mädchens: noch nicht aufgeblüht zur prachtvollen Rose, war das Ganze zusammengedrängt, und die Züge fielen nicht auf. Ruhten aber die Augen eine Weile auf ihm, dann fiel ein Schleier vom Gesicht, und die werdende Schönheit schien unter unserm Ansehen aufgeblüht. Gar nicht satt konnte ich mich an ihren Füßchen sehen; so klein und schmal ist wohl manches andere, aber keines von ihnen ist barfuß herumgelaufen und hat vor meinen Augen nackt in alten Schlarpen gesteckt.

Erst auf dem Wege betrachtete ich meinen Begleiter, einen Hamburger, ein kleiner Kerl, untersetzt, der zu Jahren, aber nicht zu sonderlicher Weisheit gekommen und wahrscheinlich sein Lebtag eine gewöhnliche Rolle spielen wird. Solange wir von Studentengeschichten zu reden wußten, ging's recht gut, dann aber stockte das Gespräch für immer, soviel Mühe

*) Weiberrock.

ich mir gab, es zu unterhalten. Dadurch erhielt ich wieder eine Erfahrung oder vielmehr ein schon manchmal gefaßter Vorsatz erneuerte sich, nicht zu glauben, daß die Unterhaltung an mir läge, wenn der andere nichts beiträgt; zu schweigen, da ich mit mir selbst mich weit angenehmer und nützlicher unterreden könne. Der Weg war äußerst angenehm. Fußsteige führten uns durch die schönsten Wiesen, die ich hier noch gesehen, durch liebliche romantische Täler, die hie und da den unsrigen ähnelten. Nach einem Marsch von drei Stunden kamen wir an die Weser bei Bodewerder, einem Städtchen, das vier Stunden von Hameln liegt, wo wir hin wollten. Da ich einmal gerne auf der berühmten Weser gefahren wäre, um desto besser seine Ufer zu sehen, so mieteten wir einen Kahn, hoffend, auf demselben Hameln in zwei Stunden zu erreichen. Es war ein elendes Fahrzeug, der Boden allenthalben mit Wasser bedeckt, das beständig ausgeschöpft werden mußte, die Bretter beinahe durchgefault, Mama hätte mich gewiß nicht so hineingelassen, aber junges Blut macht tolle Streiche, zudem verließ ich mich auf mein Schwimmen, das mich auf der Weser nicht im Stiche gelassen hätte.

Die Ufer waren sehr hübsch, zuweilen auch romantisch. Besonders gefiel mir ein kleines Gütchen in einer kleinen Wiese unter einem mit Wald bewachsenen Berge, das einem Münchhausen zugehört, wahrscheinlich einem Sohne des bekannten. Einige Dörfer machten sich von ferne sehr gut, kommt man aber nahe, so sehen sie so kahl und ärmlich aus, daß die unsrigen ganz etwas anderes vorstellen.

Nahe bei Hameln besitzt ein Freiherr von Haken ein großes Gut, auf das er eingeengt ist, weil er in der Schlacht bei Waterloo sein Regiment in schnelle Flucht gerissen. Wie ein Mann dies tun kann, besonders an einem solchen Ort und in solcher Stellung, begreife ich durchaus nicht; auch nicht, wie er leben mag, nachdem er öffentlich entehrt worden. Doch verdammen mag ich nicht; wer in seinen Busen greift und auch ein aufmerksames

Auge auf sich hat, findet gewiß Stunden, wo er zum Schlechten aufgelegt und ihm nichts als die Gelegenheit fehlt, es zu tun oder sich so schwach, ein gutes Werk auszuführen, daß er sich dem äußersten aussetzt, ehe er es tut. Wer weiß auch, wie er jetzt lebte, ob er in Dumpfsinn die Schande trägt und im Wein und einem weichlichen Leben sie versenkt, oder in Ergebung mit aller Anstrengung sich wenigstens das Bewußtsein zu erringen sucht, der Ehre jetzt wieder würdig zu sein.*)

Je weiter wir kamen, desto mehr blies uns der Wind entgegen, der sonst so langsame Fluß schien nicht von der Stelle zu wollen, hohe Wellen jagten unsern gebrechlichen Kahn beinahe wieder stromaufwärts, so daß es des alten Schiffers ganze Kraft gebrauchte, um nach fünf Stunden uns in Hameln ans Land zu bringen. Schon 3 Uhr war's, als wir durch das artige Städtchen wanderten, einen Ort suchend, wo wir unsere starke Eßlust befriedigen konnten. Obschon ich seit 7 Uhr nichts genossen, so trieb mich doch meine Ökonomie an einem guten, mir bekannten Wirtshause vorbei, und ich ließ meinen Kameraden bis ans Ende des Städtchens laufen. Dort frug er nach einem und erhielt zur Antwort, er brauche nur um die Ecke zu gehen, er werde gleich auf die Schneiderherberge stoßen. Das ärgerte ihn verdammt; mir kam es natürlich vor, der kleine Kerl trug seinen Ranzen so schneidermäßig, humpelte so erbärmlich durch die Straßen und zeigte den Leuten ein so gemeines Gesicht, daß sie ihn kaum für etwas Besseres nehmen konnten. Die Schenke, worin wir endlich kamen, war ein schlechter Kniff und das Essen war ihrer würdig. Der Pfannkuchen und der Gurkensalat, aus welchen es bestand, taugten beide nichts. Ich verwünschte meine Ökonomie und sprach eben nicht am freundlichsten mit der aufwärtigen Wirtstochter, die ihr möglichstes tat, um von uns ins Gespräch gezogen zu werden. Unsere

*) Moritz Hartmann hat diesen Stoff in einer Novelle behandelt. (B.)

Rast dauerte nicht lange. Bald hatten wir das liebliche Nest im Rücken, und zwischen niedlichen Gärten und anmutigen Wiesen schlängelte sich unser Fußsteig in die schönste Gegend des Wesertals hinein. Ein Kirchlein nach dem andern zeigte seinen Turm über den roten Dächern im grünen Laube. Auf einmal standen wir unvermerkt auf einem Hügel, wo vor und neben uns das herrliche Tal ausgebreitet lag. Berge, mit starkem, schönem Holze bewachsen, beinahe Gurten und Bantiger ähnlich, mochten ungefähr einen Strich von sechs Stunden Länge und zwei Stunden Breite einfassen. Mittendurch schlich die Weser. Man kann wohl sagen schleichen, denn mehrere Male bin ich auf zwanzig Schritte nahegekommen, ohne zu denken, daß dicht vor meinen Füßen ein Fluß sei. Kirchdorf reiht sich an Kirchdorf, wenigstens zwanzig boten unsern Blicken sich dar, von denen eines schöner als das andere schien. So etwas sah ich bei uns nirgends, was daher kommen mag, daß nicht jedes Dorf wie hier eine Kirche hat und selbst die Täler von Hügeln unterbrochen sind, die die Aussicht hemmen. Zudem nehmen sich die deutschen Dörfer von ferne besser aus, als die unsrigen; ihre dichtgedrängten roten Ziegeldächer in den wie Wald aussehenden Obstgärten gewähren einen äußerst einladenden Anblick.

Kommt man aber hinein, ist die Schönheit auf einmal verschwunden. Kot bedeckt die Straßen knietief, aus Kot sind die Häuser erbaut, Kot liegt um sie herum. Mist und Lache bilden einen förmlichen Wall um dieselben; unbenützt fließt die Lache, wo's ihr am bequemsten ist, der Mist wird hingeworfen, wo es sich eben trifft. Elende Bäume bilden die Obstgärten, die mit Nesseln und Hühnerkraut bewachsen sind. Das Ganze hat das erbärmlichste, ärmlichste, schmutzigste Aussehen; ich möchte bei uns eben so gerne in einem Schweinestall wohnen, als in einem deutschen Dorfe.

Als es dunkelte, kamen wir nach Hessenoldendorf*), das

*) Ein Oldendorf liegt zwischen Hameln und Rinteln an der Weser.

wir zum Nachtquartier erwählt, ein halbes Städtchen, das ehemals verteidigt werden konnte und noch jetzt Reste von Wällen und Gräben hat. Kein schlechtes Wirtshaus trafen wir, nur war mir die Wirtin unerträglich. Es war eine große fette Frau mit der blendendsten weißen Haut. Durch diese schien das Fett alle Augenblicke dringen zu wollen und gab ihr ein so degoutantes Aussehen, daß ich sie während dem Teetrinken gar nicht ansehen konnte. Solche Weiber scheinen mich verfolgen zu wollen, denn gerade eine solche hatten wir schon in Bodenwerder getroffen. Wenn alle weißen Mädchen fette Weiber werden sollten, ich wette, die weißen Gesichter kämen bald aus der Mode, und ein schwarzbraunes Mägdlein würde höher im Werte steigen.

Eine unglückliche Sitte in Deutschland, daß die Menschen so gerne warm schlafen und man fast in allen Wirtshäusern an kleinen Orten nur Betten antrifft, wie unsere Bauern sie haben, ohne Decke mit bloßem Deckbett. Man schwitzt sich beinahe die Seele aus, wenn man (es) nicht lange gewohnt ist und kann nicht schlafen. Mein Kamerad fand es aber sehr behaglich, steckte sich hinein, daß nichts mehr von ihm zu sehen war, und während ich mir nicht zu helfen wußte, schnarchte er tüchtig in allen Tönen. Auch war er gar nicht zufrieden, als ich ihn vor 5 aus den Federn jagen wollte, er behauptete, es sei erst 3 Uhr und bequemte sich erst nach langen Debatten, sein warmes Huli*) zu verlassen.

Ohne Frühstück gingen wir fort, denn wer frühe reisen will, traue dem Versprechen der Wirtsleute nie, so früh als man wolle, das Frühstück fertig zu halten, sie halten niemals Wort, und immer ist man eine Stunde aufgehalten. Man bezahle abends seine Zeche, dann kann man morgens so früh fort, als man will, ohne jemand mehr nötig zu haben.

Die Gegend war wunderlieblich, links im großen Tal

*) Höhle, Nest.

prangten die stolzen Türme von Lacher Reiteln*) usw., hinter ihnen erhoben sich die Hügel in sanftem Abhang zur beträchtlichen Höhe, fast bis oben bebaut. Auf der rechten Seite, wo unser Weg hinlief, hoben sich die Felsen kühner und wilder, berühmt unter ihnen wegen seltener Schönheit ist die Lüdener Klippe**), unglücklicherweise von uns nicht gesehen, denn die Menschen sind hierzuland Eseln, wissen gar nicht, was eine halbe Stunde von ihrem Ort liegt. Wie der Boden auf dieser Seite nicht ganz so reichlich tragen mag, um so bescheidener zeigen sich die kleinen Dörfchen, die auf dieser Seite liegen. Hinter kleinen Hügelchen verbergen sie sich lange dem Auge, und ihre Türmchen ragen nur ganz wenig hinter dem Rücken hervor. Sie liegen aber so romantisch, daß gewiß selbst Griti Frank in Exklamationen sich ausschütten würde. Gar zu gern hätte ich in die Pfarrhöfe hineingeguckt, wo ich einen sehe, da zieht es mich hinein, hoffend, da den wahren Frieden zu finden. Ein Pfarrhaus ist der Vorhof des Tempels, hat der Pfarrer den seligen Frieden in seinem Hause nicht eingepflanzt, so gelingt es ihm nimmer, seine Gemeine im Tempel damit zu segnen. Leider daß viele, die in Pfarrhöfen wohnen, ihn nicht einmal ahnden, an der Erde kleben, nach dem Himmel keinen Blick richten, als wenn sie von Gott Strafgerichte donnernd fordern für die, die ihre wilden Forderungen nicht erfüllen, weil sie ihnen nur menschlich erscheinen und ihr Herz von ihrer Tauglichkeit nicht überzeugt ist. Wohl pflanzt man den Theologen immer mannigfaltigere Kenntnisse ein und prüft strenger ihre Fertigkeit in denselben. Aber niemand gedenkt dessen, was ihm vor allem not tut, d. i. Erweckung und Bildung ihres religiösen Sinns, dann hätte man nichts mehr für ihn zu besorgen wegen Freigeisterei und Gemeinheit, nichts mehr wegen Schwärmerei und Aberglauben. Vieles haben die Menschen gelernt, mit

*) Wohl Rinteln, Stadt an der Weser.
**) Nördlich von Rinteln.

kunstreicher Hand das Leblose zu bilden, daß es lebendig scheint, und jedem die ihnen gefällige Form einzudrücken, sogar den lebendigen Menschen in jedes Modell zu gießen und ihn auf mannigfache Art zuzustutzen. Aber das ist die große Kunst, die so wenige zu üben verstehen, jedem Menschen seine eigene Form zu lassen, dasjenige, was Gott in ihn gelegt hat, auszubilden, daß es nicht ungeweckt bleibt oder erstickt wird; würde dieses geschehen, dann fände man in mehr Menschen das heilige Gefühl für Religion, das Gott in jeden gelegt, und mehr liebenswürdige Geschöpfe als flache und verschrobene wie jetzt. Auf seiner Durchreise in dieser Gegend soll der König von Preußen die Pfarrherren zu sich gefordert und gefragt haben, wie es bei ihnen um die Religiosität stehe; da hätten sie die Achseln gezuckt und geklagt, daß die Leute immer weniger in den Kirchen sich zusammenfänden. Der weise König antwortete und sprach: sie selbst trügen die Schuld, sie sollten nur das Neue fahren lassen und wieder das Alte predigen. — Was doch ein König für Räte gibt und alles verstehen will? — Was von dem Alten sollen sie predigen? — Etwa die Wundergeschichten wieder hervorziehen oder die tollen Aberglauben? Oder die Kanzel zur Fischbank machen und schimpfen auf derselben wie Weiber am Brunnen, wessen selbst der herrliche Luther sich schuldig gemacht? Oder den alten dogmatischen Kram und den exegetischen Apparat aus der Rumpelkammer wieder ans Licht holen? Nein, wahrlich lieber König, das würde der Religion wenig helfen und ebensowenig weiß man, was du für Neues missen wolltest, und vermutlich wüßtest du es selbst nicht; aber es scheint, du wollest die Pythia spielen, hinter nichtssagenden Worten einen tiefen Sinn suchen lassen und, fände man einen oder keinen, sich (?) immer trösten, daß du geraten, die Menschen aber dir nicht gefolgt wären. Den Gott im Himmel soll man die Menschen kennen, ihn in der Welt und im Leben finden lernen, das Leben Jesu darstellen und zeigen, wie die Menschen den nämlichen Weg betreten können und müssen, wenn sie ihr

wahres Glück verstehen. Und diese Religionslehre ist gottlob! noch nicht veraltet, sondern sie wird immer noch geübt wie vormals. Aber das, o König, macht den Menschen von Gott abwendig, daß man für den Mann den Kinderrock beibehalten wollte; er verschmäht ihn und wollte lieber keine als diese entstellende Kleidung. Die Religion ist ewig, aber die Form, in der sie sich darstellt, ändert sich nach den Bildungsstufen der Menschheit. Darum, o König, willst du die alte Form bestehend und mit Glück angewandt wissen, so gebiete der Sonne, daß sie rückwärts sich wende und das Rad der Zeiten rückwärts laufe. Kannst du dieses nicht und verlangst du's doch, so wahre dich, daß du nicht niedergeworfen und zermalmt wirst.

Nach Bückeburg*), einer ehemaligen gräflichen Residenz, ging unser Marsch. Eine Menge Menschen zeigten uns den Weg dahin, die an den Markt strömten. Ich verglich unsere Bauern mit den deutschen und sah, wie Freiheit auf Haltung und Aussehen nicht nur eines ganzen Landes, sondern jedes einzelnen wirkt. Matt und lahm schleppten sie sich dem Städtchen zu, die jungen Mädchen glichen Stadtschlampen, die Bursche Keßlervolk. Man sah keinen stolzen Bauern mit stolzem Viergespann, keine wackern, tüchtigen Bäurinnen mit gefülltem Marktsäckli, alle sahen mehr oder minder Hudelpack ähnlich. Und doch war es eine der reichsten Gegenden, aus welcher diese Menschen kamen, die unter einer Herrschaft standen, die nicht zu den drückendsten und aussaugendsten gehört, es waren meist Hessen und Hannoveraner. Hier vernahm ich, daß die berühmte porta westphalica nur eine kleine Stunde abwegs liege, und beschloß, diese berühmte Naturschönheit Deutschlands in Augenschein zu nehmen. In der preußischen Clus, wo die Wege sich schieden, nahm ich von meinem bisherigen Gefährten mit leichtem Herzen Abschied, der, zu Tod ermüdet, geradewegs seinem Onkel in Minden auf den Hals rücken wollte.

---

*) In der Abschrift undeutlich: Brülenburg oder Brükenburg.

In einen schönen Eichwald geriet ich, wo des Herrenvogels*) Geschrei mich sympathetisch ergriff, daß ich alle meine Lieder absang, mich herzlich freuend, nun wieder allein zu sein. Doch diese eingebildete Freude dauerte nicht lange; denn kaum war ich eine halbe Stunde gegangen, so sah ich zwei Studenten im Grase liegen. Ohne Gruß vorbeizugehen, wäre Renommage oder fuchsenhafte Schüchternheit gewesen. Ich sprach sie also an und hörte, daß sie ebenfalls nach der porta wollten und ebenfalls in Petershagen**) zu übernachten gedächten. Wir machten uns zusammen auf, das große Wunder zu besehen, fanden uns aber nicht wenig getäuscht. Wir hatten gehofft, die Weser in kühnem Drang zwischen zwei Felsen durchstürzen zu sehen, nun fanden wir sie so sanft wie irgend durch ein schönes Feld fließen, gegen das zwei mit Wald bewachsene Hügel eben nicht sehr steil sich senkten und zwischen sich mehr als dreifach für den Fluß Raum ließen. Man sah wohl, daß ehemals hiedurch die Weser sich Bahn gebrochen, und nur der Gedanke, wie es dabei zugegangen sein mag, macht die Stelle noch merkwürdig, sonst ist sie es gar nicht, besonders wer irgend einen reißenden Bergfluß gesehen, findet das Aufheben, das man davon macht, drollig. Diese Täuschung empörte uns auch so, daß wir nicht nach Homsberg***) gingen und den Jakobsberg nicht bestiegen, von dem man eine angenehme Fernsicht genießen soll. Wir mieteten einen Kahn und fuhren nach dem eine Stunde entfernten Minden. Die Preußen bauen tapfer daran, um es zu einer starken Festung zu machen; überhaupt soll in Preußen auf den Festungsbau mehr verwendet werden, als dem Wohl des Landes zuträglich ist. Wahrscheinlich glaubt der König, feste Mauern schützen besser als die Liebe des Volkes.

Von der strengen Polizei, die in diesem Königreich herrschen soll, erfuhren wir nichts und gingen die Solothurn an Größe

*) Eichelhähers.

**) Unterhalb Minden an der Weser.

***) Wohl Hausberge.

ähnliche enge und dunkle Stadt unaufgehalten durch. Meine neuen Gefährten gefielen mir wieder besser, es waren Holsteiner aus Altona, die in Göttingen studierten und nun nach Hause wollten. Der eine war ein Mediziner, Namens Nissen, der andere Theolog, Schateli*), mit dem ich wohl Kollegien besucht, aber nach Göttinger Art nichts gesprochen hatte. Es war drückende Hitze, rings am Horizont sammelten sich Gewitterwolken, die nicht lange säumten loszubrechen, kaum daß wir schon halb durchnäßt uns in ein Haus retten konnten. Die Gewitter in Deutschland sind nicht die unsrigen, und wenige Donnerschläge begleiten sie, und diese sind, wenn sie nicht ganz nahe fallen, sehr schwach und gar nicht anhaltend und rollend, was dem Donner so viel Majestät gibt. Das Haus, wohin wir geflüchtet, war ein Schulhaus, wie man uns sagte, denn dafür hatte ich es nicht gehalten. Die Schulstube war ein ungeheuer großer Platz, keine Stube, mit einem Boden von Lehm, oben hing durch die Zwischenräume der Balken das Korn herunter, und die wüste Hauswand faßte es ein, oben befand sich die Küche ungetrennt von dem Schulplatz, in der Mitte desselben standen Bänke ohne Tische.

Lübeck, den 20.

Unglücklicherweise war der Schulmeister nicht zu Hause, daß ich ihn hätte fragen können, was er mit den Kindern besonders zur Winterszeit in dieser Tenne anfange, die am tauglichsten zu einem Schwarzmannplatz**) war. Ein niedliches Mädchen kredenzte uns Buttermilch, die ganz trefflich schmeckte. Sonst fand ich die Milch hier immer matt, ohne Geschmack; wenn man sie in Tee oder Kaffee gießt, so fällt sie zu Boden,

*) Bitzius nennt ihn weiter unten Châtel, er hieß aber wohl Schetelig. Ein Propst Schetelig in Heide erteilte in den dreißiger Jahren Klaus Groth Unterricht, las u. a. Klopstocks „Messias" mit ihm. (B.)

**) Um „Schwarzer Mann" darauf zu machen.

statt wie sie bei uns obenauf schwimmt. Nachdem der Regen sich aus dem Staube gemacht, verließen wir das wirtliche Dach, und durch die Nähe unseres Quartiers begeistert, eilten wir geflügelten Schrittes vorwärts.

Hunger und Schlaf setzten mir wieder furchtbar zu; ich aß rohen Kohl, sogar Bohnenblätter, denn seit Morgen um 7 Uhr hatte ich nichts gegessen, und jetzt war es 5. Zudem schien mir eine unwiderstehliche Gewalt die Augen zuzudrücken; ich hätte mehrere Taler gegeben, wenn ich mich hätte legen dürfen, nur die Scheu vor den andern hielt mich aufrecht. Jeden Schritt zählte ich, den wir vorwärts taten, ein Stich durchs Herz war es mir, als ich hörte, das beste Wirtshaus sei am entgegengesetzten Ende des Dorfes. Gerne hätte ich mit einem schlechten vorlieb genommen, aber das durfte ich wieder der andern wegen nicht. Endlich war es erreicht und wir freundlich aufgenommen.

Der Mann war auf dem Markt in Brückenburg (Bückeburg), die Frau in Wochen, eine Art Bonne führte das Regiment. Eßbare Sachen, die herum lagen, wurden gleich requiriert, ohne lange danach zu fragen; wie der wütendste Hunger gestillt war, wurde dem Schlafe sein Recht gelassen, der auch bis zum eigentlichen Essen anhielt. Zum ersten Male aß ich eine Biersuppe; ich war froh, wie der Teller zu Ende war. Hätte ich noch mehr gegessen, es wäre auf andere Weise Holla gemacht worden. Keiner von uns wußte seinen Weg, die Karten sagten uns wohl das Allgemeine, aber wir hatten spezielle Anweisung nötig, die wollten wir aus der Magd herausbringen. Allein diese bekannte ihre Unwissenheit und wies uns an einen im Hause residierenden Doktor, der allenthalben Bescheid wüßte.

Dieser wurde förmlich zum Tee eingeladen, begierig harrten wir der Ankunft dieses Wundermannes. Er erschien, aber die durch ihn erwartete Auskunft fanden wir nicht. Der Mann wußte alles, nur nicht was man wollte, blähte sich gewaltig auf, besonders mit seiner Audienz beim König von Preußen auf

seiner Durchreise, und behandelte uns so, wie er glaubte, daß ein graduierter Doktor wandernde Burschen handhaben müsse. Schateli ging zu Bette, ich wanderte im Mondenschein herum, wollte auf den finstern, mit Bäumen besetzten Kirchhof, dort zu philosophieren, fand ihn aber verschlossen, wahrscheinlich weil man sich vor Philosophen oder Gespenstern fürchtete.

Auf diesem Wege spekulierte ich, wie unangenehm es sei, allein durch Gegenden zu marschieren, über die man keinen sichern Bericht einziehen konnte als den, daß sie großenteils Landwiesen und Heide seien. Ich beschloß daher, Bremen fahren zu lassen, den Vorschlag meiner Gefährten anzunehmen und mit ihnen nach Lomm (l. Loccum) und von da über Hannover nach Hamburg zu gehen.

Den armen Mediziner fand ich bei meiner Zurückkunft noch immer in ärztliche Gespräche verwickelt, die der Gänserich festhielt, wie ein Schiffbrüchiger das ergriffene Brett. Doch gelang's meinem stürmischen Angriff, den Doktor zum Zimmer hinaus und uns zu Bette zu bringen. Neumodische Bettstellen nahmen uns auf, aus geschälten Weiden waren sie wie Körbe geflochten und knarrten bei jeder Bewegung. Am Morgen war ich es wieder, der das ganze Haus auf die Beine bringen mußte; so gerne ich sonst auch schlafe, so habe ich auf Reisen des Morgens keine Rast mehr im Bette und lasse auch andern keine.

Einen schönern Morgen hätten wir nicht haben können. Die vorbeifließende Weser hatte einen schwachen Nebel gezogen, der nichts versteckte, doch alles verhüllte; in wundersamem Licht schien die Landschaft zu schwimmen. Denn groß und golden stand eben erst aufgegangen die Sonne am Horizont und ihre im Nebel auf die mannigfaltigste Art gebrochenen Strahlen, die vor der Herrscherin des Tages fliehenden Kinder der Nacht, die Dünste schienen alles in Bewegung zu setzen, mit sich fortzureißen und bald hie und da das nämliche zu zeigen. Der rasche Tanz unseres Nachens vermehrte diese Täuschung,

wir glaubten uns ins Zauberland versetzt, oder vor dem Spiegel der zaubernden Mutter des Aktor*) zu sein.

Unglücklicherweise wird mein Geist durch den kleinsten Umstand aus jeder Begeisterung oder Träumerei gebracht; hier stellte ihn ein Weib, das Flachs ins Wasser trug und dort mit Erde bedeckte, wieder auf die Beine. Ich frug den Schiffer um die Ursache und hörte zu meiner großen Verwunderung, daß man hier den Flachs, statt wie bei uns zu roßen**), drei Wochen im Wasser mit Erde bedeckt liegen läßt. Das übrige Verfahren habe ich zum Teil vergessen, zum Teil nicht Zeit aufzuschreiben; sollte es jemand interessieren, so kann es leicht in einem Nachtrag geliefert werden.

Nur muß ich dem Weibe noch meine Bewunderung seines Fleißes zollen, in dieser späten Jahreszeit vor 6 Uhr bis übers Knie in die kalte Weser hinein zu laufen, die beschwerlichste Arbeit zu verrichten. Wahrlich, wenn ich bedenke, so weiß ich nicht, ob der Fleiß solche Dinge vermag, oder nicht eine Art Bestialität oder Habsucht dazu beiträgt. Betrachten wir weichlichen Städter die Arbeit und das Hundeleben mancher Armen, jeder Freude bar, ich weiß nicht, ob wir's ertrügen; darum beklage keiner sein Geschick, er habe denn in Wahrheit die Last gewogen, die auf andern Schultern liegt. Selten einer versteht das Ungeschick mit Gleichmut zu ertragen, selten einer die kleinen Unfälle, die jeder Tag mit sich bringt, mit ungetrübter Laune zu erdulden. O ihr Eltern! Warum gewöhnt ihr eure Kinder von Jugend an, den Schmerz zu fliehen, ihn als das größte Übel anzusehen und nur das Angenehme haben zu wollen; warum erzieht ihr sie so für den Stand, in dem ihr lebt, daß sie wie die Fische nur im Wasser, in keinem andern leben zu können glauben. Wirft sie das Geschick in einen andern, so gehen sie darin wie

*) Unbekannt. Aktor heißt der Großvater des Patroklos.

**) Röſten. In der Ostschweiz bezeichnet rôssen eben das hier von Bitzius als fremdartig bemerkte nasse Verfahren, Rôss eine dafür bestimmte Wassergrube.

im fremden Element schnell zugrunde. Lehrt sie das Laster als das größte Übel, die Tugend als das höchste Gut kennen, lehrt sie Resignation üben und Geduld, erzielt sie, daß sie jedem Stand Ehre machen und keinen unerträglich finden, dann sorgt ihr für derselben Wohl. Nun aber will jeder seine Kinder auf der Stufe haben, wo er steht in der bürgerlichen Kastenordnung oder womöglich noch höher, Vermögen oder Gaben mögen passen oder nicht, daher die unzähligen Mißgeburten und das erbarmungswürdige Gejammer über schlechte Zeiten. Not lehrt beten, sagt man, das ist nicht genug. Gott will damit der Menschheit wieder den rechten Weg weisen, hat sie ihn gefunden, dann hat die gütige Vorsehung der Not schnell ein Ende gemacht.

Landkrug in der Rostocker Heide*), den 25. Sept.

Sturm und Regen, die durch zerbrochene Fensterscheiben an mein elendes Nest schlugen, jagten mich aus dem Stroh. Ungewiß, ob ich hier verweilen oder hinaus will in das Ungewitter, nehme ich das Schreibzeug zur Hand, damit die Zeit nicht ohne Nutz vorbeistreiche.

Der Weg verstrich uns anfangs sehr angenehm, die beiden Menschen erzählten mir von ihrem Oheim, der in Göttingen Superintendent gewesen, aber wegen Verlust des Gehörs die Stelle aufgegeben. Anfangs Pfarrer in Lachen, war er jetzt Oberaufseher eines Institutes, in dem Theologen nach Vollendung ihrer akademischen Jahre sich aufhielten und für eine Anstellung sich noch mehr ausbildeten. Früher Hofmeister, studierte er immer mit seinem Zögling das Fach, dem sich dieser widmete, um recht gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen, und erwarb sich so eine Menge der schätzbarsten Kenntnisse, daß man kaum wußte, in welcher der vier Fakultäten er mehr zu Hause sei.

Aber mitten im Gespräch verirrten wir uns, gerieten auf

---

*) Die Rostocker Heide liegt zwischen Rostock und Ribnitz an der Ostsee.

eine Heide, die bald Moor wurde, auf dem wir jeden Moment einzusinken glaubten. Ins Unabsehbare flieht die traurige Aussicht; weder die Gegenstände hinter uns wollten weichen, noch die vor uns näher kommen. Wie's bei diesen Umständen gewöhnlich geschieht, man geriet in eine Hast, welche die Schritte bis zum Lauf beflügelte. Einer wollte dem andern zuvor; jener Haufen, dieser Stein mußte erreicht werden; vollends da wir die Turmspitze von Lomm (Loccum) sahen, ward unser Lauf zum Flug, bis wir endlich mehr als halbtot in Lomm anlangten. Den nämlichen Tag sollte unser Marsch nach Hannover gehen, und der Besuch bei dem Oheim nur über Mittag dauern.

Während sie hinein gingen, setzte ich mich und schrieb den Anfang der Reisebeschreibung, hoffend, sie nachholen zu können. Ich glaubte nicht, daß nach 14 Tagen erst ich so weit kommen würde; aber teils hatte ich zu wenig Zeit, teils mehr zu schreiben, als ich dachte. So wurde ich auch jetzt nicht lange ruhig gelassen. Nissen kam mich abzuholen zu seinem Onkel. Ich traf in ihm einen kleinen, äußerst lebhaften Mann, dessen Auge im 20. Jahre nicht feuriger sein konnte, eine Pfeife in der rechten, ein Hörrohr in der linken Hand, das die Konversation mit ihm nicht wenig penibel machte. Man ertrug es aber gerne, denn auf kleine Fragen erhielt man lange und treffliche Antworten. Die ganze Universität Göttingen, jeden Professor schilderte er mit so lebendigen, sprechenden Zügen, daß ich den scharfen Menschenkenner nicht satt bewundern konnte. Bei ihm lebt seine Schwester, ein altes 60 jähriges Mädchen, ihres Bruders weibliches Ebenbild und von Jugend an von ihm unzertrennlich. Bald ward ich heimisch. Eine Pfeife im Munde unterhielt ich mich mit Bruder und Schwester aufs Angenehmste. Bei Tische wurden wir der Gesellschaft vorgestellt, die aus einem Prior und sechs Theologen, meist ziemlich vorgerückten Alters, bestand. Es waren lauter nette Menschen; sie, der gute Wein, die trefflichen Speisen gewährten mir eine Mahlzeit, wie ich sie noch nie

in Deutschland genossen. Der alte hörlose Mann belebte durch seinen Witz alle, aber auch alle bezeugten ihm die größte Aufmerksamkeit. Der Prior, ein stiller Mann, hängte den Kopf und ließ keinen Laut hören, nicht einmal zum Lachen verzog er den Mund. Man hätte ihn für taub halten sollen. Nachher erkannte ich, daß er einer jener Menschen sei, die sich im Beisein mehrerer in sich selbst versenken und das Gewühl unteilnehmend an sich vorüberziehen lassen. Der Senior der Theologen, Leopold, hatte die unverkennbarste Ähnlichkeit mit unserm Rickli*); Gestalt, Gesicht, besonders das Liebliche des Mundes und die Bewegung der Hände waren täuschend. Hübsche Anlagen in dem kräftigen Walde und äußerst gut angelegte und unterhaltene Baumgärten, die hier so selten sind, umgeben das große Kloster und machen es zu einem angenehmen Studienort.

Im Freien wurde der Kaffee serviert, nachdem wir von dem alten Herrn ausdrücklich gebeten worden, hier zu bleiben und erst morgen unsere Reise fortzusetzen. Hier gestaltete sich die Unterhaltung freier und lebendiger. Einzelne Gruppen sammelten sich; ich, vom Prior gefaßt, mußte Rechnung ablegen von den alten, ihm bekannten Schweizertheologen, dem Zustande der Religion und der Gelehrsamkeit in der Schweiz. Voll in Deutschland vorzüglich erwachter Vaterlandsliebe konnte ich nicht anders, als in Vergleich mit andern Ländern seiner lobend erwähnen. Ich schilderte den gegenwärtigen Kampf der Parteien in der Schweiz, den sich regenden Katholizismus und die emporwachsende Schwärmerei, die überhandnehmenden Sekten und zog daraus den Schluß, daß in unserm Ländchen das Gefühl für Religion lebendiger als nrigend aufgelodert sei, nun aber teils ohne Führer, teils mißleitet auf falschen Wegen irre, daß es daher an nichts als sichern, starken und von echt religiösem Sinn durchglühten Männern gebreche, um die zerstreute Herde zu sammeln und zahlreicher als je dem Herrn

*) Wohl dem bekannten spätern Seminardirektor.

zuzuführen. Ich glaubte auch versichern zu können, daß diese Führer nicht immer fehlen werden, indem schon einige anfingen hervorzutreten, und der Ruf der Zeit gewiß bald mehrere erwecken werde. Dies brachte mich auf den Zustand unserer Gelehrsamkeit, wo ich schwere Aufgabe hatte, mich durchzuschlagen. Ich konnte nicht leugnen, daß wir nicht noch an manchem alten Brett festgenagelt säßen, das die Deutschen schon lange als faul weggeworfen, daß aus unsern theologischen Kollegien die neuen freien Ansichten ganz verbannt oder als eitle Nebelgestalten ohne Prüfung verworfen seien, zeigte aber die Notwendigkeit dessen durch den Zustand des Volksglaubens, wo man so manches Dogma für heilig und jeden Zweifel daran für Gottlosigkeit halte selbst in den gebildeten Ständen, das in Deutschland sogar die Frauenherzen nicht mehr glauben und als alten Wahn betrachten. Ich konnte nicht leugnen, daß wir Schweizer in der gelehrten Welt wenig von uns hören lassen, suchte es aber daraus zu erklären, daß man das Bücherschreiben bei uns ganz anders als in Deutschland betrachte. Erstlich mache daraus, da jeder, der arbeiten wolle, eine Anstellung finde, selten einer einen Broterwerb. Zweitens glaube ein Schweizer, wenn er ein Buch schreiben wolle, es müsse etwas recht Tüchtiges, etwas Klassisches sein; aus Bescheidenheit oder Mangel an Zeit wage sich daher selten einer ans Werk, und tut er's auch, so gehn öfters Jahre darüber hin und die Zeit ist verflossen, wo das Werk neu war und wirken sollte. Ein sprechendes Beispiel konnte ich ihnen erzählen von meinem O. P., der, durch den landeskundig gemachten Brief Hallers empört, sich an eine Widerlegung setzte.*) Aufforderung, Stoff und Einsichten dazu

*) Der bekannte „Restaurator", K. L. v. Haller von Bern, Enkel Albrechts v. H., geb. 1769, gest. 1854 zu Solothurn, veröffentlichte 1821 zu Paris seine „Lettre à sa famille pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine." Der Brief erschien deutsch von Räs und Weiß, Mainz 1821; „geprüft" von W. Traugott Krug (Zensor und Verteidiger des „Tugend-

hatte gewiß niemand mehr als er. Allein während er mit Anstrengung aller seiner Zeit und Gelehrsamkeit sich abmühte, etwas recht Tüchtiges zu liefern, kamen zwei Deutsche, Krug und Tschirner, ihm Monate lang zuvor und hatten vielleicht weit weniger Beruf und Drang zum Schreiben, nicht den zehnten Teil von Kraft und Zeit aufgewendet. Meine Darstellung schien ihnen zu gefallen, das liebe Schweizerland ihnen immer werter zu werden. Der Zirkel um mich wurde immer größer, unsere Gelehrten wurden genannt, beurteilt, Heß*) besonders vom Prior hochgelobt und auch Lavater erwähnt und gefragt, was man von ihm halte bei uns. Ich sagte, daß man seinen Charakter hochschätze, als Gelehrter er aber fast vergessen sei. Der Alte freute sich, daß man seiner Meinung sei, erzählte, daß er ihn persönlich gekannt, in ihm aber einen der größten Schwärmer gefunden. Er rief seine Schwester herbei, zu erzählen, wie es ihr mit ihm ergangen. Diese schilderte nach Frauenart ganz herrlich, wie sie und ihre Schwester sich auf seine Erscheinung gefreut und begierig gewesen seien, den trefflichen, frommen Mann zu sehen; endlich sei er gekommen; nun schilderte sie nach 40 Jahren sein Äußeres, seine Kleidung, Stück für Stück, wie nur Frauen so etwas auffassen und im Gedächtnis behalten können. Der M nn sei ihnen außerordentlich lieb und der Abschied von ihm äußerst schwer geworden. Da hätte sie ihn halb weinend gefragt: „Seh'n wir uns nie wieder?" „Allerdings seh'n wir uns wieder," war seine Antwort. Als sie sich freudig nach Ort und Zeit des Wiedersehens erkundigte, hatte er die Augen

---

bundes"), Leipzig 1821, Rottweil 1821, Luzern 1823; sodann von Prof. S. Studer in Bern (Bern 1821 oder 1822), dem frühern Hausherrn des Studenten Bitzius (O. P. deutet vielleicht irgend einen familiären Namen desselben an); mit „Beleuchtung" von H. E. G. Paulus, Stuttgart 1822. — Leipzig 1821 erschien „Der Übertritt des Herrn von Haller zur katholischen Kirche" von Tzschirner.

*) Johann Jakob Heß, 1741—1828, Altersgenosse und Freund Lavaters, Pfarrer und theologischer Schriftsteller, seit 1795 Antistes der zürcherischen Kirche.

gehoben und gesagt: „Gewiß oben im Himmel sehen wir uns alle wieder." Diese damals untröstliche, zugleich nichtssagende und frömmelnde Antwort konnte sie ihm jetzt noch nicht verzeihen.

Unglücklicherweise kamen auch Mimili und Elsi von Soloturn*) zur Sprache. Diese beiden Undinger haben mir hier schon mehr Ärger gemacht als alles andere zusammen. Jeder, der mit mir von der Schweiz reden will, rühmt sich, diese gelesen zu haben und staunt das Land an, wo solche Mädchen wachsen. Da ich aber keine Ehre in solcher Unnatur und Unwahrheit finde, so sparte ich nie, dem hochweisen Herrn Clauren eins anzuhängen, daß er sich unterstehe, uns Schweizer schildern zu wollen, deren Sprache und Land er nicht kenne, daß er unsere Mädchen, die noch etwas steif und unzugänglich in ehrenfester Sitte leben, so schnell jedem Landstreicher in die Arme fliegen lasse, daß er unsere natürlichen, eher rohen Hirtenmädchen zu durchsichtigen Mondscheindamen umschaffe. Unter den jungen Männern war nicht einer, dessen Lieblingsplan es nicht gewesen wäre, die Schweiz zu bereisen, das Land der Freiheit und der Naturschönheit, wie sie es nannten. Ich mußte Rechnung geben über die Reisekosten und die verrufene Teure des Reisens in der Schweiz. Allerdings braucht man zu einer Reise in der Schweiz mehr Geld als in Deutschland, allein darum ist es doch nicht teurer, denn in Norddeutschland kann man, wenn der Weg

---

*) „Mimili" (Dresden 1816 ff.) und „Elise von Solothurn" („Vergißmeinnicht" für 1820) sind zwei in der Schweiz spielende Romane des seinerzeit sehr beliebten, heute hauptsächlich noch durch die parodistischen Angriffe Hauffs (Mann im Monde), Herloßsohns u. a. bekannten und berüchtigten preußischen Hofrats Karl Gottlieb Samuel Heun, pseudonym H. Clauren. Mimili (= Wilhelmine!) ist die sehr platte Geschichte eines jungen Preußen, der auf der Wengernalp und im Grindelwald mit einem sehr zärtlichen, aber natürlich gleichwohl sehr tugendhaften Schweizermädchen liebelt und dasselbe nach einem Prüfungsjahr glücklich heimführt. (Neuausgabe von Adolf Stern bei Reclam. B.)

nicht gerade große Städte berührt, mit 30 Bz. per Tag bequem auskommen, kann fast nicht mehr brauchen, weil nichts zu haben ist. Pfannkuchen und Butterbrot mit Branntwein oder schlechtem Rum ist das einzige, womit die Wirtshäuser versehen sind, dahingegen bei uns auch in schlechten Wirtshäusern doch immer ein ordentliches Mittagessen zu machen ist. Wenn im Norddeutschen in einem Gasthof das Mittagessen aus drei Schüsseln, Butter und Käse zum Dessert besteht, so ist dies das höchste und kostet ungefähr 10 bis 12 Bz. Anfangs wurde ich nie satt, weil ich immer noch auf mehreres wartete. Bei uns besteht es doch immer wenigstens aus 10 Schüsseln mit verhältnismäßigem Dessert und obendrein noch Wein, natürlich daß es auch mehr kosten muß, doch ist es verhältnismäßig wohlfeiler als das magere Essen hier. Um das Aufgetragene nicht zu vergessen, zeichne ich es hier auf, daß ein Neffe Wageners, desselben Namens, ein Bekannter Iths und C. Wyß*) gewesen und sie vielmals grüßen lasse.

Nach langen Spaziergängen, dem Besuch der Hora**) und der Bibliothek, vereinigte uns wieder das trauliche Zimmer, wo, während ich und Châtel mit der Dame uns unterhielten, der Alte Nissen so scharf ins Examen nahm, als es kaum die medizinische Fakultät tun wird. Auf seiner Gemeinde und jetzt noch ist er meilenweit als der beste Arzt bekannt, äußerst gesucht, und vermehrt dadurch seine Herrschaft über die Menschen als Prediger außerordentlich. Nicht jedem aber möchte geraten sein, diesen Weg einzuschlagen; nicht jedem wurde die Gelegenheit einer solchen Ausbildung, und nicht jeder hat die Fähig-

*) Zwei Altersgenossen von Bitzius: Johann Rudolf Friedrich Ith, Arzt, Sohn des Dekans und Professors Johann Samuel Ith, verm. m. Emilie Spöndli, gest. 1861, und Karl Bernhard Wyß, Pfarrer in Bümpliz, dann Dekan und Professor in Bern, Gutsbesitzer in Gerzensee, verm. m. E. Steck, gest. 1870.

**) Vermutlich einer religiösen Funktion oder Lektion in diesem klösterlich eingerichteten Seminar?

keiten, zwei so verschiedene Dinger als Arzt und Prediger nebeneinander auf ausgezeichnete Weise zu üben; die meisten werden Stümper in einem, wohl auch in beiden.

Nach vergnügtem Abendessen beurlaubten wir uns von den Herrn, und auch die alte Dame nahm Abschied. Ich wußte nicht, wie mir geschah, als sie meine Hand ergriff, mit ihren beiden Händen an die Brust sie drückte, meinen Namen sich merkte und recht herzlich mich bat, ja recht oft ihrer zu gedenken. So etwas hatte ich noch nicht erlebt; viel hätte ich darum gegeben, zu wissen, ob dies ihre Sitte sei oder ich's mit meiner Persönlichkeit erworben. Die Eigenliebe stimmte zum letztern, da eine solche Sitte mir noch nicht vorgekommen. Die Bescheidenheit sprach fürs erstere, da eines solchen Eindrucks ich mich noch nie zu erfreuen gehabt. Für diesen Augenblick blieb der Streit unentschieden, da der Alte uns in sein Zimmer nahm und bei Pfeife und Bier die herrlichste Unterhaltung begann. Erst umfaßte sie den gegenwärtigen Zustand der Welt und die Ereignisse der Zeit. In hohem Stuhl sitzend, glich er einem alten Seher, der die Zukunft erschauend, seinen Schülern das Kommende verkündigt und das Gegenwärtige erklärt. Nicht genug kann ich's bereuen, daß ich das Gespräch nicht sogleich aufgeschrieben, da ich mich jetzt nur noch unzusammenhängender Bruchstücke erinnere.

Schon seit langen Jahren seien die Fürsten von der Vorsehung mit Blindheit geschlagen, sprach er, und gezwungen, gegen ihren Zweck zu wirken. Napoleon hätte sich vor andern emporgehoben, und ihm sei alles Unheil beigemessen worden; da hätte er untergehen müssen, damit es kund würde, daß die andern Fürsten, so gut wie er, die Schuld trügen. Halbe Maßregeln ergreife man allenthalben; hier und da führe man Landstände ein, die ähnlich seien einem gewissen Teil unseres Körpers, der wohl S'tz hätte, wenn er aber einmal seine Stimme hören lasse, verhöhnt würde. Vor allen sei der preußische Staat ein altes mit neuen Lappen geflicktes Kleid, wo jeder neue

den alten Riß nur vergrößere. Wohl kämpfen einige Völker für ihre Freiheit, aber vereinzelt bestünden sie einen sieglosen Kampf. Dies stehe den Griechen bevor, da die unselige Politik der Höfe sie im Stiche lassen oder das von ihnen Errungene sich zunutz machen werde. Aber immer könne es so nicht bleiben; der Glaube an die göttliche Vorsehung und menschliche Berechnung bewähre es.

Immer mehre sich die Volksmasse, immer mehr sei ihr der Unterhalt zu finden erschwert und ein unerträglicheres Joch nach dem andern ihr aufgebunden. Zum Thron werde sie sich immer näher drängen müssen, und was dann mit den Fürsten geschehe, das werde die Zukunft lehren; Ungeheures sei schon geschehen, aber mit noch Größerem gehe die Zeit schwanger; Blitzableiter vermögen kaum mehr die elektrische Masse aufzufassen und abzuleiten.

Endlich wandte er sich besonders an uns Theologen, ermahnte uns, wie Uneigennützigkeit allenthalben sollte geübt werden, so müßte doch der Prediger vor allen andern sie äußern. Erst dann, wenn der Bauer überzeugt sei, der Pfarrer suche nicht eigenen Vorteil, sei uneigennützig, gebe er seinen Ratschlägen Gehör, verliere das ihm eigene Mißtrauen und lasse auf sich wirken. Wenn ein Prediger Gutes stiften wolle, so müsse er sich losreißen von dem Wahne, daß es durch Predigen allein auszuführen sei. Wenn er die Liebe der Gemeinde nicht besitze und ihr Zutrauen, so könne er so schön predigen, als er wolle, es helfe doch nichts. Zudem sei der Eindruck einer Predigt eine so zufällige Sache, daß die vernünftigste manchmal keinen Eindruck mache, während elendes Gewäsch die Kirche unter Wasser setze.

Er erzählte als (?) Belege seiner Behauptung, folgendes schien mir besonders treffend. Ein Prediger seiner Nachbarschaft sei besonders im Rufe salbungs- und wehmutsreicher Vorträge gewesen. Da er diesen Mann als einen höchst mittelmäßigen Kopf kannte, so sei er begierig geworden, die Ursache

seines Ruhmes zu erfahren. Einst bei einer am Grabe gehaltenen Leichenpredigt hätte er sich hinter die Mauer des Kirchhofes gestellt und nun ein sehr gehaltloses Gewäsche gehört, das aber sehr großen Eindruck auf die Zuhörer hervorbrachte. Vorzüglich eine neben ihm stehende Frau hätte zum Erbarmen geweint und mit ihm heimgehend sich gar nicht wollen trösten lassen. Da hätte er sie gefragt, was sie so weinen mache. „Ach, Herr Pfarrer, habt Ihr's nicht gehört, dreimal hat er's gesagt." Er versichert, daß er nichts so Betrübendes vernommen. „Ja dreimal hat er gesagt: ‚Ach Tod, wie bist du so bitter,'" und von neuem hätte sie aufs kläglichste zu heulen angefangen. Ob wohl die meisten Tränen in der Kirche einen triftigeren Grund haben? Wahrscheinlich glaubt es wenigstens der benannte Helfer bei seinen Totengesprächen.

Noch vieles sprach er über die herrliche Wirksamkeit eines Predigers im Hause und Schulen und bei besonderen Anlässen und die segensreiche Belohnung im eigenen Bewußtsein, dem Aufkeimen der ausgestreuten Saat und oft auch in der dankbaren Anhänglichkeit der Menschen. Als der Zeiger bald Mitternacht zeigte, ergriff er den Leuchter, ließ sein Hörrohr zurück, führte uns in die bestimmten Zimmer. Dort jedem ein kurzes, kräftiges Wort ans Herz legend, verließ er uns, mit einem Kuß uns segnend. Gerührt und stumm schieden wir von ihm, und der erhaltene Eindruck scheuchte lange den Schlaf vor unsern Augen. Nur einen Tag sah ich diesen Mann, aber teurer wurde er mir und nützlicher als viele, die durch lange Mühe um mich meine Dankbarkeit erworben; immer wird er mir unvergeßlich bleiben.

Den folgenden Morgen begleiteten uns Sturm und Regen auf unserm Wege, der durch ziemlich angenehme Gegend nach Rehburg *) uns führte. Dies, eines der vielen Bäder in dieser Gegend, hat hübsche Anlagen, die sich noch ver-

---

*) Bad Rehburg am Schaumburger Wald.

schönern werden, wenn die zum Teil noch kleinen Bäume zu mächtigen Stämmen herangewachsen sein werden. Obschon unser dortiger Aufenthalt kaum eine Stunde dauerte, so widerfuhr uns doch die Ehre, daß wir mit unsern Namen die Zahl der Badegäste vermehren und der Anstalt durch diesen Zuwachs einen erhöhten Glanz geben durften. Von da gingen wir an dem schwarzen oder großen Meer *) vorbei, in dem eine Festung steht, von einem Fürsten von Hessen-Beutelburg erbaut, zu klein zum Ernst, zu groß zum Spaß. Auf derselben wurden vordem einige goldene Kanonen aufbewahrt, die einer ihrer Fürsten vom König von Spanien **) zum Geschenk erhalten, als er, vom König von Preußen gesandt, dessen Armee zu seiner Zufriedenheit organisiert hatte. Jetzt ersetzen metallene Kanonen ihre Stelle; die goldenen sind dahingegangen, wohin der meiste Fürstenreichtum seinen Weg genommen, in den Abgrund, wohin Aufwand über Vermögen führet. In einem Dörfchen, dessen Namen mir entfallen, retteten wir uns vor dem immer reichlicher strömenden Regen in eine Tenne, wo eben Flachs gebrochen wurde. Sobald wir eintraten, sprangen die Mädchen auf uns ein und wickelten uns um ein Knie einen Flachsstrich, der, wie wir nachher erfuhren, mit einem kleinen Trinkgeld zu lösen ist. Wir betrachteten es aber nur als Einleitung der Bekanntschaft, die fortzusetzen wir uns eifrig bemühten. Mich zog eine Mina an, Nissen eine Sophie, wir halfen ihnen bei der Arbeit, boten uns als Bräutigam an, was beides angenommen wurde, doch machten sie zum Beding, noch frei zu bleiben bis ihre Arbeit vollendet wäre,

---

*) Dem sogenannten Steinhuder Meer, in welchem das Fort Wilhelmstein liegt.

**) Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der von 1748 bis 1777 regierte, war von 1762—1764 in Portugal als Oberbefehlshaber in dem Kriege gegen Spanien und legte dort die Festung Elvas an. Dafür erhielt er die Kanonen. Er ist auch aus Herders Leben bekannt. (B.)

unterdessen möchten wir in Gottes Namen weiterziehen. Der nachlassende Regen mahnte uns, ihrem Rat Folge zu leisten; nach zärtlichem Abschied stürzten wir uns wieder in den Kot. Diese Tändeleien hinderten mich jedoch nicht zu bemerken, daß unsere Art, den Flachs zu bereiten, indem wir ihn rossen *), statt ins Wasser zu legen und erst dann zu trocknen, und am Feuer rösten, statt ihn kalt in der Tenne zu brechen, weit vorteilhafter sei, indem das Brechen äußerst mühsam ist und die Dingel **) nicht so gut herausgebracht werden können. Hanf sah ich nirgends in den Gegenden, die ich durchwanderte; die Menschen glaubten gar nicht, daß meine Hemder aus Hanf gemacht seien, sie hielten dafür, er sei nur gut zu Stricken und grobem Sackzeug. Nach einer durch die schlechten Straßen mühevollen Meile gelangten wir endlich nach Wunsdorf***), ein Nest, das auf den Namen eines Städtchens Anspruch macht; Wiedlisbach hat dagegen das Ansehen einer Hauptstadt. Im besten Wirtshause kehrten wir ein, das uns aber weder Fleisch noch Gemüse, nichts wie Pfannkuchen bieten konnte. Dies ist eine schlechte Erquickung, wenn man einen guten Marsch gemacht und kräftigen Hunger gekriegt.

Dies macht das Fußreisen in ganz Norddeutschland so unangenehm, da man nirgends eine vernünftige Mahlzeit erhält. Wir hatten für heute das Gehen satt und sahen uns nach einem Wagen um, uns nach Hannover zu führen. Der Wirt erklärte, Chaise oder Kutsche sei in der ganzen Stadt nur eine einzige, die aber nicht vermietet werde. Wenn wir mit einem gewöhnlichen Wagen vorlieb nehmen wollten, so könnte er uns

---

*) Diese Bezeichnung, die übrigens auch nicht überall in der Schweiz dasselbe Verfahren bedeutet, ist schon oben gebraucht und erklärt.

**) Die holzigen Abfälle der Flachs- und Hanfstengel: nach Stalder, Idiot. 1, 283 in Bern und Luzern gebräuchlich. Ostschweizerisch Agle.

***) Wunsdorf zwischen Steinhude und Hannover.

einen schaffen. Wir mußten uns es gefallen lassen und erwarteten neugierig das elegante Fuhrwerk. Von einem solchen hat man bei uns wieder keinen Begriff; es war ein Leiterwagen, der mit einem Korb, worin bei uns die Turben geführt werden, gefüttert war, und hölzerne Bänke mit Lehnen waren darauf gelegt, so grob, daß jeder Zimmermann sich dieses Machwerks würde geschämt haben. Kissen waren keine darauf gelegt; wir forderten welche, erhielten aber zur Antwort, hier fahre kein Mensch mit Kissen, auch seien nirgends welche zu haben. Das muß man den Deutschen lassen, sie haben ein hartes Fell und müssen gewöhnlich von andern aufmerksam gemacht werden, wenn es zu hart mitgenommen wird, oder wenn sie es schon fühlen, so sind sie zu träge oder beschränkt, es weicher zu betten. Wir mußten uns also bequemen, und so übel als wir gedacht, ging es nicht, da hier die Sandwege, die mir nachher so beschwerlich wurden, anfingen. Heute jedoch hinderten sie uns am Fahren nicht, da sie das Gute haben, daß sie durch den Regen erst fahrbar werden. Merkwürdiges fiel uns durchaus nichts auf als ein Denkmal auf weiter Heide, wo im Dreißigjährigen Krieg zwei Brüder, unter verschiedenen Heeren kämpfend, einander unbewußt getötet. Schon eine ziemliche Strecke von Hannover merkte man die erwartete Ankunft des Königs.*) Die Chaussee war zurecht gemacht, Obstbäume längs derselben gepflanzt, eine Menge weiß angestrichener Abweissteine aufgerichtet, die dem Ganzen ein freundliches Ansehen gaben. Schade, daß der König so lange gezögert, nun mögen sie wohl von ihrem Glanze verloren und schmutzig geworden sein. Kurios sind die Leute, sie klagen immer über ihr Elend, Druck usw., und kommt der, der allem abhelfen könnte, wenden sie die Glanzseite vor, damit er glauben sollte, alles befände sich im höchsten Flor und nichts sein Auge beleidige oder störe. Wendet er den Rücken, so

*) Georg IV. von England war auch König von Hannover. (B.)

weicht gleich der flüchtige Firnis, der Himmel ist wieder mit Wolken bedeckt und der Jammer noch größer geworden. Die armen Könige, wo sie sich hinwenden, werden ihnen mit schönen Bildern bemalte Vorhänge bei den Augen vorbeigezogen; sie meinen die Landschaft zu erblicken, aber diese darf hinter den Vorhängen ja sich nicht blicken lassen in ihrer verstümmelten Gestalt.

Hannover ist eine niedliche Stadt mit ziemlich breiten, reinlichen und regulären Straßen, die von denen, welche Bern nicht kennen, sehr bewundert werden. Sehenswürdiges ist wenig darin, außer einer sehr schönen Allee, die nach Herrenhausen, dem königlichen Palast, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entlegen, führt, Leibnitz-Grabmal und dem Marstalle. Gegen Abend kamen wir dort an, brachten den Rest des Tages mit Umkleiden und Kaffeetrinken zu; wie es dunkel wurde, eilten wir, die Stadt, ihre Anlagen und die zum königlichen Empfang gemachten Anstalten zu sehen. Man lache uns darüber auch aus; es sieht allerdings etwas seltsam; aber ich will doch jedem raten, an Orten, wo eben nicht vieles und schönes zu sehen ist, uns nachzuahmen. Die Dunkelheit gibt der Phantasie Spielraum, das Halbverhüllte besser sich vorzustellen; wenn dabei auch die Richtigkeit der Vorstellung abgeht, so gewinnt sie an Reiz. Was liegt daran, ob man eine Stadt, wie viele andere sind, eine Gegend, deren man tausend schönere hat, wie einen Plan im Gedächtnis aufgenommen habe. Ich bekenne gerne, ich habe viel anders gereist, als die meisten Reisenden, die sich tot laufen, auch zu sehen, was andere gesehen und einmal als bemerkenswert gedruckt worden, um dann sagen zu können, sie hätten dies gesehen, und es beschreiben zu können. So läuft einer seine Karte ab, und während er nur für sie Sinn hat, bleibt sein Auge für tausend anderes geschlossen. Sie bilden eine Kompagnie, welcher der Hauptmann befohlen: „Kopf rechts"; nun sehen sie alle rechts genau dasselbe, allein was links liegt,

bleibt jedem verborgen. Nachdem wir uns müde gelaufen, suchten meine Begleiter einige Landsleute auf, die sie hier vermuteten, mit ihnen, um schneller und wohlfeiler fortkommen zu können, Extrapost zu nehmen. Diese aber hatten sich schon auf der ordinäre Post einschreiben lassen. So wurde denn von uns beschlossen, voranzugehen einige Meilen und dann ebenfalls einzusteigen. Gerne ließ ich mich vom Fußgehen abwendig machen durch Beschreibung der furchtbaren Heide, die unser wartete; froh war ich später auch, daß ich weisem Rat gefolgt. Während jene einige Geschäfte besorgten, wanderte ich, um meinen etwas schmerzenden Fuß zu schonen, langsam voraus. Eine Triumphpforte ließ mich zur Stadt hinaus. Mich wundert, daß man durch ein solches Ding andere, als den, für welchen es bestimmt ist, gehen läßt; so hat es eigentlich nur Wert für ihn durch den Gedanken, daß man es seinetwegen gemacht. O Eitelkeit der Menschen! So sehr sie sinnlichem Genuß und öffentlicher besonderer Ehre fast alles aufzuopfern fähig sind, so schätzen sie doch noch über beides die Überzeugung, daß ihretwegen etwas gemacht worden. Sie finden darin eine Anerkennung ihres Werts und ihrer Wichtigkeit, mag es auch noch so klein sein, die sie Genuß und selbst öffentliche Auszeichnung vergessen läßt. Eine unabsehbare Allee von Birken faßte den tiefen Sandweg ein, nur wenige Landhäuser milderten die Einsamkeit der traurigen Gegend. In der Nähe der Stadt war die Straße noch lebhaft, da Torf und eine Menge Lebensmittel hineingefahren wurden. Aber bald umgab mich tiefe Einförmigkeit, ungestört konnte ich meinen Gedanken nachhängen, und um sie nicht ganz nutzlos schwärmen zu lassen, hielt ich eine Predigt über die Worte Petri, die mich schon lange vorzüglich angesprochen und zu einer Antrittsrede vor allen geeignet schienen: „Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, stehe auf und wandle." Mir schien, als könnte der Pfarrer hier seine ganze Berufsweise aussprechen, wie er;

unvermögend mit irdischen Gaben zu beschenken, die ihnen eigentlich so wenig helfen als einem Kranken das Gold, ihnen etwas besseres geben wolle, sie fähig machen, ohne zu straucheln und zu fallen, den Weg zu gehen, den sie, um ihr bestimmtes Ziel zu erreichen, einschlagen müßten.

Ein heraushängender Schild unterbrach mich, an Durst und Hunger erinnernd. Schmutzig war der Eingang, schmutzig das Haus, noch schmutziger die beiden alten Weiber, die in der Kloake ihr Wesen trieben. Wie lieblich mir daher der Rum schmeckte, den eine der Hexen mir zutrank, kann man sich denken. Aber dies muß man sich hier gefallen lassen, es ist allgemeine Sitte. Von unserm Ekel, anderer Gläser, Messer, Teller oder Gabeln zu gebrauchen, weiß man nichts. Aus höhern und gebildeten Ständen habe ich später Leute getroffen, selbst Frauenzimmer, die sich kein Bedenken machten, aus meinem Glas zu trinken oder mir das ihre anzubieten. Sie unterhielt mich mit Klagen über die Reise des Königs, die dem Lande soviele Kosten mache, zu denen ihr Sohn die Summe von einem halben Gulden habe beitragen müssen. Durchnäßt langte ich mittags in dem zum Sammelplatz bestimmten Orte an. Es war das Post- und Wirtshaus Schillers Lager in der Mitte zwischen Hannover und Celle liegend. Den Augenblick der Muße vor dem Essen wandte ich für dies Tagebuch an, hoffend, schnell das Versäumte einholen zu können; aber die Zeit erlaubte mir nicht, weit vorzurücken; denn nachdem mich die Mahlzeit unterbrochen, langten auch die andern an. Sie hatten sich überlaufen und fühlten sich ganz erschöpft. Nach lang gepflogenem Rat wurde beschlossen, hier schon die Post anzunehmen, die einige Stunden später eintreffen sollte, indem es nicht rätlich sei, dem Regen sich ferner auszusetzen und so Gefahr zu laufen, die Nacht durch in nassen Kleidern fahren zu müssen.

Unsere Hoffnung, gute Plätze zu kriegen, wurde nicht erfüllt; ich erhielt meinen im Kabriolett in der Mitte zwischen

einem Studenten und einem alten Männchen. Die Kutsche umfaßte zwei andere Studenten und junge Leute, aus denen wir nichts zu machen wußten, und eine alte Jungfer, die gerne noch jünger gewesen. Nissen kam auf den Beiwagen zu sitzen. Langsam wälzten sich die Räder im Sande, und meine Geduld mußte die erste Probe aushalten, stundenlang Schritt zu fahren, ohngeachtet die Pferde den besten Willen zeigten, und es nur eines Winkes des faulen Postillions bedurft hätte, um sie in Gang zu bringen. Das alte Männchen saß schweigend in seine Ecke gedrückt und ärgerte uns mit seiner Vorsicht, die ihn Semmeln einpacken ließ, an denen er sich jetzt gütlich tat, ohne uns davon anzubieten. Um auch ihn zu ärgern, sprachen wir meiner Flasche fleißig zu, ohne seiner zu gedenken. So geht es in der Welt oft, daß zwei gegenseitig die größte Gefälligkeit sich erzeigen könnten, aber aus Mißgunst und Ärger tut keiner den ersten Schritt zum Tausch und will lieber selbst das Gewünschte entbehren, nur damit der andere des Ersehnten sich auch nicht erfreuen könne. Auf einmal hob er sich empor und quiekte: „Gugge sie e mol die Sonne." Wirklich schien sie prachtvoll am fernen Horizont in den Sand sich zu senken und lieh der blassen Gegend die rötliche Farbe der Gesundheit und Freude. Aber diesmal scheiterte die Wirkung, welche die sinkende Sonne auf den betrachtenden Menschen zu machen pflegt, an der lustigen Laune, die dieser prosaische Ausdruck des noch prosaischeren Käusis*) mir erregte, der, nachdem er der Natur durch diesen Ausruf den nötigen Tribut abgetragen, ohne weiter sich um die Sonne zu bekümmern, sich behaglich wieder streckte und an seiner Semmel kaute. Behüte aber, daß ich mich über ihn insbesonders aufhalten wolle! Denn unter den Tausenden, welche Naturschönheiten manchmal in gar schön klingenden Worten preisen, möchte der größere Teil es tun, weil andere vor ihm es getan, wenige nur, in denen

*) Bern. Chäusi, alter Kauz.

die Gefühle und Ideen, deren Symbole jene Naturerscheinungen sind, wirklich erregt werden.

Immer grämlicher und dürftiger wurde das Land, nur Sand, Heidekraut, kleine Fichtensträucher begegneten dem suchenden Auge; Dörfer, auch nur einzelne Häuser waren nirgends zu erblicken. Hier in dieser Wüste wäre Raum für die streitrüstigen Könige. Selten geschieht, daß Volk gegen Volk aufsteht, Ungerechtigkeiten zu verüben oder zu strafen. Die Fürsten und ihrer Höfe Politik sind es meist, die Kriege anzetteln, Beleidigungen zu rächen oder sich zu vergrößern. Sie befehlen Krieg, das dienstbare Volk muß ihn führen und, will's das Geschick, sein Gut und Habe zerstören lassen. Das allgemeine Menschenrecht aber fordert, daß der, welcher einen Krieg führen soll, auch sagen darf, ob er ihn führen will. Dieses Recht muß den Völkern früh oder spät gegeben werden, und läßt sich der Geist der Gerechtigkeit auf ihnen nieder, dann werden die Kriege unter die seltenen Erscheinungen kommen. Können aber in diesen Zeiten die Könige das Kriegen dennoch nicht lassen, wohl dann gestattet ihnen das Volk dieses blutige Spiel, aber nicht mehr um das Glück und Schicksal der Bürger, sondern das, was sie ihr Privateigentum nennen, auch ihr eigen Leben mögen sie als Kampfpreis setzen; nicht mehr in den fruchtbaren Feldern und Wiesen ihres Staates; sondern in der Lüneburger Heide sollen sie den Kampf ausfechten und keiner gezwungen sein, in demselben sein Leben einzusetzen, nur wer freiwillig ihnen folge, den mögen sie mitnehmen. Hier mögen sie kämpfen, bis einer überwunden liegt; aber daß keiner es wage, aus diesem Gehege zu brechen, er sei der Strafe aller Völker verfallen. Vermutlich würden die Fürsten bei diesen Bedingungen des Krieges auch weniger Lust dazu zeigen als jetzt, wo, wenn sie sich raufen, es nur um des Untertanen Wolle geht.

Des Mondes matter Schimmer ging eben über Celle *)

*) Celle an der Aller.

auf, als wir in dieses Städtchen fuhren, das niedlich sein soll, soviel ich sehen konnte, es wirklich auch ist. Nachdem wir bei dem unfreundlichen Postbeamteten uns hatten einschreiben lassen und über die Billigkeit geschnitten worden waren, eilten wir zum Nachtessen.

Ziemlich gut bedient, ließen wir es uns gut schmecken. Nur unsere Jungfer kam übel weg, niemand bekümmerte sich um sie, jeder sorgte für sich und allenfalls für seine Freunde, so kamen die Teller gewöhnlich leer zu ihr. Hätte sie nicht zuletzt ihre jungfräuliche Schüchternheit überwunden und ihre Ansprüche auf unsere Höflichkeit aufgegeben, so wäre sie kaum zum Essen gekommen. Unsere Gesellschaft wurde durch einen Musterreuter vermehrt, der nach Art dieser Leute roh mit großer Anmaßung eine ungeheure Einbildung auf sich und seinen Witz verband und durch sein ununterbrochenes Gewäsch oft zum Lachen brachte, öfters aber noch lästig fiel; wären die Ohren der Mamsell etwas feiner gewesen, so würden sie viel zu ertragen gehabt haben. Als wir abfuhren, stund der Mond schon hoch am Himmel und beleuchtete unsere nächtliche Fahrt. Gewöhnlich beugen die Postillions aus der sandigen Chaussee in die ihnen wohlbekannte Heide hinein, wo sie etwas festern Boden zu finden glauben. So tat auch der unsrige, ein junger munterer Kerl. Einen Hügel hinauffahrend, in raschem Trabe, gehorchten die Pferde nicht gleich seinem Zügel; kräftige Hiebe sollten sie zum Gehorsam bringen, machten aber die mutigen Tiere wild und in tollem Flug ging's in die Wüste. Bald war der Führer wieder ihrer mächtig; aber erzürnt, ließ er ihren Ungehorsam durch rasche Fahrt sie büßen. Über den mit Buchen und Eichen bewachsenen Rücken des Hügels hin raste der wilde Zug, wir im Postwagen, zwei Beiwagen hintendrein. Im Lichte des Mondes war der schmale Weg kaum sichtbar, öfters schienen ihn die Bäume oder Buschwerk ganz zu verschließen und im verschlungenen Walde die Bahn zu fehlen; Äste peitschten den Wagen, Baumwurzeln drohten ihn umzuwerfen; aber

immer rascher rollte er dahin und glücklich wand sich der kundige Führer durch die engen Gänge. Ich vergaß, daß ich auf prosaischem Postwagen sitze, das Romantische der Fahrt ließ mich auch einen romantischen oder wenigstens einen in Romanen beschriebenen Zweck wähnen. Bald glaubte ich in verborgenem Zuge als kühner Krieger dem Feind zum Überfall entgegengeführt zu werden, bald ein Entführer das teure Mädchen in eiliger Flucht der Rache des verfolgenden Vaters zu entziehen und in sichere Freistatt zu bringen. Was ich wachend geträumt, bildete der Schlaf zur förmlichen Geschichte, welcher jedoch der Ausgang fehlte, da das plötzliche Halten des Wagens mich weckte. Eine neue malerische Szene erblickte ich, wir hielten auf offenem, rings mit Wald umschlossenen Platz mitten in einer plätschernden Quelle. Behaglich stampften die Pferde den kühlen Grund und ließen den erquickenden Trunk sich wohlschmecken, die Postillions liefen geschäftigst herum, ein Passagier nach dem andern wachte auf, und jeder freute sich des ungewohnten Anblicks. Nur mein prosaischer Kleiner murrte über den unnötigen Aufenthalt, der ihn aus süßem Schlummer geweckt. Von hier an schlief ich fast beständig, nur das Anhalten auf den Stationen war vermögend, mich zu wecken. Gewöhnlich fand ich meinen Kopf auf der Schulter des Alten ruhen, der vergeblich durch beständiges Achselzucken in andere Stellung mich zu bringen suchte. Am Morgen trafen wir in Soltau *) beim Frühstück einen nach Griechenland ziehenden Studenten an, mit vielversprechendem Äußern, von dem wir hörten, daß von den Universitäten des nördlichen Deutschlands, Kiel, Rostock usw., viele dahin gehen. Was die Menschen auch wollen oder vielmehr wie der Mensch in Träumen sich fesseln kann, und eine Rechnung schließen und für richtig halten, in welcher jede Zahl fehlerhaft ist? Und doch sind wir alle diesem Irren unterworfen und besonders,

*) Soltau, ungefähr in der Mitte zwischen Celle und Harburg.

wenn das feurige Blut noch wie junger Wein durch die Adern braust. Sehen wir zurück in unsere früheren Jahre, was wir da nicht alles geglaubt, gehofft, was wir jetzt als Wahn erkennen, uns vorgenommen, was wir jetzt Torheit nennen müssen, und ausgeführt in der Überzeugung, recht zu tun, welches wir jetzt nur mißbilligen können. Was wollen diese Menschen in Griechenland? Zum Helfen sind sie zu schwach, und nur mit den Griechen im Freiheitskampf unterzugehen, ist doch ein wenig zu heroisch. Das Vaterland hat die näheren Ansprüche an sie, entweder müssen sie sich für untüchtig halten, ihm zu nützen, oder das Vaterland in den letzten Zügen glauben, wo keine menschliche Kraft es retten kann, sonst begehen sie einen Verrat an ihm und laden die Schuld unnütz geopferter Kraft auf sich. Herrlich ist's, für die Freiheit zu sterben, allein nie darf man sich in den Tod stürzen, nie darf man denselben rufen, ohne besonnen bedacht zu haben, ob's möglich sei, dadurch die Freiheit anderer zu erkaufen. Stehen die großen Mächte den Griechen nicht bei, so nützen ihnen die einzelnen wenig, es seien denn erfahrne Offiziere, und treten die Fürsten auf ihre Seite, so sind sie entbehrlich.

So gräßlich mir schon abends zuvor die Gegend vorgekommen, so schien sie mir von hier aus noch viel scheußlicher, auch gar nichts sah man mehr, als kahle Hügel und braunes Heidekraut. Mein an ganz andere Gegenden gewohntes Auge konnte diesen Anblick kaum ertragen und fing im eigentlichen Sinn mich zu schmerzen an. Ich mußte mich zu zwingen suchen, in Gedanken mich zu versenken, um das Äußere zu vergessen. Dies gelingt mir immer schwer und besonders, wenn ich's absichtlich versuche. Ich wollte wieder predigen, es ging nicht; ich machte Pläne für die Schule, konnte nie den Zusammenhang finden; ich fing an, meine Studien fürs folgende Semester zu ordnen, es ging auch nicht. Zufällig brachte mich die Stimme des alten Mädchens auf die jungen. Die niedlichen begehrenswerten Gesichter und Gestalten gingen an mir vorüber, und

wehmütig gedachte ich, wie wenige nach zwanzig Jahren das Glück genießen werden, das auf ihren Weg sich gelagert zu haben scheint. Die einen ergreift der Wirbel der Gesellschaft, und im ewigen Kreisen desselben verlieren sie jede Besinnung für alles außer demselben liegende, werden gehirn- und charakterlose Geschöpfe. Manche nur noch durch Gewohnheit und Pflicht an ihre Gatten gekettet, werden missen den heiligen Segen der Ehe, die innige Freundschaft, aus früherer Liebe und gegenseitiger Achtung entsprossen, wo jedes des andern Freiheit ehrend die seinige willig ihm opfert und jedes Leiden gerne trägt, wenn's nur am Freunde vorbeigeht; wo jeder Gedanke, jede Freude Gemeingut ist, kein Alter sie schwächen kann, kaum der Tod ihre Bande löst. Ja, wievielen ist das heillose Los gefallen, ein enges Herz sich erwählt zu haben, das alles fordert und nichts gewähren will, für höheres Glück unempfindlich und geistige Freuden, sich sinnlichen Genüssen hingibt und das Weib für ein notwendiges Übel hält.

Wie sie in solcher Lage veröden, ihr inneres Leben ihnen ersterben und sie zu Haushaltungsmaschinen oder gewöhnlichen Kaffeeweibern herabsinken werden, gleich Knospen, welche zu des Gärtners Freude herrliche Blumen versprechen, aber ein Wurm drängt sich an sie, durch sein Gift ihre Ausbildung hemmend! Was so schöne Hoffnungen gewährte, hat kaum Kraft, zur verunstalteten, krüppelhaften Blume sich zu entfalten. Wo liegt die Schuld dieser traurigen Ehen, deren Zahl Legion ist? Negativ liegt sie am Mann, denn jedes Mädchen, das in die Ehe tritt, ist noch bildungsfähig und soll die Krone ihrer Bildung durch ihren Mann erhalten. Diesem liegt ob, das neue Verhältnis zu ordnen, festzuhalten und das Weib in dasselbe einzuführen, durch seine Erfahrung und Lebensweisheit sie zu seiner Gefährtin zu erziehen und durch Liebe zu begeistern, daß sie treulich folge. Wo sollen aber besonders in den untern Ständen die Männer die dazu nötige Bildung hernehmen, wird man vielleicht fragen. Es ist weder

wissenschaftliche noch gesellschaftliche Bildung dem Manne dazu vonnöten. Man sehe, was den freudelosen Ehen gemeinschaftlich fehlt, was die glücklichen alle besitzen, es ist echt christlicher Sinn und religiöses Leben. Jeder kann dieses besitzen und leicht auch seiner Gattin einflößen. Werden beide dadurch belebt, wie schön gestaltet sich in Liebe, Geduld, Glauben und Hoffnung ihr Verhältnis, wie leicht wird ihnen jede Last durch Ergebung und wechselseitige Hilfe, wie wenig drückend der Kummer durch Vertrauen und Trost. Von Tag zu Tag wird die Freundschaft inniger, da beständig vorwärtsschreitend eins im andern immer mehr den bessern Menschen ehren, den treuen Gefährten lieben muß. Leider ist dieser Sinn rar geworden; niedere Rücksichten schließen die Ehen, und zufällige Eigenschaften machen eins dem andern wert.*) In den ersten freudevollen Tagen fügt der Mann sich allen Launen der Frau, schätzt sich glücklich unter ihrer Herrschaft oder läßt sie doch gewähren, damit ihre lieblichen Züge sich ja nicht verfinstern. Ist der Taumel verflogen, stehen beide in schroffer Eigensucht da, er fordert, daß sie ihm diene, sie, daß er die vorige Unterwürfigkeit beibehalte. Zank und finstere Laune, Bitterkeit trüben den Himmel, traurig rechnen sie in der Stille, ob der Gewinn aufwiegt, was er an barer Freiheit gekostet, und im Anschauen der kalten Notwendigkeit erlischt der Liebe Glut; das Zufällige, was sie geliebt, verschwindet, und nur Gewohnheit vermag den ehemals geliebten Gegenstand erträglich zu machen. Traurig ist's, die Menschen sich unglücklich machen zu sehen, wenn man des Mittels klar sich bewußt ist, wodurch ihnen geholfen werden könnte, seine Stimme aber zu schwach ist, es so zu preisen, daß jeder danach greift. Doch eine Aufforderung mehr ist's, alle Kraft anzustrengen, zu versuchen, ob ihm nicht Eingang zu ver-

---

*) Wohl eher = „machen eins des andern würdig", als im schriftdeutschen Sinne.

schaffen sei. Glücklich, wem ein Wirkungskreis gegeben ist, wo er den Beruf dazu hat und glücklichen Erfolg hoffen darf.

Unter diesen Spekulationen ging der Morgen vorbei, um Mittagszeit fuhren wir in Welle*) vor, wo noch zwei Studenten sich zu uns gesellten. Hier machte ich endlich Bekanntschaft mit den zwei unbekannten schweigsamen Menschen. Es waren Schottländer, die drei Jahre in Hofwyl gewesen, nun nach Hause reisten. Sie schienen äußerst erfreut, in so weiter Ferne jemand zu treffen, der dort bekannt, mit dem sie über den ihnen lieb gewordenen Ort sprechen konnten. Mir hätte nichts Angenehmeres begegnen können, als in diesen schauderhaften Wüsteneien von unsern lieblichen Tälern und erhabenen Naturwundern sprechen zu können. Diesen Nachmittag war doch die Einförmigkeit der Gegend durch einige Kolonien unterbrochen, deren Fruchtbarkeit bewies, daß es nur an Fleiß und Aufmunterung fehle, die ganze Öde fruchtbar zu machen. Eine strenge Anklage gegen den Fleiß des Volkes und die Aufmerksamkeit der Regierung für das Wohl des Landes. Man klagt über zunehmende Armut und Volksmenge, warum wendet sich nicht, wer sonst kein Eigentum besitzt, hin und gewinnt sich durch seinen Fleiß eins. Aber was ich vom Volk urteilen kann, so ist es äußerst träge, die Bearbeitung des Landes scheint mir nur obenhin und nachlässig zu geschehen, nur das Notwendigste geschieht, dann bleibt dem Boden überlassen, was ihm zu tragen beliebt; mit künstlichen Mitteln, Lache, Dünger der Fruchtbarkeit nachzuhelfen, sieht man wenig Spuren. Die Felder sind fast zu allen Zeiten von Arbeitern leer; höchstens erblickt man einen Bauer, der zu Pferde sitzend, diese arbeiten läßt. Ich begreife nicht, womit sie hier ihre Zeit zubringen. Zu ihrer Entschuldigung, daß so wenige der Heide Land abzugewinnen suchen, könnte noch dienen, daß es ihnen an Geld zum Anfang fehle. Da ge-

---

*) Welle in der Mitte zwischen Soltau und Harburg.

bührte es der Regierung, nachzuhelfen und die Willigen und Tüchtigen zu unterstützen, Anstalten zu treffen, die im übrigen Lande fähig zu machen und aufzumuntern, dort ihr Brot zu suchen. Leider aber beschäftigen die Regierungen sich so viel mit Nebendingen oder stecken die Nase in andere, sie nichts angehende Sachen, brauchen das dazu nötige Geld zu glänzenden Anstalten, unnötigem Aufwand oder andern eingebildeten Bedürfnissen, daß ihnen weder Aufmerksamkeit noch Mittel bleiben für das eigentliche Wohl des Landes.

Der kleine Mann, jede Gelegenheit benutzend, seine Weisheit zu zeigen, fing mit mir ein Gespräch über Landwirtschaft an, in der Hoffnung, an mir einen gelehrigen Schüler zu finden. Allein ich nahm all mein bißchen Kenntnis davon zusammen, bestritt und widerlegte ihn so emsig, daß er endlich, vor Ärger fast platzend, mich keiner Antwort mehr würdigte. Eine Art Dünger, den er als den besten für die Kartoffeln rühmte, muß ich doch hier bemerken. Man kaufe sich Lumpen, werfe sie in ein Loch, begieße sie mit Wasser oder Jauche, lasse ein halbes Jahr sie liegen. Zur Zeit des Kartoffelsetzens nehme man sie hervor; hacke sie klein und tue in jedes Loch eine handvoll derselben, sie sollen den Erdäpfeln einen besonders guten Geschmack geben.

Als wenn er glaubte, zu früh nach Harburg zu kommen, zögerte der Postillion auf unerträgliche Weise, hielt beständig an und fuhr seinen langsamen Schritt auch auf bestem Wege. Es versöhnte uns einigermaßen mit ihm, da wir dadurch Zeit gewannen, auf einem Hügel den Untergang der glänzenden Sonne, die Farbenpracht der fliehenden Wolken und den noch von ihren Strahlen vergoldet aufgehenden Mond mit Muße zu beschauen. Diesmal störte mich kein: „Gugge sie e mol!" Ich gedachte der Teuren im Vaterlande, die vielleicht zur nämlichen Stunde ihre Augen nach dem nämlichen Schauspiel wenden, wie am Himmel die Blicke sich begegnen, wenn weite Ferne verhindert, daß sie auf Erden sich treffen. Bald hätte

mich das Heimweh angewandelt, da die Phantasie mir vormalte, wie weit herrlicher dies auf heimischem Boden zu sehen sei, und welch heimeliger Abend, ich sei nun dort, wo ich wolle, diesem Anblick folgen würde, statt daß ich nun in fremdem Lande unter unbekannten Menschen weder Gedanken äußern, noch freundliche Worte, bekannte Stimmen hören, auch nicht wisse, welches fremde Dach heute mich beherberge.

Spät am Abend, schon gegen neun Uhr war's, als wir in das beträchtliche, an der Elbe Hamburg gegenüber liegende Städtchen Harburg fuhren. Das gewöhnliche Paketboot war schon abgegangen und auch das Dampfboot; dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach hätten wir dort bleiben sollen. Allein meine Gefährten, in Altona zu Hause, konnten's nicht ertragen, so nahe bei ihren Eltern, sie nicht diese Nacht noch zu begrüßen. Sie warben uns andere zur Überfahrt, ich machte von jeher etwas Ungewöhnliches, Tolles, gerne mit, auch versprach ich mir vielen Genuß von dieser Wasserfahrt im Mondschein. Noch drei Studenten schlossen sich an, der vierte blieb aus Furcht zurück, wie auch die Schottländer; denn man wollte von Gefahr usw. sprechen, das focht uns aber wenig an; unsere Sorge war nur, einen Schiffer zu treffen, der sich dazu verstünde. Er fand sich auch bald, freilich teuer genug; wenn sich junge Leute was in den Kopf gesetzt, so hält sie ein paar Groschen nicht ab. Die Elbe, in mehrere Arme geteilt, bildet eine Menge Inseln und fordert zur Überfahrt anderthalb bis zwei Stunden. Da wir nachts in Hamburg ankamen, so hatte ich den Lauf des Flusses nicht bemerken können, daher kannte ich weder die Richtung seines Laufes, noch der Arme und Inseln Zusammenhang, Breite und Größe. Vom klar gewordenen Himmel leuchtete der Mond dem gleitenden Schifflein und erhellte die Gegend, daß alles unsern Augen erschien, aber nichts sich ins Auge fassen und überblicken ließ. Lieblich und lockend wie die Gärten der Armida schwand eine Insel nach der andern vorüber; jedes Gebäude wurde in der wunder-

samen Beleuchtung zum Feenschloß, jede Hütte der Sitz einer Nymphe. Unübersehbar dehnten der Elbe Gewässer sich, aus silbernen Fluten des Mondes klares Bild zurückstrahlend. Wie die Inseln durchsegelt waren und wir hineinfuhren in den großen Strom, da erhoben sich aus den Wellen die Türme von Hamburg und Altona, allmählich tauchten um sie herum auch die Städte auf, vermochten aber den um sich gelegten magischen Schleier nicht zu durchbrechen; in diesem Zwielicht fand das Auge ihnen keine Grenzen; wie die Phantasie der Anschauung zu Hilfe kommen wollte, die Vorstellung schien immer hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben. Das Herz schlug mir hoch, kaum konnte ich harren, solche Herrlichkeit im Lichte der Sonne zu schauen. Der langsame Zug des Kahns ließ uns Zeit, unsere Augen an diesem Anblick zu weiden, der entzückend war. Hier entschleierte sich eine Gegend, dort verfloß eine in dunkle Nebelgestalt, hier hoben sich dunkle und formlose Massen, der Blick harrte ihrer Entwicklung, aber verschwunden waren sie auf einmal, wie durch Zaubergewalt, dort trat plötzlich auf dem belebten Strom ein gewaltiges Schiff uns entgegen, wie aus dem Grund emporgewachsen. Über die Wasser klangen singend und fluchend die Stimmen der wachenden Matrosen, wie von Faunen, die das Baden der Nymphen belauschen. Wäre auch nur eine dichterische Ader in mir, in diesem Augenblick müßte sie aufgebrochen sein und in reichen Strömen sich ergossen haben; aber stumm blieb der Mund. Wie vom hohen Turme herab die Glocke zwölfe schlug, stiegen wir in Altona ans Land; die nach ihren Eltern sich Sehnenden schieden mit dem Versprechen, morgens früh uns zu besuchen.

Wir übrigen vier suchten müde und matt eine Herberge. Wie dort unsere etwas erstarrten Glieder durch Tee erwärmt waren, hatte auch bald Morpheus uns umschlungen und so fest, daß auch nicht ein Bild, durch früheres Anschauen oder Sinnen erweckt, durch seine Netze schlüpfen und unsern Geist umgaukeln konnte. Der Sonne Erwachen war nicht das

unsrige, erst das ernste Sonntagsgeläute, das die Beter zur Kirche lud, rief uns aus dem Schlafe. Unsere Freunde zögerten zu erscheinen, die andern gingen ihren Geschäften nach, die alle im Geldborgen bestanden; denn allen war die Barschaft ausgegangen. Unterdessen betrachtete ich das Treiben der Altonaer Welt. Munter und geschäftigst wogte sie die Straßen auf und nieder, eine Menge Wagen mahnten beständig die zahlreichen Fußgänger, zur Seite zu weichen. Diese Lebhaftigkeit mußte ich bewundern, hingegen ärgerte mich ihre Geschäftigkeit, der völlige Mangel aller Sonntagsfeier und Ruhe. Endlich, des langen Harrens müde, nahm ich meinen Ranzen auf und wanderte Hamburg zu. Beide Städte liegen kaum zehn Minuten auseinander, zwischen ihnen liegt der berüchtigte Hamburgerberg*), das Absteigequartier der Matrosen. Hier reiht sich Bude an Bude, wo alles mögliche zu finden ist; träte man unbekleidet aus Altona, im größten Wichs könnte man in Hamburg eintreten. Hier haben auch Taschendiebe aller Art, wilde Tiere, Seiltänzer usw. ihre Stätte sich erwählt. Es herrscht hier das regste Leben; ich wußte nicht, wo ich zuerst hinsehen und wem ich ausweichen sollte. Wagen, Pferde, Menschen trieben mich ins Gedränge, daß ich in beständigem Sprung sein mußte und nichts mehr anschauen durfte, wenn ich mein Leben retten wollte. Nach richtig befundenem Paß ließ mich die Wache durchs niedliche neumodische Tor passieren, das mit unserm obern viele Ähnlichkeit hatte. Durch sieben, mit Juden bewohnte Straßen ging ich dem Wildenmann zu, der mir als Studentenkneip, das heißt als gut und wohlfeil empfohlen war. Meine Studentenkleidung fiel hier zum erstenmal auf, nicht selten stund man still, mich betrachtend; hie und da ließ eine Stimme sich vernehmen: „Ein Studenter". Ich sah hier zum erstenmal das Gewühl und die Regsamkeit einer großen Handelsstadt. Wie ich die Leute so rasch und

*) Hamburgerberg, die Vorstadt St. Pauli.

ängstlich durcheinander strömen sah, als suche man gegenseitig den Weg sich vorzulaufen, so wunderte ich mich wohl im ersten Augenblick, was es sein möchte, das die Menge nach sich zöge. Da sich mir allenthalben das nämliche Leben zeigte und die Eilenden in allen Richtungen sich durchkreuzten, so merkte ich, daß es nicht etwas Außerordentliches brauche wie bei uns, um die Menschen in diese Bewegung zu setzen, sondern daß die Betriebsamkeit diese Beweglichkeit hervorbringe.

Nach langem Suchen fand ich endlich den Winkel, worin das Gasthaus lag. Aus den Fenstern desselben begrüßten mich die Schotten und in denselben tretend, fiel mir ein Schweizer-Student aus Bonn, der vor einigen Wochen in Göttingen gewesen, in die Arme. Der Mensch war gesonnen, die nämliche Reise zu machen, die ich zum Teil im Sinne hatte; beinahe hätte ich als Begleiter mich ihm zugesagt. Zum guten Glück rühmte er noch zur rechten Zeit seine rüstigen Beine, die sechs bis sieben Meilen in einem Tage liefen; da unterließ ich den Bund, lieber allein reisend, als in anderer Gesellschaft mich tot laufend. Bald suchten im kleinen Stübchen die Schotten mich auf und besser als mit jenem, einigte ich mich mit ihnen zu einer Spazierfahrt nach Blankenes*) und dem berühmten Bauerischen Garten, aus welchem man eine herrliche Elbansicht haben sollte. Die Glocke rief uns zu Tische; an einem großen Hufeisen sammelte sich die zahlreiche Gesellschaft, aus allen Nationen bestehend. Wie beim babylonischen Turmbau vernahm man eine Menge unbekannter Sprachen; wie in den Straßen herrschte auch am Tische reges Leben; Zeitungen, Briefe wurden gebracht, gelesen, die einen hinausgerufen, andere besucht, keine Minute ging verloren, daß nicht ein Geschäft besprochen oder abgemacht wurde. Mehr jedoch noch als dieses ergötzte mich die wohlbesetzte Tafel und

---

*) Blankenese, Fischerdorf an der Elbe unterhalb Hamburg. Hier der noch heute vielbesuchte Bauersche Garten.

der gute Wein. Nicht so spärlich war die Zahl der Gerichte und mehr englisch als deutsch ihre Zubereitung; echter fetter Emmentaler setzte die Krone dem Mahl auf. Wie's abgespiesen war, eilten wir, unser Vorhaben auszuführen, und beschlossen, einen Wagen zu nehmen, um das Theater nicht zu verfehlen, wo Hamlet gegeben wurde. Noch einer der Tischgesellschaft gesellte sich zu uns, die Fahrt mitzumachen.

Aus dem Tore tretend, wurden wir gleich von den dort haltenden Kutschern umringt, die uns ihre Fuhrwerke anboten. Neun Mark forderten sie, zwei bot der mitgekommene Herr für zwei Pferde nach dem eine Meile entfernten Orte. Wie die Philister auf sechs heruntergelassen, so fanden wir für gut, nicht länger zu zögern, ließen den zähen Harpax, der nicht mehr geben wollte, im Stich und setzten uns auf einen Stuhlwagen, das hier gewöhnlichste Fuhrwerk. Es ist unsern Bernerwägeli ähnlich; das Gestell besteht aus Flechtwerk, die Sitze hängen in Riemen, sind aber hübsch gearbeitet, gemalt und gepolstert. Durch Altona rollte unser Wagen, eine große, weiter, schöner als Hamburg gebaute Stadt von mehr als 30 000 Einwohnern. Die beiden Städte wären schon lange zusammengewachsen, wenn nicht Altona dänisches Joch trüge. Längs der Elbe fuhren wir hin, an deren Ufern die prächtigen Paläste reicher Kaufleute prangten, während rechts fruchtbare Einschläge, mit lebendigen Zäunen eingefaßt, das Auge erfreuen. Seltsam, wie die Menschen das Entgegengesetzteste zusammenzustellen pflegen. Wo am Wege links an der Elbe der weitberühmte Garten Rainvilles *) liegt, einst Adjutant eines bekannten französischen Generals während der Revolutionszeit, in dem alles, was die vier Weltteile dem lüsternen Gaumen hervorbringen, feilgeboten wird und die schöne Welt in allen möglichen Genüssen der Sinnlichkeit schwelgt, steht gegenüber ernst und düster eine Kirche vom Kirchhof umschlungen, auf

*) Ehemals öffentlicher Garten nächst Ottensen.

welchem Grabsteine und Kreuze den Ort bezeichnen, wo die Opfer des Todes ruhen und warnend den Lebendigen ihr Schicksal zeigen; aber es geschieht, was einst ein Dichter gesprochen.*)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Keiner gedenkt dabei sich zu sammeln auf die ernste Stunde, keinem hat der Anblick eine Bedeutung, da sein Sinn verschlossen ist einer solchen Offenbarung und allein gerichtet auf das, was dieses Leben erfreulich und angenehm macht; einzig dann sich betrübt, wenn ihm fehlt, den Genuß sich zu erkaufen. Hier liegt die Hülle Klopstocks, dessen ziemlich einfacher und versteckter Grabstein sein Andenken nicht erhalten würde, hätte er selbst in den Werken seines Geistes sich nicht ein bleibendes und glänzenderes Monument gesetzt. Je näher wir Blankenes kamen, desto dichter wurden die Züge der dahin Wallenden, desto zahlreicher die Fuhrwerke und Reiter, desto gedrängter die Restaurationen und vollgepfropfter mit Gästen. In buntem Gemisch bot das Leben in allen möglichen Gestalten sich dar; hochgeschmückte Damen in zierlichen Karossen, verschämte Landmädchen in bescheidenem Putz, alte Frauen, Repräsentantinnen einer vergangenen Zeit und bald dem Tod verlobt, unter blühenden Gestalten lebensreich und lebensfroh, Truppe kannegießernder Herren, vor ihnen eine Kinderschar, von einem an Größe ihnen gleichen bucklichten Äsopen geleitet, mit dem sie einen Klettenkrieg begonnen und seiner beinahe Herr wurden und ihn spottend neckten.

Es hüte sich ein Lehrer, mit Kindern, sie seien noch so klein, etwas anzufangen, er wisse denn zuverlässig sich ihnen darin überlegen; wird er überwunden, so ist sein Ansehen

*) Hier ist eine Lücke in der Abschrift (und vermutlich auch im Original gewesen); wen Bitzius zitieren wollte, ist nicht ersichtlich. Der Kirchhof ist der berühmte, von Rückert besungene Friedhof von Ottensen, mit den Gräbern Klopstocks, Meta Klopstocks, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der Opfer Davousts von 1810.

geschwächt und dem Sieger wächst ungebührlich der Kamm. Nur der wird ein ausgezeichneter Lehrer sein, der als Knabe lustig und munter alle Knabenstreiche mitgemacht und mit jedem Schleich bekannt geblieben. Er ist überzeugt von der Notwendigkeit jugendlicher Munterkeit, ist bekannt mit ihren Ausbrüchen geblieben und vermag auch sie zu leiten, ohne lächerlich zu werden. Falscher Wahn ist es, daß, wer wegen körperlicher Gebrechen oder lästiger Eigenheiten ins sogenannte praktische Leben nicht taugt, wohl zu einem Volks- oder Kinderlehrer passe. Keineswegs! Aber schade, daß solche Menschen gewöhnlich die meisten Kenntnisse sich erringen, während die andern, minder fleißig, ihnen hierin nachstehen.

Endlich kamen wir in Blankenes an, die durch die Menge der daselbst haltenden Equipagen schon kenntlich wurde. Blankenes ist ein ziemlicher Hügel an der Elbe, der durch einen englischen Garten, einem Herrn Bauer gehörend, verschönert, eine weite Aussicht die Elbe hinunter und hinauf, auf die gegenüberliegenden Inseln usw. gewährt. Nachdem jeder mit vier Schilling den Eingang erkauft, betraten wir das Wunderwerk. Der Garten ist groß, man kann sich darin verirren, geschmackvoll und gut unterhalten. Auf den drei schönsten Punkten stehen ein gothischer Tempel und zwei Türme, von denen einer einen chinesischen vorstellt, sie sind aber ungenießbar; denn ihr Eingang ist verschlossen. Gebüsch umgibt sie, so daß man auch zu ihren Füßen keine Aussicht genießt. Im Tempel hingegen genießt man sie in aller Größe, allein ich blieb davon unbefriedigt. In voriger Nacht war mir alles, die Elbe, die Inseln, Hamburg weit reizender vorgekommen; nun schien mir die vielgepriesene Gegend der Marsch kahl und unfreundlich, die Inseln unbebaut zum Teil, Hamburg wie jede andere Stadt. Die lange Elbe hinunter, wie zuletzt in den Horizont sie sich ergießt, tat mir weh in den Augen, daß ich sie abwenden mußte. Die Schotten lachten mich darüber aus und erzählten mir als Gegen-

stück, wie ein Holländer in Hofwyl den Anblick der Berge nicht hätte ertragen können, und sich, mit ihnen an den Bodensee kommend, wo jenseits der Gesichtskreis auch durch keine Berge mehr begrenzt ist, hingesetzt, beide Hände zur Seite vor die Augen gehalten, damit die Tiroler und Appenzeller Berge ihn nicht störten, und so eine lange Zeit an der freien weiten Aussicht sich erlabet hätte. Sie hatten selbst die größte Freude am sandigen, mit Muscheln besäeten Elbufer, wo die Flut allmählich sich hob und ihre Wellen übers Trockene spülten; das Meer sei doch, wenn nicht das Schönste, doch denen, die daran geboren, das Heimeligste, nach dem sie sich immer sehnen, gestunden sie. Einer erzählte, wie's ihm am besten zumute sei, wenn er am Abend an der See sitze, den Untergang der Sonne betrachtend, die Flut dann um seine Füße spiele, und rauschend, wie in sanften Akkorden, vom scheidenden Licht Abschied nehme. Der andere dagegen behauptete, das angenehmste Gefühl erwache, wenn man am Herbstabend um das Kaminfeuer sitze, der Regen an die Fenster schlage, der Wind durch die Schornsteine heule und das wilde Meer in wütender Brandung den Baß dazu brumme. Den Ausgang suchend, fanden wir ihn im Gewirre der Gänge lange nicht und mußten ihn uns weisen lassen. Bei demselben begegnete uns ein Pärchen, eben in zärtlicher Erklärung begriffen. Der Herr, ein langer dummer Bengel, der zweifelhaft ließ, ob er im Schulstaub oder in der faulen Luft eines Kontors zur Mumie geworden, führte am Arm ein kleines niedliches Mädchen, das verschämt die Augen niederschlug, ungestörter den Druck ihrer kleinen Hand und das Gelispel des Ladstockes zu hören, der, sich herabbeugend, das halbverloschene Feuer seiner Augen anzublasen suchte und alle schönen Worte, die er gelesen oder gehört, an Mann brachte. Ich hatte mir eine Menge Redensarten gemerkt, wohl nicht zu eigenem Gebrauch, da ich hoffe, sie nicht nötig zu haben, sondern um mir solche Szenen und die dabei gewechselten Worte recht deutlich

vorstellen zu können. Allein mein sonst treues Gedächtnis hat mich hier verlassen, wahrscheinlich, weil der Gott der Liebe nicht will, daß, wer die Einweihung in seine Mysterien verschmäht, um ihre Gebräuche wisse.

War im Herausfahren die Straße lebendig, so war sie's jetzt noch weit mehr; besonders als man sich Hamburgs Toren näherte, war der Strom der Menge so mächtig, daß die weiten Pforten sie kaum faßten und man Hände und Ellbogen gebrauchen mußte, um fortzukommen. Es war, um einen Begriff davon zu geben, wie bei uns, wenn ein Fest auf der Schützenmatt ist, z. B. die Zwingelhof-Herren ausziehen *), die dichtgedrängten Massen durchs Aarbergertor sich drängen, daß die Leute, wie wir sagen, einander auf den Köpfen gehen könnten. Vom Lohnbedienten durch die winklichten, engen Straßen geleitet, kamen wir noch zur rechten Zeit ins Theater. Hinter dem Jungfernstieg auf dem Gänsemarkt liegt es in einem Winkel; durch eine Menge finsterer Gänge muß man sich zum Eingang winden, der zu einem über meine Erwartungen kleinen, finstern und alles Glanzes entbehrenden Hause führt. Wo Schröder herrschte und die Hamburger Bühne vor allen mit Ruhm krönte**), glaubte ich ein ganz anderes Lokal zu finden. Das gebildete Publikum war nicht zahlreich, die Logen fast leer, hingegen im Paradies lagen die Köpfe bis an die Diele schichtenweise dicht aufeinander. Wem die Last zu schwer wurde, der schlug seinen Obmann, dieser blieb nichts schuldig, so ward hier und oben und vornen (?) Komödie gespielt. Es ist doch eine kuriose Sache um den Geschmack des Publikums; werden solche große herrliche Trauerstücke auf

*) Die Herren des „Bogenschützenleistes" in Bern, welche im Zwingelhof, zwischen den Stadtmauern an der Stelle des jetzigen Bahnhofes, ihre Übungen und auf der Schützenmatte ihr Fest hatten.

**) Friedrich Ludwig Schröder, 1744—1816, Schauspieler, Dramatiker und Dramaturg, Theaterdirektor in Hamburg, mit Goethe und Schiller befreundet.

die Bühne gebracht, fehlt die schöne Welt. Kommt hingegen die Reihe an ein halb süßes, halb saures Kotzebuesches Stück, so fehlen die Bänke, die Zuschauer zu fassen. Oft habe ich die Entschuldigung gehört, man fürchte, daß jene verderbt aufgeführt werden; hier könnte diese Entschuldigung nicht gelten, da man das Theater für gut hält. Was über das Aufführen Hamlets auf deutschen Bühnen gesagt werden kann, steht weitläufig in Wilhelm Meister. Der Direktor sollte nicht Stücke auswählen, wo wegen Mangel an Zeit viel auszustreichen ist, wo öfters die herrlichsten Stellen ausgestrichen werden, weil sie ohne Störung des Zusammenhangs wegbleiben können. Das Ganze wurde gut aufgeführt, d. h. ohne daß man durch das schlechte Spiel von einem gestört worden wäre, aber auch keiner riß die Zuschauer hin und ließ sie vergessen, daß er Schauspieler sei. Nur eine Demoiselle Reinhold als Ophelia machte als Wahnsinnige tiefen Eindruck. Schön von Gestalt, schönen Zügen, die durch Blässe noch reizender wurden, sprach sie die bedeutungsvollen Sprüche mit tonloser, aber unendlich rührender Stimme, die schlanken Finger boten Blumen herum, aber vergessend das Angefangene, sanken die Blumen zur Erde, und etwas anderes begann sie, das eben so unvollendet blieb und durch etwas Neues verdrängt wurde. Sie einzig hielt ihren Charakter recht fest und ergriff, daß man über ihrem Spiel die Kritik vergaß. Das wunderliche Publikum schien meinen Geschmack nicht zu teilen, statt ihrer wurde Hamlet, ein junger Kerl N. Jakoby, herausgerufen, der recht gut zuweilen gespielt, zuweilen aber gar arg aus seinem Charakter gefallen war.

Am folgenden Morgen zogen wir zusammen aus, die Stadt in Augenschein zu nehmen und die berühmten Gebäude zu besehen, vor allem die Börse, die nicht weit von unserm Gasthof liegen sollte. Nachdem wir eine gute Stunde lang von einem Gäßchen ins andere gewiesen, danach herumgelaufen waren, glaubten wir in einem großen Gebäude sie

gefunden zu haben, irrten uns aber sehr, wie wir nachher sahen.

Wer Hamburg eine schöne Stadt nennt, dem kann ich keineswegs beistimmen *), sie besteht aus hohen, aber nicht schönen Häusern, die außerordentlich enge ineinander gebaut sind, daß man nicht begreift, wie in solchem Umfange der Stadt eine solche Menschenmenge wohnen kann. Die Straßen sind meist eng und schmutzig (freilich regnete es beständig), mehr Gäßlein als Straßen, so daß man oft nicht weiß, wie Wagen ausbeugen. Auch die Kanäle, wodurch die Alster in die Elbe abfließt, haben etwas Trauriges und Ekelerregendes. Nach langem Wandern kamen wir auf den bekannten Jungfernstieg, der an dem Becken der Alster liegt, das dieser aus dem Holstein kommende Fluß auf der Nordseite der Stadt bildet. Hier sind die schönsten Gebäude, am lieblichsten schien mir hier zu wohnen. Aber nicht, daß dieser Spaziergang so schön wäre, als er berühmt ist; die Bäume scheinen kaum zehn Jahre alt, bilden, glaub' ich, drei Reihen und bilden zwei kaum dreihundert Schritt lange Alleen. Das Angenehmste hier sind zwei Pavillons, unter denen eins das Schweizerhäuschen heißt, in dem man nicht rauchen darf, weil auch Damen hingehen. Hier ließen der jüngere Bruder und ich bei einer Flasche echten Porters uns wohl sein, während der ältere in einer nahen Buchhandlung für nicht minder als 50 Souv. deutsche Klassiker sich einhandelte. Nach Tische machte ich mich auf, zwei Adressen, die ich von einem Freunde erhalten, abzugeben. Nachdem ich mich im Alsterpavillon gehörig dazu gestärkt, suchte ich erst einen Herrn Spektor, Besitzer einer vorzüglichen Steindruckerei auf; der Mann war ein guter fetter Alter, seine Frau ohne viele Lebensart, eine jener Physiognomien, die man nicht wohl leiden mag, die

*) Man erinnere sich, daß dieses Urteil von dem alten Hamburg von 1821, zwanzig Jahre vor dem Brande, gefällt ist.

Tochter ein geschwätziges Mädchen, schon halb verblüht, der Sohn, sechzehn Jahre alt, ein hübscher netter Junge.*) Die Aufnahme war ziemlich kalt, die Gespräche drehten sich im gewöhnlichen Gang, den man gegen Fremde angenommen, herum; das zweitemal, als ich hinging, ging's anfangs gleich; als später aber noch ein Hausfreund herbeikam, wurde ich neben ihm vernachlässigt, und durch seine Arroganz und sein malitiöses Gesicht ärgerte ich mich, so daß ich das Abendessen nicht erwartete, zu dem ich geladen war, sondern fortlief, versprechend, am folgenden Tage dazu zu kommen. Allein ich brachte es nicht übers Herz und verließ Hamburg, ohne Abschied genommen zu haben. Diese Unhöflichkeit wurmte mich doch; ich hätte gerne was Schönes gegeben, hätte ich die Briefe nicht gehabt, sie hinderten mich öfters und verbitterten mir manche Minute. Der andere war an einen Lorenz Wächter gestellt, der unter dem Namen Veit Weber die Sagen der Vorzeit geschrieben, ehemals Soldat war, jetzt Vorsteher eines Knabeninstituts.**)

Der Mann, ein Sechziger, mit sprechenden, scharfen Zügen, empfing mich wie einen Fremden, der kommt, sein Gesicht zu besehen, hieß mich aufs Ruhbett setzen, das fußhoch mit Schriften und Büchern belastet war, und wiederholte, (als) ob er diese frühere Besitznahme desselben gar nicht merkte, mehrmals dieselbe Einladung, las dann den Brief, sagte mir nachher, wenn ich in Hamburg seiner bedürfe, so stünde er ganz zu meinen Diensten; vor 6 Uhr morgens und

*) Ein O. Spekter hat die trefflichen „Fabeln für Kinder" von Wilhelm Hey illustriert und 1836 und 1837 zu Hamburg erscheinen lassen.

**) Leonhard (nicht Lorenz) Wächter, der sich als Schriftsteller den Namen des alten Sängers der Burgunderschlachten, Veit Weber, beilegte, folgte mit seinen „Sagen der Vorzeit" (1787 bis 1799) als einer der ersten der Richtung, welche Goethe im Götz gewiesen, und ließ 1804, vor Schiller und von diesem unabhängig, einen Wilhelm Tell als Schauspiel in Jamben erscheinen.

nach 6 Uhr abends wäre er wieder zu sprechen; somit entließ er mich mit einer Verbeugung, der ich noch immer verlegen da stund, fürchtend, er möchte mich noch einmal sitzen heißen. Da ich ihn nicht bedurfte, am Morgen nicht aufstehen und abends das Theater nicht versäumen mochte, so sah ich den Herrn auch nicht mehr. Dies stimmte meine Eitelkeit, der seit Lomm (Loccum) allzusehr die Flügel gewachsen waren, etwas herunter, doch wußte sie sich damit zu trösten, daß diese Menschen mich nicht zu schätzen gewußt, nicht Lebensart gehabt, vielleicht auch vor meiner in Verlegenheit geraten und dadurch unartig geworden.

Abends, wie ich schon im Bette lag, kamen noch meine Schotten auf mein Zimmer und erzählten mir, aus welcher verzweifelten Verlegenheit, (in der) sie sich, ohne es zu denken, befunden, (sie) glücklich herausgerissen worden. Beinahe ohne Geld kamen sie nach Hamburg, ließen sich's wohl sein, ohne an den Zustand ihrer Kasse zu denken, kaufen für eine beträchtliche Summe Bücher. Zufällig erhalten sie am selbigen Morgen einen Brief von ihrer Mutter, in dem der Name ihres Agenten steht, allein ohne Anweisung an denselben. Sie suchen ihn auf, nennen ihre Namen, fordern Geld, und während er mit ihnen, Erkundigungen einholend, spricht, blättert einer zufällig in der Brieftasche, worin der Kaufmann die Handschrift des Buchhalters ihres Hauses erkennt, der die Adresse auf den Brief ihrer Mutter gemacht. Nun sagte er ihnen, was für leichtsinnige Leute sie wären, ob sie denn geglaubt hätten, daß er dem ersten besten bloß auf seinen Namen hin Geld geben würde. Die jungen Leute, die gar nicht daran gedacht, erstaunten nicht wenig über ihre Lage und ihren Leichtsinn, und wie's unter Brüdern geht, lachte einer den andern aus und gab ihm die größte Schuld.

Dienstags früh zogen wir aus, einen Spaziergang am Hafen zu machen. Wir liefen an demselben herum, so gut es sich tun ließ, d. h. an einer kleinen Ecke desselben, wo lauter

mittelmäßige Schiffe lagen. Ich glaubte aber Wunder, was ich gesehen hätte und konnte die großen dreimastigen Seeungeheuer, die länger waren als ein kleines Bauernhaus und wenigstens halb so groß, nicht genug anstaunen. Ein Schiffer, der uns so herumlaufen sah, bot uns an, im Hafen uns herumzuschiffen. Gerne nahmen wir an und durchkreuzten zwischen allen Schiffen durch den Hafen nach allen Seiten. Fahrzeuge von allen Nationen lagen da an Bord, durch Bauart und Inschrift ihr Vaterland anzeigend, das mir die Schotten deuteten und der Schiffer auch eine spezielle Geschichte des Schiffes beifügte.

Nachdem auf dem Hamburger-Berge das Frühstück eingenommen worden, eilten wir, den Michaelisturm *) zu besteigen, der höchste in Hamburg, einer der höchsten unter den hohen. Nach dem Glöckner fragend, wies man mich in ein elegantes Haus, das ich, eines Irrtums überzeugt, zagend öffnete. Völlig aus der Fassung brachte mich der Anblick eines prächtig gewachsenen Mädchens, äußerst elegant angezogen, das im Vorzimmer die hübschen Tassen reinigte. Auf meine schüchterne Frage, ich wünsche den Turm zu besteigen, man hätte mich irrigerweise hieher gewiesen, wandte sich ein Gesicht um, das zu einer Hebe hätte sitzen können und bedeutete mit holder Stimme, daß ich allerdings am rechten Ort sei; statt aber selbst mitzukommen, schickte sie einen kleinen Unhold als Führer mit. Die Schotten, die hinter mir hineingeguckt, stimmten in mein Erstaunen ein, daß ein Sigrist so schöne Wohnung und elegante Töchter habe. Wenn ich vielen Reisebeschreibern der Schweiz nachahmen wollte, so würde ich hier die Bemerkung hinzufügen oder hätte sie vielmehr vorangehen lassen: „In Hamburg ist der Luxus ungeheuer, die Sigriste wohnen besser als unsere Pfarrherren, trinken

*) Turm der Michaeliskirche in der alten Stadt, 1906 abgebrannt. (B.)

ihren Kaffee aus Porzellan, und ihrer Töchter Negligee ist eleganter als der Ballanzug unserer Damen." Der Junge führte uns zuerst in die Kirche. Anfangs wußten wir nicht, was der darin herrschende Lärm bedeute, es schien, als werde eine Auktion gehalten. Um eine Ecke tretend, erklärte sich das unerklärliche Getöse durch einen großen starken Mann, der, wie ein Prediger angezogen, von der Kanzel herunter einem halben Dutzend Zuhörer zudonnerte, worin das Erbe Christi bestehe. Ein Ausrufer, er mag ein noch so gutes Examen bestanden haben, ist ein Narr gegen ihn; so etwas Furchtbares, Betäubendes habe ich nichts gehört, wie die Stimme dieses Mannes war; schon hatten wir die Hälfte des Turmes erreicht, als wir ihn noch immer unter uns toben hörten. Was er sagte, war nur halb gedacht, Gemeinplätze, und paßte schlecht zu seinem Text. Wie ich mich über die Wenigkeit der Zuhörer und den scheußlichen Prediger bei einem Hamburger wunderte, erklärte er mir, daß die Kirche meist nur von solchen besucht werde, die den Prediger nicht zu sich einzuladen vermögen; solche natürlich verdienen auch nicht, daß der Prediger mit sonderlicher Speise sie traktiere. Werde in Hamburg ein Mahl gehalten, so glaube man, es fehle die Hauptsache, wenn nicht ein Pfarrer dabei sei. Diesen gefiele die Sitte gut und hätten in der Woche immer drei bis vier solche Funktionen zu bestehen. Solche Gastereien seien sehr splendid, dauern vier bis fünf Stunden usw. Jesus ließ sich auch von Pharisäern zu Tische bitten, bezahlte sie aber mit Tischreden, daß ihnen die Lust zu fernerer Einladung verging. Daß diese fetten Kerls auch so ihre Würde zu behaupten, das Anstoßende zu rügen wissen, muß ich bezweifeln, sonst hätten gewiß die Hamburger Pharisäer dieser Sitte schon längst den Abschied gegeben. Demütig bescheiden wird der Prediger die Ehre annehmen, die der Hausherr durch sein zu Gastebitten ihm anzutun meint, dankbar jeden Spaß des Hausherrn belächeln, höflich der Hausfrau jedes besondere Gericht erheben, kurz, als einer da sitzen, dem Ehre geschieht,

nicht als ob er durch seinen Besuch beehre. Welche unseligen Folgen dieses Verhältnis in allen seinen Funktionen begründet, sieht jeder leicht. In unserm Vaterland verdenkt man's dem Prediger, wenn er an Freude- und Trauerfesten seiner Bauren Anteil nimmt, aber ganz mit Unrecht. Hier ist er's, der durch seinen Besuch Ehre gibt, dem man dafür Dank schuldig zu sein glaubt. Besitzt er Verstand, so kann er's so leiten, daß seine Gegenwart niemand belästigt, und doch seine Ohren nicht beleidigt werden; durch seine Gespräche kann er das Übermaß der Freude dämpfen und ihre Ausbrüche durch seine Gegenwart hemmen. Wenn er in solchem Verhältnis sich halten kann, was wohl möglich ist, so versteht, wer ihn darüber tadelt und es Gemeinmachen heißt, des Predigers Beruf und Wirkungskreis nicht. Wohl soll der Prediger im Geist und in seinem Wissen über der Gemeinde stehen, aber nicht in seinem Leben, nicht stolz und kalt in seiner Wohnung sich verschlossen halten, wie ehemals die Ritter auf ihren Burgen, vor denen die Talbewohner zitternd und bebend um Einlaß baten. Sondern er soll mit ihnen leben, ihr älterer Bruder sein und teilnehmen an ihrem Schmerz und ihrer Freude. Diese Teilnahme ist der Schlüssel zu ihrem Herzen, nach einem mit ihnen gefeierten Tag hat mancher seine Brust aufgeschlossen und den lange darin lastenden Kummer abgewälzt und Rat und Trost erlangt. So hat 's unser Meister getan, ihm zu folgen ist der beste Weg. Manche Klippen finden sich auf demselben; aber sollen wir deswegen feig den ganzen Weg verlassen, statt mutig ihn zu wandeln und alle Vorsicht und allen Mut zusammennehmend, die Klippen (zu) umgehen?

Noch keinen hohen Turm habe ich so bequem zu besteigen gefunden und gefahrlos wie diesen, auch lohnte er die gehabte Mühe. Freilich gefiel mir auch jetzt die Gegend nicht, wie ich den Beschreibungen nach geglaubt, daß sie mir gefallen werde; freilich war es Herbst, das Wetter nicht sehr heiter, was der Gegend den Anstrich der Fruchtbarkeit, der ein flaches Land

allein zum angenehmen macht, benahm. Was mich vorzüglich interessierte, war das auf einem äußerst kleinen Raume zusammengedrängte Hamburg. Man sah ganze Haufen Häuser, die, ineinander gebaut, keinen Zugang zu haben schienen, jedes Plätzchen benutzt, vier Pfähle aufzuschlagen und ein Dach darüber zu bauen. Zum erstenmal erblickte ich hier den wie ein starker Nebel aufsteigenden Steinkohlendampf, der eine Stadt verhüllen kann. Wunderbar schien's mir auch, daß Hamburg mit 120 000 Einwohnern nur fünf Kirchen, Altona mit 30 000 nur eine hat. Früher sollen in der ersten Stadt mehrere gewesen, aber eingegangen sein, weil man sie nicht benutzte, und von den fünf könnten jetzt füglich noch zwei entbehrt werden. Alle Sonntage (wenigstens in Altona) wird das Abendmahl ausgeteilt, öfters auch in der Woche. Da lob ich mir unsere vier heiligen Zeiten, die werden noch heilig gehalten, erschüttern manchen, und das Abendmahl behält seine Feierlichkeit und den Eindruck auf das menschliche Gemüt. Was alle Wochen geschieht, was man alle Sonntage haben kann, verliert bei dem sinnlichen Sinn unserer jetzigen Welt seine Bedeutung. Höchstens dreißig genießen es jedesmal; also auch geht verloren der Anblick einer großen Menge, die alle das nämliche Bedürfnis fühlen, Versöhnung mit Gott; der Gedanke, wie an einem Born alle sich Erquickung schöpfen, wodurch das Heilige in unsern Augen noch heiliger wird und unsere Verpflichtung, allen Bruder zu sein, wir stärker fühlen.

Nachdem wir uns satt geschaut, ging ich Nissen aufzusuchen, der mich in Hamburg nicht getroffen, seine Adresse hinterlassen hatte. Artig von ihm aufgenommen, ließ ich es mir bei seiner freundlichen Mutter und hübschen Schwester wohl sein und rauchte heimelig meine Zigarre bei ihnen. Diese Sitte übernahm mich in diesen Gegenden. Allenthalben wird geraucht im schönsten Zimmer, unter Damen, sogar die Schauspieler auf dem Theater saugen, wenn's das Stück mit sich bringt, nicht an leeren Köpfen, sondern schmauchen ganz ge-

mütlich ihr Pfeifchen. Das Zimmer, in dem ich bei Nissen war, war eins der elegantesten, die ich gesehen, mit den schönsten Gemälden, mehreren Originalien von italienischen Meistern behangen, aber nichtsdestoweniger rauchten Sohn und Vater samt dem ganzen männlichen Personale, und die Inwohner genierten sich nicht, Asche und ausgebrannte Späne (Zündspäne) an den Boden zu werfen. Nachdem er mich auf den folgenden Morgen bestellt, um ein Schiff von innen zu besehen, eilte ich nach Hamburg zurück, um die Börse nicht zu verfehlen, die am Dienstag als einem der Hauptposttage sehr stark sein sollte.

Beim Mittagessen saß ich alleine auf der Hauptseite des Roßeisens und wie Unwürdige auf beiden Seiten die andern Gäste. Anfangs belustigte mich diese Ehre; aber nachgerade wurde sie mir doch beschwerlich und langweilig, gerne hätte ich mich unter die gemeinen Erdensöhne gemischt, um meine mancherlei Gedanken ihnen mitzuteilen. Die Unterhaltung mit sich selbst geht recht gut, wenn man allein ist; allein sieht man ringsherum lebhaft sprechen, so nähme man gar zu gerne teil daran, oder hörte doch wenigstens zu. Das Studium der Gesichter war schon die beiden früheren Tage abgetan, da die nämlichen Gäste am Tische saßen. Nach der Börse brauchte ich heute nicht zu fragen. Eilend strömte die Menge einem Orte zu, jede neue Straße mehrte die Masse, so daß man ordentlich zu dem Ort getragen wurde, wo etwas tiefer als die Straße eine bedeckte Halle, auf der Seite gegen den mit einem Gitter versehenen Hofe offen, die Börse bildete. Ich hatte eine eigene Lust, einzig unter den Geschäftigen unteilnehmend, nicht Gewinnst suchend, noch Verlust fürchtend, herumzuwandeln, ausgezeichnet, auch unter den geputzten schwarzen Männern allen durch mein einfaches grünes Röckchen und die profane weiße Mütze. Wen nicht allzu wichtige Geschäfte fesselten, sah mir verwundert nach und flüsterte seine Glossen dem Nebenmanne.

Nachdem ich das Ganze betrachtet, stellte ich mich oben an den Eingang, um auch die einzelnen ins Auge zu fassen. Hier eilte einer herbei mit ängstlichem Gesicht, wie ein Landmann nach einem Feuer eilt, neben dem seine Hütte steht, dort einer mit dem wohlbehaglichen Gefühl, daß er nicht zu eilen brauche, indem man seiner warten müsse. Hinter ihnen schritt einer auf hohem Kothurn der Freude seinen Gewinn schon überschlagend; diesen in Gedanken Versunkenen stieß ein Eiliger fast übern Haufen, dem man ansah, daß er eine wichtige Nachricht zu verkündigen hätte und Aufsehen zu machen hoffe. Ein anderer schlich furchtsam herbei, bald dort, bald da sich hinter jemand versteckend, nachdem er eines Gläubigers Gesicht erblickte, und hätte gerne den wundervollen Ring gehabt, der die Macht verlieh, sich unsichtbar zu machen. In tiefem Gespräch wanderten andere und kürzten die Schritte, um das Geschäft zu Ende zu bringen, ehe sie unter die Haufen traten, um dann mit dem Erhandelten wieder handeln zu können. Wieviele Mischungen von Gesichtern mich damals ergötzten, so fehlen mir zum Teil die Ausdrücke, teils nach so langer Zeit das Gedächtnis, sie zu zeichnen. Wie endlich die Ankommenden seltener wurden und die Halle vollgepfropft war, wandte ich meine Blicke dahin, dem mannigfaltigsten Verkehr zusehend.

Sind die Gelehrten in ihre Bücher versunken, sind's doch die Kaufleute in ihre Geschäfte viel mehr. Wie lange merkten die im freien Hofe Stehenden auf ihrer Kleidung (wie ihr Anzug bewies) sehr viel haltenden Menschen nicht, daß es tüchtig regne, hielten die Regenschirme unterm Arm; nach und nach öffnete sich ein grünes Dach, aber mancher war gewiß ganz naß, ehe er's merkte und sich mit dem in Händen habenden Mittel sicherte.

Es hat etwas Erregendes, sogar Ängstliches, zu wissen, daß unter (unsern) Augen über Millionen entschieden wird, ganze Schiffe verkauft und gekauft, für ungeheure Summen Staatspapiere umgewechselt werden, daß man das Gewicht

der heutigen Börse vielleicht in Amerika fühlt, und doch eigentlich nichts davon zu sehen und zu hören (ist).

In meinen Betrachtungen unterbrach mich ein allerliebstes Holsteiner Mädchen,*) das lange vergebens den andere Gedanken im Kopf habenden Börseherren seine schönen, appetitlichen Pfirsiche angeboten hatte. Ich schickte es anfangs auch fort, allein seinen schalkhaft bittenden Augen unter dem halben Bienenkorb hervor **) konnte ich nicht widerstehen. Ich kaufte; wie ich gegessen, trat es wieder zu mir, bat und schmeichelte so lange, bis ich wieder aß. Ich glaube, ich hätte dem Wetterherchen den ganzen Korb zuletzt abgekauft, wenn ich nicht Reißaus genommen. Seitdem kommt mir der Apfelfraß von Adam ganz natürlich vor; hatte Eva es nur halb so listig und lieblich angestellt, wie jenes niedliche Ding, sie hätte selbst die Schlange verführen können, geschweige den ehrlichen Papa Adam. Auf meiner Flucht kam ich an die Pavillons an der Alster und flüchtete mich vor dem strömenden Regen hinein. Anfangs bei einer Zigarre und Kaffee, dann bei Schnaps las ich über zwei Stunden Zeitungen, in solcher Menge lagen sie da, und doch waren die englischen und spanischen ungenießbar für mich. Das Gewühl von Menschen, ungeachtet des schlechten Wetters, war äußerst stark. Alle Augenblicke wähnte ich einen Bekannten eintreten zu sehen, durch auffallende Ähnlichkeit getäuscht. Auch schien's mir unmöglich, daß, wo soviele Leute seien, ich gar keinen von ihnen kennen sollte. Aber, wie ich auch sehen und hören mochte, meine Freunde alle blieben fern und ich allein mir überlassen.

Von hier aus machte ich den Besuch, aus dem mich der ärgerliche Hausfreund und das aufgedrungene Gefühl, überflüssig zu sein, wegtrieb. Da es zum Theater zu spät war und ich sonst nichts anzufangen wußte, so ging ich an einen der

---

*) Wohl eine Vierländerin in der bekannten Tracht. (B.)
**) Kopfbedeckung der Vierländerinnen.

öffentlichen Bälle, die alle Abende hier stattfinden. Um vier Groschen erkauft man sich den Eintritt in einen großen Saal und das Recht, den ganzen Abend zu tanzen. Tritt man ein, so glaubt man unter den vornehmsten Damen zu sein, ihre Anzüge äußerst kostbar und geschmackvoll, goldene Ketten, Uhren, Ringe sind nicht gespart, ihr Anstand und ihre feinen Züge scheinen fast bei allen einem obern Stande anzugehören. Doch sind es alles Mädchen, wie man sagt, die ihre Gunst sich erkaufen lassen, und die Bälle nichts als eine Art Kunstausstellung. Wer über die grenzenlose Sittenverderbnis in unserem Vaterlande klagt, der beweiset, daß er's nie mit andern Ländern verglichen hat, und diese Klagen eben beweisen, daß man noch etwas auf Sittlichkeit hält. In Deutschland ist es schon dahin gekommen, daß in allen Städten das Laster unverhüllt sich zur Schau stellt, man sich dessen keineswegs schämt, ja der Jugend für erlaubt hält; in Frankreich und andern Ländern muß es noch ärger sein.

Beim Abendessen machte ein Jude, der aber nicht für einen wollte gehalten sein, uns vielen Spaß. Er fing Gespräche über die Literatur an, hob die französische über die englische und deutsche weit heraus, behauptete, den Shakespeare verstehe niemand, Schiller hätte unmoralisch geschrieben; aber nichts übertreffe den Voltaire und seinen Mahomet. Anfangs nahm ich den Faden des Streites auf, allein, bald bemerkend, welchen Esel ich vor mir habe, da er von dem esprit des lois von Racine sprach, überließ ich den erzürnten Schotten den Kampf, bis er mich seinerseits wieder anfiel. Nun hielt ich mich nicht länger und fragte ihn, ob er, der so Belesene, nicht unsern Verkehr *) kenne, der gehe doch über Mahomet.

*) „Unser Verkehr" nennt sich eine einaktige antisemitische Posse des Breslauer Arztes und Lustspieldichters Karl Borromäus Alexander Sessa, geb. 1786, gest. 1813. Sie erschien nach des Verfassers Tode zu Berlin 1814 und erlebte bis 1832 sechs Auflagen (neuerdings wieder in Ph. Reclams Universalbibliothek Nr. 129).

Die ganze Gesellschaft brach in schallendes Gelächter aus und ergoß sich in lautem Spotte. Mein Jude aber ließ sich nicht stören; da dieser Streit unglücklich für ihn ausgefallen, so suchte er sich durch eine vorteilhafte Spekulation zu entschädigen. Er bot den Schotten seine Vermittlung zur Überfahrt nach England an, indem ein Kapitän, den er sehr gut kenne, eben vor Anker liege. Sie nahmen arglos das Anerbieten an und bestimmten schon die Stunde, wenn er sie hinführen solle. Unrat fürchtend, warnte ich sie am folgenden Morgen, dem Juden nicht zu trauen und nichts ohne ihren Agenten zu unternehmen. Sie befolgten meinen Rat, hörten dort, jener vom Juden genannte Kapitän sei längst abgefahren. Ein Kommis ihres Kaufmanns ging mit ihnen zum Juden, sich stellend, als ob er mitfahren wolle. Sie sagten ihm, jenes Schiff sei nicht mehr hier, er leugnete frech, dieses genannt zu haben, sondern eins, das wirklich noch vor Anker lag, zu diesem wolle er sie führen. Da sie unterwegs einen Augenblick sich aufhielten, so lief er voraus und saß schon auf dem Verdeck, als sie ankamen. Sie schlossen, von dem Kommis geleitet, der den Kapitän kannte, den Handel. Dieser, mit ihnen ans Land fahrend, fragte sie, ob sie den Juden kennten? Er hätte gesagt, er bringe ihm drei Bekannte, junge, reiche Leute zur Überfahrt und hoffe, von ihm ein gutes Prozent für seine Mühe zu kriegen, da er leicht den jungen Menschen einige Louisdor mehr als gewöhnlich abfordern könne. Mit diesem mißlungenen Streich nicht zufrieden, hatte er die Schamlosigkeit, bei mir, den er doch hätte in Ruhe lassen sollen, auf meine Abfertigung, sich immer als Kuppler aufzudrängen, daß ich mehrere Male auf dem Punkte war, ihn tüchtig abzuprügeln.

Vor Prellereien kann man sich in großen Städten und besonders, wo die Hälfte Juden sind, wie in Hamburg, wo im Theater fast lauter Judensprache gesprochen wird und auf den Straßen gegen zwei christliche Gesichter immer ein Jude kommt, nicht genug in acht nehmen. Die Kerls sind wie die

Fliegen; man mag sie noch so derb treffen, wenn man sie nicht gerade totschlägt, so kommen sie immer wieder. Vor solchen Burschen wahrte ich mich, allein zwei christlichen gelang es, mich zu prellen, wie diese Geschichte es später erzählen wird.

Mittwochens früh ging ich laut der Abrede nach Altona, ein großes Schiff zu besehen. Sturm und Regen schienen unserm Vorhaben ungünstig, wir Landleute glaubten es nicht wagen zu dürfen. Allein zwei Schiffskapitäne lachten über unsere Besorgnis und versicherten, daß durchaus keine Gefahr denkbar sei. Durch ihre Versicherung nur halb beruhigt, machte der Professor Nissen die Bedingung, daß man im ruhigen Hafen und nicht auf dem Wellen schlagenden Strom fahren sollte. Es ging recht gut, und glücklich kamen wir aufs Schiff. Hier sah ich ein Nasenbein von einem Wallfisch, das doppelt so lang, oder gar dreifach, wie ich war, seine ungeheuren Kinnbacken und einen schmutzigen Eisbär; die Einrichtung des Schiffes, die Schlafstätten, die Verdecke, die Küche usw. Ich bekenne aufrichtig, daß es mich wenig übernahm, denn gerade so hatte ich's mir vorgestellt und noch ein wenig geräumiger und zierlicher, als ich's auf diesem Schiffe fand, wahrscheinlich wird's in Paketbooten zierlicher und in Kriegsschiffen geräumiger sein.

Nachdem wir mit trefflichem Madeira bewirtet worden, bestiegen wir unsern Kahn wieder, der aber diesmal seinen Weg außer dem Hafen nahm. Welch Spektakel fing aber der gute Herr Professor an. Die Elbe ging ziemlich hoch vom Sturmwind gehoben, und der Kahn hüpfte in ziemlich raschem Tanze über die Wellen. An mich und seinen Sohn, der ihm seinen Hut festhielt, richtete der Arme, Geängstigte aus allen Tönen sein „Ach Gott! Ach Gott!“ und was ihm weiter für Stoßgebete einfielen. Die Kapitäns versicherten ihn, wenn Gefahr wäre, sie hätten ihn nicht hieher geführt. Sein ehrlicher Sohn tröstete ihn, wie man's einem kleinen Kind macht: „Ich bin ganz ruhig, Papa, ich fürchte mich ja nicht“ usw. Aber

das half alles nicht, erst als wir ans Land traten, kam er wieder zu sich selbst. Um uns zu erwärmen, servierte uns, als wir nach Hause kamen, die Schwester Schokolade, die beste, die ich in meinem Leben getrunken, so daß ich's gar nicht zürnte, als wider meinen Willen das hübsche Mädchen mir die zweite Tasse einschenkte.

Durch eine zufällige Nachricht in der Zeitung darauf gebracht, erzählte mir der Herr Professor von einer Einrichtung, die mir bis dahin etwas Unerhörtes war. Es existiert in England eine Art Leibassekuranz. Jährlich bezahlen die Mitglieder verschieden, je nach ihrem Alter, die Jungen weniger, die Alten mehr, eine gewisse Summe in die Kasse, und mit dem Tag ihres Todes wird den Erben ein verhältnismäßiges Kapital ausbezahlt. Unglücklicherweise ließ ich das Büchlein über diese Gesellschaft, das er mir schenkte, dort liegen. Eine der angenehmsten Stunden auf meiner ganzen Reise genoß ich, als Jungfer N., ohne lange sich bitten zu lassen, ans Klavier sich setzte und ebenso gefällig meinen Wunsch, sie singen zu hören, erfüllte. Zufällig wählte sie Gesänge, die mir von Bern her bekannt waren; obschon ihre Stimme jener nicht gleich kam, die sie dort sang, so glaubte ich mich doch der Heimat näher zu sein und träumte ich mich in die Vergangenheit. Ihre Gefälligkeit, ohne langes Pressieren anderer Wunsch zu erfüllen und durch ihre Talente zu ergötzen, übernahm mich und ich hätte mir vorgenommen, sie als Beispiel denen vorzustellen, die sich das Gegenteil zu Schulden kommen lassen, wenn man sie bittet, entweder heiser sein oder nichts auswendig können wollen. Wie ich aber das Ding näher betrachtete, so sah ich, daß jenes leichte Gewähren den Forderern allerdings angenehmer sei, als dieses Zurückhalten, daß darin aber doch weit mehr echte Weiblichkeit enthalten wäre, die, was sie liebt und schätzt, nur wenigen zeigt und mitteilt. Hier lernte ich auch einen Vorzug kennen, den wir Berner im allgemeinen vor den meisten Studenten hier voraus haben. Mehrere unserer

Reisegefährten, die da waren, sonst die lustigsten, witzigsten Menschen, stunden stumm in einer Ecke, kauten an den Fingern und waren kaum imstande, anders als mit „Ja" oder „Nein" zu antworten, während es mir gar nicht schwer wurde, die Unterhaltung im Gange zu erhalten, da die Damen reichlich dazu beitrugen. Schade, daß das Handküssen nicht mehr Mode ist, ich hätte es manchmal gerne appliziert; es scheint sich aber ganz an die Höfe zurückgezogen zu haben.

Da das schlechte Wetter immerfort anhielt, so hatte ich so halb und halb im Sinn, die Reise in den Norden aufzugeben, einige Tage länger hier zu bleiben und dann direkt auf Berlin zu gehen. Eine Gelegenheit aber nach Lübeck bestimmte mich, wenigstens noch dahin zu gehen und bei besserm Wetter von da weiter zu wandern. Den letzten Abend ging ich noch ins Theater, wo einige Konversationsstücke gegeben wurden, in denen diese Truppe vorzüglich stark ist. Unter ihnen eins, die Künstlerfamilie, glaube ich, hieß es, gewährte mir einen köstlichen Genuß. Der keifende Ehemann und die schmollende Ehefrau hatten nicht nur äußere Ähnlichkeit mit einem mir wohlbekannten Ehepaar, sondern ihr ganzes Spiel ahmte ihre Ehedissonanzen so täuschend nach, daß ich sie vor mir leben und weben glaubte. Es ist eine gute Idee, solche Ehepaare aufs Theater zu bringen, wie man manchmal einem Kinde, um es zu beschämen, seine Unart vormacht. Das Kind läßt sie; leider sind die Eheleute keine Kinder mehr, darum werden ihre Vorsteller auf dem Theater keine Wirkung auf sie machen, da keiner von ferne sich einfallen läßt, er sei konterfeit. Wie die Weiber das Schmähen des Predigers gerne hören, aber auf des Nachbars Weib deuten: dem hat er heute wieder einmal die Sache recht gesagt.

Nachdem ich Donnerstag, den 20. September, eine Stunde auf Kutsche und Reisegefährten hatte warten müssen, wie es mir immer wieder, ungeachtet alles Vornehmens, nicht exakt zu sein, geschieht, da meine Natur gleichsam mich zwingt, zur

bestimmten Zeit fertig zu sein, so ging's sieben Uhr von Hamburg weg. Wir hatten einen Korbwagen, dessen hinterster Sitz verdeckt war. In diesem saß ich mit einem Kaufmann, auf dem zweiten ein Knopfmacher, der nach Petersburg reiste, und auf dem dritten der Kutscher, der zwei schöne Pferde führte.

[Hier bricht die Reisebeschreibung, oder wenigstens unsere Abschrift derselben, plötzlich ab. Die Wanderung ging wahrscheinlich noch nach dem damals als Reiseziel sehr beliebten Rügen, da sich Bitzius am 25. September zu Landkrug in der Rostocker Heide befand.]

Aus Jeremias Gotthelfs Leben

von A. E. Fröhlich.

(Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz, von Jeremias Gotthelf. Fünfter Band. Berlin 1855.)

Wer den Jeremias Gotthelf in seinem freundlichen Pfarrhause zu Lützelflüh im Emmental einmal besucht hatte, der mußte wohl wünschen, öfter hinzukommen. Er fand da ein idyllisches Leben, wie es uns nur selten begegnet, schon deswegen, weil Jeremias die Seele desselben war, und die Jeremiasse auch in den Landpfarrhäusern eben nicht häufige Erscheinungen sind, ja nicht in jedem Jahrhundert auch nur einer seinesgleichen einem Volke geschenkt wird.

Wie gern folgte man den wiederholten Einladungen in das liebliche Lützelflüh. Wie angenehm ist schon der Weg, welcher dorthin ins Emmental hinein zu Kirchberg oder Burgdorf von der großen Poststraße ablenkt und der wilden Emme nach hinanführt. Gern wurde in Kirchberg der Postwagen verlassen; denn von dort in das nahe Burgdorf geht er gerade den herablugenden Schneebergen des Oberlandes entgegen. Glänzen sie im blauen Himmel über die Tannenwälder

oder die mit Weiden und Saaten prangenden Hügel, wird auch die mindere Anmut einer Straße übersehen, welche uns ihnen näher bringt. Nun ist aber der Weg von Kirchberg nach Burgdorf gar nicht unanmutig, er ist die längere Strecke ein Dammweg; der Damm wurde gegen die oft schrecklichen Überschwemmungen der Emme aufgeworfen und links und rechts mit Kirschbäumen besetzt. So wandelt sich's im Schatten gemütlich vorwärts; gern wendet man sich stillstehend wieder um gegen das nahe Kirchberg mit seinen von Wohlhabenheit zeugenden großen Bauernhäusern und Landhöfen und seiner hübschen Kirche und ihrem stattlichen Pfarrhause auf dem Hügel und gegen den den Norden begrenzenden, hinter Solothurn aufsteigenden Weißenstein; er wie der ganze nach Ost und West sich ausdehnende Jura steht im blauen Duft, und seine schönen Formen würden noch mehr gepriesen, wenn nicht ihnen gegenüber die Jungfrau erglänzte, das Ar-, Schreck- und Wetterhorn und ihre sie umgebenden Vorberge und Firnen, die nun wieder noch mehr anziehen. Burgdorf mit seinen hohen und weißen Sandfelsen und dem alten Schlosse einerseits und der hohen Kirche auf dem Hügel anderseits ist nun ganz nahe, und mit seinen Türmen und Giebeln bildet es samt den weißen Kieselstrecken, den grünen Wellen und Gebüschen der Emme einen malerischen Vordergrund zu dem im Hintergrund leuchtenden Schneegebirge. Dorthin und in das Emmental hinein ist der Blick noch freier und weiter droben bei der Kirche oder auf dem Schlosse. Wer nach Lützelflüh wollte und oben im Pfarrhause noch den alten würdigen Pfarrer und Dichter Kuhn grüßte, dem wurden von dem muntern Greise auch herzliche Grüße mitgegeben an den mit ihm befreundeten Jeremias. Der Sänger so mancher im ganzen Volke und auch außer der Schweiz bekannten Volkslieder, der seinen Landsleuten und zwar vor Hebel im Volkstone vorgesungen u. a.: „Der Ustig wott cho"; oder: „I de Flüene ist mis Läbe," dieser Mann des Volkes war auch vor vielen im-

stande, Gotthelfs Schriften und Gesinnung zu schätzen. Mit ihm wurde denn etwa auch über einen früheren Volksschriftsteller gesprochen, über Pestalozzi, welcher in den Jahren 1799 bis 1804 zu Burgdorf gelebt und seine Erziehungsanstalt gerade der Kirche vorüber im Schlosse hatte. Man konnte aber von Jeremias und Pestalozzi nicht reden, ohne ihre Volksschriften miteinander zu vergleichen. Wie's aber bei solchen Nebeneinanderstellungen billig ist, es wurden die Eigentümlichkeiten und Vorzüge eines jeden anerkannt, und darin kam man überein, daß beide vorzügliche Kenner des menschlichen Herzens gewesen seien, beide echte Volksfreunde, beide gleich entschiedene Feinde der Volksverführer und Volksverderber, daß beider Herzen gebrannt, ihrem Volke zu helfen, es vor drohendem Verderben zu warnen und gegen eingerissenes Unheil ihm das einzige Heilmittel vorzuhalten. Beide kannte man persönlich, und man kam überein, wie schief und ungerecht beide seien beurteilt worden von solchen, welchen sie persönlich gar nicht bekannt waren und deren Urteil auch nicht aus genauerer Würdigung der Schriften beider, sondern nur aus Parteihasse floß. Es wurde nachgewiesen, wie hinwieder der edle Pestalozzi noch viele Jahre nach seinem Tode von Leuten zu ihrer Partei wollte gerechnet werden, deren Treiben er während seines ganzen Lebens durch Wort und Schrift aufs entschiedenste verworfen hatte. Dessen war man gewiß, daß, wenn Pestalozzi noch Jeremias' Schriften hätte lesen können, er darüber eine große Freude würde gehabt haben, daß er beim Vorlesen nach seiner Weise sich öfter von seinem Stuhle würde erhoben, rasch durchs Zimmer bewegt und mit Gedankenblitzen seine Beistimmung würde haben leuchten lassen. Er würde auch mit Jeremias' Büchern eine Ausnahme gemacht und sie nicht beiseite gelegt haben, wie fast alle anderen, da er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, wie er öfter sagte, fast keine Bücher mehr gelesen hatte.

So mit Kuhns Grüßen nach Lützelflüh, mit Erinnerungen

an den edeln Pestalozzi wurde der Weg von Burgdorf ins Emmental hinein fortgesetzt. Er bietet des Malerischen eine Menge; er führt durch fruchtbares, wohlangebautes Land an der Emme hin zwischen zwei höhern und niedern, mit Wald und Wiesen begrünten Hügelreihen, neben breiten Bauernhöfen und kleinern, aber schmucken Wohnungen und Hütten und größeren Dörfern vorbei; links und rechts sieht man schon in die sogenannten Gräben hinein, von denen in Jeremias' Schriften so oft die Rede ist; es sind Nebentälchen voll des üppigsten Grüns der Matten und Obstgärten, in deren Mitte der stille Bauernhof steht im Schatten alter Bäume, wo die Fülle eines frischen Brunnens rauscht und ein die Wiesen wässerndes Bächlein vorüberrinnt. Andere Bauernhöfe schauen von den Höhen der Hügel herunter, aus Wald, Wiesen oder Kornfeldern heraus. In der Nähe gefällt etwa ein einsames, besonders schmuckgehaltenes Haus oder Häuschen, dran und drum ist alles Reinlichkeit, im Garten prangen Blumen; Nelken und Geranien stehen auf dem Geländer der die Wohnung umgebenden Laube. Oder eine kleine und gar arm aussehende Hütte ist köstlich umgeben von Baum, Quell und Fels und steht auf einem lieblichen Fleck, der das Tal übersieht in die Emme hinunter und in die Schneeberge hinauf; im heitern Stübchen spinnt die „Großmunter", vor der Schwelle spielt der kleine Enkel im Sonnenschein. Eine andere Hütte, halb dachlos mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern zeugt von der tiefsten Armut und Verkommenheit; die zerlumpten Eltern und Kinder, die sie bewohnen, sind uns auch bekannt. Ihre Voreltern haben vielleicht einmal in einem der einladenden Bauernhäuser in der Höhe oder im Tale glücklich gewohnt, aber die Kindeskinder sind in den Versuchungen einer leichtfertigen Zeit durch eigene und vieler anderer Schuld in die unterste Not versunken. So sehen wir uns nun auch nach den Bewohnern dieses Tales um. Wäre es gerade Jahrmarkt im nahen Burgdorf, würden uns wohl Leute begegnen,

die uns schon wie Bekannte vorkämen, wohlhäbige, stattliche und freundliche Bauern und Bäuerinnen, die meisten auf Wägelchen, von starken und glänzenden Rossen gezogen, an der Seite der Eltern auch eine der schmucken Töchter, nebenbei reitend oder fette Ochsen auf den Markt führend die kecken Söhne. Dann das andere Volk: Mittelbauern, Lehnleute, die Ausgaben und den allfälligen Gewinn des Tages zum voraus genau berechnend, andere leichtsinnig nur dem Vergnügen nachgehend, wieder andere nicht mehr in der Landestracht und hoch daher fahrend und vorübersprengend. Aber es ist nicht Jahrmarkt; um so sorgfältiger wird an die Häuser hinaufgeschaut und in die Türen und Fenster, ob wir etwa Männer oder Frauen, Knaben oder Töchter sehen, von denen uns Jeremias erzählt. Allein die meisten Leute sind an ihrer Landarbeit; auf der Straße begegnen uns nur gewöhnliche Erscheinungen; die von der Türe ausschauenden Wirte sind fast eines Schlages; nur hin und wieder sehen wir auf einer Laube oder in einem Garten eine Frau oder Tochter von feinerem Antlitz und Wesen, am Wege oder eine Strecke mit uns gehend etwa auch einen frischen Buben, der uns freundlich und verständig antwortet. So sind wir durch die Dörfer Oberburg und Hasli und nach Holdbach gekommen, vorüber Lützelflüh. Dieses liegt etwas erhöht über der Emme, die nur noch von demselben trennt. Aus den hohen und breiten Nußbäumen schaut die Kirche herüber, hinter derselben das Pfarrhaus und weiter rückwärts die grünen Hügel. Der Schatten , der über die Emme führenden alten und schmalen hölzernen, überdachten Brücke, das Landschaftliche ihrer Umgebung, der Blick in die nun klare Emme hinunter und auf ihr reiches und saftiges Buschwerk und durch ihr Tal hinab und hinan in das sonnige und blühende Land: solches lud zum Verweilen ein. Ein älterer Bauer setzte sich gleichfalls hier an den Schatten und stopfte sich ein Pfeifchen. Da hörte sich alsobald die aus Jeremias' Schriften bekannte Sprache. Der Bauer fing selbst

an, von ihm zu reden. Wir werden wohl auch zu ihm wollen. Es kommen viele Fremde zu ihm aus weiten Ländern her. Ja er sei ein gar studierter Herr, aber auch freundlich gegen jedermann. Er sehe auch viel in seiner Kirchgemeine selbst nach, besonders in den Schulen. Er rede mit jedem, der ihm begegne, er stehe bei denen, die vor dem Hause oder im Felde arbeiten, still und könne mit ihnen über alle ihre Geschäfte schwatzen. Der Herr verstehe alles auf dem Lande und im Garten. Manchmal sei er aber auch gerne allein und ungestört; da gehe er hinunter an der Emme auf den schmalen Wegen im Schatten der Bäume und Büsche hin und her und sei dann gar in Gedanken. Freilich sei da unten die Emme nicht immer so lauter, still und friedlich; sie stürme oft wild und wüst daher und trete über die Dämme und verderbe dann rechts und links viel Pflanzland; da seien dann auch die lustigen Weglein hieunten alle überschwemmt; aber der Schaden, den dann das schreckliche wilde Wasser schon öfter so angerichtet, der gehe jedesmal ihrem Herrn Pfarrer sehr zu Herzen, und er sei schon mit nassen Augen dagestanden, wenn die Wellen immer höher gestiegen seien und wenn sie das ganze Tal hinunter gedonnert und getost haben und niemand habe helfen können, und alles, was der Arme für den Winter gepflanzt, sei weggeschwemmt oder verderbt worden. Aber ebenso freudig wieder sei der Pfarrer, wenn's überall von vielem und gutem Heu dufte; wenn die großen Heufuder, die hohen Wagen mit Garben oder andern Feldfrüchten eingeführt werden, da stehe er am Wege so vergnügt, wie wenn das alles in seine Scheune eingeführt würde. Er sitze auch etwa bei seinen Gemeindegenossen auf der Bank vor dem Haus oder im Garten ab und schwatze eins mit ihnen; er wisse gar wohl, wie es mit jedem stehe und wo etwa einen der Schuh drücke. So verweile er auch im Winter bei ihnen in der warmen Stube und höre besonders gern den Großvater oder die Großmutter etwas erzählen.

Während so der Bauer seine Freude über ihren Pfarrer

aussprach und seine eigene Anhänglichkeit an ihn, wurde die Landschaft gezeichnet; links oberhalb der Emme die Halde mit ihren Bäumen und dem Kirchtürmchen, dem Giebel des Pfarrhauses, in der Mitte des Bildes das etwas breite und wilde, zum Teil eingedämmte Rinnsal der Emme, weiter an ihr hinauf einige stattliche Häuser in Wiese, Wald und Feld und die über Hügel hereinragenden beschneiten Gebirgsstöcke, rechts jenseits der Emme die waldigen Höhen.

Als wir dann den Hügel hinangestiegen waren zur Kirche, fanden wir auch hier uns an einer von Jeremias öfter und mit Liebe beschriebenen Stelle, und es wurde auch hier etwas verweilt. Es zeigte sich nirgends jemand. Der Kirchhof ist auch hier wie an den meisten Orten dieser Gegend der Begräbnisplatz, hier aber ungemein reinlich gehalten; die alten Gräber alle deckt ein frischer Rasen und zeigt nicht mehr die einzelnen Grüfte; und Leute, die nach denselben suchen würden, sind nicht mehr da. So tritt nur der Menschen Gesamtlos vor die Seele: die vorige Zeit, Geschlechter neben Geschlechtern, aneinander liegt alles namenlos unter der einen grünenden Decke, die den schwarzen Grund verhüllt und in der Farbe der Hoffnung glänzt und in Tautropfen das Sonnenlicht wiederspiegelt. Ein leiser Morgenwind bewegt die zarten Halmen. Es wandelt wie sonst über keinem Rasen heilige Stille. Nur auf einigen frischen Gräbern blühen Blumen; bald wird die grüne Decke auch über sie sich legen.

Die Türe am Haupteingange der Kirche gegen Westen war offen, wir traten hinein; die Kirche ist von mittlerer Größe, durchaus schmucklos wie alle Kirchen der reformierten Schweiz; nur eine Orgel steht auf der Bühne oberhalb des Haupteinganges; zwei oder drei Scheiben mit Glasgemälden, alte Familienwappen, leuchten in den Fenstern; vor dem länglich sich abrundenden mit Spitzenbogenfenstern hell erleuchteten, auf zwei Stufen sich erhebenden Chore steht der Taufstein, umgeben von den Stühlen der Chorrichter und Gemeinde-

räte und anderer Vorsteher, deren Ehrenämter und Titel an den Rückwänden zu lesen sind. Vor den Stufen des Chores steht der Abendmahltisch, rechts vom Chore die schlichte Kanzel. Die Kirche ist überall reinlich gehalten. Der Blick durch die hellen Fenster in den blauen Himmel und an die grünen Bäume ist erquicklicher, als wenn er auf allerlei vergoldete Schnörkeleien oder auf mittelmäßige Gemälde fiele. Wir hätten nun gerne die Gemeinde zahlreich versammelt gesehen, Psalmen singen und dann unsern Jeremias predigen hören. Vielleicht, dachten wir, erfüllt uns unser bisheriges Reiseglück auch diesen Wunsch.

Wie wir gegen das Pfarrhaus kamen, hatte uns Jeremias mit seinem fernsichtigen Auge schon erblickt und erkannt. Freundlicher und freudiger kann kein Empfang sein, als sein: „Das ist brav!" und „Gott grüß euch!"

Sein großes, schönes und kräftiges Auge leuchtet wirklich von Freude, und seine Stimme ist die Herzlichkeit selber. So ist auch der Gruß und Ton der Seinigen ein wirkliches „Willkommen!" Und er bemerkt alsobald: er habe soeben wieder eine größere Arbeit zu Ende gebracht; außerordentliche Geschäfte seien in den nächsten Tagen nicht abzutun, und erwünschter könnte ihm jetzt nichts sein, als sich mit Freunden eine Erholung zu gönnen. Sogleich wurden auch einige Ausflüge vorgeschlagen. Sie wären der Kurzweil wegen nicht nötig gewesen, denn in seinem und der Seinigen Umgang war es dem Gaste so außerordentlich wohl und traut, daß, ehe man sich's versah, Stunden vorüber waren wie Augenblicke. Es mußte gemahnt werden: wenn man den schönen Nachmittag noch genießen wolle, so sei aufzubrechen; die Chaise stehe bereit. Er selber nahm das Leitseil zuhanden und zeigte auch in dessen Führung alsobald Gewandtheit und Sicherheit. Wie vergnüglich war an seiner Seite die Fahrt tiefer ins Emmental hinein. Über Land und Leute wußte er, man kann sagen, fast alles, vieles über die einzelnen Häuser und Hütten und ihre

Bewohner, über ihren Landbau, Gewerb und Handel. Er kannte jedermann, wurde von jedem freundlich gegrüßt und grüßte hinwieder oft mit Namen. Dazu sein feines Aug' und sein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Landschaft im ganzen und einzelnsten. Zeichnete er auch nicht mit dem Stift und hat er, soviel bekannt, niemals eine größere oder kleinere Landschaft mit Pinsel und Farben zu malen versucht, so zeichnete er doch vortrefflich mit der Feder und wußte den Eindruck der Tags- und Jahreszeiten, der weiten Gegend oder des engen Plätzchens lebendigst wiederzugeben. Und weil er voraus die Stimmung, in welchen ihn die landschaftliche Umgebung versetzt, sucht auszudrücken, und das auch versteht und in diesem Ausdruck das landschaftliche Bild als ein ganzes auf einmal darstellt, so ist er in seinen Naturschilderungen glücklicher, als wenn er uns den einzelnen Teil, Baum, Fels, Quell und Berg noch so genau beschriebe. Darüber wurde nun auch gesprochen; man kam überein: der Landschaftsmaler stellt freilich jedes einzelne dar so naturgetreu als möglich, aber er sucht durch Zusammenstellung das Ganze hervorzubringen; nur durch dieses hat ihm auch das einzelne Leben, Bedeutung und Notwendigkeit; der, welcher die Landschaft beschreibt, und er kann es ja nur nacheinander und teilweise, aber nicht weiß in Darstellung des Gesamteindruckes ein Ganzes nicht so fast vor das Auge als in die Seele zu bringen, der versteht die Aufgabe auch des Landschaftsmalers nicht, und indem er ihm im einzelnen nachahmt, sieht er nicht, wie es jenem um das Ganze zu tun ist, welches der Maler und der Dichter, aber auf eigenem Wege und mit eigenen Mitteln zu suchen hat. Jeremias bemerkte, er sei in jüngeren Jahren oft pirschend durch Wald und Feld gestreift, er habe, tagelang einsam, sich doch nie vereinsamet gefühlt, ein Schauspiel nach dem andern habe sich ihm geboten, sein Auge und sein Sinn habe sich auch für die einzelnen Schönheiten des Waldes und Feldes, Gebirges und Himmels geschärft; einzelne Augenblicke

der Lust oder des Schauers leben mit den frischesten Farben in seiner Seele fort; und so habe er oft erst nach mehreren Jahrzehnten einzelne Szenen niedergeschrieben und am schönsten Sommertag eine Winterlandschaft schildern können, wie wenn sein Pfarrhaus tief eingeschneit wäre, und mitten im Winter wieder ein Heuen oder einen Erntetag, wie wenn ihm der Sommer aus seinem Garten und Tale in seine Fenster duftete.

Wir waren so gegen das große Dorf Langnau gekommen. In der Nähe desselben links an einer sonnigen Halde zeigte er auf ein stattliches Haus: in demselben habe der berühmte Landarzt Micheli Schuppach von 1770 bis 1781 gewohnt. Es werde von ihm her jetzt noch mancherlei im Volke erzählt, das ihn für einen Zauberer gehalten. So unter anderm: „Es ist ihm zu einer Zeit mancherlei vom Hause weggestohlen worden und die Diebe hat er nicht entdecken können. Da klopft ein wandernder Handwerksgeselle bei ihm an und bittet um einen Zehrpfennig. Micheli redet mit ihm, erkennt in ihm alsobald den Schalk und sagt: ‚Ein Dienst ist des andern wert; ich werde Euch nicht ein gewöhnliches Almosen geben, wenn Ihr mir in etwas gefällig sein wollt.‘ Der Handwerksgeselle erklärte sich bereitwillig. Micheli unterrichtete ihn. Als nun tags darauf die Leute neben Michelis Haus vorbei in die Kirche gingen, lief der Fremde jammernd und heulend ums Haus herum, wie wenn er einen Ausgang suchte und keinen fände, und schrie: ‚Helfet mir, Leute! Um Gottes willen, helfet mir!‘ Sie fragten: ‚Was habt Ihr denn? Was plagt und verfolgt Euch?‘ Der Fremde antwortete: ‚Ich muß euch's eben sagen; ich habe an diesem Hause, wo eine zinnerne Kanne auf der Bank zum Austrocknen hingestellt war, sie im Vorübergehen wegnehmen wollen, da ich niemand um den Weg sah; aber jetzt kann ich nicht hinaus, ich bin von einem Feuer umgeben und wo immer ich vor oder hinter dem Haus auf die Straße hinaus und entlaufen will, da wallt mir eine

unsichtbare Flammenhitze entgegen. Weh, o weh, da schlägt mir wieder eine Glut ins Gesicht wie aus einem Backofen; ich muß umkommen vor Qual!' Und so sprang er wieder auf eine andere Seite und von dort wieder zurück. Die Leute gingen ängstlich vorüber. Die ganze Kirchgemeine vernahm es. Da sie wieder aus der Kirche kamen, fanden sie den Fremden auf der Straße. Er sagte: ‚Ich habe dem Manne in jenem Hause alles bekannt, die zinnerne Kanne wieder zurückgegeben und ihn um Gottes willen angefleht, er möchte mich doch aus dem Banne befreien und mir den Feuerhag öffnen. ‚Um deiner Reue willen,' sagte er, ‚solle es geschehen und wenn du mir versprichst, in deinem ganzen Leben nicht mehr zu stehlen.' Das versprach ich denn auch, und so bin ich endlich losgekommen. ‚Wenn noch einer sich so heranschleicht,' sagte der Mann, als er mich losließ, ‚der soll dann die Finger noch anders verbrennen.' Er hat mir dann noch mit seiner Hand über mein Gesicht, Haar und meine Hände gestrichen, und da ist mir denn die Glut, von der ich so schrecklich gelitten und jede Spur davon sogleich vergangen.' ‚Ja, ja,' sagten die Leute nicht ohne Schauer, ‚der Micheli ist nicht nur ein Wunderdoktor.' Es sei ihm auch von jener Zeit an gar nichts mehr von seinem Hause weggestohlen worden.

Es wurde auch," fuhr Jeremias fort, „nicht nur in Krankheit bei ihm Hilfe gesucht; sondern ebenso in jeglicher andern Not, und man glaubte, er habe gegen jeden Mangel und jedes Leiden ein Mittel oder einen Zauber. Und er half oft wirklich auf die merkwürdigste Weise. So kam einst eine rüstige Frau zu ihm und klagte ihm ihr Unglück, wie sie einen zank- und streitsüchtigen Mann habe, wie er sie mit giftigen Reden Tag und Nacht plage und ihr Woche aus und ein das ganze Jahr hindurch keine Ruhe lasse. Sie möchte doch den Herrn Doktor gar sehr gebeten haben, ihr etwas gegen dieses Hauskreuz zu geben; er werde wohl etwas dagegen wissen und haben. Micheli, welcher die redselige Frau, die der Klagen über ihren

Mann fast kein Ende finden konnte, hatte ausreden lassen, besann sich dann eine Weile und sagte: ‚Es gibt freilich wider ein so großes Übel, mit welchem Euer Mann behaftet ist, ein Mittel; aber wenn es nicht genau gebraucht wird, wie es soll, so wird das Übel noch viel größer.‘ ‚O es soll nicht fehlen,‘ sagte die Frau, ‚ich werde pünktlich tun, was Ihr vorschreibt.‘ Da ging Micheli in sein Nebenzimmer, wo seine Apotheke war, und brachte eine ziemlich große Flasche mit Brunnenwasser, in welches er Tropfen irgend eines unschädlichen Saftes gegossen hatte, und sagte dann: ‚Sehet, Frau, sobald Euren Mann die Streit- und Tobsucht wieder anfällt, so nehmt Ihr von diesem köstlichen Mittel ein halbes Glas voll und behaltet es im Munde, solange es Euch immer möglich ist; je länger, desto besser; und je mehr Ihr Euch bezwinget und es ja nicht weder verschluckt noch ausspeiet, so werdet Ihr sehen, daß das Wüten Eures Mannes abnimmt; und merket Ihr das und geht der Mann selbst etwa auf die Seite, er wird wohl wissen warum, dann mögt Ihr das Wasser ausspeien, aber sogleich wieder einen Mund voll nehmen, wenn das Übel den Mann neuerdings anfällt.‘ Die Frau kam nach einiger Zeit wieder zu Micheli und sagte: ‚Das Mittel hat schon ziemlich geholfen, aber das Übel doch noch nicht ganz und gar gehoben.‘ ‚Nun, so gebe ich Euch noch eine Flasche,‘ sagte Micheli, ‚und will das Zeug noch etwas schärfer machen. Könnt Ihr es stundenlang im Munde behalten, so muß das Übel weichen.‘ Die Frau versprach nochmals, ihr möglichstes zu tun. Und wieder nach einiger Zeit kam sie und rühmte: ‚Das Übel sei bei ihrem Mann nicht mehr zurückgekehrt, seit sie von der schärferen Flasche eingenommen und das Zeug wirklich stundenlang im Munde behalte.‘

So verständig sonst das Volk ist,“ fuhr Jeremias fort, „so schnell und richtig es über Vorliegendes urteilt, so leicht ist es doch in gewissen Dingen zu verführen. Es ist gottesfürchtig; aber auch der Glauben an Hexen und an Zauberkünste ist noch vorhanden. So lebte in einem Orte einige Stunden unter-

halb Burgdorf eine alte Frau, welche als Wahrsagerin großen Zulauf von fern und nah hatte. Zwei meiner Freunde schlugen einst vor, wir wollten doch die Frau auch besuchen, und jeder solle sie über einen eigenen Fall um Auskunft fragen. Es wurde verabredet, ihr verborgen zu halten, woher wir kommen und wer wir seien. Wir fuhren daher nicht in ihren Wohnort hinein, sondern ließen unsern Wagen im nächsten Dorfe zurück und kamen zu Fuß nach ihrem Hause. Wir bemerkten, daß sogleich nach dem Gasthofe geschickt wurde, wahrscheinlich zu fragen, woher wir gekommen und wer wir seien. Sie empfing uns gar nicht verlegen, auch nicht mit gewöhnlichen Redensarten, sondern mit sehr verständigen Worten und als eine, die gewohnt war, mit jedermann zu verkehren und viele Leute aus allen Ständen zu sehen. Mit ihren ersten Fragen wollte sie uns, aber freilich auf feine Weise, über unsere Person ausholen. Als sie damit nicht zum Ziele kam, fragte sie uns, warum denn die Herren gekommen seien und womit sie uns etwa dienen könne. Der eine trug nun nach Abrede einen erdichteten Fall vor, wie ihm ein kostbarer Gegenstand abhanden gekommen sei und wie er nicht wisse, ob er ihn verloren oder ob er ihm gestohlen worden sei. Dem zweiten war wirklich gestohlen worden, der Dieb aber war noch nicht entdeckt; die Frau sollte ihm nun auf die Entdeckung helfen. Ich," sagte Jeremias, „hatte mir einen verwickelten Erbschaftsstreit ausgedacht, ich bat sie um Anleitung, wie derselbe wohl gewonnen werden könne. Nun fing das Weib an, uns zu fragen nach allen Seiten mit einer merkwürdigen Umsicht und Feinheit. Meinen Fall mag sie schon, wie ich ihn vorlegte, als einen sehr schwierigen erkannt haben, sie fragte mich zwar auch und behielt durchaus den Schein, sie wolle auch mein Rätsel lösen. Aber am meisten beschäftigte sie sogleich der zweite Fall, der wirkliche Diebstahl. Sie kam durch ihre Fragen zu einer solchen Einsicht in das Hauswesen meines Freundes, daß sie ihm am Ende mit Bestimmtheit den Dieb nannte, wie er dann auch später

zum Vorschein kam. Dem ersten Freunde sagte sie, sein kostbarer Gegenstand sei nicht gestohlen, er werde sich wieder finden. Meinen Fall aber hatte sie so geschickt zwischen die zwei andern hineingeflochten, darüber auch so manches treffende Wort gesagt und mich selber in ihre Behandlung der zwei andern Fälle so hineingezogen, daß ich ihre Schlauheit beobachtend, fast selber meinen eigenen Fall vergessen hätte. ‚Und so habe ich denn,' sagte sie am Ende, ‚den Herren geraten, so gut eine unstudierte Frau raten kann.' Womit wir denn ordentlich entlassen worden. Und wahrlich ich hätte es nicht über mich vermocht, das Weib, das seine Klugheit so trefflich erwiesen, mit wiederholtem Hervorstellen meines Falles in Verlegenheit zu bringen. Sie hätte ja doch fast mit Wahrheit sagen können, sie habe auch mir mehr als einen guten Rat erteilt. Wir wunderten uns nun nicht mehr über den Zulauf, den das Weib hatte, und wie sie sich bei den meisten sie um Rat Fragenden im Rufe erhalten, sie wisse alles."

Unter solchen Erzählungen waren wir nach Langnau gekommen. Es ist dieses große Dorf der Hauptplatz des Käsehandels im Emmental. Über diesen erzählte der Freund mancherlei und schilderte uns das Treiben der Käufer und Verkäufer an einem großen Käsemarkte. Wir waren in einem der Gasthöfe abgestiegen. Die stattliche Wirtin empfing den Jeremias mit ebensoviel Achtung als Freundlichkeit; und er erschien mit dem Hause vertraut und auch hier mit den Verhältnissen des Ortes durchaus bekannt. „Wie geht's denn mit eurer Käserei?" fragte er im Laufe des Gespräches die freundliche Wirtin. „Wir hatten ein großes Ungefäll," sagte sie, „Ihr werdet eben auch davon gehört haben. Wir machten im Anfang des Sommers viele und gute Käse, dann auf einmal wollte es nicht mehr Käse geben. Wir meinten, der Käser sei schuld, er sei nicht reinlich; wir sahen nach, wir untersuchten ihn und seine Knechte, aber umsonst, wir konnten nichts finden; es wurde alles in der besten Ordnung und mit der größten Rein-

lichkeit verrichtet, und doch wollte es nicht Käse geben. Wir stellten einen zweiten, einen dritten Käser an. Alles war vergeblich. Wir sonderten nacheinander die Milch jeder einzelnen Kuh ab und schütteten sie nicht mit in den Kessel; umsonst, es wollte nicht käsen. Wir veränderten alles Geschirr und brauchten ganz neues; ja, als ob der Fehler etwa im Holz, in einer Fäulnis und im Schwamme derselben stecken könnte, ließen wir alles abbrechen, es half alles nicht: wir erhielten keine Käse mehr." „Und am Ende," sagte Jeremias im Tone der Gutmütigkeit, „haben die Kapuziner von Solothurn geholfen?" Die Wirtin wurde ein wenig rot und sagte: „Wir können jetzt einmal wieder käsen, Gott sei Dank!" und Jeremias äußerte darüber seine Freude, und das Gespräch wurde über andere Dinge fortgesetzt, wie wenn der Kapuziner gar nicht erwähnt worden wäre.

Auf dem Heimwege sagte Jeremias, es werde auch uns aufgefallen sein, wie die Wirtin, als er die Kapuziner genannt habe, etwas rot geworden sei und über dieselben keinen Bescheid habe geben wollen. Damit sei eben seine Vermutung bestätigt. Diese schlauen Patres werden beraten und heimlich beschickt noch öfters, als man nur wisse. „Selber unter den durch scharfen und schnellen Verstand ausgezeichneten Oberländern," fuhr Jeremias fort, „herrscht mannigfacher Aberglauben. So erzählte mir ein Freund, der dort Pfarrer war und der ein besonderer Liebhaber und Kenner der Botanik ist und im Sommer etwa einen Ausflug in die Walliser Berge machte, dessen Pfarrgenossen hätten ihn wenigstens für einen halben Zauberer gehalten, der nicht umsonst in den Bergen den Kräutern nachgehe; und nach Wallis hinüber reise er öfter, nur um die Kapuziner in Sitten zu besuchen und von ihnen zu lernen. So werden von jenen Oberländern auch gewisse Plätze und Pässe für unheimlich gehalten, und da, wo die Landstraße durch eine Felsenschlucht führe, haben sich öfter die stärksten Männer hart an die Seite ihres Pfarrers gemacht, solange es durch die Schlucht gegangen, als ob die böse Macht, die man

hier fürchtete, über den Pfarrer nichts vermöchte und er auch seiner nächsten Umgebung Schutz geben könnte. Auch hier im Emmental," sagte Jeremias, „wird oft auf Kreise im betauten Grase hingewiesen und man sagt: Hier haben diese Nacht wieder die Geister getanzt, die Zwerge, die Bergmännchen und Bergfräulein. Es wird auch an ein Gespenst geglaubt, welches nachts die Tiere im Stall beunruhigt, die Mähnen nebeneinanderstehender Pferde verwickelt oder auf ebenso unbegreifliche Weise ihre Halftern oder die Stricke der an die Krippe gebundenen Kühe und Ochsen. Was soll man aber sagen? Es kommen in der Tat im Leben überhaupt und zumal auch in dem das Landmanns Erscheinungen vor, welche noch kein Naturforscher erklärt hat. Der Landmann lebt weniger oberflächlich und zerstreut als der Städter; er steht mitten in dem geheimnisvollen Walten der Schöpfung; sein Glaube an Gott ist bei ihm tiefer, er legt seine Aussaat und Arbeit in Gottes Hand; aber mit diesem Glauben ist auch der verbunden an das Walten finsterer Mächte. Als einst ein junger Vikar wider die Furcht von Gespenstern predigte und das Dasein dieser leugnete, war der älteste seiner Gemeindevorsteher darüber ungehalten; er fühlte sich in seinem Glauben angegriffen und sagte: ‚Es ist dem nicht so, wie Ihr gepredigt habt, Herr Vikar; Ihr seid noch jung und habt noch nicht alles erfahren; es ist noch vieles in Nacht und Wald, das sich kündet, das wir zwar nicht begreifen, aber deswegen es nicht wegleugnen, wie etwa die Gelehrten tun. Und es haben selber des Herrn Jünger an Gespenster geglaubt und haben sich, als ihr Meister auf dem Meere gewandelt, gefürchtet und geschrien: Es ist ein Gespenst. Und der Herr hat sie nicht deswegen getadelt!‘ Der Vikar war etwas betroffen und antwortete: ‚Der Herr sagte doch: Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.‘ ‚Das ist wohl wahr,‘ erwiderte der Vorsteher, ‚aber der Apostel redet doch auch von einem natürlichen und einem geistlichen Leib. Sind nicht Moses und Elias und sind nicht Engel dem Herrn erschienen? Und

nur die Sadduzäer sagen: Es sei weder Engel noch Geist.'
Der Vikar merkte sich die Lektion und achtete fortan auf den Glauben, wie er in den Gemütern seiner Leute lebt, mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird, und sah, wie das Volk in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten zeigt, es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnisvollen Zusammenhang aller Dinge; und daß manches hierin könne geläutert und zum bessern gewendet werden, und wie anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht ist."

Unter solchen Gesprächen fuhren wir nach Lützelflüh zurück im Scheine des herrlichsten Abendrotes, welches das Tal mit neuen Reizen schmückte, die einzelnen Teile der Landschaft noch malerischer hervorhob. Jeremias bemerkte, wie weit die einzelnen Feldarbeiter durch das Tagewerk gefördert worden seien; er wies auf die Feldfrüchte hin, die besonders schön gediehen, auf gesunde Kartoffeln, auf hohen und dichten Flachs und Hanf, und hatte seine Freude daran. Wir selbst bemerkten uns genauer die stattlichen Bauernhäuser und ihre Umgebungen, besonders auch den Speicher und den Anbau mit seinem heimeligen Stübchen, das in Jeremias' Erzählungen öfter beschrieben ist. Wie freudig wurde dann Jeremias von den Seinigen begrüßt! Es gab noch, da es dunkel geworden war, ein heimeliges Stündchen im Kreise der traulichen Familie. Es wurde Musik gemacht, Klavier gespielt und gesungen. Jeremias, der selber nicht sang, hörte mit Vergnügen zu und ging sinnend auf und ab; ihm schienen Volkslieder und Gedichte von Kuhn, Wyß und Hebel besonders zuzusagen; überaus gefiel ihm Schenkendorfs Andreas Hofer. Bis es spät geworden, blieb dann noch das Gespräch belebt, und man hatte Ursache, für einen schönen Tag zu danken.

Es war Abrede genommen, daß man gegenseitig in den ersten Morgenstunden arbeiten wolle. Um das Pfarrhaus herum sind mehrere liebliche Plätzchen, wo man nicht nur ungestört ist, sondern idyllisch gestimmt. Ländlicher Friede waltet

ringsum und man sagt: Hättest du doch nur ein einziges solches Plätzchen neben deiner Wohnung zu Hause. Eine Bank hinter der Scheune schaut ostwärts an die nahen Hügel, die erfüllt sind mit Saatfeldern, Wiesen und Waldung. In der nächsten Nähe stehen einige Nachbarhäuser, in denen das Tagwerk stille begonnen hat und so fortgesetzt wird. Man geht etwa hinüber, redet mit den Leuten; sie sind freundlich und offen; der Mann spricht von seinen häuslichen Verhältnissen, wie wenn der Gast im Pfarrhause auch sein Nachbar und Bekannter geworden wäre. Der Nachbar muß dann ins Feld hinaus; der Gast kehrt wieder auf seine Bank zurück. Es ist da so außerordentlich still und erquicklich, die Seele ist so beruhigt und zugleich zum Sinnen und Denken angeregt, daß das Buch ungeöffnet bleibt. Das nahe reifende Korn rauschet, der blühende Klee ringsum duftet, die Lerchen in der Höhe, die Finken und andere Sänger in den vielen, den Pfarrhof umgebenden Obstbäumen singen aufs lustigste; das Licht spielt in den Wiesenblumen, an den Gebüschen und Wäldern der Hügel; glänzende Morgenwolken ziehen vorüber und verkünden auch für die kommenden Tage das heiterste Wetter. Man gehet sachte wieder ab und auf, steht bei den einzelnen Pflanzungen des Pfarrhofes still; wie ist da alles so sorgfältig gehegt und gepflegt, wie üppig das Gedeihen. Nun steht die Sonne schon höher, diese Bank ist minder beschattet, aber wenige Schritte auf die eine oder die andere Seite ist ein zweiter Sitz hinter dem Winde und sieht aus dem Schatten in die sonnige Landschaft. In einem gegen Norden offenen Gartenhäuschen nächst dem Pfarrhause weilt Jeremias öfter, vor demselben ist ein Teich mit Fischen; Jeremias wirft ihnen Brot zu und freut sich ihres Spiels und Gewimmels; auch Hahn und Hühner und Tauben wollen ihren Teil haben, und das Kätzchen kommt mit, um gestreichelt zu sein. Derweil wird von der nahen vorüberführenden Straße her gegrüßt, und der Gruß mit einem freundlichen Wort erwidert. Gerade gegenüber steht das neue stattliche Schulhaus; da kommen und

gehen die Kinder; dieses und jenes hat dem Herrn Pfarrer etwas zu melden oder bei ihm etwas zu holen; er kennt alle. Er erteilt auch den ganzen Sommer über täglich frühe von sieben Uhr an eine Stunde oder meist länger den Konfirmanden-Unterricht, und konfirmiert sie auf die Herbstkommunion. Denn seine Kirchgemeine ist auf zwei Stunden und noch weiter zerstreut. Und da wäre es den Kindern im Winter schwer, ja öfter unmöglich, in die Unterweisung zu gehen. Viele Gemeindegenossen müssen, um nach ihrer Pfarrkirche in Lützelflüh zu kommen, neben andern Kirchen vorbei, die ihrem Wohnort näher liegen. Diese Zerstreutheit der Pfarrgemeinde Lützelflüh kommt daher, sagt Jeremias: „Die ehemaligen Herren von Lützelflüh, die Herren von Brandis, deren Schloß 1798 zerstört wurde und dessen Trümmer noch auf Lützelflüh heruntersehn, hatten weit und breit Besitzungen, und ihre Leute auf denselben waren so auch von weither in Lützelflüh pfarrgenössig. Daher kommt es auch, daß die Pfarrgemeinde Lützelflüh selten als solche ganz versammelt ist, daß viele Glieder derselben in andern Gemeinden getauft und beerdigt werden, daß dagegen die Besorgung der Armensachen, die Briefe der auswärts wohnenden Pfarrgenossen, die Ausstellung einer Menge von Scheinen das Pfarramt Lützelflüh mit außerordentlich vielen Schreibereien belastet.“ Und in der Tat, während du es dir auf den sonnigen oder beschatteten Plätzchen im Pfarrhofe wohl sein lässest, kommt zumal an den Morgen der ersten Wochentage ein Pfarrgenosse nach dem andern, sie wollen Heimat-, Armen-, Verkündigungsscheine und anderes. Und du bist erstaunt, wieviel Zeit Jeremias auch solcherlei Geschäften widmen muß, und hast vielleicht geglaubt, er habe eine durchaus freie und ungestörte Muße. Er selber kommt dann auch etwa herunter, schildert Mann und Frau, Sohn und Tochter, die eben zu ihm gekommen, weiß irgend einen merkwürdigen Zug aus ihrem Wesen und Leben. Gegen die vielen ankehrenden Armen ist er und sein Haus überaus gütig; gegen den Müßiggänger

und Lumpen spart er aber nicht eine ernste Mahnung, und wo es nötig ist, steht ihm auch ein scharfes und einschneidendes Wort zu Gebote.

Nach der Morgenarbeit werden die täglich ankommenden Zeitungen gelesen; die Tagsgeschichte wird von Jeremias sorgfältig verfolgt und lebhaft besprochen. Am Mittagessen dann ist er die Heiterkeit selber. Sie ist seine Grundstimmung, in welche er auch die andern erhebt. Auf den Nachmittag wird wieder ein Ausflug vorgeschlagen. Er selbst muß ohnehin nach Trachselwald; und von dort wäre es schön auf die Höhe von Affoltern und über Rüegsau zurück. So ging es also zuerst nach Trachselwald. Es liegt östlich von Lützelflüh etwas in der Höhe. Es ist Sitz des Regierungsstatthalters. Auf den obrigkeitlichen Gütern des alten Schlosses hat eine Hilfsgesellschaft, deren Vorsteher Jeremias ist, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, und diese werden in derselben zu Bauernknechten erzogen. Es war lehrreich, den Jeremias auf diesem Besuche zu begleiten und darauf zu achten, wie genau er alles in der Anstalt nachsah, in Küche und Kammer, in Stall und Feld. Wie ihren Vater begrüßten ihn der Lehrer der Anstalt und dessen Frau, sowie die einzelnen Zöglinge, meist munter, gesund und stark aussehende, höchst einfach aber reinlich gekleidete, in ihrem Benehmen bescheidene Knaben. Jeremias kannte alle mit Namen; nach andern, welche gerade nicht zugegen, sondern auf dem Felde bei der Arbeit waren, erkundigte er sich. Er wußte jedes einzelnen Fehler und Vorzüge; vernahm mit Freuden, daß sich die einen gebessert, die andern sich zusammennahmen, um nicht mehr so oft in alte Gewohnheiten zurückzugleiten. Er mahnte, wie er so mit dem Lehrer über die einzelnen sprach, bei den meisten an Geduld, nur bei wenigen zu größerer Strenge. Er sah im Schulzimmer in den einzelnen Schriften und Büchern der Schüler nach, er untersuchte, ob die Betten, in den Schränken ob die Kleider reinlich gehalten werden. In der Küche wurde eben die Suppe

gekocht, welche die Anstalt für Staatsgefangene liefert, welche vorüber im Schlosse verhaftet sind. Er ließ sich von der Suppe herausschöpfen und kostete sie, und auch wir mußten sie kosten. „Wie findet ihr sie?" sagte er. Wir erklärten sie, wie wir sie fanden, für ungemein nährend und schmackhaft. „Nun so stellt euch vor," sagte er, „die Gefangenen da drüben beklagen sich, sie können diese Suppe nicht essen, sie stille den Hunger nicht und mache krank. Es hätte wenig gefehlt, so hätte die Behörde den Gefangenen, es sind meist Diebe und Betrüger, eher geglaubt als uns und wäre der Anstalt diese Gelegenheit, etwas von ihren Landeserzeugnissen zu verkaufen, entzogen worden. Das ist eben die Humanitätssucht, die selber den Verbrecher hätschelt, ihm weich bettet, ihm als Gefangenschaft ein heiteres, geräumiges, sonniges, luftiges und frohmütiges Gemach anweist, es ihm auch sorgfältig erwärmt, ihn reichlich nährt, während so mancher redliche Arbeiter im Land elend wohnt, friert und hungert. In Thorberg drüben ist es freilich besser, das ist ein wirkliches Zuchthaus, und man ist auf die Besserung der Sträflinge bedacht. Aber es gibt auch andere Strafanstalten, in welchen die Züchtlinge oft schon längere Zeit ohne Arbeit waren und meist ohne Aufsicht, den ganzen Tag spielen und unter sich, man kann sich denken, was für Unfug und Mutwillen treiben dürfen; ja wo die jüngsten Verbrecher von den alten nicht abgesondert sind. Es ist sogar schon vorgekommen, daß der Verwalter einer solchen Strafanstalt Wirt war, den Sträflingen nach ihrem Verlangen und Vermögen geistige Getränke ausschenkte und daß bei der Ankunft und beim Weggehen von Sträflingen Gelage gehalten wurden. Außerordentlich ist die Sittenlosigkeit in dem Beisammensein der weiblichen Sträflinge, auch da, wo sie spinnen müssen. Nur erst an wenigen Orten ist die innere Mission auf diese Stätten des Elends und des immer tieferen Verderbens aufmerksam geworden und fängt an, nach dem Evangelium auch zu diesen Kranken zu gehen und diese Gefangenen zu besuchen. Und wer sorget für die

entlassenen Sträflinge? Wir können in unserer hiesigen Besserungsanstalt immer nur sehr wenige der zahllosen Knaben aufnehmen, welche dem häuslichen Verderben entrissen werden sollen. Es sind unter denselben auch Söhne von Verbrechern, und sie zeichnen sich durch gutes Betragen aus. Aber unsere überfüllten Strafanstalten, die jährlich wachsenden Summen, welche von denselben verschlungen werden, sie sind unwidersprechliche Beweise von dem Verfall der Sitten. Und da meinen selber noch gutmütige Freunde der sogenannten Humanität, man könne mit bloßen Vorstellungen und mit liebreicher Behandlung den frechsten Burschen bändigen. Die ernste, strenge Zucht ist fast überall gewichen. Wir hatten schon öfter vor unserer Armenpflege Bursche, die alle unsere Mahnungen und Befehle verhöhnten. Einer trotzte uns ins Angesicht. Die Armenpfleger waren allerdings entrüstet, aber sie wußten keinen Rat. Da sagte ich: Hier hilft nichts, als die alte Zuchtrute. Der Bursche wurde wirklich empfindlich gestrichen und tat von Stund' an gut. Aber das ist eben das Elend, die Eltern fürchten ihre unter der dummen Gutmütigkeit und der gewissenlosesten Verwahrlosung und Zuchtlosigkeit frech gewordenen Kinder, der schwache und eitle Lehrer seine Schüler; und im Übermaß der Freiheit geht und ging die Freiheit verloren." Unter solchen Reden führte uns Jeremias zu Trachselwald, nachdem die Räume im Haus untersucht waren, in die Ställe, wo er sich wieder nach dem einzelnsten erkundigte, und dann hinaus ins Feld, wo in Abteilungen die Zöglinge, die einen hier, die andern dort arbeiteten. Alle wurden freundlich und ermunternd angeredet. Mit der Anordnung und dem Fortgang der Arbeiten zeigte er sich zufrieden. Daß das Gedeihen der Anstalt ihm sehr am Herzen liege, darüber sprach er sich noch weiter aus. Eine besondere Freude sei es ihm, einen wohlgeratenen Zögling bei einem wackern Bauern als Knecht unterzubringen, und von einem solchen Gutes zu vernehmen. Er stehe und bleibe auch so mit den Zöglingen in Verbindung, wenn sie die Anstalt

schon lange verlassen hätten. Es seien auch ihre Knaben von Trachselwald als Knechte von den Bauern sehr verlangt. Von Trachselwald ging es dann durch das mit seinen großen und stattlichen Wohnungen Wohlstand und Gewerbsamkeit zeigende Sumiswald nach Affoltern hinüber. Öfter wurde Halt gemacht und die herrliche Aussicht wieder betrachtet. Hier leuchtete im hellsten Glanze über das mit seinen Ernten prangende Land fast der ganze Kreis der Schweizer Alpen. Im Vordergrunde stand hier und dort mitten in Kornfeldern, Matten und Obstbäumen der Hof eines jener noch unabhängigen Bauern, und ihr Glück ließ sich doppelt lebhaft fühlen, da man ihr schönes Land selbst vor Augen hatte im Glanze des Gebirges und des schönsten Sommertages. Auch hier war der Herr Pfarrer von Lützelflüh überall bekannt und wurde freundlichst gegrüßt. Bei einem ungemein schönen, auf dem Felde neben der Straße arbeitenden Manne blieb er stehen, fragte ihn dieses und jenes über seine Feldarbeit, und da wir weiter gegangen, sagte Jeremias: „Das Bild dieses frischen Mannes habe ich in einer meiner Erzählungen zu geben gesucht. Sonst ist mir aber schon öfter begegnet, daß sich Leute von mir gezeichnet fanden, an welche ich gar nicht gedacht, ja, die ich nicht einmal gekannt hatte. Prunket eine eitle Bäurin mit einem himmelblauen seidenen Kleidungsstücke, in welches ich irgendwo eine Närrin gekleidet, so meint jede, sie sei abgezeichnet worden. In einer meiner Erzählungen kömmt ein Schulmeister vor, welcher eine Hausorgel gekauft, aber sie noch nicht bezahlt hat, da schreit jeder Schulmeister im Ober- und Unterland, welcher seine Orgel noch schuldet, seine Schulden gehen mich nichts an, und ich brauche ihn nicht in meinen Büchern herumzuzerren. Es ist bekannt, daß einer Art dieser Schulmeister ich gar nicht Freund bin; ich bin auch von ihrem verderblichen Einfluß aus Erfahrung überzeugt. Sie und das Schreiberheer, auch etwa ein Literat, mit dem ich nichts weiter möchte zu schaffen haben, die Agenten und Rabulisten und all das ämtersüchtige Volk ist mir hinwieder

nicht freundlich; es haben sich ihrer schon, um mich nicht zu grüßen, wenn sie mir nicht ausweichen konnten, hinter die Häge geduckt. Besonders nach dem mißratenen zweiten Freischarenzug gingen sie mir weit aus dem Wege, und einer, der eines Geschäftes durchaus zu mir kommen mußte, tat vorher seinen martialischen Schnauz ab. Bisweilen traf auch das, was ich rein erfunden, mit wirklichen Ereignissen seltsam überein. So erzähle ich irgendwo, es sei ein Bräutigam auf einer Ausfahrt mit seiner Braut zu einem Badeort gekommen, in den Hof desselben hineingerannt und habe, da er seines scheugewordenen Pferdes nicht Meister geworden, ungeschickterweise in eine Pfütze umgeworfen. Nun kam ich selbst später einmal in jenen Badeort, in welchem ich früher nie gewesen. Der Wirt kannte mich aber gleichwohl, und im Gespräche sagte er dann: ‚Ihr müßt auch schon dagewesen sein, Herr Pfarrer, und gerade bei jenem lustigen Spaße, als jener ungeschickte Hochzeiter in den Hof hereingesprengt kam und mit seiner Braut in die Mißlache hineinfuhr. Ihr habet das lustig wiedererzählt.‘ Daß ich davon nichts gewußt und noch nie in seinem Bade gewesen, davon hätte ich den Wirt nicht überzeugen können. Andere Male traf ich mit einem absichts- und schuldlosen Worte irgend wen, den ich nicht kannte, und kam in Verdacht, ich hätte wehe tun wollen. So war ich einst in einem Gasthofe angekehrt, wo eben ein Tauffest gehalten wurde und die Gevatterleute samt den Gästen noch an der Mahlzeit saßen. Ich fing mit den Leuten an zu reden, und im Verlauf des Gespräches fragte ich, woher denn ihre schöne junge Taufpate sei? Ihr Heimatort wurde mir genannt. Ich wußte, daß daselbst eine große Käserei errichtet worden sei und hatte vernommen, der dortige Käser sei gerade nicht der Treueste und lasse der Frau des die Aufsicht führenden Nachbars von der in die Käserei zusammengetragenen Milch das Beste zufließen. Ich fragte daher durchaus ohne Absicht und in scherzendem Tone: ‚Wie geht es denn dort mit der Käserei?

Hat der Käser noch immer überflüssige Milch?‘ Da lachten einige der Gäste, einige waren verlegen; die Pate aber wurde glutrot und unruhig. Sie sagte bald: es sei schon spät, sie müsse an die Heimkehr denken. Sie stand dann auch auf, und wir sahen sie bald danach mit ihrem Begleite fortfahren. Später trat dann die Wirtin zu mir und sagte: ‚Ihr habt's übel getroffen, Herr Pfarrer; die Pate ist eben die Tochter jener Bäurin, und ich habe sie fast gar nicht überzeugen können, daß Ihr sie gewiß nicht gekannt und noch weniger ihr habt weh tun wollen.‘ Es war mir in der Tat herzlich leid, daß ich die blühende und so bescheidene und sittsam dagesessene Tochter in ihrer Freude wider Wissen und Willen so arg gestört hatte. Daß ich dabei durchaus schuldlos gewesen, das wußte freilich die Wirtin wohl und wer mich sonst noch näher kannte.“

Wir hatten auch noch bei andern Ausflügen öfter Gelegenheit zu bemerken, daß dem Jeremias jedermann mit Achtung und Zutrauen begegnete. Er saß, wo wir etwa eine Erfrischung nahmen, mitten unter die andern Gäste, redete mit ihnen von ihren Angelegenheiten, fragte dieses und jenes und ließ sich gerne erzählen. Mitunter hörte sich's, daß die Leute seine Schriften gelesen hatten, sie deuteten auf einzelne Personen, Geschichten und Äußerungen in denselben hin. So scherzte ein angesehener Sumiswalder, da eben die „Käserei“ erschienen war: „Die Leute sagen, Jeremias habe nun dem Ausland die Geheimnisse der Käserei verraten; es sei aber zu denken: es werde noch lange gehen, bis sie auf den Schweizereien in Deutschland Emmentaler Käse zustande bringen. Es werden ihnen dazu doch noch immer die rechten Kräutlein mangeln.“ Derselbe Sumiswalder erzählte denn auch, wie ihm der Arzt geraten habe, eine Luftänderung zu machen, und wie er selbst aber statt auf einen Berg oder in ein Bad zu sitzen, es für besser erachtet habe, eine Reise zu unternehmen, und wie er so nach Triest, Wien, Berlin, Hamburg, Köln und den Rhein herauf gereist sei. Es war ungemein lehrreich, diesen schlichten Land-

mann erzählen zu hören, was er über Land und Leute berichtete, wie richtig er sie beurteilte, und wie verständig und genau er alles beobachtet hatte. Er schien zu wissen, daß sich Jeremias gerne erzählen lasse, der widmete ihm auch alle Aufmerksamkeit und erhielt ihn durch Fragen und Bemerkungen im Atem.

„Einmal," erzählte Jeremias uns denn später, „wollten die Mitglieder einer Schul- oder Armenpflege meine Aufmerksamkeit von ihren Verhandlungen ablenken, bei denen sie meinen Widerspruch vermuteten und befürchteten. Sie setzten daher einen der Ihrigen zu mir, daß er mir eine Geschichte erzähle, von der sie dachten, sie werde mich ganz beschäftigen. Es war die Geschichte jenes ‚Besenbinders'. Allein ich merkte die Absicht, ließ mir die Erzählung nicht entgehen, war aber mit dem andern Ohr auch bei den Verhandlungen. Sie hatten ihren Zweck nicht erreicht, und ich hatte wieder einen willkommenen Stoff."

Unter solchen Genüssen des Landlebens und des erheiterndsten Umganges waren wir so glücklich, in Lützelflüh mehr als einmal auch einen Sonntag zuzubringen. Wie ganz anders bricht der Tag des Herrn auf dem Lande an, als in den Mauern der Stadt. Der heitere Himmel des beginnenden Sommertages scheint von dessen Festlichkeit schon in seinem ersten Beginnen verklärt; wie ist bald nach der Dämmerung und nachdem die kleinen Nebel verflogen, Luft und Land so frisch und lauter; die Vögel scheinen früher erwacht und jubilieren, und ehe die Sonne ins Tal scheint, röten sich über den Wäldern die Gipfel des nahen Hochgebirges. Dann erst läutet im nahen Turm die Morgenglocke, und jetzt strömt das Morgenlicht von den grünen Wäldern und Hügeln herab. Wie leuchten von den Höhen die einzelnen Höfe; wie glitzern ihre Fenster! Welch' ein Erwachen muß es erst dort oben sein! Und hier im Garten prangen alle die Blumen, Rosen, Nelken und Lilien wie erfrischt! Was für ein Duft strömt aus dem ganzen Tal! Und wie still und feierlich ist das ganze Dorf, wo am Werktag schon

so früh die mancherlei Arbeit sich hören läßt. Die Morgenglocke ist schon längere Zeit verklungen; der sie gezogen, hat auch die Türen und einige Fenster der Kirche geöffnet, daß die frische Morgenluft sie durchziehe, Kühle und der Blumen Wohlgeruch sie erfülle. Die Glocke im Turme schlägt sechs und sieben Uhr über dem immer noch stillen Dorfe. Sind die Leute auch wach, so machen sie kein Geräusch. Viele lesen in der heiligen Schrift. Der heitere Sonntagmorgen gibt auch dir dazu ganz besondere Erläuterungen. Und so bist du zur Kirche vorbereitet, wenn ihr Geläut die Gemeinde ruft.

Jeremias geht in die Kirche, unterm Arm die Bücher mit vergoldetem Schnitt, das Haupt unbedeckt. Die breite, schneeweiße Halskrause, der sogenannte Kragen, die zum Kanzelrocke gehört, steht ihm sehr wohl. Er sollte auch so gemalt sein, wie er, das so klare und würdevolle Antlitz von der Morgensonne beschienen, zwischen den Rosenbäumen und Blumen seines Gartens zur Kirche hinunterging. Sein Ton im Gebet und Predigt war herzlich, sein Vortrag ruhig und gedankenreich.

In seinen Werken kommt mehr als eine seiner Predigten vor. Sie sind mit Liebe geschrieben; und predigen war ihm auch eine liebe Aufgabe. Die Gemeinde zeigte nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Zuneigung. Nach dem Gottesdienst grüßte er die im Chor stehenden Vorgesetzten; unverkennbar war ihre Ehrerbietung gegen ihn; dann gingen sie mit ihm auf sein Zimmer: sie hatten noch Gemeindeangelegenheiten zu beraten.

An einem dieser schönen Sonntage war statt der Kinderlehre in der Kirche zu Lützelflüh nachmittags ein Verein der Gesangchöre aus der ganzen Umgegend. Die Kirche wurde im Innern und an ihren Eingängen bekränzt; und von allen Seiten zogen dann im Begleit ihrer Lehrer und Eltern die obern Schulklassen der benachbarten Gemeinden heran. Jeremias ging mit uns in die Straße hinunter, wo sich die einzelnen Vereine zum Einzug in die Kirche sammelten. Voraus in jedem der

vielen Züge, welche man das Tal herauf und die Hügel hernieder kommen und blinken sah, gingen die Töchter, dann die Knaben. Wie schön waren diese Mädchen in ihrer so wohlstehenden, malerischen Landestracht; das kleine, blumengeschmückte Strohhütchen auf dem hübschen Kopf, das reiche, lange Haar, wie glänzend und wie sorgfältig geflochten; wie schmuck die blendend weißen, feinen, in glatte Falten gelegten Hemdärmel; viele mit den silbernen Ketten, die hinten von der Achsel herabhingen unter dem Arm hindurch, vorn wieder am Halsbande dem sogenannten Koller oder Göller befestiget, hinunterfallen und glitzernd spielen, hin und wieder mit vergoldeten Quästchen; mehrere der Töchter trugen ein Mieder von Samt, die meisten halbseidene, faltenreiche, blaue Röcke, enggestreifte, feinleinene oder auch seidene Schürzen, so waren auch die feinsten Strümpfe und das feinste weiße Nastuch ausgesucht worden. Schlichter waren die Knaben gekleidet, doch alle überaus reinlich, die meisten in das bräunliche Tuch, das der Landmann selbst weben läßt, einige in feineres Tuch. Jeder der Züge hatte ein besonderes Kennzeichen, Fahne oder Wimpel; Knaben trugen einen an einer Stange schwebenden großen Blumenkranz, Töchter, je zwei und zwei einen Blumenbogen; die Dorfschaften hatten in die Wette gesucht, es einander hierin durch etwas Eigenes und Hübsches und in die Augen Fallendes zuvor zu tun; einige Knaben trugen ein grünes Bäumchen, in dessen Zweigen mancherlei ausgestopfte Vögel saßen. Alle die jungen und muntern Gesichter leuchteten vor Freude und waren von dem Gange und in der kräftigen Mittagssonne noch einmal so frisch. Jeremias grüßte die ankommenden Züge. Mit einzelnen der Knaben und Töchter sprach er, fragte, was Eltern und Großeltern leben; sprach seine Freude aus über die Ordnung und Schönheit des einen und des andern Zuges. Offen und bescheiden wurde ihm geantwortet. Die Töchter mochten lächeln, wie er das einzelne ihres Putzes bemerkte, oder wenn er zu der einen sagte, sie sei jetzt bald so groß und

stattlich wie die ältere Schwester oder wie die Mutter. Es waren auch in der Tat unter den Knaben und Töchtern ungemeine Schönheiten. Einige Mädchen, so jugendlich sie blüheten, hatten ein ernsteres, sinniges Wesen. Jeremias mit uns unter den Zügen auf und abgehend bemerkte uns bei den durch ganz besondere Anmut sich auszeichnenden mit wenigen Worten nebenbei, von was für einem wohlhabenden Hofe dieser und jener Knabe stamme, von was für einer frommen und verständigen Mutter diese und jene Tochter, und wie das Mädchen nun das Ebenbild der Mutter sei, welche auch einst unter seinen Unterweisungskindern gesessen.

Als darauf in der Kirche die im ganzen gelungene Gesangaufführung beendigt war, trat Jeremias vor die Jugend hin und sprach in der Mundart gegen die Lehrer und Schüler Anerkennung und Ermunterung aus. Er redete ferner davon, daß das schönste Singen ein Lobsingen Gottes sei, und wie der Apostel warne vor „unordentlichem Wesen, und wie wir dagegen reden und einander ermuntern sollen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern und dem Herrn singen und spielen in unserm Herzen." Er zeigte dann, daß nur, wer ein gutes Gewissen habe, auch freudig singen könne. Ein unbeflecktes Gewissen, das sei der beste Wohllaut; das sei auch der schönste Schmuck, „der verborgene Mensch des Herzens in der Unvergänglichkeit des sanften und stillen Geistes, welcher sei köstlich vor Gott." Er erinnerte die Kinder an ihre Patengeschenke; diese Geldstücke, groß oder klein, haben einen ganz andern Wert als gewöhnliches Geld, diese halte man besonders in Ehren, dürfe sie etwa betrachten an einem Sonn- oder Festtag, dann erinnere sich das Kind, wann es diese Geschenke empfangen, und an die Zusprüche, welche es damit von den Paten erhalten; und dann werden die frisch geprägten, wie ganz neu aussehenden, glänzenden Münzen wieder ordentlich zusammengelegt und wohlverwahrt. So sollen sie ihr junges Herz nicht verunreinigen, ihre schöne Jugendzeit nicht trüben,

zu Gott beten, daß er sie gesund und frisch erhalte, und daß er ihnen das höchste schenke: seine Gnade und sein und aller frommen Menschen Wohlgefallen.

Wir hatten den Gesängen und dieser kürzeren Rede am vordern, bis zum Boden hinunterreichenden Fenster des Chores zugehört, denn in der gedrängt erfüllten Kirche war es zu schwül. So hörten wir die muntere und schöne Jugend lieblich singen, ihren Seelsorger väterlich und freundlich zu dem aufwachsenden Geschlechte, zu einer herankommenden Zeit und Gemeinde reden und standen im Kirchhof auf Gräbern und unter ihren Rosen und Lilien. Und jetzt liegt der Freund selber dort bestattet und haben ihm wohl viele der nämlichen Töchter und Knaben das Grablied gesungen. Sie werden gewiß dieses freundlichen Pfarrers sich stets lebhaft und mit Liebe erinnern; manches unvergeßliche Wort, Beispiel und Gleichnis aus seinen Unterweisungen wird in ihrem Gedächtnis und Herzen fortleben; sie werden etwa auch noch in seinen Schriften lesen, sich erquicken an so mancher Schilderung ländlichen Glückes, ihm aber auch Recht geben, er habe nicht umsonst so ernstlich vor so manchem einreißenden Verderben gewarnt und darüber geklagt. Mögen sie nicht immer mehr verschwinden sehen so manchen Segen besserer Zeiten, den er noch gesehen, mit so herzlicher Liebe gepriesen und ihn, soviel in seinen Kräften stand, seinem Vaterlande zu erhalten gesucht hat.

Seitdem haben nun auch die Seinen das liebliche Pfarrhaus zu Lützelflüh verlassen. Ach es ist ihnen selbst diese Wohnung des Friedens und der Freude ohne den lieben Vater und Freund öde geworden, und die Witwe mit ihrem Sohne und ihren zwei Töchtern hat Abschied genommen von dieser ihrer vieljährigen Heimat, wo sie Gott in inniger Vereinigung ein seltenes Lebensglück genießen ließ, und sie sind noch gestanden auf dem Grabe ihres teuersten Vaters.

Unvergeßlich bleibt auch dem Freunde so mancher Gang, den er mit ihm fast auf alle Seiten des schönen Emmentales

gemacht, unvergeßlich die herzlichen Gespräche und ihr Ernst und Scherz, und wovon auf jedem einzelnen und auf jeder einzelnen Stelle die Rede gewesen war; unvergeßlich besonders auch jene Sommer-Sonntagsabende, da die Hügel hinter Lützelflüh erstiegen wurden, das schöne, von der Emme durchschimmernde Tal mit seinen Dörfern und Höfen, Wiesen und Wäldern in der Sonntagsruhe zu Füßen lag, gegen die Jurahöhen im blauen Dufte die Sonne sich neigte, Ar-, Wetter- und Schreckhorn und Jungfrau immer glühender herglänzten und purpurner immer Fluh und Wand der Höhen über dem Thuner- und Brienzer-See Blume, Hohgant und Rothorn. Und führt das Glück noch einmal auf die Trümmer des Schlosses Brandis und auf die andern Hügel über Lützelflüh oder durch irgend einen Pfad ihrer Täler, so werden wir auch dort, wenngleich einsam, doch wandeln im Gespräch mit dem seligen Freunde.

Mit dem Gedanken eines frühen Hinscheidens hatte er sich vertraut gemacht. Er sagte dem Freunde bei dessen letzten Besuche öfter: „Ich werde nicht alt"; und wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, nahm er mit besonderer Bewegung Abschied und schrieb dann wiederholt, wir sollten uns noch einmal sehen. Doch es war anders beschlossen. Seine letzte Erzählung „Die Frau Pfarrerin", mit welcher der vorliegende Band beginnt, schrieb er, soviel sich aus den Umständen schließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen; er hatte dieselbe zunächst für die Alpenrosen bestimmt. Aber doch kann er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im allgemeinen an das Los einer Predigerswitwe zu denken; und es ist rührend, in seiner Handschrift dieser Erzählung zu sehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: „Ihre Seele wird dort Gott preisen, wie nur die reinen Herzen es vermögen" die Tinte ausgegangen war und das „vermögen" verschwindend geschrieben ist

Er trug sich noch mit manchem Werke, besonders scheint er darüber oft nachgedacht zu haben, die Heiligkeit der zehn Gebote in einer Erzählung darzustellen, und in einer andern die Ehrenhaftigkeit und das Glück eines bescheidenen und frommen Städters, also eine Art Seitenstück zu seinem Bauernspiegel. Da wir ihn im August 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er sich genau die Örtlichkeiten, trat mit einer verständigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, sogleich aufs freundlichste ins Gespräch und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er sich sogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterland zu sein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, suchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu fassen, daß es schien, es schwebe ihm eine Geschichte vor, die sich in diesem Ländchen begeben habe. Sonst, sagte er, verlasse er nur ungern als Erzähler seinen heimischen Boden; den Emmentaler kenne er, nicht so den kaum eine Tagereise entfernten Oberländer; und er getraute sich weniger, eine im Simmental oder in einer andern jener Gegenden sich begebende Geschichte zu erzählen.

Es wurde auch gesagt, er habe sich zu seinen Erzählungen alles und jegliches zusammentragen lassen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus solchen Zusammentragungen ein Charakter als aus einem Gusse könnte dargestellt werden. Er aber sagte, habe er einmal ein Bild in seinen Hauptzügen gefaßt, so ergebe sich das einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von selbst. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Person in den Mund legen sollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachsinnen, als eines Redseligen lange Abhandlung. Er studierte und arbeitete nicht nur in seinem Studierzimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen

Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer neuen Schöpfungen.

Dieses Studierzimmer war auf dem obern Boden des Pfarrhauses; es hat ein einziges Fenster gegen Mittag und sieht in den Garten, zwischen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinsieht. Jeremias' einfacher Arbeitstisch aber war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen. Neben ihm lagen seine Kirchenbücher, unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt, es war das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete. Er wollte wohl durch diese freilich unbedeutende Äußerlichkeit zu verstehen geben, es sei dies auch ein Buch des Lebens, und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden; wie er ja denn auch in so vielen seiner Erzählungen den Segen einer glücklichen Ehe schilderte und das Unheil der Zeit nachwies in der Nichtachtung der ersten und ewigen Ordnungen. Neben ihm lag aufgeschlagen die durch und durch, aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesene Bibel. „Er gedachte, nach dem Worte des Propheten, des Vorigen von alters her und fragte das vorige Geschlecht; verkündete, was er gehört und erfahren und was die Väter erzählt. Sein Gedächtnis wird nicht vergehen."

Inhalt.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Max Hesses
Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben
mit Einleitungen, Bildnissen usw.

☛ Ein Hauptvorzug dieser Klassiker-Ausgaben liegt in ihrer sorgfältigen Bearbeitung durch hervorragende Literarhistoriker und in ihrer Vollständigkeit! In den meisten Fällen werden Gesamt-Ausgaben geboten; wo dies aber nicht tunlich erschien, ist die Auswahl eine so reichliche und sorgfältige, daß ein ausreichendes Bild von dem Schaffen und der Eigenart des betreffenden Dichters gewonnen wird. Die Ergebnisse der literarischen Forschung werden bei allen neuen Bearbeitungen stets auf das eingehendste berücksichtigt, so daß manche Ausgaben von der Fachpresse als die besten aller erschienenen anerkannt wurden. Die Ausstattung ist gut, die Preise sind äußerst niedrig. Die hier angezeigten Klassiker sind meist in vier Ausgaben zu beziehen: 1. **Broschiert.** 2. **In Orig.-Leinenband.** 3. **Feine Ausgabe in solidem Halbfranzband.** 4. **Luxus-Ausgabe in Liebh.-Halbfranzband.**

Arndt, Ernst Moritz, Ausgewählte Werke. Herausg. von Dr. Robert Geerds und Prof. Heinrich Meisner. (In Vorbereitung.)

Arnim, Achim v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Max Morris. Mit Bildnis u. Schriftprobe.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe herausgegeben von † Eduard Grisebach. Mit Nachbildungen der fünf Titelkupfer der Original-Ausgaben.
Brosch. M. 1.50. In Lnbd. M. 2.—. In Geschenkbd. M. 3.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Bauernfeld, Ed. v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. v. Dr. Emil Horner. Mit Bildn., Faksim. u. Handschriftprobe.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus Ausg. 4.—.

Börne, Ludw., Gesammelte und nachgelassene Schriften in 8 Bänden. Mit Bildnis, einem Briefe in Faksimile und einer Einleitung von Prof. Dr. Alfred Klaar. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Brentano, Clemens, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Max Morris. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Brinckman, John, Sämtliche Werke in 5 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Max Hesses Volksbücherei siehe . . . . Seite 10—15.
Die Meisterwerke der deutschen Bühne siehe . . . . Seite 16.

Bürger, G. A., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach. Mit 4 Bildnissen und einem Brief als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Byron, Sämtliche Werke in 9 Bänden. Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. und aus anderen Übersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Wetz. Mit 3 Bildnissen, Abbildung von Byrons Stammsitz und Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Calderons ausgewählte Werke. Herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. (In Vorbereitung.)

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Jubiläums-Ausgabe in 4 Bänden u. Bildnis. Übersetzt von L. Tieck. Mit Einl. u. Anmerkungen herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Lux.-Ausg. M. 7.—.

Chamisso, Ad., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung v. Prof. Ad. Bartels. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Claudius, Matthias, Werke. Herausg. von Senior Dr. G. Behrmann. Mit einem Bildnis u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Lbd. M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Dante, Göttliche Komödie und Neues Leben. Neu übersetzt und erläutert von R. Zoozmann. Mit einer Einleitung: Dantes Leben, seine Zeit u. seine Werke, 6 Bildnissen, 15 Abbildungen u. Skizzen, einer Bibliographie: Dante in Deutschland, Proben von 52 deutschen Übersetzungen u. mehr. Beigaben. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—. Ausgabe auf Dünndruckpapier in echt Pergament M. 6.—.

Droste-Hülshoff, Annette v., Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Eduard Arens. Mit 5 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Eckermanns Gespräche mit Goethe. 3 Bände, mit Einleit., Anmerk. u. Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Eichendorff, Jos. von, Werke in 4 Bänden. Mit Bildn. u. einer Einl. von Rud. von Gottschall. Neue vermehrte Ausgabe (1907) Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Eichendorff, Jos. von, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. G. Karpeles. In 1 Leinenband M. 1.25.

Feuchtersleben, Ernst von, Ausgewählte Werke in 5 Teilen. Herausg. von Richard Guttmann. Mit Bildnis u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Freiligrath, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Gaudy, Werke in 3 Bänden. Mit Gaudys Bildnis und Faksimile, sowie Einl. von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken. 8 Bände, mit des Dichters Bildnis und Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Orig.-Leinenbänden M. 3.60.

Goethe, Sämtliche Werke in 44 Bänden. Vollständige Ausgabe, mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen, einem Gedicht in Faksimile u. Registerband. Brosch. M. 12.—. In 12 Leinenbänden M. 20.—. Feine Ausg. M. 30.—. Luxus-Ausg. M. 38.—.

Goethe, Werke. Auswahl in 16 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Goethe, Werke in 24 Bänden. (Erweiterte Auswahl.) Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 6.60. In 6 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausg. M. 20.—.

Goethe, Werke. Ergänzungs-Ausgabe in 20 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

☛ Diese Ausgabe dient dazu, die Auswahl in 24 Bänden zur Gesamt-Ausgabe zu ergänzen.

Gotthelf, Jeremias, Ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausg. von Prof. Adolf Bartels. Mit Bildnis u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Gotthelf, Jeremias, Ausgewählte Erzählungen. Herausg. v. Prof. Adolf Bartels. Mit des Dichters Bildnis. In 2 Lnbdn. M. 4.50.

Grabbe, Chr. D., Sämtliche Werke. Herausg. von Dr. O. Nieten. (In Vorbereitung.)

Grillparzer, Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausg. u. mit Einleitungen u. Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Brosch. M. 4.50. In 4 Leinenbänden M. 6.—, in 6 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe in 4 Hlbfrzbdn. M. 9.50, in 6 Hlbfrzbdn. M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Grillparzer, Ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit mehreren Bildnissen und zwei Handschriftproben. Herausgegeben von Dr. Moritz Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 4 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Grillparzer, Meisterdramen in 4 Bänden. Mit 8 Einleitungen von Dr. Moritz Necker. In 1 Leinenband M. 1.75.

Grimm, Brüder, Kinder- u. Hausmärchen. Vollständige Ausgabe. Mit drei Bildnissen und einer Einleitung von H. Wolgast. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—. — Dass. Illustriert v. Vogeler-Worpswede. Geschmackvoll gbd. M. 3.—.

Grün, Anastasius, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausg. M. 8.—.

Gutzkow, Karl, Ausgewählte Werke. Herausg. von Dr. H. H. Houben. (In Vorbereitung, erscheint im April 1908.)

Halm, Fr., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 3 Bildnissen, einem Briefe u. einem Gedichte als Handschriftproben. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Hamerlings Werke in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. 3. Auflage. In 4 Leinenbänden M. 20.—.
Einzel-Ausgaben in Leinenbänden: Ahasver in Rom M. 3.—. Amor und Psyche M. 2.—. Aspasia M. 5.—. Blätter im Winde M. 3.—. Danton und Robespierre M. 3.—. Gesammelte kleinere Dichtungen M. 2.—. Germanenzug M. 1.—. Gesammelte Erzählungen, Studien und Skizzen. I. M. 4.—. — Dass. II. M. 4.—. Homunkulus M. 3.—. König von Sion M. 3.—. Lehrjahre der Liebe M. 3.—. Letzte Grüße aus Stiftinghaus M. 3.—. Lord Lucifer M. 2.—. Schwanenlied der Romantik M. 1.20. — Sinnen u. Minnen M. 3.—. Stationen meiner Lebenspilgerschaft M. 4.—. Teut M. 1.50.—. Die sieben Todsünden M. 2.—. Venus im Exil M. 1.50.

Hauff, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleitung von † Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.25. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Hebbel, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh, neu herausgegeben von Prof. Herm. Krumm. Mit Hebbels Bildnis und einem Gedicht in Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinbd. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Hebbels Tagebücher. Auf Grund der Quellen ausgewählt und herausgegeben von Prof. Hermann Krumm. 4 Bde. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Friedrich Hebbels Meisterdramen. Sechs Teile in einem Bande. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Dr. R. M. Werner und Dr. Max Koch, Professoren an den Universitäten Lemberg und Breslau. Mit des Dichters Bildnis und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. In 1 Leinenband M. 2.—.

Hebel, Joh. Pet., Gedichte und Erzählungen, nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe, **in 6 Bänden.** Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. Herausgegeben und erläutert von Dir. Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Heine, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie einer Biographie von Dr. G. Karpeles. Brosch. M. 3.60 In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50 Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorbereitung!)

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. v. Marcel Herwegh. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Prof. V. Fleury. Brosch. 60 Pf. In 1 Leinenband M. 1.—. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Hoffmann, E. T. A., Sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben von † Eduard Grisebach. Mit drei Selbst-Bildnissen, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf Illustrationen. Neue, um die musikalischen Schriften vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 15.—.

Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Homer, Werke (Ilias und Odyssee) in zwei Bänden, mit zwei Bildnissen. Übersetzt von Joh. Heinrich Voß. (Abdruck der ersten Ausg.) Mit Einleitung von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Homer, Ilias u. Odyssee. Übersetzt von J. H. Voß. 2 Bände. in 1 Leinenband M. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Lnbd. M. 1.—. Geschkbd. M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Kerner, Justinus, Sämtliche poetische Werke in 4 Bänden. Herausg. mit einer biograph. Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit 3 Bildn., 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Klecksographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbd. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Kleist, Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Mit Einleitung, drei Bildnissen, Abbildung seiner Grabstätte u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Kompert, Leopold, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Mit 5 Bildnissen, mehreren Abbildungen und einer Handschriftprobe, sowie biographischer Einleit. von Dr. St. Hock. Brosch. M. 9.—. In 5 Leinenbänden M. 12.—. Geschenkausgabe in Karton M. 15.—.

Körner, Sämtliche Werke in 4 Teilen. Neue vervollständigte und kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausgegeb. von Prof. Dr. Eugen Wildenow. Mit 4 Bildnissen, einem Gedichte nach der Handschrift u. 3 Abbildungen. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort von Anna von Kügelgen und Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von † Prof. Dr. Ad. Stern. Mit 2 Bildnissen und Faksimile. Brosch. M. 1.40. In 1 Leinbd. M. 2.—. In 1 einf. Leinbd. M. 1.60. In feinem Geschenkbd. M. 3.—.

Kurz, Hermann, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 12.)

Laube, Heinrich, Ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. Mit 2 Bildnissen u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Laube, Gesammelte Werke in 48 Bänden. Herausgegeben von Dr. H. H. Houben. (In Vorbereitung.)

Lenau, Sämtliche Werke in 2 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, herausg. v. Prof. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Über Lenau und aus seinem Kreise erschienen:

Castle, Nicolaus Lenau. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe. 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

— **Lenau und die Familie Löwenthal.** Briefe u. Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit 10 Bildnissen und 4 Schriftproben. gr. 8°. M. 9.—. In Leinenband M. 10.50. In 2 Leinenbänden M. 12.—.

Löwenthal-Kleyle, Sophie, Mesalliert. Erzählung aus dem Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit Bildnis der Verfasserin M. 3.—, in Lnbd. M. 4.—.

Lessing, Werke in 6 Bänden. Mit Lessings Bildnis u. Faksimile, sowie einer Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Ludwig, Otto, Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Prof. Adolf Bartels. Mit Ludwigs Bildnis, Abbildung des Ludwig-Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile, sowie Biographie und Charakteristik Ludwigs. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwig, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Fr. Bernt. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gesamt-Ausgabe in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Einleitung von O. Weltzien. In 2 Orig.-Lnbdn. M. 3.60. In 2 Geschenkbänden M. 5.—.

Mörike, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rud. Krauß (Stuttgart). Mit ausführl. Lebensbeschreibung, 12 Einleitungen, 6 Bildnissen, faksimil. Briefen 2c. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Mörike, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Mit Bildnis und Faksimile. In 1 Leinenbd. M. 2.—. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Nieritz, Karl Gustav, Ausgewählte Volkserzählungen. Herausg. von † Prof. Dr. Adolf Stern. 12 Erzählungen in einem Bande. Brosch. M. 1.50. In Leinenband M. 2.—.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg), Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—

Platen, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. (In Vorbereitung!)

Raimund, Ferd., Sämtl. Werke in 3 Bänden. Mit 3 Bildnissen und Faksimile, herausg. von Prof. Dr. E. Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinbnd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. 1 Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Reuter, Fritz, Sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters, Einleitung, Bildnissen und einem vollständigen Reuter-Lexikon herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. Brosch. M. 4.50. Feine Ausg. brosch. M. 6.—. In 3 einf. Lnbd. M. 5.—. In 4 Bände gebdn.: Leinenband M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausg. M. 12.50. In 7 Bände gebdn. (das Lexikon als 7. Bd.!): Lnbd. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Reuter, Ausgewählte Werke in 9 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. Mit 5 Bildnissen, 9 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Vom Herausgeber der obigen Reuter-Ausgaben erschienen ferner:

Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten (ca. 1600!) im mecklenburgischen Platt. Brosch. M. 1.20. In Leinenband M. 1.50.

Zur Sprache Fritz Reuters. Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart. 50 Pf.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. 20 Pf.

Reuter-Lexikon. Der plattdeutsche Sprachschatz in Fritz Reuters Schriften. In Lnbd. M. 1.50.

Rückert, Fr., Werke in 6 Bänden. Herausg. von † Prof. Dr. C. Beyer. Mit literar. Anmerk., zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Scherr, Johannes, Novellenbuch in 10 Teilen. Mit des Dichters Bildnis, einem Briefe als Handschriftprobe und einer Einleitung von Prof. Otto Haggenmacher. Broschiert M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Von demselben Autor erschienen noch:

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. 5. Auflage. 3 Bände. Broschiert M. 5.—. In 3 Lnbdn. M. 7.—. In 3 Halbfranzbd. M. 10.—.

Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Der Gesamtausgabe vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 12 Teile. In 3 Leinenbänden M. 15.—.

(Einzel-Ausgaben der Novellen siehe unter „Volksbücherei“, S. 14.)

Schiller, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Biographie u. Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Seidl, Joh. Gabriel, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Shakespeare, Sämtliche dram. Werke in 12 Bänden. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit einer Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Simrock, Karl, Ausgewählte Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Mit Simrocks Bildnis und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.
(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst. Mit Bildnis, einem Gedichte in Faksimile und Abbildung des Stifterdenkmals. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.
(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 15.)

Tieck, Ludw., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Witkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.
Als Ergänzung zu dieser Ausgabe erschien in Max Hesses Volksbücherei: Tieck, Vittoria Accorombona. Roman, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. **G. Klee.** 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

Uhland, Ludw., Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Wieland, Ch. M., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeb. von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Zschokke, Heinrich, Sämtliche Novellen in 12 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Adolf Vögtlin In 4 Leinenbänden M. 8.—.

Zschokke, Ausgewählte Nov. 6 Bde. in 2 Leinenbdn. M. 4.—.
Zschokke, Humoristische Nov. 3 Bde. in 1 Leinenbd. M. 2.25.

Max Hesses
Volksbücherei

Preis jeder Nummer 20 Pf. = 24 H. öst. W.



Einband-Probe.

Hesses Volksbücherei bringt Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker sowie wirklich gute Unterhaltungs-Schriften älterer und neuerer Zeit. Auf die Ausstattung, insbesondere auf den Druck ist große Sorgfalt verwendet; die Prosabände sind meist in besonders deutlicher und großer Schrift gedruckt. Die Ziffer hinter dem Titel ist die Nummer, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei" trägt. Die mit „gbd." bezeichneten Werke sind in hübschen Leinenbänden zu beziehen. Die „Geschenkbände" zeichnen sich durch besonders geschmackvolles äußeres Gewand aus (vergleiche die nebenstehende Abbildung). Gebundene Werke, bei denen keine Nummer angegeben ist, sind Einzel-Ausgaben aus Max Hesses Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben.

Auswahl.

Achleitner, A., Angela. Tirol. Nov. 321. — Der Flnauzer. Erz. v. Bodensee. 333. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Amelungenlied, Das, siehe Simrock.

Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und and. Erzähl. Mit Bildnis und Einl. v. W. v. Wurzbach. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.—.

Bethge, H., Deutsche Lyrik seit Liliencron. Mit 8 Bildn. 280—286. Kart. M. 1.80, Leinbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.

Bethge, H., Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit. Kart. M. 1.80. Lnbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—. — Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.

Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. Mit Bildnis und Faksimile. 311. gbd. 60 Pf. Geschenkband M. 1.20.

Böhlau, Helene, Sommerseele. Muttersehnsucht. Mit Bildnis u. Einleitung v. P. Legband. 161—162. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Bonté, Hugo, Studentengeschichten u. anderes. Humor. Erz. 332.

Börne, Briefe aus Paris. gbd. M. 1.50. — Nachgelassene Schriften. gbd. M. 1.50.

Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.
— Romanzen vom Rosenkranz. Einl. v. M. Morris. 228-231. gbd. M. 1.20.
— Ausgew. Märchen. Einleit. v. Max Morris. 258—260. gbd. M. 1.—.
— Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller. 238. gbd. 60 Pf.

Brinckman, John, Vagel Grip. 'n Dönkenbok. 71—72. gbd. 80 Pf.
— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.
— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf..

Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. Lnbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Münchhausens Reisen u. Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.

Byron, Sämtl. dram. Werke. gbd. 1.50.
— Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.
— Ritter Harolds Pilgerfahrt. Der Korsar. Lara. gbd. M. 1.—.
— Don Juan. 2 T. in 1 Bde. gbd. M. 1.50.

Chamisso, Sämtl. Dichtungen, hrsg. v. K. Siegen. 2 Bde. in 1 gbd. M. 1.25.
— Reise um die Welt. gbd. M. 1.20.

Dichter u. Denker I: Goethes Leben u. Werke von L. Geiger. 156—157. gbd. 80 Pf.
— **II:** Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Tausig. 245—247. gbd. M. 1.—.

von Dincklage, Fr. Freiherr, Anker geschlippt. Geschichte eines Marineoffiziers. Mit Bildnis. 408.

Droste-Hülshoff, Gedichte. Herausg. v. Ed. Arens. Mit Bildn. d. Dichterin. 221-224. gbd. 1.20. Geschenkbd. M. 1.80
— Das geistliche Jahr. Geistl. Lieder. Herausg. v. Ed. Arens. 232—233. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Die Judenbuche. Ein Sittengemälde. Herausg. v. Arens. 243. gbd. 60 Pf.

Düsterbrock, M., En poor Planten ut minen Goren. (Plattdeutsche Erzähl. u. Humoresken.) Einl. v. L. Schröder. 262—263. gbd. 80 Pf.

Eckstein, Ernst, Vielliebchen. — Fürst Arno. — Preisgekrönt. Drei heitere Geschichten. Mit Bildnis u. Einl. 413-414. gbd. 80 Pf. Geschlbd. M. 1.50.

Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Etzel, Th., Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Kart. M. 1.80. gbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.

Fließ, Erich, Der Proboszcz. Eine Geschichte aus dem Osten des Deutschen Reichs. 411.

Freiligrath, Ferd., Gedichte. Mit Bildnis u. Einl. von Ludwig Schröder. 384—387. gbd. M. 1.20., Geschenkband M. 1.80.

Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.

Gerhardt, Paul, Sämtliche Lieder. Bearb. u. herausg. v. D. P. Kaiser. Mit Bildnis. 339—345. Leinenbd. M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf. — II. Das sonderbare Duell. Ein berühmter Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — V. Der Wilddieb. Der erkaufte Henker. 55-56. gbd. 80 Pf. — VI. John Wells. Die Stiefmutter. Der Bekehrte. 57. gbd. 60 Pf. — VII. Die Moderatoren. Erzählg. aus Texas. 63. gbd. 60 Pf. — VIII. Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. Zacharias Hasenmeiers Abenteuer. 78—79. gbd. 80 Pf.

Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.

Goedicke, Elisabeth, Jens Larsen. Mit Bildnis 405—407. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.

Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.
— West-Östlicher Diwan. gbd. 75 Pf.
— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.
— Dramatische Meisterwerke. 2 Bde. in 1 gbd. M. 1.20.
— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.
— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 75 Pf.
— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. M. 1.20.
— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.
— Aus meinem Leben. gbd. M. 1.20.
— Hermann u. Dorothea. Mit Einl. u. Anm. hrsg. v. Dir. Dr. E. Wasserzieher. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.
— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.

Gotthelf, Jeremias, Der Bauernspiegel. gbd. M. 1.50.
— Uli, der Knecht. gbd. M. 1.50.
— Uli, der Pächter. gbd. M. 1.50.
— Geld und Geist. gbd. M. 1.50.
— Käthi, die Großmutter. gbd. M. 1.50.
— Die Käserei in der Vehfreude. gbd. M. 1.50.

Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Zwei Novellen. Mit Einl. v. P. Rosegger. 248—249. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Gregori, Ferdinand, Lyrische Andachten. Natur- u. Liebesstimmungen deutscher Dichter. Mit Buchschmuck von Fidus. 273—279. kart. M. 1.80, Lnbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.

Greif, Martin, s. „Moderne Lyriker".

Grillparzer, Die Ahnfrau. 1. — Sappho. 2. — Das goldene Vlies. I. 8—9. dass., gbd. 80 Pf. — König Ottokar. 10. — Ein treuer Diener. 11. — Des Meeres und der Liebe Wellen. 18. — Der Traum ein Leben. 19. — Weh dem, der lügt! 20. — Ein Bruderzwist. 21. — Die Jüdin von Toledo. 22. — Libussa. 30. — Esther. Hannibal. Drahomira. Psyche. Spartakus. 33. Erzählungen. 34. gbd. 60 Pf. — Sämtliche Gedichte u. Epigr. (M. Necker). 1. Bd. 44—45. 2. Bd. 46-48. In 1 Lnbd. M. 1.50, Geschenkband M. 1.80. — Selbstbiographie. 49—50. gbd. 80 Pf.

Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Vollst. Ausgabe. Illustr. von H. Vogeler-Worpswede. Geschenkband M. 3 —.

Groller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Novell. 138.

Gudrun, Deutsches Heldenlied. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. Gotth. Klee. 350—352. gbd. M. 1.—.

Halm, Ausgewählte Gedichte. Mit Einl. von A. Schlossar. 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
— Ausgewählte Novellen. Mit Einleit. v. A. Schlossar. 159-160. gbd. 80 Pf.

Hartmann, Der Krieg um den Wald. Mit Einleitg. u. Anmerk. von W. v. Wurzbach. 174—175. gbd. 80 Pf.

Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25. — Das Bild des Kaisers. 76. — Gedichte u. Novellen. gbd. 75 Pf. — Der Mann im Monde. gbd. 75 Pf. — Memoiren des Satan. gbd. 75 Pf. — Märchen. gbd. M. 1.—. — Phantasien im Bremer Ratskeller. Novellen und Skizzen. gbd. 75 Pf.

Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.

Hebel, Alemannische Gedichte. Mit Bildnis. 324—326. gbd. M. 1.—.

Heigel, Karl von, Im Isartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.

Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.-, Geschenkbd. M. 1.25.
— Neue Gedichte 2c. gbd. M. 1.—.
— Romancero. Letzte Ged. gbd. M. 1.—.

Heldenbuch, Das kleine. Übers. von K. Simrock. Mit Einl. v. Gotth. Klee. Teil I: Walther u. Hildegunde. — Alphart. — Der hörnerne Siegfried. — Der Rosengarten. 353—355.
— Teil II: Hildebrandslied. — Ortnit. Hugdietrich u. Wolfdietrich. 356—358. In 1 Lnbd. M. 1.60.

Heliand, Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen v. Karl Simrock. Mit Einleitung v. Gotthold Klee. 359—360. gbd. 80 Pf.

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. von Marcel Herwegh. Mit Bildnis u. Einleit. von Prof. V. Fleury. 234—236. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Hoffmann, Klein Zaches. 40. gbd. 60 Pf.
— Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erz. u. Märchen in 2 Lnbdn. M. 3.—.
— Der Doppelgänger. Der Feind. 94.
— Phantasiestücke. gbd. M. 1.20.
— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.
— Kater Murr. gbd. M. 1.20.
— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. 3 Bände in 1 Leinenbd. M. 1.50.

Holzamer, Wilhelm, Am Fenster. Der arme Lukas u. a. Erzählungen. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleit. v. R. W. Enzio. 308—310. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Homer, (v. Voß) Ilias. 23—25. gbd. M. 1.—. Odyssee. 26-28. gbd. M. 1.—.

Huch, Ricarda, Der Mondreigen von Schlaraffis. Mit Bildn. u. Einleit. v. Hans Bethge. 409—410. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Ibsen, Gedichte. Übers. u. eingel. v. Dr. H. Neumann. Mit des Dichters Bildnis. 220. gbd. 60 Pf.

Jensen, Wilhelm, Der Tag v. Stralsund. Erzählung aus der Hansazeit. 3-4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Jensen, Wilhelm, Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Zwei Erz. Mit des Dichters Bildnis. 218—219. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. 1.50.
Kompert, Leop., Aus d. Ghetto. 6 Erz. 395—398. gbd. M. 1.20.
— Böhmische Juden. 3 Erz. 401—404. gbd. M. 1.20.
Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman, mit Einleit. v. H. Fischer. 115—120. gbd. M. 1.80.
— Der Sonnenwirt. 121—126. gbd. M. 1.80.
— Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie u. andere Erzähl. 134—135.
— Der Weihnachtsfund. 139—140. gbd. 80 Pf. — Die beiden Tubus. 141.
— Gesammelte kleinere Erzählungen. 4 Teile in 1 Lnbd. M. 1.80.
Laube, Heinr., Louison. Eine Theater-Novelle. 334—336. gbd. M. 1.—.
Lessing, Meisterdramen. gbd. M. 1.—.
— Hamburg. Dramaturgie. gbd. M. 1.—.
Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. Mit Bildnis und einer Einl. v. L. Schröder. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— siehe auch unter „Moderne Lyriker".
Ludwig, Otto, Gedichte und Dramen. 1 Lnbd. M. 1.50. — Studien. gbd. M. 1.50. — Sämtl. erz. Schriften. M. 2.25. — Zwischen Himmel u. Erde. 13—14. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Märchen v. toten Kinde. Aus e. alten Schulmeisterleben. 65. — Die Emanzipation d. Domestiken. 51. gbd. 60 Pf. — Die wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen. 52. gbd. 60 Pf. — Die Heiteretei und ihr Widerspiel. 82—84. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.
Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erzählung. 261. gbd. 60 Pf.
Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries. (I): Ludwig u. Annemarie. Ende gut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.-.
— dass. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.
— dass. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—.
— dass. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.
Milow, Stephan, Arnold Frank u. and. Erz. Mit Bildnis u. Einleit. v. Rob. Reinhard. 423—424. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Moderne Lyriker I: Detlev von Liliencron, von Hans Benzmann. Mit Bildnis. 148. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)
— **II:** Martin Greif, von Laurenz Kiesgen. Mit Bildn. 237. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)
— **III:** Richard Dehmel, v. Rud. Frank. Mit Bildn. 400. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 35 Gedichten Dehmels.)
Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle v. Bodensee. Mit biograph. Skizze und Einleitgn. hrsg. v. Rud. Krauß. Mit Bildnis u. Faksimile. 287—290. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.
— Maler Nolten. Roman. Zwei Teile in 1 Bde. Mit Einleit. v. Rud. Krauß, dem Vorwort v. Julius Klaiber und Mörikes Bildnis. 291—295. gbd. M. 1.50, Geschenkband M. 2.40.
— Novellen u. Märchen. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. 298—299. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Mozart auf der Reise nach Prag. Nov. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.
— Insam kassiert. Erzählung. Übersetzt von Adolf Glaser. 253.
Nibelungenlied, Das, Übers. von K. Simrock. Mit Bildn. u. Einleit. v. Gotth. Klee. 346-349. gbd. 1.20.
Niemann, Aug., Frauenliebe. Novelle. 322. gbd. 60 Pf.
Niese, Charl., 5 ausgw. Erz. Mit Bildn. u. Einl. v. H. Krüger-Westend. 432-433. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.
Nordhausen, R., Das Gespenst. 412.
Oden, Deutsche. Ausgewählt von Hans Bethge. 171. gbd. 60 Pf.
Oelckers, Der Autographensammler u. sein Neffe. Humor. Erzählung. 158.
Perfall, Ant. Frhr. v., Die Landstreicherin. Oberbayr. Erzählung. 323. gbd. 60 Pf.
Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.
— Prinzessin Ilse. 88. gbd. 60 Pf. Geschenkband M. 1.20.
Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. Zwei Geschichten a. Tirol. Mit Einleitg. v. K. Bienenstein u. Beitrag v. P. Rosegger. 267—268 gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Reuter, F., Polterabendgedichte (Julklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. —Läuschen un Rimels. 2 Tle. 188-190. gbd. M. 1.—. —De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hüsung. 193—194. gbd. 80 Pf. —Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.—Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Fru kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—. — Ut mine Stromtid. 3 Tle. 205-211. gbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.— Dörchläuchting. 212-214. gbd. M. 1.—. — Montecchi un Capuletti (Reis' nah Konstantinopel). 215-217. gbd. M. 1.-.

Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen. 147. gbd. 60 Pf.

Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Nov. 164—165. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Eine Novelle. Mit des Dichters Bildnis u. einer Einl. v. Ad. Stern. 61-62. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Rückert, Fr., Gedichte. gbd. M. 1.20, Geschenkbd. M. 1.50.

— Weisheit des Brahmanen. gbd. M. 1.20.

Schanz, Frida, Die Alte. Erzählung. Mit d. Dichterin Bildnis u. Faksimile. 315. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. In 2 Bänden. 1. Band: 301—304. 2. Band: 305—307. Beide Bände in 1 Band gbd. M. 2.—.

— Nemesis. Novelle. 316—320. gbd. M. 1.50.

— Die Tochter der Luft. Novelle. 328—331. gbd. M. 1.20.

— Michel. Gesch. eines Deutschen unsrer Zeit. Mit Handschriftprobe. 11. Aufl. 434—441. gbd. M. 2.50.

— Schiller. Kulturgesch. Novelle. Mit Bildn. u. Einl. v. O. Haggenmacher. 4. Aufl. 415—422. gbd. M. 2.50.

— Größenwahn. Vier Kapitel a. d. Geschichte menschl. Narrheit. Mit Zwischensätzen u. Bildnis. 388-393. gbd. M. 1.80.

— Rosi Zurflüh—Brunhild—Werther-Graubart. 425—428. gb. M. 1.20.

Scherr, Johannes, Die Jesuitin. — Gottlieb Kapser. — Rafael Spruhz. Alles schon dagewesen. — Die rote Dame. 429—431. gbd. M. 1.—.

— Hammerschläge und Historien. (In Vorbereitung.)

Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

— Wallenstein. (I—III.) gbd. 80 Pf.

— Geschichte d. 30j. Krieges. gbd. 75 Pf.

— Abfall d. v. Niederlande. gbd. 75 Pf.

Schoene, Heinr., Der König d. Täufer. Geschichtl. Erzähl. 155. gbd. 60 Pf.

Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Nov. Mit Einl. v. L. Schröder. 172—173. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). 254—256. gbd. M. 1.—.

— Flinserln. Gedichte in niederöster. Mundart. 264—266. gbd. M. 1.—.

— Ausgewählte Novellen. Herausg. v. Wurzbach. 271—272. gbd. 80 Pf.

Simrock, Karl, Das Amelungenlied. Mit Einl. v. G. Klee. Teil I: Wieland, der Schmied. Wittich, Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt. 364—367.

— Teil II: Dietleib. Sibichs Verrat. 368—370.

— Teil III: Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht. Die Heimkehr. 371-373.

— Die 3 Teile in 1 Lnbd. M. 2.50. (Siehe auch unter Nibelungenlied, Gudrun, Heldenbuch, Heliand, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.)

— Rheinsagen. Mit 8 Abb. gbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.

Spitta, K. J. Ph., Psalter und Harfe. Mit einer Einleitung v. K. E. Knodt. 313—314. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Stern, Adolf, Der Pate des Todes. Novelle. 111.

— Vor Leyden. Heimkehr. Mit Einleitung von H. Löbner. 137. Beide Nrn. in 1 Band gbd. 80 Pf.

Stifter, Adalbert, Studien. 4 Tle. in 2 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine. u. Erzählungen in 1 Lnbd. M. 1.50. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. 29. gbd. 60 Pf. — Der Waldgänger. Der fromme Spruch. Der Kuß

von Sentze. 31—32. gbd. 80 Pf. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — Abdias. 59. gbd. 60 Pf. — Die Narrenburg. 64. gbd. 60 Pf. — Der Waldsteig. Der beschriebene Tännling. 95. gbd. 60 Pf. — Aus d. Mappe meines Urgroßvaters. 153—154. gbd. 80 Pf.

Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Hex von Moitin. Twei Geschichten. Mit Einleitg. v. L. Schröder. 244.

Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß u. Riegel u. a. Erz. 239-240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.

— Franzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Erzählte Lustspiele. Mit Bildn. u. Faksim. 250-251. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. Mit Bildnis der Dichterin. 145-146. gbd. 80 Pf. Geschbd. M. 1.50.

Tennyson, Alfr., Enoch Arden. Im Versmaß des Originals übersetzt von A. Schroeter. Mit Bildn. u. Einl. v. Emil Koeppel. 394. gbd. 60 Pf. Geschenkbd. M. 1.20.

Tieck, Ludw., Der blonde Eckbert. Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone. 89. Der Gelehrte. Das Zauberschloß. Des Lebens Überfluß. 3 Nov. 98—99. — Die Verlobung. Musikalische Leiden und Freuden. 108. — Vittoria Accorombona. Rom. M. Einl. u. Anm. von Gotth. Klee. 180—182. gbd. M. 1.—.

Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thüringer Erz. u. Skizzen. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Heimatzauber u. a. Erzählungen. 327.

— Bachfriedel u. and. Erzählungen. 399. 327 u. 399 in 1 Band gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Twain, Mark, Die 1,000,000 Pfundnote u. and. humorist. Erzählungen u. Skizzen. 226.

Twain, Mark, Tot oder lebendig u. andere humorist. Erzählungen und Skizzen. 227. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Uhland, Gedichte. 2 Bde. in 1 Lnbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.

— Gedichte u. Dramen. gbd. M. 1.—.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Novelle. Mit Bildnis u. Faksimile der Dichterin, sowie einer Einl. von Ludwig Schröder. 129—130. gbd. 80 Pf., Geschenkb. M. 1.50.

Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.

Vögtlin, Ad., Sephora. Eine Novelle. Mit dem Bildnis d. Dichters u. einer Einleitung v. Ludwig Schröder. 183-184. gbd. 80 Pf.

Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgew. Erzählungen. 269-270. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.

Walther von der Vogelweide, Übersetzt v. K. Simrock. Mit Einleit. v. G. Klee. 361—363. gbd. M. 1.—.

Wasserzieher, Dir. Dr. E., Deutsche Lyrik seit dem Ausgange d. klassischen Zeit bis zur Gegenwart. 5.—8. Tausend. 166—170. gbd. M. 1.50.

Weigand, Wilh., Anselm der Hartheimer. — Sirene. 337—338. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Wieland, Oberon. 37—38. gbd. 80 Pf.

— Schach Lolo. Pervonte. Die Wasserkufe. Drei poetische Erzählungen. 90.

— Geron der Adelige. Das Sommermärchen u. and. poet. Erzählungen. 100.

Wilde, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit d. Bildnis des Dichters. gbd. M. 1.20.

Wolfram von Eschenbach, Parzival u. Titurel. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. G. Klee. Teil I: 374—378.

— Teil II: 379-383. In 1 Lnbd. M. 2.50.

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung!

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





